

Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

Erster Band

•

N i k o l a i L e s s k o w

G e s c h i c h t e n a u s d e r

G r o ß s t a d t

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Inhalt

| | |
|-----------------------------------|-----|
| Die Kampfnatur | I |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |
| Patulin | 147 |
| Deutsch von Erich Müller | |
| Die Dame und das Frauenzimmer 251 | |
| Deutsch von Erich Müller | |
| Das Kadettenkloster | 327 |
| Deutsch von Erich Müller | |

Die Kampfnatur

!

Mein ganzes Leben war bisher
Nur eine Schule der Moral mir,
Und Schule ist sogar der Tod.

A. Maikow

„Oh=ho=ho! Nein, Väterchen, nein, tu mir die Liebe und streit nicht länger mit mir!“

„Über Domna Platonowna, warum denn nicht streiten! Und was soll das, in der Tat, daß Sie es sich zur Regel gemacht haben, daß niemand gegen Sie ein Wörtchen riskieren darf?“

„Nein, das bin gar nicht ich, das seid ihr andern, die ihr euch herausnehmt, immer gleich wegen jeder Kleinigkeit zu streiten! Wart's ab, Bruder, lebe erst so lange wie ich — und dann streite; so lange ein Mensch aber noch wenig erlebt hat oder all die Petersburger Umstände nicht einmal recht kennt, wie es sich gehört, so lange soll er, das rate ich dir, still sitzen und zuhören, was die andern sprechen, die älter sind und diese Umstände kennen.“

Auf diese Weise wurde ich jedesmal von meiner guten Bekannten, der Spizenhändlerin Domna Platonowna, unterbrochen, wenn ich irgendwie mit ihren Meinungen hinsichtlich der Welt und der Menschen nicht übereinstimmte. Genau so brachte sie freilich auch alle ihre anderen Bekannten zum Schweigen, wenn einer von diesen sich erdreistete, Bemerkungen zu machen, die mit Domna Platonownas Überzeugungen nicht übereinstimmten. Domna Platonownas Bekanntenkreis war ungemein groß, nach ihren eigenen Worten war er sogar ‚unermesslich‘ und zudem von verschiedenstem Kaliber. Kommiss', Grafen, Fürsten, Kammerdiener, Garfköche, Schauspieler und bedeutende Kaufleute

waren darunter — mit einem Wort, Domna Platonownas Bekannte waren aus jedem Beruf und von jeder Herkunft, was aber das weibliche Geschlecht anbetraf — da wäre jedes Wort zu viel. Mit ihren weiblichen Bekannten prahlte Domna Platonowna gar nicht erst.

„Die Weiber“, pflegte sie zu sagen, wenn das Gespräch darauf kam, „die Weiber, die sind mir so bekannt!“

Und bei diesen Worten ballte Domna Platonowna ihre Faust und hielt sie einem vor die Augen.

„Da“, fügte sie hinzu, „da halte ich das ganze weibliche Geschlecht in einer Hand.“

Der so verschiedenartige und umfangreiche Bekanntenkreis, den Domna Platonowna in einer Stadt wie Petersburg sich erworben, war für viele ein Gegenstand äußersten Erstaunens, so daß manche mit ehrfürchtigem Schrecken die Frage an sie richteten: „Domna Platonowna! aber wie war es nur möglich, Mütterchen? . . .“

„Was denn?“

„Daß Sie mit allen bekannt sind?“

„Ja, lieber Freund, mit allen; absolut fast mit allen.“

„Wie war es nur möglich und wie kam es . . .?“

„Alles nur durch meine Natürlichkeit, absolut nur durch meine Natürlichkeit“, entgegnete Domna Platonowna.

„Wirklich nur durch Natürlichkeit?“

„Ja, lieber Freund, mich haben alle gern, weil ich

ungewöhnlich natürlich bin, wegen dieser Natürlichkeit aber und meiner Güte habe ich viel Kummer auf der Welt erleben, viele Kränkungen hinnehmen und viele Verleumdungen jeder Art ertragen müssen, und ich kann dir sagen, daß man mich zuweilen auch geschlagen hat, wenn auch nicht eben sehr; aber zu guter Letzt haben mich die Leute doch lieb gewonnen.“

„Je nun, dafür kennen Sie auch die Welt durch und durch.“

„Ja, lieber Freund, daß ich diese gemeine Welt kenne, das stimmt, ich kenne sie gut. Mir scheint, ich kann heute jeden Tunichtgut durchschauen, als ob ich ihn da auf meiner Handfläche vor mir hätte. Hingegen freilich muß ich wiederum sagen — nein . . .“ fügte Domna Platonowna hinzu und wurde dabei verlegen und nachdenklich.

„Was denn?“

„Ja, das, lieber Freund,“ entgegnete sie mit einem Seufzer, „daß man heutzutage auf lauter neue Dinge verfällt und die Menschen immer listiger werden.“

„Wieso denn, Domna Platonowna, auf welche Art werden denn die Menschen immer listiger?“

„Immer listiger! so daß, wenn man heutzutage einen Menschen am Kopf zu fassen bekommt, er dir im Handumdrehen in die Beine fährt. Bei Gott, es ist geradezu erstaunlich, was es jetzt an Betrug und Hinterlist gibt: und was sich der eine ausdenkt, das wird stets von einem andern noch übertroffen.“

„Als ob es wirklich auf der Welt nichts als Betrug gäbe, Domna Platonowna?“

„Es hat keinen Zweck, immer mit mir zu streiten. Worauf, glaubst du wohl, beruht denn die heutige Welt? Doch nur auf Betrug und Schwindel.“

„Allein es gibt doch immerhin auch noch gute Menschen auf der Welt.“

„Es kann sein, daß es auf den Friedhöfen unter den Gebeinen der Vorfahren welche gibt; aber davon hat man nur wenig Nutzen; was aber das jetzt lebende Gesindel anbetrifft — das ist alles von derselben Art. Abscheulich und nichts weiter.“

„Dann meinen Sie wohl, Domna Platonowna, daß heutzutage ein Schelm auf den andern kommt und daß man keinem Menschen mehr trauen darf?“

„Jh, mein Väterchen, es ist niemand verboten, einem andern zu vertrauen; vertrau nur, wenn du willst, so viel du Lust hast. Da habe ich neulich der Generalsfrau Schemelpfennig vertraut; siebenundzwanzig Urschin Spitzen habe ich ihr anvertraut — doch als ich vor ein paar Tagen wieder zu ihr kam und sagte: ‚Die alte Schuld, Exzellenz, könnte ich sie nicht erhalten?‘ entgegnete sie: ‚Die habe ich dir längst erstattet.‘ — ‚Nein, nein,‘ sagte ich zu ihr, ‚dieses Geld hab ich niemals von Ihnen bekommen...‘ sie aber fing da zu schreien an: ‚Wie wagst du’s,‘ sagte sie, ‚Gaunerin, mir so zu antworten? Hinaus mit ihr!‘ sagte sie. Na, und da nahm mich augenblicks der Kammerdiener unterm Arm und brachte mich ins Freie, und außerdem vergaß ich dort ein paar Spitzen (Gott sei Dank, von den billigen). Da soll man einem vertrauen.“

„Nun und,“ meinte ich, „das ist doch nur eine einzige!“

„Eine! nein, Väterchen, nicht die eine allein ist es, sondern ihr Name ist Legion. In den früheren Zeiten, als die Edelleute noch ihre Bauern hatten, da war es freilich anders; in jenen Zeiten, da hörte man nur von den niederen Ständen, daß sie sich mit Diebstahl befaßten; heutzutage aber, wo es keine Leibeigenen mehr gibt, heutzutage scheuen auch die Herrschaften nicht mehr davor zurück. Ist es denn nicht der ganzen Welt bekannt, wer die Person war, die neulich auf dem Ball das Brillantkollier hat mitgehen heißen. . . Tja, mein Lieber, heutzutage läßt keiner eine Gelegenheit vorübergehen. Zum Beispiel, die Urodotja Petrowna Karaulowa! wenn man sie sieht, hält man sie unwillkürlich für eine gnädige Frau, neulich aber hat sie mir in ihrem Sommerhause vor meinen Augen einen Kragen gestohlen.“

„Wieso,“ warf ich ein, „gestohlen? Mütterchen, Domna Platonowna, haben Sie auch überlegt, was Sie da sprechen! Wie kommt eine Dame dazu, zu stehlen?“

„Ganz einfach, gestohlen, wie man eben zu stehlen pflegt. Und dabei muß ich dir sagen, daß ich es im gleichen Augenblick bemerkte und sie höflich, weißt du, voller Politik anredete: ‚Verzeihung,‘ sagte ich, ‚Gnädigste, habe ich nicht hier einen Kragen fallen lassen, denn ein Kragen‘, sprach ich weiter, ‚ein Kragen geht mir ab.‘ Sie aber fuhr mir bei diesen Worten gleich ins Gesicht und setzte mir ihr Siegel drauf. ‚Man

führe sie hinaus!“ rief sie dem Diener zu; und was meinst du — ich wurde hinausgeführt. Zum Kammerdiener sprach ich unterwegs: „Geehrter Herr! du bist doch,“ sagte ich, „ein Mensch in dienender Stellung, so sag doch selber,“ sagte ich, „mein Läubchen, wenn einem das eigene Hab und Gut verschwindet, muß es einem doch leid tun!“ Da gab er mir zur Antwort: „Was da,“ sagte er, „leid tun, wenn das nun einmal ihre Gewohnheit ist!“ Da hast du die ganze Geschichte. In ihrer Stellung kann sie sich allerhand Gewohnheiten erlauben, du aber bist arm und mußt schweigen, weil du arm bist.“

„Und was wollen Sie damit beweisen, Domna Platonowna?“

„Was soll ich damit groß beweisen wollen, Väterchen! Es ist nicht meine Sache zu beweisen, wenn man mich selber hinausweist; daß aber alle Menschen Schwindler sind und alles nur noch auf Schwindel beruht, darüber streite du nicht mit mir, da ich, Gott sei Dank, jetzt schon so weit gekommen bin, daß ich, wenn ich einen Menschen nur anschau, sofort sehe, was er insgeheim denkt.“

Wehe aber, wenn Sie versuchen wollten, Domna Platonowna hierauf etwas zu erwidern! Wie groß auch die Kunst Ihrer Dialektik sei, Domna Platonowna wird trotzdem in diesem Streit über Sie siegen; Sie werden sie durch nichts überzeugen können. Höchstens das eine: befehlen Sie, daß man sie hinausführt! gewiß, das wäre eine Sache; in jedem andern Fall aber wird sie Ihnen zweifellos im Streit überlegen sein.

Ich sehe ein, daß es jetzt meine Pflicht ist, Domna Platonowna den Lesern so genau als möglich zu schildern.

Domna Platonowna ist von niederem Wuchs, ja, sogar von sehr niederem, man könnte sie eigentlich als sehr klein bezeichnen, und dennoch kommt sie allen wie eine sehr massive Person vor. Diese optische Täuschung rührt daher, daß Domna Platonowna, wie man sich auszudrücken pflegt, breiter ist als lang, und was sie nach oben zu kurz ist, durch Fülle des Umfanges ersetzt. Sie klagt über schlimme Gesundheit, obwohl es noch niemand gegeben hat, der sich daran erinnern kann, sie je krank gesehen zu haben, und sie dem Aussehen nach wie ein lebender Berg dahervandelt; schon ihr Busen stellt etwas so Gewaltiges vor, daß es geradezu schreckhaft ist, Domna Platonowna aber jammert in einem fort.

„Ich bin zwar“, pflegt sie zu sprechen, „eine ziemlich volle Dame, allein es ist keine wirkliche Kraft in mir, wie die anderen sie haben, die habe ich nun einmal nicht, und was meinen Schlaf anbetrifft — es ist der furchtbarste Schlaf von der Welt. Kaum lege ich mich nieder, so kommt er gleich wie eine Betäubung über mich, und in diesem Zustand könnte man mich den Krähen als Vogelscheuche hinstellen: so lange ich nicht völlig ausgeschlafen habe, werde ich nichts davon merken.“

Domna Platonowna hielt ihren abenteuerlichen

Schlaf ebenfalls für eine der vielen Krankheitserscheinungen ihres vollen Körpers und hatte seinetwegen, wie wir weiter unten sehen werden, nicht wenig Kümernisse und Unglücksfälle durchgemacht.

Domna Platonowna war eine große Freundin davon, medizinischen Rat einzuholen und ihre Leiden mit allen Einzelheiten zu beschreiben; Arzneien freilich nahm sie nie und vertraute lediglich ihren Tropfen aus Haarem, die sie allerdings immer ‚Haremstropfen‘ nannte und von denen sie stets in der rechten Tasche ihrer seidnen Pelerine ein Fläschchen trug. Wie sie selber sagte, war Domna Platonowna so gegen fünfundvierzig Jahre alt, ihrem frischen und munteren Aussehen nach konnte man ihr aber kaum mehr als vierzig geben. In der Zeit, da ich sie kennen lernte, hatte Domna Platonowna noch dunkelbraune Haare, unter denen kein weißes bemerkbar war. Ihr Antlitz war wie Milch und Blut, und auf ihren Wangen spielte eine gesunde Röthe, die Domna Platonowna freilich nicht recht zufriedenstellte, weswegen sie auch in der oberen Galerie der Passage gewisse französische Blättchen zu kaufen pflegte, welche die natürliche Röthe noch erhöhten, die bisher weder durch Kummer noch durch die finnischen Winde oder die finnischen Nebel hatte vermindert werden können. Domna Platonownas Augenbrauen waren ebenmäßig wie aus schwarzem Atlas: unbeschreiblich schwarz waren sie und glänzten mit übernatürlichem Glanze, weil Domna Platonowna sie mit einem schwarzen Firatoir ungemein kräftig zu behandeln pflegte und stets mit den Fin-

gerspizigen schnurgerade strich. Zwei schwarze Pflaumen waren ihre Augen, besprengt mit erregendem Morgentau. Ein gemeinsamer Bekannter von uns, Ispulat, ein gefangener Türke, der während des Krimkrieges hierher geraten war, konnte Domna Platonowna niemals ruhig betrachten. Er geriet, sobald er sie sah, in eine Verzückung, als wäre er besessen, und rief:

„Ai, griechisch Aug, griechisch ganz!“

Eine jede andere hätte es sich an Domna Platonownas Stelle für eine Ehre angerechnet, solch eine Äußerung zu vernehmen; Domna Platonowna aber ließ sich nie von dieser türkischen Schmeichelei bestricken und trat beständig hitzig für ihre unfehlbar russische Herkunft ein.

„Das lügst du, du ungetauftes Maul! du lügst, dicke Frosch!“ pflegte sie lustig dem Türken zu entgegen. „Ich bin von meiner eigenen mir wohlbekannten Abstammung; und außerdem gibt es bei uns keine Griechen in der Fabrik und hat es auch niemals gegeben.“

Domna Platonownas Nase war keine Nase, sondern ein Näschen, so klein, schmal und gerade, wie sie zuweilen bei uns an der Dka und an der Suschanur durch einen Fehler entstehen. Ihr Mund freilich war dafür um so größer, man sah ihm gleich an, daß sie in ihrer Kindheit mit einem runden Löffel gegessen hatte; aber er war angenehm, dieser Mund, frisch war er und von regelmäßigen Linien, die Lippen rot, die Zähne wie aus jungem Rettich geschnezt —

denen Klagen auf den Thronen zu hören, aber ich
 Komma Platonoma zu sprechen, „wie eine tolle
 durtchzubringen, ein völlig aufrechter Leben,“ pflegte
 mit meinem Weisen, und demnach für die, um mich
 „Einsam und allein lebe ich auf der Welt, allein“

etwas überlegen oder zu Lustführung bringen.
 artig irgenwohl in lausen, an etwas denken, irgen-
 Platonoma lebe. Wie war artig geschäftig, mußte
 Arbeit und Geschäftemachen die Arbeit, in der Komma
 Klagen nicht entbehren, wie eben jeder der Welt.
 ziemlich offen, obwohl sie, vertritt sich, einer gewis-
 nachgiebig; ihr Weisen war im Grunde ehrlich und
 abergläubischer Art. Ihr Charakter war weislich und
 höherer, gutmüthiger, nicht empfindlicher und einfältig-
 Komma Platonoma war von sehr unangenehmer,
 in deiner Person für Rathsel stehen!“

Platonoma, denn der Zweifel allein mag wiffen, was
 brechen mußte: „So sei denn verwünscht, Komma
 Freiheit und Freiheit fämen — in die Worte aus-
 rend über die Dinge nichts als Worte von menschlischer
 zeitig eine abgünstige Klugheit ausbrüde, nach-
 zudenken: wie es möglich wäre, daß ein Mensch gleich-
 daß — wenn immer die Lust an ihm, darüber nach-
 allgemeiner Ausbruch, der so weislich und findlich war,
 Gesicht war zweifellos ihr pflichtartiges Sinn und ihr
 der höchste Zauber aber in Komma Platonomas
 wesen, von Komma Platonoma getüßt zu werden.
 wohl keinem Liebhader von Ruffen unangenehm ge-
 Insel, auch in der großen Stadt war es damals
 mit einem Wort, nicht nur auf einer unbedeutenden

es nicht dieser, so ist es jener, der mich auch dort am Schwanz erwischt und festhält.“

„Man kann halt nicht alles auf einmal erledigen“, gab man ihr dann zur Antwort.

„Nicht alles, aber viel,“ entgegnete sie, „und dennoch muß ich dir sagen, es ist entsetzlich bedrückend, und jetzt lebe wohl — auf Wiedersehen: man wartet auf mich, an sieben Stellen wartet man auf mich“, und schon eilte sie in der Tat in schnellem Trabe davon.

Es konnte zuweilen geschehen, daß Domna Platonowna selber eingestand, daß sie nicht nur aus Gründen der Ernährung arbeite und daß sie ihre drückenden Lasten und ihr aufreibendes Leben ohne jede Schmälerung ihrer wirklichen Interessen hätte leichter gestalten können; allein es war ihr völlig unmöglich, sich ihrer ewigen Geschäftigkeit zu enthalten.

„Heißhungrig bin ich nach Geschäften; mein Herz lebt ordentlich auf, wenn ich sehe, daß es irgendwo was zu machen gibt.“

So war es auch, Domna Platonowna war gierig hinter allen möglichen Geschäften her, nicht aber hinter der Bezahlung. Im Gegenteil, zuweilen verhielt sie sich zu ihrem Verdienst in einer erstaunlichen Gleichmütigkeit.

„Der Barbar hat mich betrogen!“ oder „betrogen hat sie mich, die Barbarin!“, diese Ausdrücke konnte man häufig von ihr hören, kurze Zeit darauf aber eilte sie wiederum zu dem Barbaren oder der Barbarin, um sich für sie die Beine aus dem Leibe zu rennen, obwohl sie sich doch eigentlich von vornherein

sagen konnte, daß man sie zweifellos aufs neue beschummeln würde.

Domna Platonowna war in den verschiedenartigsten Geschäften tätig. Ihr offizieller Beruf war freilich der einer Spitzenhändlerin, worunter zu verstehen ist, daß ihr die armen Bürgers-, Kaufmanns- und Popenfrauen aus ‚ihrem Ort‘ verschiedene Kragen, Spitzen und Jabots schickten, die sie in Petersburg verkaufte, indem sie von Haus zu Haus ging; im Sommer aber betrieb sie ihr Geschäft in den Villenorten. Das erlöste Geld schickte sie nach Abzug ihrer Prozente und Auslagen nach ‚ihrem Ort‘. Außer dem Spitzenhandel hatte Domna Platonowna jedoch noch verschiedene andere Privatgeschäfte, zu deren Ausführung die Spitzen und Kragen nur eine Art Passagierschein waren.

Domna Platonowna kuppelte, sie suchte für die jungen Mädchen Bräutigame und Bräute für die jungen Männer; sie fand Käufer für Möbel und getragene Damenkleider; sie verschaffte Geld gegen Pfänder und auch ohne Pfänder; sie brachte Menschen in Stellungen, vom Erzieherposten abwärts bis zum Hausmeister und Kammerdiener; sie trug Billette in die allerbekanntesten Salons und Boudoirs, in die je zu gelangen die städtische Post nicht einmal zu denken wage, und brachte Antworten von solchen Damen, von denen stets ein weihnachtlicher Frost und eine Atmosphäre des Anstandes auszugehen schienen.

Trotz ihrer vielen Gänge und Verbindungen aber gelang es Domna Platonowna weder sich zu vergolden

noch sich zu versilbern. Sie lebte zwar recht gut, sie zog sich, nach ihren eigenen Worten, ‚bedeutend‘ an und versagte sich auch keinen leckeren Bissen, dagegen hatte sie nie Geld, da sie erstens stets zu sehr in ihren Geschäften aufging und häufig von guten Leuten betrogen wurde, zweitens aber ihre Geldangelegenheiten stets irgendwelche besonderen Nachspiele hatten.

Um gleich die Hauptsache zu sagen: Domna Platonowna war eine Künstlerin, ihre eigenen Schöpfungen rissen sie hin. Und wenn sie auch noch so oft erzählte, daß sie sich nur um ihr tägliches Brot mühe, so war das doch nicht ganz richtig. Domna Platonowna liebte ihr Geschäft wie eine Künstlerin: komponieren, zusammenstellen, garbochen und sich am Werk ihrer Hände erfreuen, das war ihr die Hauptsache, hierüber konnte sie vergessen ans Geld zu denken und an jeden anderen Nutzen, die beide sich eine mehr realistische Person keineswegs hätte entgehen lassen.

Domna Platonowna war eigentlich unabsichtlich zu dieser Laufbahn gekommen. Anfangs hatte sie bescheiden ihre Spitzen von Tür zu Tür getragen und keineswegs daran gedacht, mit diesem Gewerbe irgendwelche anderen Betätigungen zu verquicken: die zauberische Metropole aber hatte nach und nach das törichte Weib aus Mzensk zu jenem geschliffenen Faktotum umgewandelt, als welches ich die kostbare Domna Platonowna kennen lernte.

Domna Platonowna hatte bald ihre Fühler nach allen Seiten ausgestreckt und sich überall Eingang verschafft. Ja, es war sogar so, daß es Domna

Platonowna allmählich völlig unfaßbar erschien, nicht überall dorthin zu kommen, wohin sie zu gelangen wünschte: stets hatte sie ihre gestickte Tasche mit den Spitzen zur Hand und trug immer eine neue Seidenpelerine; um den Hals hatte sie einen Spitzenkragen, um die Schultern einen blauen französischen Shawl mit weißem Saum, in der freien Hand ein holländisches Lüchlein, weiß wie siedende Milch, auf dem Kopf aber bald ein violettees, bald ein kirschfarbenes Bändchen aus Gros de Naples, kurzum, mit einem Wort, sie war eine prächtige Dame. Und dazu das Gesicht! — die Demut und der Anstand selber. Aus ihrem Gesicht mußte Domna Platonowna stets das zu machen, was sie wollte.

„Denn anders“, pflegte sie zu sagen, „geht es in unserm Geschäft nicht: mit keiner Miene darf man verraten, daß man eine falsche Raße oder eine Canaille ist.“

Zu dem kam, daß Domna Platonowna im Umgang von äußerst feinen Sitten war. Um keinen Preis der Welt hätte sie jemals wie andere gesagt: ‚ich war mal in der öffentlichen Badestube‘, sondern sie drückte sich etwa derart aus, ‚ich hatte gestern abend, mein Herr, das Glück, bei einer unbekleideten Masquerade zu sein‘; und war eine Frau schwanger, so plumpste sie nicht etwa wie andere damit grob heraus und sagte, jene sei schwanger, sondern äußerte sich: ‚sie befindet sich in ihrem ehelichen Interesse‘, und ähnliches mehr.

Überhaupt war sie eine Dame von Umgangsformen

und mußte, wo es sich gehörte, ihre Bildung zu zeigen. Allein, um bei der Wahrheit zu bleiben, Domna Platonowna war dabei niemals überheblich und blieb, sozusagen, stets in ihrem Zirkel. Sie war Patriotin; da jedoch Domna Platonownas politischer Horizont eng war, so war auch ihr Patriotismus von der gleichen Enge, das heißt, sie hielt sich für verpflichtet, das Orlow'sche Gouvernement stets zu preisen und einem jeden zu helfen und jeden lieb zu finden, der ‚aus ihrem Ort‘ stammte.

„Sag mir doch,“ sprach sie zuweilen, „was soll das wohl bedeuten: ich weiß doch nur zu genau, daß unsere Orlower die bedeutendsten Diebe und Gauner auf der ganzen Welt sind; magst du aber noch so ein Schelm aus meinem Orte sein, und wärest du schlimmer als das glogäugige Türklein Tspulakka, ich werde dich nicht verlassen und nicht gegen den allerehrlichsten Menschen aus einem anderen Gouvernement eintauschen!“

Darauf mußte ich ihr nichts zu erwidern. Und zuweilen wunderten wir uns beide darüber: „Ja, warum ist das nur so?“

3

Meine Bekanntschaft mit Domna Platonowna wurde durch einen völlig nichtsagenden Zufall herbeigeführt. Ich wohnte damals bei einer Frau Oberst zur Miete, die sechs europäische Sprachen beherrschte, ganz abgesehen von der polnischen, in die sie immer zum Schluß verfiel. Domna Platonowna kannte eine entsetzliche Menge solcher Oberstenfrauen in Petersburg

und hatte für alle die verschiedenartigsten Geschäfte zu erledigen: sowohl Herzenssachen wie auch Beutelgeschäfte und ebenso vereinigte Beutel- und Herzens-, als auch Herzens- und Beutelanliegenheiten. Übrigens war meine Frau Oberst in der That eine sehr gebildete Dame, sie kannte die Welt, benahm sich ungewöhnlich anständig und wußte dabei geschickt vorzubringen, daß sie an den Menschen die unmittelbar menschlichen Werte zu schätzen wisse, sie las viel, Dichter verursachten ihr unbeschreibliche Entzückungen, und sie liebte es, aus der ‚Marija‘ von Malczewski zu zitieren:

„Bo na tym swiecie, smierć wszystko zmiecie.
Robak się legnie i w bujnym kwiecie.“*

Bei dieser Frau Oberst sah ich Domna Platonowna zum erstenmal. Es war gegen Abend, ich saß beim Tee, die Frau Oberst aber deklamirte derweilen:

„Bo na tym swiecie, smierć wszystko zmiecie.
Robak się legnie i w bujnym kwiecie.“

Da trat Domna Platonowna ein, sprach ein Gebet, verneigte sich an der Thür nach allen Seiten (obwohl außer uns beiden niemand im Zimmer war), legte ihre Tasche auf den Tisch und sagte: „Na also, Frieden sei mit Ihnen, und nun bin ich da!“

Dieses Mal trug Domna Platonowna eine braune Seidenpelerine, einen Kragen mit Franssen, den blauen französischen Shawl und das kirschfarbene Stirnband aus Gros de Naples, mit einem Wort, ihre Uniform,

* ‚Alles auf Erden, alles muß sterben,
Selbst in der Blume nistet Verderben‘.

in welcher die künstlerische Phantasie meiner Leser sie sich von nun ab vorzustellen hat.

Meine Obristin freute sich sehr über den Besuch, doch schien mir, als wäre sie beim Erscheinen Domna Platonownas ein wenig errötet; allein sie begrüßte sie freundschaftlich, wenn auch mit einer gewissen Reserve.

„Wie kommt es, daß Sie sich so lange nicht mehr blicken ließen, Domna Platonowna?“ fragte die Obristin.

„Geschäfte, Mütterchen, Geschäfte,“ entgegnete Domna Platonowna, setzte sich und musterte mich.

„Was haben Sie denn für Geschäfte?“

„Na, zum Beispiel, Geschäfte für dich, für eine andere, für eine dritte, für alle muß ich sorgen, allen muß ich's recht machen; da hast du die Geschäfte.“ —

„Nun, und wie ist's mit jener Sache, derentwegen du damals mit mir sprachst, weißt du noch . . .“ begann Domna Platonowna, nachdem sie einen Schluck Tee getrunken. „Ich war kürzlich dort . . . und sprach darüber . . .“

Ich erhob mich, nahm Abschied und ging fort.

Das war meine ganze Begegnung mit Domna Platonowna. Mir scheint, daran eine Bekanntschaft zu knüpfen, ist schwer, und dennoch wurde sie angeknüpft.

Lange nach diesem Vorfall saß ich einmal zu Hause, da pochte plötzlich jemand an meine Türe.

„Herein!“ rief ich, ohne aufzusehen.

Ich hörte, wie sich etwas Breites hereinwälzte und sich bewegte. Ich drehte mich um, — es war Domna Platonowna.

„Mein bester Herr,“ sagte sie, „wo hängt denn hier das Heiligenbild?“

„Dort,“ entgegnete ich, „in der Ecke über dem Vorhang.“

„Ist es ein polnisches Heiligenbild oder ein christliches von uns?“ fragte sie weiter, langsam den Arm erhebend.

„Mir scheint,“ antwortete ich, „daß es ein russisches Heiligenbild ist.“

Domna Platonowna hielt die flache Hand über die Augen und schaute lange das Heiligenbild an, schließlich aber machte sie eine Handbewegung, als wolle sie damit ‚gleichviel!‘ sagen, und sprach ihr Gebet.

„Und mein Bündelchen,“ sagte sie darauf, „wo darf ich das hinlegen?“ und schaute sich dabei um.

„Legen Sie es, wohin Sie wollen.“

„Dorthin,“ erwiderte sie, „ich will es dorthin auf den Divan legen.“

Sie legte ihre Tasche auf den Divan und nahm selber Platz.

„Ein lieber Gast,‘ mußte ich denken, ‚ein Gast, der nicht gerade Umstände macht.‘

„Heutzutage sind so kleine Heiligenbilder in Mode gekommen,“ begann Domna Platonowna, „daß man nichts auf ihnen erkennen kann. Alle diese Aristokraten haben jetzt nur noch kleine Heiligenbilder. Das ist ganz und gar nicht gut.“

„Aus welchem Grunde gefällt es Ihnen nicht?“

„Ja, ist denn das nicht dasselbe, als ob sie

Gott verdecken, um ihn nachher gar nicht mehr zu finden?“

Ich schwieg.

„Wahrhaftig,“ fuhr Domna Platonowna fort, „ein Heiligenbild muß eben eine gewisse Größe haben.“

„Wieso denn,“ meinte ich, „seit wann hat man bestimmte Größen für Heiligenbilder festgelegt, Domna Platonowna?“ Gleichzeitig aber war es mir, als spräche ich mit einer alten Bekannten.

„Wieso denn nicht!“ rief Domna Platonowna, „schau doch nur, wie es die Kaufleute halten, lieber Freund: die haben stets Heiligenbilder, die was vorstellen, und davor ein Lämpchen und ewiges Licht . . . ganz wie es sich gehört. Die neumodischen Bildchen aber, die bedeuten nichts anderes, als daß die Herrschaften vor Gott fortlaufen und daß mithin auch Gott sich von ihnen fernhält. Heuer in der Osterwoche war ich bei einer Generalin . . . und gerade als ich da war, kam der Kammerdiener herein, und meldete, die Popen, sagte er, seien gekommen.“

„Abweisen“, gab sie zur Antwort.

„Warum das,“ sprach ich, „weisen Sie sie nicht ab, das wäre Sünde.“

„Ich liebe die Popen nicht,“ gab sie mir zur Antwort.

„Je nun, es ist ihr gutes Recht, versteht sich; ein jeder kann freilich abweisen lassen, wen er will, aber wenn du den Gesandten nicht liebst, so wird dich auch jener nicht lieben, der ihn gesandt hat.“

„Schau einer an,“ warf ich hin, „wie logisch Sie denken können, Domna Platonowna!“

„Es geht doch gar nicht anders, mein Freund,“ erwiderte sie, „es geht nicht ohne Logik. Sag mal übrigens, wieviel zahlst du für dieses Zimmer?“

„Fünfundzwanzig Rubel.“

„Teuer.“

„Ja, auch mir scheint es teuer zu sein.“

„Nun, und,“ meinte sie, „warum ziehst du nicht um?“

„Ja,“ sagte ich, „ich will mich nicht damit plagen.“

„Dir gefällt wohl die Hausfrau?“

„Aber nein,“ rief ich, „was sagen Sie da von der Hausfrau?“

„Sei nur still, du! das kannst du, Bruder, einer andern weismachen, nur nicht mir; ich weiß doch, was ihr alle für Schelme seid.“

„Schau mir einer dies an,“ fuhr es mir durch den Kopf, „was du für treffende Ausdrücke hast, mein teurer Gast.“

„Sie sind übrigens geschickt, diese Polinnen,“ fuhr Domna Platonowna fort, gähnte und bekreuzigte den Mund dabei, „sie machen alles mit Überlegung.“

„Domna Platonowna, Sie tun unrecht, von meiner Hausfrau so zu denken,“ warf ich ein; „sie ist eine ehrenhafte Frau.“

„Ja, siehst du denn hierbei irgendeine Unehrenhaftigkeit, lieber Freund? Sie ist doch noch so jung.“

„Ihre Worte, Domna Platonowna, sind zwar verständlich und nicht ungerechtfertigt, aber ich habe nichts mit dieser Sache zu tun.“

„Habe nichts mit der Sache zu tun, und Stadthauptmann ward er nun; kenn ich schon, ich kenne

diese Petersburger Umstände, man braucht mich darüber nicht erst aufzuklären.“

„Wahrhaftig,“ überlegte ich, „es scheint unmöglich zu sein, dich, Mütterchen, von etwas abzubringen.“

„Steh ihr nur so weiter bei, — und zahl brav für deine Wohnung,“ sagte Domna Platonowna, bog sich zu mir und schlug mich leicht auf die Schulter.

„Wie meinen Sie das,“ entgegnete ich, „sollte ich denn nicht zahlen?“

„Na so, — du weißt schon, ihr alle miteinander, ihr Männer, ihr seid, wenn ihr eine von uns bestrickt habt, doch nur darauf aus, nicht mehr zu zahlen, was ihr ihr schuldet . . .“

„Über was sagen Sie da!“ ich wollte Domna Platonowna zum Schweigen bringen.

„Ja, Freundchen, wir Weiber, und insbesondere wir Russinnen, werden dumm, wenn wir lieben: ,da, mein Falke, nimm nur‘, sagen wir und sind sogar bereit, uns das Fleisch von den Knochen zu schneiden und es fortzugeben; ihr aber, ihr Wisperer und Wisperer, ihr nutzt das stets aus.“

„Ja, was soll denn das, Domna Platonowna, wie kommen Sie darauf, daß ich ihr Liebhaber bin?“

„Du mußt Mitleid mit ihr haben. Denk mal selber nach, mein Freund, wie bemitleidenswert wir Frauen doch sind! Wie lange muß man unsereine prügeln und schlagen, bis sie sich vor euch Unflaten in acht nimmt. Und kannst du mir vielleicht sagen, wer das so geschieht gemacht hat, die ganze Welt mit diesen Männern, die nichts ungeschoren ziehen lassen können, zu überfüllen!

. . . Wozu sind sie nur da? Freilich, wenn man nachdenkt, kann es einem so vorkommen, als wäre es ohne sie doch langweilig; ja, manchmal ist es einem zu mude, als fehle ohne sie was. Und dabei ist es nur der Teufel im Beichtstuhl, der da fehlt!“ rief Domna Platonowna zornig, spuckte aus und fuhr fort: „So kam ich einmal zu der Obristin Domuchowskaja . . . hast du die gekannt?“

„Nein, ich habe sie nicht kennen gelernt.“

„Eine Schönheit.“

„Ich kenne sie nicht.“

„Eine Polin.“

„Nun, und,“ erwiderte ich, „muß ich denn etwa alle Polinnen in Petersburg kennen?“

„Sie ist keine ganz richtige Polin, sondern eine getaufte, — unseres Glaubens!“

„Und darum muß ich sie wohl unbedingt kennen, diese Frau Domuchowskaja, die keine richtige Polin, sondern unseres Glaubens ist. Ich kenne sie nicht, Domna Platonowna; ich kenne sie absolut nicht.“

„Ihr Mann ist Arzt.“

„Wieso ist sie denn Obristin?“

„Da mußt du dich wohl wundern, was?“

„Schon gut, macht nichts,“ meinte ich, „und was weiter?“

„Ja, weißt du, die hatte sich halt mit ihrem Mann auseinandergeschnippt.“

„Was heißt auseinandergeschnippt?“

„Weißt du denn nicht, wie es tut, wenn man nicht übereinstimmt, da heißt es gleich schnipp-schnapp, und

flugs sausen beide nach verschiedenen Seiten auseinander. So hat es auch diese Lefanida getan. ‚Domna Platonowna, er ist zu eigen‘, sagte sie.

Ich hörte zu und nickte nur mit dem Kopf, weißt du. ‚So viel Launen‘, sagte sie, ‚kann ich nicht ertragen; meine Nerven‘, sagte sie ‚halten das nicht länger aus.‘

Ich nickte aufs neue mit dem Kopf.

Was die immer mit ihren Nerven haben, die sie umwerfen, mußte ich denken, und warum hat unser-einer keine solchen Nerven?

So verging ein Monat, ich sah ruhig zu, und schließlich nahm die gute Dame eine Wohnung: ‚Ich werde Zimmer vermieten‘, sagte sie.

Nach dem Sinn ihres Mannes zu leben, hatte sie nicht verstanden, nun versuchte sie, nach ihrem eignen zu leben; aber schnell treibt die Not hinab in den Rot, auch du wirst das kennen lernen, dachte ich, und noch froh sein darüber.

Einen Monat darauf kam ich wieder zu ihr, da hatte sie bereits einen Mieter, es war ein ganz ansehnlicher Mann, freilich ein bischen dürr und ein wenig poßennarbig.

‚Ach‘, sagte sie, ‚Domna Platonowna, Gott hat mir einen prächtigen Mieter beschert — so zartfühlend, gebildet und gutmütig, er kümmert sich um alle meine Angelegenheiten.‘

‚Was die Zartfühligkeit anbetrifft, Mütterchen, das haben sie alle jetzt heraus, aber wenn er sich schon um deine Angelegenheiten kümmert, ist denn das nicht ganz so, als ob du richtig verheiratet wärest?‘

Ich sagte es mit Lachen, sie aber wurde mit nichts dir nichts feuerrot.

Es ist halt meine Ansicht, daß ein jeder selber wissen muß, was er tut, und wenn es ein guter Mensch ist, dann werden die gescheiten Leute es nicht verurteilen und Gott wird nachsichtig sein.

Ich kam darauf noch einige Male zu ihr und traf sie immer zu Hause an: jedesmal saß sie in der Kammer und weinte.

‚Was soll das, fragte ich, daß du dich so früh mit Salzwasser zu waschen beginnst?‘

‚Ach, gab sie zur Antwort, ‚Domna Platonowna, ich habe solchen Kummer, und wurde ganz still.

‚Was hast du denn für einen Kummer?‘ fragte ich. ‚Hast du vielleicht einen lebendigen Fisch verschlungen?‘

‚Nein, nichts dergleichen,‘ antwortete sie, ‚Gott sei Dank, nein.‘

‚Wenn es das nicht ist,‘ sagte ich, ‚alles andere macht nicht viel.‘

‚Ich habe keinen Pfennig mehr.‘

‚Ja, dachte ich, das ist freilich schlimm; aber ich weiß ja, daß es nicht gut ist, einen Menschen in solcher Lage noch zu bekümmern.

‚Man hat meist kein Geld,‘ erwiderte ich, ‚bevor man wieder welches bekommt. Und was machen denn deine Mieter?‘ fragte ich.

‚Der eine hat gezahlt, aber die zwei anderen Zimmer stehen leer.‘

‚Ja, ja, das ist die Gemeinheit des Leerstehens,‘ erwiderte ich, ‚in deinem Geschäft ist es das Aller-

schlimmste. Und was macht dein Freundchen?' fragte ich sie, weißt du, ganz ohne Umschweife.

Sie schwieg und weinte.

Da tat sie mir leid: ich sah ja, daß sie eine schwache und unvernünftige Frau war.

„Je nun,“ sagte ich, „wenn er ein Frechling ist, schmeiß ihn doch hinaus.“

Sie weinte nur und biß mit den Zähnen in das feuchte Taschentuch.

„Du tust unrecht“, sagte ich zu ihr, „dieser Unflath wegen zu weinen und zu verzweifeln, das steht nicht dafür; es wäre das Beste, wenn du ihn hinaus-schmissest, dann könnten wir uns einen andern suchen, von dem wir nicht nur Liebe hätten, sondern auch Hilfe; dann brauchtest du nicht mehr mit den Zähnen zu knirschen und zu jammern.“

Sie aber winkte heftig mit den Händen ab: „Nicht nötig! nicht nötig! nicht nötig!“ und schmiß sich aufs Bett und wühlte den Kopf in die Kissen und begann zu schluchzen, daß ihr fast der Rücken des Kleides geplatzt wäre.

Gerade um die Zeit hatte mich kurz vorher ein bekannter Kaufmann besucht (sein Vater hat an der Esurowschen Linie ein eignes Handelshaus) und mich ungemein gebeten: „Domna Platonowna, mach mich doch“, sagte er, „mit irgendeinem Fräulein bekannt oder meinetwegen mit einer Dame, freilich soll sie gebildet sein. Ich kann“, sagte er, „die ungebildeten nun einmal nicht ausstehen.“ Ich brachte ihm volles Vertrauen entgegen, denn erstens kannte ich ja seinen

Vater und außerdem waren alle Männer in dieser Familie mit Gänsen verheiratet, und auch dieser hatte eine sehr gänsigte Frau; wann immer er zu ihr kam, saß sie in der Ecke und fraß Lebkuchen für Kinder.

Ich überlegte gleich, daß gar nichts besseres zu wünschen war, als diese Lekanida da mit jenem zu verheimlichen. Andererseits aber sah ich, daß sie noch dumm war, darum verließ ich sie für diesmal: sie sollte vorderhand ihren Leidensweg allein gehen!

Zwei Monate hindurch zeigte ich mich nicht mehr bei ihr. Sie tat mir freilich leid, aber solange ein Mensch noch nicht zur Vernunft gekommen ist und nicht einsieht, was für ihn das Rechte ist, kann ihm niemand helfen.

Eines Tages aber ging ich wieder in ihr Haus; ich hatte gerade Spitzen verkauft und bekam plötzlich Appetit auf Kaffee; ganz leidenschaftlich wollte ich mit einem Male Kaffee haben. Ich will zu der Domuchorowskaja gehen, dachte ich, zu Lekanida Petrowna, die wird mir Kaffee geben. Ich benutzte den Ausgang für Dienstboten und öffnete die Rüchentür — niemand war zu sehen. Schau mir einer an, sprach ich zu mir, wie die offen leben — nimm, wonach dein Herz begehrt —, denn ich sah, daß sowohl der Esamowar als auch die Kasserollen dort frei herumstanden.

Raum hatte ich das gedacht, da befand ich mich bereits auf dem Korridor, hier aber vernahm ich auf einmal ein klatschendes Geräusch: klatsch-klatsch, klatsch-klatsch ging es in einem fort. Ach, du mein lieber Gott! was ist denn das? dachte ich. Sag mir doch einer,

was das heißen soll? Ich öffnete die Thür zu ihrem Zimmer und sah einen Mann darin, ihren guten Freund — er war Schauspieler und sogar ein nicht unbekannter Schauspieler und nannte sich Künstler; na, schön, und dieser wackere Bursche hatte mit der einen Hand ihren Arm gepackt, in der andern aber schwang er eine Nagaike.

„Barbar, Barbar!“ schrie ich ihm zu, „was tust du da, du Barbar, mit einer schwachen Frau!“ und glitt dabei zwischen die beiden, wobei ich mich mit der Tasche schützte, einfach zwischen die beiden. — Ja, ja, da sieht man's wieder einmal, was ihr Bösewichter mit uns schwachen Frauen anstellt!“

Ich schwieg.

„Es gelang mir, die beiden zu trennen, denn in meiner Gegenwart war ihm die Lust vergangen, sie weiter zu züchtigen, sie aber nahm ihn noch in Schutz vor mir: ‚Domna Platonowna,‘ sagte sie, ‚Sie müssen sich nichts Böses denken; es war nur ein Scherz von ihm.‘

„Schon gut, Mütterchen,“ sagte ich; „aber schau lieber nach, ob nicht bei diesem Späßchen die Seitennähte in deinem Kleide geplatzt sind.“

Trotzdem lebten die beiden miteinander weiter; er hauste immer noch in ihrer Wohnung, freilich zahlte der Gauner keinen Pfennig dafür.“

„War das alles?“

„Aber nein; einige Zeit danach ging wieder bei ihnen alles kopfüber, kein Tag verging, an dem er sie nicht hernahm, und zu allem kam, daß sie eine neue

Mieterin in ihr Haus nahm, ein zugereiftes Dämchen aus dem Kaufmannsstande. Du wirst selber wissen, daß unsere Kaufmannsfrauen, wenn sie erst einmal aus dem Hause sind, zu dieser Sache nur zu leicht zu haben sind . . . Jener aber begann zu allem übrigen eine Liebelei mit dieser neuen Mieterin, und da entstand ein so heilloser Wirrwar daraus, daß ich gar nicht mehr hingehen wollte. Gott mit euch! dachte ich für mich, lebt in Zukunft wie ihr wollt.

Am dreizehnten September ging ich in die Erscheinungskirche zum Abendgottesdienst vor dem Fest der Kreuzerhöhung. Nach Beendigung des Gottesdienstes ging ich hinaus und sah in der Kirchenvorhalle dicht am Ausgang Lefanida Petrowna. Jämmerlich anzuschauen war sie in einem alten Umhang, sie kniete in einem Winkel und weinte. Und wieder kam so was wie Rührung über mich.

„Guten Abend, Lefanida Petrowna!“ sagte ich zu ihr.

„Ach, mein Seelchen, Domna Platonowna!“ erwiderte sie. „Gott selber“, sagte sie, „hat Sie mir geschickt“, und brach dabei in einen Strom von bitteren Tränen aus.

„Nun, nun,“ entgegnete ich, „Gott hat mich wohl kaum geschickt, Mütterchen, denn Gott schickt körperlose Engel, ich aber bin nur ein Mensch und sündhaft wie wir alle; weine aber nicht länger mehr, wir wollen uns lieber unter ein Obdach begeben und dort erzähl mir deinen Kummer; vielleicht kommen wir dann auf etwas, was ihn lindern kann.“

Wir gingen.

‚Hat dein Barbar am Ende wieder etwas mit dir angestellt?‘ fragte ich.

‚Keiner mehr da,‘ antwortete sie, ‚es ist kein Barbar mehr bei mir.‘

‚Wohin gehst du denn?‘ fragte ich, denn ihre Wohnung lag doch auf der Schestilawotschnaja, und dabei bog sie in die Grjasnaja ein.

Ein Wort gab das andere, und so kam nach und nach heraus, daß sie ihre Wohnung nicht mehr hatte: die Möbel, die sie noch besessen, hatte der Hausherr an Zahlungsstatt genommen; ihr Freund war verschwunden — das war noch ein Glück zu nennen —, sie selber aber wohnte in einer kleinen Kammer bei Awdotja Iwanowna Dislen. Gemein ist diese Awdotja Iwanowna Dislen, obwohl sie eine Majors-tochter ist und mit ihrem Adel prahlt, gemein, hunds-gemein. Ich selber bin wegen dieser gemeinen Person in meiner närrischen Einfalt einmal fast auf die Polizei gekommen. So sagte ich denn zu Lekanida Petrowna: ‚Diese Dislenscha kenne ich gut, liebe Freundin, sie ist die erste Gaunerin von der Welt.‘

‚Was soll ich tun! Täubchen, Domna Platonowna, was soll ich nur tun?‘ Und rang dabei die Händchen, rang sie, daß es einem ans Herz griff, sehen zu müssen, wie schrecklich sie sie bog.

‚Kommen Sie doch zu mir herein,‘ sagte sie.

‚Nein,‘ sagte ich zu ihr, ‚du tust mir zwar sehr leid, mein Seelchen, aber in die Wohnung der Dislenscha komme ich nicht mit dir — ich bin nicht umsonst dieser nichtsnußigen Person wegen einmal fast auf die Po-

lizei gekommen; da du aber den Wunsch hast, mit mir zu sprechen, so wäre es am besten, wenn du zu mir hinaufkämest.'

So kam sie denn zu mir: ich gab ihr Tee zu trinken, ich wärmte sie, und wir futterten, was Gott uns zum Abendessen beschert hatte, schließlich ließ ich sie bei mir schlafen. Was meinst du, war das nicht freundschaftlich von mir?'

Ich nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Und was für einen Schrecken hatte ich nachts durch sie! Still und friedlich lag sie da, plötzlich aber fuhr sie auf, setzte sich im Bett auf und schlug sich vor die Brust: ‚Läubchen,‘ sagte sie, ‚Domna Platonowna, was soll ich nur mit mir anstellen?‘

Ich sah, daß es schon sehr spät war. ‚Laß jetzt das Jammern,‘ sagte ich, ‚schlaf lieber. Und morgen wollen wir nachdenken.‘

‚Ach,‘ sagte sie, ‚ich kann ja nicht schlafen, Domna Platonowna, ich kann nicht schlafen.‘

Je nun, ich wollte aber ums Verrecken gern schlafen, denn ich habe einen ungewöhnlich festen Schlaf.

So schlief ich denn mein Pensum ab und fiel schließlich in den nächsten Tag hinüber. Ich fiel hinüber, sie aber saß bereits, lediglich mit einem Hemde bekleidet, auf dem Stuhl, hatte die Füße untergeschlagen und rauchte eine Zigarette. So weiß war sie, so niedlich und so zart — ganz wie Flaum in Atlas.

‚Verstehst du, den Esamowar aufzustellen?‘ fragte ich.

‚Ich will's versuchen.‘

Sie zog ihren Barchentrock an und ging in die Küche. Nicht ums Berrecken wollte ich damals aufstehen. Sie brachte schließlich den Esamowar herein, wir setzten uns an den Frühstückstisch, und da sagte sie: ‚Was meinen Sie, Domna Platonowna, was ich mir ausgedacht habe?‘

‚Das weiß ich nicht, mein Seelchen,‘ sagte ich, ‚fremde Gedanken bekommt man nur schwer heraus.‘

‚Ich werde zu meinem Mann fahren.‘

‚Was gibt es besseres als eine ehrliche Frau sein — es fragt sich nur, ob er dich wieder zurücknehmen wird?‘

‚Er ist so gut,‘ sagte sie, ‚ich sehe jetzt, daß er besser ist als alle.‘

‚Das ist recht gut, daß er gut ist,‘ entgegnete ich, ‚aber sag du mir mal, wie lange ist es her, daß du ihn verlassen hast?‘

‚Es wird bald ein Jahr her sein, Domna Platonowna.‘

‚So so; schau schau, ein Jahr ist bereits darüber vergangen. Ja, mein liebes Dämchen,‘ sagte ich, ‚das ist freilich keine kleine Zeit.‘

‚Was denn,‘ fragte sie, ‚was meinen Sie denn damit, Domna Platonowna?‘

‚Ich meine damit,‘ sagte ich, ‚ob nicht am Ende eine andere an deine Stelle getreten ist, eine Küchenmeisterin, eine Topfzerhämmerin.‘

‚Daran,‘ antwortete sie, ‚daran habe ich nicht gedacht, Domna Platonowna.‘

‚Siehst du, da hast du’s, mein Mütterchen; nicht daran gedacht! Alle seid ihr so, ihr denkt nicht daran!‘

... Und dabei muß man daran denken. Wenn du daran gedacht und es dir überlegt hättest, kann sein, daß vieles anders gegangen wäre.'

Donnerwetter, wie die verwirrt wurde! Ich sah geradezu, wie es ihr ins Herzchen fuhr; sie biß sich auf die Lippen und flüsterte ganz leise nur dies: ‚Mir scheint,‘ sagte sie, ‚er war doch gar nicht so.‘

Ach ihr, mußte ich denken, ihr Tierchen! wie die Ziegen hüpfst ihr in die Erbsen selber munter hinein; beim Mann aber heißt es: ist zuwider dir auch sein Angesicht, eine andere berühren darf er nicht. Du glaubst es nicht, wie sehr ich mich jedes Mal darüber ärgern muß. — ‚Verzeih mir schon, Mütterchen,‘ sagte ich ihr bei der Gelegenheit, ‚aber meiner Ansicht nach sind deine Worte keinen Pfennig wert. Was ist er denn,‘ sagte ich, ‚jener, dein Mann, für ein besonderer Mann, daß du von ihm glaubst, daß er gar nicht so wäre? Mein Leben lang werde ich das nicht glauben. Ich glaube im Gegenteil, daß er genau so geschaffen ist wie alle andern: aus Knochen und Sehnen. Du tätest besser,‘ sagte ich, ‚die Sache anders anzuschauen, und zwar solltest du nicht vergessen, daß du, als du noch seine Frau warst, nicht sehr acht auf dich selber gegeben hast, und daher ihm,‘ sagte ich, ‚so was nicht zu streng anrechnen darfst, denn freilich ist es so, und das mußt du einsehen, mein Engel: der Mann ist wie ein Falke: er läßt sich nieder und schwingt wieder auf und schüttelt alles von sich ab und fliegt fort, wohin seine Augen spähen; für unsereine aber führen alle Wege nur von der Ofenbank bis zum Glur. Unsereine ist für die Männer ge-

nau das gleiche wie der Dudelsack für den Spaßmacher: er spielt auf ihm und wirft ihn dann weg.‘ Was hältst du von dieser richtigen Bemerkung?’

Ich entgegnete nichts.

Domna Platonowna wartete Gott sei Dank gar nicht auf meine Antwort, sondern fuhr fort: „Nun schön, jene aber, unsere gnädige Frau, die Lekanida Petrowna, die wußte auf meine Worte nichts zu erwidern als nur dies: ‚Ach,‘ sagte sie, ‚ich werde meinem Mann nichts verbergen, Domna Platonowna, sondern ihm alles bekennen und eingestehen: und mag’s mir den Kopf kosten.‘

„Meiner Ansicht nach ist das wiederum ganz falsch,‘ entgegnete ich, ‚denn wenn schon was vorgekommen ist, wozu es noch dem Mann sagen? Was geschehen ist, ist geschehen, und glaubst du vielleicht, daß es ihm ein großes Vergnügen sein wird, das hören zu müssen? Nimm dich lieber zusammen, daß er nichts merkt.‘

„Ach nein!“ sagte sie, „ach nein, ich will nicht lügen.“

„Was liegt schon daran, was du willst oder nicht willst! Es steht doch geschrieben: ist auch Sünde Dieberei, dennoch kommt man nicht vorbei.“

„Nein, nein, nein, ich will nicht, ich will nicht! Betrügen ist Sünde!“

So plärrte sie immer nur das gleiche und damit basta.

„Ich will ihm zuvor alles schreiben,‘ sagte sie, ‚wenn er mir verzeiht, wird er antworten, dann fahre ich zu ihm hin.‘

„Schon recht,‘ sagte ich, ‚tu, was du willst; ich sehe, daß ich dich keines Besseren belehren kann. Und nur

das eine nimmt mich wunder,' sagte ich, 'wer eigentlich diese neue Sitte bei euch eingeführt hat, daß ihr keineswegs zuerst mit euern Männern beratschlagt, wenn ihr eine Sünde im Kopf habt; wenn es aber dann heißt, eure Schweinereien, Gott verzeih mir, zu verschweigen — da schreit ihr gleich, das ist Sünde. Paß auf, mein liebes Weibchen, daß du dir nicht später deswegen auf die Lippen beißen mußt!'

Und so, wie ich gesagt hatte, kam es auch. Sie schrieb einen Brief, in dem sie, vermutlich, Gott weiß was erklärt hat, aber eine Antwort erhielt sie nie. So kam sie denn zu mir und weinte und schluchzte — es wäre keine Antwort gekommen.

'Ich will selber hinfahren,' sagte sie, 'und seine Dienerin sein.'

Ich überlegte hin und überlegte her und billigte die Absicht. Sie ist doch ein hübsches Ding, dachte ich, und wenn er auch anfangs zornig sein sollte, so wird sie doch beständig vor seinen Augen sein, da ist es leicht möglich, daß der Geist, der nur im Dunkel kommt, die beiden wieder vereinigen wird; leicht möglich, daß dabei alles vergessen wird. Du weißt ja, daß der Ruckuck bei Nacht mehr als der bei Tage macht.

'Fahr nur hin,' sagte ich, 'es ist ja dein Mann und kein Liebhaber, er wird sich schneller erweichen lassen.'

'Wo aber,' sagte sie, 'woher, Domna Platonowna, bekomme ich das Geld zur Reise?'

'Hast du denn,' fragte ich, 'kein Geld mehr?'

'Keinen Groschen,' entgegnete sie, 'nichts; ich bin sogar schon der Dislenscha was schuldig.'

„Jh, Mütterchen, da wirst du dich schneiden, wenn du meinst, daß Geld leicht zu bekommen ist.“

„Erbarmen Sie sich meiner Tränen.“

„Was da, Tränen, meine Liebe,“ sagte ich, „Tränen sind Tränen, und du tust mir sogar sehr leid, aber du weißt ja, das Sprichwort sagt: Moskau vertraut keinen Tränen mehr. Auf Tränen borgt man kein Geld.“

Sie weinte, und ich saß mit ihr, und wir unterhielten uns still für uns, als plötzlich der Oberst in mein Zimmer einbrach . . . wie hieß er doch nur gleich?“

„Was liegt daran, Gott mit ihm und seinem Namen?“

„Von den Ulanen, oder wie werden die doch gleich genannt — Ingenieur, kann das stimmen?“

„Gott mit ihm, Domna Platonowna.“

„Mir scheint, er hieß Lastotschkin, oder hieß er am Ende nicht Lastotschkin? es war doch ein ähnlicher Name, und ich glaube, er fing mit L an, oder fing er gar mit K an . . .“

„Ach, so lassen Sie doch seinen Familiennamen.“

„So geht es mir mit vielem: die Häuser, in denen sie wohnen, finde ich dir gleich, an ihre Namen aber kann ich mich nicht erinnern. Schon gut, da trat also dieser Oberst ein; das erste, was er tat, war, daß er mit mir scherzte, dann aber flüsterte er mir ins Ohr:

„Was,“ sagte er, „ist das da für ein Fräulein?“

Und dabei ist sie doch eine Gnädige, er aber nannte sie Fräulein: ihr Aussehen war eben noch sehr jugendlich.

Ich sagte ihm, wer sie wäre.

„Aus der Provinz?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete ich, „Sie haben es erraten, sie ist aus der Provinz.“

Der Oberst wollte nämlich im Gegensatz zu all diesen Windhunden und Schlingeln — er war ja auch nicht umsonst ein Mann von respektablem Rang — sogar, daß auf kurze Zeit die Frauen ihre Scham nicht vergessen dürften und den Anstand bewahren sollten; und du weißt ja selber, daß unsere Petersburgerinnen nicht viel davon haben, von der Scham nämlich und vom Anstand, so daß man sogar sagen kann: ein geschorenes Mädchen hat mehr Haare auf dem Kopf als jene — Anstandsregeln.“

„Und weiter, Domna Platonowna?“

„Tja, da sagte er also: ‚Tu mir doch den Gefallen, Domna Pantalowna‘ — diese Militärs haben alle die Gewohnheit, statt Platonowna Pantalowna zu sagen — ‚Tja‘, sagte er, ‚Domna Pantalowna, mir wäre dafür nichts zu teuer‘, sagte er, ‚und darum schmeiß doch diese Sache für mich.‘

Weißt du, ich habe ihm nichts Bestimmtes geantwortet, ich verzog nur die Augenbrauen in der Richtung zu ihr, womit ich ihm sagen wollte, daß es ‚schwierig‘ sei.

„Ausgeschlossen?“ fragte er.

„Das, mein bester General, will ich nicht gerade sagen,“ antwortete ich, „denn schließlich ist es ihre Seele und mithin ihr Willen, aber wenn ich auch wenig Hoffnung habe, den Versuch will ich immerhin machen.“

Darauf er sogleich zu mir: „Was braucht’s da“, sagte er, „lange Worte zu wechseln, Pantalowna; da

haft du,‘ sagte er, ‚fünfzig Rubel, und die sollst du ihr sogleich übergeben.‘“

„Und Sie haben sie ihr gegeben?“ fragte ich.

„Sei lieber nicht so vorlaut, sondern schweige und spiß die Ohren, wenn du hören willst. Als ich dies Geld von ihm bekommen, überlegte ich, daß sie und ich zwar nie über Ähnliches gesprochen und ich mithin keinen rechten Vorwand hatte, ihr diese Disposition zu machen, daß sie sich aber vielleicht doch in Anbetracht der allgemeinen Petersburger Verhältnisse ungeahnt und unverhofft noch darüber freuen würde, die Ärmste. So ging ich denn zu ihr in das kleine Zimmer, in dem wir saßen, und sagte zu ihr: ‚Leſanida Petrowna,‘ sagte ich, ‚du mußt wahrhaftig im Glückshemdchen geboren sein. Raum haben wir von Geld gesprochen, und sieh da,‘ sagte ich, ‚da ist es schon,‘ und legte den Schein vor sie hin. Sie: ‚Wer ist das? wie kommt das? von wem ist es?‘ — ‚Das hat dir Gott geschickt,‘ entgegnete ich und sprach die Worte sehr laut, ins Ohr aber flüsterte ich ihr dertweilen: ‚der Herr da,‘ sagte ich, ‚der Herr schickt es dir, wenn du ein bißchen Aufmerksamkeit für ihn übrig hättest . . . Steck es schneller ein das Geld!‘

Sie aber hatte plötzlich Tränen in den Augen, die auf die Tischplatte herabtropften, als wären es Erbsen. Ich konnte einfach nicht verstehen, woher sie kamen, diese Tränen, aus Freude oder aus Kummer.

‚Steck es ein,‘ sagte ich, ‚das Geld und geh auf eine Minute in jenes Zimmer, ich will dertweilen hier

aufräumen . . . ‘ Na, was sagst du dazu, hatte ich das nicht prächtig für sie gedeichselt?’

Ich schaute Domna Platonowna an: kein Augenlid bewegte sich, kein Falch war auf ihren Lippen zu sehen; herzlich und einfach waren ihre Worte; ihr ganzes Gesicht drückte nur den gütigen Wunsch aus, der armen Frau zu helfen, wozu sich freilich ein wenig Furcht gesellte, daß der segensreiche Zufall vielleicht doch noch in die Brüche gehen könnte — aber das war ja keine eigennützige Furcht, sondern nur der unglücklichen Lefanida wegen.

„Na, was sagst du dazu? Mir scheint, ich habe alles, was ich konnte, für sie getan?“ rief aufspringend und mit der Hand auf den Tisch schlagend Domna Platonowna, wobei ihr Gesicht erglühte und eine zornige Miene annahm. „Sie jedoch, diese Gaunerin!“ fuhr Domna Platonowna mit erhöhter Stimme fort, „kaum hatte ich ihr das gesagt, da stürzte sie, so wie sie dasaß, ohne ihre Sachen zu nehmen, einfach auf die Treppe hinaus und heulte aus aller Kraft los, ganz laut, weißt du. Die Schande! Ich versteckte mich eilig in meinen vier Wänden; er aber griff nach der Mütze und kniff aus. Und wie ich mich umschaute, da lag noch ihr Halstuch da, ein altes getragenes Tuch aus Merinowolle, das hatte sie vergessen. — Wart du nur, überlegte ich, du Mistvieh! Du wirst schon wiederkommen, aber das laß ich dir nicht so hingehen. — Einen Tag darauf, es können auch zwei gewesen sein, kehrte ich abends heim und sah, daß sie gerade zu mir kam. Obwohl ich eigentlich nicht mehr böse

auf sie war, denn ich bin nur sehr aufbrausend und kann nie lange böse sein, machte ich eine Miene, als ob ich sehr verärgert wäre.

„Guten Tag,“ sagte sie, „guten Tag, Domna Platonowna.“

„Guten Tag, Mütterchen,“ entgegnete ich. „Du bist wohl dein Tüchlein holen gekommen? da liegt es, dein Tuch.“

„Domna Platonowna,“ sagte sie darauf, „ich bitte Sie, mir zu verzeihen, ich habe mich damals so erschreckt.“

„Ja,“ sagte ich, „und ich danke Ihnen auch ganz ergebenst, Mütterchen. Für das Wohlwollen, das ich Ihnen erwiesen habe, haben Sie mich so hineingelegt, wie man es besser gar nicht erwarten kann.“

„Das war im ersten Schreck,“ erwiderte sie, „ich hatte mich sehr erschreckt, Domna Platonowna, verzeihen Sie, bitte.“

„Ich habe dir nichts zu verzeihen,“ entgegnete ich, „aber merke dir das eine: mein Haus ist kein solches, in dem man Skandal machen oder ohne weiteres auf die Treppe hinauslaufen kann; und erst recht kann man da nicht winseln und kreischen. Denn es wohnen vornehme Herrschaften darin, und auch der Hausherr,“ sagte ich, „ist ein Geldverleiher, zu dem jeden Augenblick Menschen kommen, ich glaube nicht, daß er dieses Winseln in seinem Hause haben will.“

„Es ist meine Schuld, Domna Platonowna. Aber denken Sie sich doch in meine Lage hinein; dieser Vorschlag . . .“

„Nun, und was denn,“ sagte ich, „was bist du denn für eine besondere, daß dich dieser Vorschlag so sehr beleidigen konnte! Vorschlagen“, sagte ich, „steht einem jeden frei, denn du bist ein Weib, das sich in Noth befindet; es hat dich ja keiner mit Gewalt genommen, so daß mithin keinerlei Veranlassung bestand, das Maul so weit aufzureißen.“

Sie bat um Verzeihung.

So verzieh ich ihr denn und begann wieder mit ihr zu sprechen und gab ihr sogar eine Tasse Tee.

„Domna Platonowna“, sagte sie, „ich komme zu Ihnen mit einer Bitte: wie könnte ich Geld verdienen, um zu meinem Mann zu fahren?“

„Auf welche Weise willst du das Geld verdienen, meine Beste? Eine Gelegenheit hat sich dir soeben geboten, aber du hast sie nicht ausgenützt, jetzt denk nur selber nach; mir fällt wahrhaftig nichts mehr ein. Was für Arbeiten kannst du denn machen?“

„Nähen“, sagte sie, „könnte ich; und außerdem verstehe ich Hüte anzufertigen.“

„Ja, mein Geelchen,“ erwiderte ich ihr; „da bist du an die Rechte gekommen; ich kenne diese Petersburger Verhältnisse viel besser als du; ganz abgesehen davon, daß es einfach unmöglich ist, eine derartige Arbeit zu erhalten, sind die, die sich damit beschäftigen, ausgelernte Näherinnen, aber auch diese“, sagte ich, „würden längst splitternackt herumlaufen, wenn sie sich nicht ihre Kleidung durch kleine Seitensprünge verdienen würden.“

„Ja, was soll ich denn tun?“ sagte sie und begann aufs neue die Hände zu ringen.

‚Ganz einfach,‘ entgegnete ich, ‚keine Geschichten mehr machen; du könntest schon längst,‘ sagte ich, ‚schon seit zwei Tagen zu deinem Mann gefahren sein.‘

Und hast du mir nicht gesehen, wie sie bei diesen meinen Worten plötzlich ganz heiß wurde.

‚Aber Domna Platonowna, was sagen Sie mir da?‘ sagte sie. ‚Ist es denn denkbar,‘ sagte sie, ‚daß ich mich auf so schlimme Dinge einlassen könnte?‘

‚Du hast dich doch schon vorher auf so was eingelassen,‘ sagte ich, ‚und mich nicht erst lange gefragt.‘

Da wurde sie nur noch röter.

‚Ja, ich gestehe,‘ sagte sie, ‚es war eine Verfehlung, und ich habe mich hinreißen lassen, jetzt aber,‘ sagte sie, ‚da ich bereut habe und mich anschieße, zu meinem Mann zu fahren, jetzt noch zu solchen gemeinen Mitteln greifen, um die Reise zu ermöglichen — um nichts in der Welt!‘

‚Wie du willst, Mütterchen,‘ sagte ich, ‚aber was du da sprichst, kann ich nicht verstehen. Ich kann nämlich nichts Gemeines darin sehen. Meine Ansicht ist, daß wenn eine Frau auf den ordentlichen Weg zurückkehren will, sie sich über dergleichen hinwegsetzen muß.‘

‚Ich finde den Vorschlag abscheulich,‘ sagte sie.

‚Schau mir einer die große Dame an! Mit jenem aber, dem Sommersprossigen, mit dem könntest du dich ungeniert lange Zeit herumtreiben, doch wenn es sich um eine richtige Sache handelt und um den eigenen Frieden — darum, daß du wieder ein ehrliches Leben

führen kannst — da willst du nicht den kleinsten Schritt machen, da ist dir schon eine Minute zu viel.“

Als Domna Platonowna dies sprach, mußte ich sie anschauen, aber ich vermochte nicht die geringste Spur jenes Ausdruckes auf ihrem Antlitz wahrzunehmen, der sonst wie ein Stempel jenen Spezialistinnen aufgeprägt ist, die sich damit befassen, solche Opfer der ‚gesellschaftlichen Mißstände‘ heranzuzüchten; vor mir saß eine völlig unkomplizierte Frau und erzählte mir ihre Abscheulichkeiten mit einer unerschütterlichen Überzeugtheit von ihrer eignen Güte und der unvergleichlichen Dummheit jener Dame Lefanida.

Domna Platonowna fuhr fort: „‚Hier,‘ sagte ich zu ihr, ‚hier ist die Hauptstadt; hier, Mütterchen, wird dir niemand etwas für nichts geben oder gar einen Schritt für dich tun, geschweige denn dir Geld leihen.‘

Ja, so sprachen wir und schließlich ging sie. Sie ging und ließ sich gegen zwei Wochen nicht blicken. Schließlich aber tauchte das Läubchen von neuem auf und war ganz in Tränen; sie ächzte und jammerte.

‚Ächze nur, mein Engel,‘ sagte ich, ‚oder ächze nicht, fahr aus der Haut, wenn du willst, das wird nichts daran ändern, ich kenne die Petersburger Umstände zu gut und weiß, daß dir alle deine Tränen nichts nützen werden.‘

‚Mein Gott!‘ meinte sie, ‚mir scheint, daß mir vor Tränen die Augen schon bald ausfließen, mir platzt der Kopf und tut die Brust weh. Ich habe mich,‘ sagte sie, ‚schon an verschiedene wohlthätige Vereine ge-

wandt: wieviel Schwellen habe ich schon überschritten, erhalten aber habe ich nichts.'

‚Daran bist du selber schuld,‘ entgegnete ich. ‚Du hättest mich fragen sollen, was diese Vereine bedeuten. Im Grunde genommen sucht man sie nur auf,‘ sagte ich, ‚um seine letzten Sohlen abzulaufen.‘

‚Schauen Sie mich doch nur an,‘ rief sie, ‚wie ich ausschau!‘

‚Ich sehe es,‘ entgegnete ich, ‚ich sehe es, meine Liebe, und wundere mich gar nicht, in Schmerzen wird ja nur der Krebs röter, aber helfen,‘ sagte ich, ‚helfen kann ich dir nicht.‘

Eine Stunde lang saß sie so bei mir und weinte immerzu, so daß ich, die Wahrheit zu sagen, ihrer bereits überdrüssig geworden war.

‚Es lohnt sich nicht,‘ sagte ich ihr schließlich, ‚und hilft dir auch nichts zu weinen: das wird dir nie etwas nützen; es ist gescheiter, sich zu beugen.‘

Jene weinte zwar immer noch, aber jetzt hörte sie schon zu und wurde nicht mehr zornig.

‚Man kann es nicht ändern, meine liebe Freundin,‘ sagte ich, ‚du bist nicht die erste und wirst auch nicht die letzte sein.‘

‚Ob man nicht jemand finden könnte, Domna Platonowna, der mir fünfzig Rubel borgen würde.‘

‚Keine fünfzig Kopeken,‘ sagte ich, ‚wird man dir borgen, geschweige denn fünfzig Rubel — dies ist keine solche Stadt, dies ist die Hauptstadt. Du hattest ja fünfzig Rubel in Händen, aber du verstandest nicht sie zu halten, was soll man mit dir tun?‘

Sie weinte noch ein wenig und ging. Ich kann mich noch genau erinnern, dies war am Tage des seligen Johannes von Rylsk, nämlich zwei Tage vor dem Feiertage der Ikone der Kasanschen Gottesmutter. An jenem Tage fühlte ich mich furchtbar unwohl — am Abend vorher war ich zu einer Kaufmannsfrau gefahren, die sehr weit wohnte, und hatte mich offenbar erkältet — es ist ja eine Sträflingsentfernung bis zur Dhta — ich fühlte mich also krank; darum ging ich auch gar nicht aus und war nicht einmal zur Mette; ich schmierte mir die Nase mit Fett ein und setzte mich aufs Bett. Plötzlich aber beehrte mich Lefanida Petrowna, ohne die übliche Pelerine und nur in ein Tuch gewickelt.

„Grüß Gott, Domna Platonowna,“ sagte sie.

„Guten Tag, mein Seelchen.“ — „Ja, was ist denn,“ fragte ich, „wieso bist du so unordentlich angezogen?“

„Nur so,“ meinte sie, „ich bin nur auf einen Augenblick auf die Straße gesprungen,“ allein ich sah ja, wie sich dabei ihr Gesicht verzerrte. Keine Tränen, weißt du, sondern sie wurde bald glühend rot, bald leichenblaß. Und wie ein Blitz durchschloß mich im gleichen Augenblick der Gedanke: sicherlich, sprach ich zu mir, hat die Dislenscha sie hinausgeworfen.

Ich fragte sie: „Hast du vielleicht irgendetwas mit der Dislenscha gehabt?“ Ihre Lippen bebten nur so, als wollte sie etwas sagen, aber sie verbiß sich die Worte immer wieder.

„Sprich doch, sprich, Mütterchen, was gibt es?“

„Domna Platonowna, ich kam nur Sie besuchen.“
Da schwieg ich.

„Wie geht es Ihnen, Domna Platonowna?“ fragte sie endlich.

„Wie immer, meine Liebe. Mein Leben ist eiförmig.“

„Ich dagegen,“ sprach sie . . . „Ach, ich spüre meine Beine bald nicht mehr.“

„So so,“ meinte ich, „dann ist es wohl auch bei dir immer noch wie zuvor?“

„Immer noch wie zuvor“, entgegnete sie. „Wo bin ich nicht alles inzwischen gewesen. Mir scheint, ich habe schon meine ganze Scham verloren: ich ging die ganze Zeit über zu reichen Leuten, sie um Geld zu bitten; in der Schmiedegasse, sagte man mir, wohne ein reicher Mann, der den Armen helfe — bei dem war ich; und ich war auch auf der Snamenskaja.“

„Nun, und hast du viel davongetragen?“

„Je drei Rubel.“

„Schau an, das ist sogar recht viel,“ sagte ich. „Da habe ich, zum Beispiel,“ sagte ich, „einen Bekannten, einen Kaufmann, der in der Nähe der Fünf Ecken wohnt, der wechselt dir jeden Rubel erst auf Kopeken und verteilt am Sonntag die Kopeken. Wie man’s auch nimmt, pflegt der zu sagen, vor Gott sind es hundert gute Werke. Um aber die fünfzig Rubel zu bekommen, die du brauchst, — meine ich — da ist in ganz Petersburg kein reicher Mann zu finden, der sie dir umsonst gibt.“

„Nein,“ sagte sie, „man sagt, es gäbe einen.“

„Wer hat dir denn das gesagt? Wer will hier einen solchen Menschen gesehen haben?“

„Eine Dame hat es mir gesagt . . . Ich wartete mit ihr gemeinsam auf jenen reichen Mann aus der Schmiedegasse. Sie sagte mir, auf dem Newskij wohne ein Grieche, der sehr wohlthätig sei.“

„Ja, wie denn,“ fragte ich, „aus welchem Grunde ist er denn wohlthätig, etwa für nichts und wieder nichts?“

„Er ist wohlthätig, ohne besondere Gründe zu haben, Domna Platonowna.“

„Also so was,“ sagte ich, „so was brauchst du mir lieber gar nicht erst vorzuschwindeln. Denn,“ sagte ich, „das ist aufgelegter Unsinn.“

„Warum bestreiten Sie es,“ entgegnete sie, „wenn diese Dame es doch von sich selber erzählt hat? Sie lebt seit sechs Jahren von ihrem Gatten getrennt und sagt, daß sie jedesmal, wenn sie hingehet, fünfzig Rubel von jenem erhält.“

„Dann schwindelt sie, diese deine bekannte Dame.“

„Nein, sie schwindelt nicht,“ sagte sie.

„Sie schwindelt, sie schwindelt,“ sagte ich dir, — es ist nichts als Schwindel. Für mein Leben bringst du mich nicht dazu zu glauben, daß ein Mann einer Frau mit nichts dir nichts fünfzig Rubel gibt.“

„Ich beteure Ihnen,“ sagte sie, „daß es die lautere Wahrheit ist.“

„Wie mir scheint, bist du am Ende selber zu ihm gegangen?“ fragte ich.

Sie wurde über und über rot und wußte nicht, wohin sie blicken sollte.

„Domna Platonowna, Sie fassen das doch nicht falsch auf?“ rief sie. „Sie denken doch nicht am Ende etwas Unrechtes? Er ist achtzig Jahre alt. Und es gehen viele Damen zu ihm, er aber verlangt von keiner etwas.“

„Na und,“ sagte ich, „läßt er sich vielleicht von Eurer Schönheit erleuchten?“

„Eurer? Warum versuchen Sie nur immer wieder das Ganze so zu drehen,“ sagte sie, „als wäre auch ich dort gewesen?“ Und wurde dabei rot wie eine Rose.

„Warum denn nicht?“ sagte ich, „sieht man denn etwa nicht gleich, daß du dort gewesen bist?“

„Nun, und was ist dabei, wenn ich dort gewesen bin? Ja, ich war dort.“

„Na, dann freue ich mich halt über dein Glück,“ sagte ich, „daß du in einem so guten Hause gewesen bist.“

„Und es war auch gar nichts Ungutes dabei,“ erwiderte sie. „Ich ging ganz einfach zu jener Dame, die mit ihm bekannt ist, und schilderte ihr meine Lage. . . Sie machte mir natürlich anfangs die gleichen Vorschläge, wie sie von allen gemacht werden. . . Ich wollte nichts davon hören; nun, und da sagte sie: schön, aber vielleicht belieben Sie dann jenen reichen Griechen aufzusuchen? Er verlangt nichts und hilft hübschen Frauen gern. Ich kann Ihnen seine Adresse geben. Seine Tochter nimmt Klavierstunden, darum gehen Sie als Klavierlehrerin hin, gehen aber direkt zu ihm, er wird Sie keinesfalls belästigen und Ihnen trotzdem Geld geben. Sie müssen wissen Domna Platonowna, daß er schon überaus alt ist. Begreifen Sie?“

„Nein,“ entgegnete ich, „ich begreife nichts.“

Ich sah, daß sie sich über meine Begriffsstutzigkeit ärgerte. Ich hatte natürlich schon eine gewisse Ahnung: ich verstand recht wohl, worauf das alles hinauslaufen würde, aber ich wollte sie noch ein bißchen zappeln lassen, damit sie sich schäme und ihr das Gewissen schlänge.

„Ja, wieso begreifen Sie das nicht?“

„So,“ sagte ich, „ich begreife es eben nicht, und will es auch nicht begreifen.“

„Warum denn das?“

„Darum eben,“ sagte ich, „weil es abscheulich und widernatürlich ist, pfui!“

So schalt ich sie aus; sie aber begann mit den Augen zu zucken und warf sich mir an den Hals und küßte mich, brach in Tränen aus und sprach: „Wie aber soll ich denn fahren?“

„Du fragst mich, wovon du fahren sollst? Nun mit jenem Gelde doch, das er dir gegeben hat.“

„Er hat mir ja alles in allem,“ sagte sie, „nur zehn Rubel gegeben.“

„Wie kommt das,“ sagte ich, „daß du nur zehn bekommen hast? Warum bekommen alle fünfzig und du nur zehn?“

„Der Teufel soll es wissen!“ meinte sie zornig.

Vor Ärger hörten sogar ihre Tränen auf zu fließen.

„Na also, da hast du es! . . . es ist klar, daß du es ihm irgendwie nicht recht gemacht hast. Ach ihr, Dämchen,“ sagte ich, „ihr Dämchen! War mein Rat, den ich einfache Frau dir gegeben habe, nicht besser und

nicht anständiger als das, was dir die Wohlgeborene geraten hat?’

„Ich sehe es ein,“ sagte sie.

„Das hättest du früher einsehen sollen.“

„Ich meine“, sagte sie darauf, „Domna Platonowna ... ich habe mich jetzt entschlossen,“ und schlug die Augen zur Erde nieder.

„Wozu“, sagte ich, „hast du dich entschlossen?“

„Was bleibt mir übrig,“ entgegnete sie, „Domna Platonowna, nach dem wie Sie gesprochen ... ich sehe ein, daß ich so nicht mehr weiter kommen kann. Wenn es wenigstens“, sagte sie, „ein guter Mensch wäre ...“

„Von mir aus,“ warf ich hin, um sie nicht länger durch Worte in Verwirrung zu bringen: „was von mir aus geschehen kann, soll geschehen, ich werde mir Mühe geben und schauen, freilich nur unter der Bedingung, daß du mir keinen Strich mehr durch die Rechnung machst.“

„Nein, nein,“ sagte sie, „woher! ...“

Ich sah, daß es ihr schwer fiel, aber sie antwortete ganz fest: „Nein“, sagte sie, „und geben Sie sich nur Mühe, Domna Platonowna, und ich werde auch nicht länger eigensinnig sein.“

Ich erfuhr dann auch noch, während sie so bei mir saß, daß die gemeine Dislenscha sie hinausgeworfen hatte, und zwar nicht nur hinausgeworfen, sondern ihr auch die zehn Rubel, die die Unglückliche vom Griechen bekommen, abgenommen und sie darauf erst ganz hinausgeworfen hatte; ihre Wäsche aber, und zwar das Hemdchen, das sie noch besaß, hatte sie

ihr, da sie ihr noch etwas schuldig war, einfach fortgenommen, und sie glatt wie eine Kasse hinausgeschmissen, am Schwanz hoch und auf die Straße.

„Jaja,“ sagte ich, „ich kenne diese Dislenscha.“

„Mir scheint,“ sagte sie, „daß sie einfach mit mir Handel treiben wollte.“

„Von ihr,“ erwiderte ich, „von ihr ist auch nichts anderes zu erwarten.“

„Als ich noch Geld hatte,“ sagte sie, „da hab ich ihr häufig geholfen, sie aber behandelte mich jetzt wie die niedrigste Person.“

„Ja, mein Seelchen,“ sagte ich, „heutzutage darfst du bei den Menschen keinerlei Dankbarkeit mehr suchen. Je mehr du heutzutage einem Menschen Gutes erweist, desto eifriger ist er darauf aus, es mit Schweinereien zu vergelten. Ist er am Untergehen, verspricht er dir wohl ein Beil, kommt er wieder empor, tut ihm das Beil leid mittlerweil.“

Derweil ich mich auf diese Weise mit ihr unterhielt, kam mir auch nicht der leiseste Gedanke daran, daß sie selber, diese schlaue Lefanida Petrowna, mir solch schöne Dankbarkeit erweisen könnte.“

Domna Platonowna seufzte.

„Ich sah, daß sie hin und her schaute und unruhig war,“ fuhr Domna Platonowna fort, und sagte zu ihr: „Willst du mir am Ende etwas anvertrauen? Sprich es nur offen aus — unnütze Ohren gibt es hier nicht, es ist niemand da, der auf die Polizei laufen könnte, es anzuzeigen.“

„Wann denn?“ fragte sie.

„Ich, mein Mütterchen,“ sagte ich, „da muß man Geduld haben: im Galopp geht so was nicht.“

„Aber ich weiß ja nicht, wo ich bis dahin bleiben soll,“ warf sie ein.

In meiner Wohnung — wenn du mich zufällig einmal besuchen solltest, so will ich sie dir zeigen — gibt es eine Kammer; sie ist zwar sehr klein, und ich bewahre in ihr meine Sachen auf, aber wenn es sich zufällig trifft, daß ein Dämchen eine Stellung sucht oder auf eine Gelegenheit wartet, so gebe ich sie auf kurze Zeit ab. Zu jener Zeit stand das Kämmerlein gerade frei: „Komm zu mir“, sagte ich ihr, „und wohne hier.“

Der Umzug war leicht vollzogen: wie sie gekommen war, so blieb sie eben da: alles andere hatte ihr die Dislenscha, dies Mistvieh, ja abgenommen.

Da ich sah, wie arm sie war, gab ich ihr auf der Stelle ein Kleid — ein Kaufmann hatte es mir einmal geschenkt: ein wundervolles Kleid aus Crêpe Rochelle oder Chick chine oder wie halt diese Stoffe genannt werden — mir war es freilich in der Taille zu eng. Die nichtsnutzige Nähterin hatte es nicht getroffen, und offen gestanden, liebe ich auch diese Fassonkleider nicht sehr, sie pressen auf der Brust, ich gehe viel lieber in diesen Pelertinen.

Ich gab ihr also das Kleid und gab ihr noch Spitzen dazu; sie nähte sich das Kleidchen um, garnierte es mit den Spitzen, und so kam ein wunderschönes Kostüm heraus. Und ich ging auch mit ihr, mein bester Herr, zur Passage und kaufte ihr dort Halb-

stiefelchen mit Quästchen und Franssen und Absätzen, ich gab ihr Kragen und ein Chemisettchen, mit einem Wort, ich staffierte sie mächtig aus; man brauchte sich nicht mehr zu schämen, sich mit ihr zu zeigen und sie anderen Menschen vorzuführen. Es machte mir selber Spaß, und ich lachte sie ein wenig aus: ‚ach du Stutzerin,‘ sagte ich, ‚du Raffinierte! wie du alles geschmackvoll herzurichten verstehst.‘

So lebten wir denn beide eine Woche miteinander und eine zweite, und alles war in bester Ordnung: ich ging meinen Geschäften nach, und sie saß zu Hause. Eines Tages führte mich eine Angelegenheit zu einer Dame, weißt du, nicht zu einem Dämchen, sondern zu einer wirklichen Dame, sie war nicht mehr jung, die Dame, aber großmächtig war sie, Gott bewahre einen! . . . wie der Stern aus Osten. Sie suchte immer nach Studenten, die ihren Sohn erziehen könnten. Na, ich wußte ja schon, was für Studenten sie brauchte.

‚Er soll was auf sich halten‘, pflegte sie zu sagen, ‚und keiner von denen sein, die sich ewig herumtreiben, keiner von diesen Sizilisten — ich meine immer, daß sie nicht einmal wissen, wo man Seife zu kaufen bekommt.‘

‚Wozu denn auch einen von diesen?‘ antwortete ich ihr. ‚Die taugen eh nichts!‘

‚Und außerdem‘, fuhr sie fort, ‚soll er erwachsen sein und nicht wie ein Kind ausschauen, sonst werden ihm die Kinder nicht parieren.‘

‚Ich habe verstanden.‘

Den Studenten hatte ich mittlerweile gefunden: ein

sehr junger Bursche war es, aber durchtrieben und sauber, der verstand im Nu alles. So begab ich mich denn in dieser Angelegenheit zu der Dame; ich theilte ihr die Adresse mit und sagte ihr, „so und so ist es, dann und dann wird er antreten, und schauen Sie ihn sich nur ordentlich an, und sollte er etwa nicht tauglich erscheinen, dann finden wir eben einen andern,“ sagte ich und ging. Allein kaum war ich die Treppe hinunter, da stieß ich im Vorraum auf den General. Dieser selbe General aber, muß ich dir sagen, ist, obwohl er nur Zivilist ist, dennoch sehr gebildet. Eine Pracht herrscht in dem Hause: überall Spiegel, Lampen und Gold, überall Teppiche, Kammerdiener mit Handschuhen an den Händen und alles parfümiert mit Wohlgerüchen. Mit einem Wort: ein Herrenhaus, und man lebt darin zum eignen Vergnügen; er selber bewohnt zwei Etagen: wenn man durch den Vorraum, in dem der Portier sitzt, gekommen ist, dann geht es gleich links zu ihm; acht Zimmer bewohnt er allein, rechts davon aber befindet sich eine genau so große Wohnung, in der sein ältester Sohn wohnt, der schon seit zwei Jahren verheiratet ist, und zwar hat dieser eine ebenso Reiche geheiratet, die von allen im Hause sehr gelobt wird, man sagt von ihr, sie sei eine überaus gütige Dame, aber sie muß wohl die Schwindsucht haben — sie ist viel zu mager. Und wenn du schließlich nach oben kommst — die Treppe ist unwahrscheinlich breit und ganz mit Blumen dekoriert — dort wohnt die Alte selber; wie eine Auerhenne auf der Balz, so sitzt sie dort mit ihren

jüngeren Kindern, umgeben von diesen sogenannten Erziehern. Ja, weißt du, das sieht man gleich, die leben auf großem Fuß!

Der General begrüßte mich mit folgenden Worten: ‚Guten Tag, Domna Platonowna!‘ Ein zu höflicher Herr.

‚Guten Tag, Excellenz!‘ entgegnete ich.

‚Warst du bei meiner Frau?‘ fragte er.

‚Zu Befehl,‘ sagte ich, ‚Excellenz, ich war bei der Frau Gemahlin, der Frau Generalin; ich habe ihr,‘ sagte ich, ‚alte Spitzen gebracht.‘

‚Hast du außer deinen Spitzen,‘ fragte er, ‚nicht vielleicht noch etwas anderes, etwas Nettess?‘

‚Wie sollte ich das nicht haben, Excellenz,‘ entgegnete ich. ‚Für gute Leute,‘ sagte ich, ‚gibt es stets etwas Gutes auf der Welt.‘

‚Na, dann komm mal,‘ sagte er, ‚laß uns ein paar Schritte zusammen gehen; die Luft,‘ sagte er, ‚ist heuer sehr gut.‘

‚Das Wetter,‘ entgegnete ich, ‚ist ausgezeichnet; selten, daß man ein solches erlebt.‘

Er begab sich auf die Straße, und ich folgte ihm, sein Wagen fuhr hinter uns die Straße entlang. So gingen wir zusammen auf der Mochowaja, weiß Gott, ich erzähle dir die reine Wahrheit. Ich sagte dir ja, ein ungemein gutmütiger Herr!

‚Nun,‘ fragte er, ‚was ist denn das, Domna Platonowna, womit du vor mir prahlst?‘

‚Excellenz, heuer kann ich wirklich prahlen, denn ich habe etwas recht was Seltenes.‘

‚Sprichst du auch die Wahrheit?‘ fragte er — er war immer so ungläubig, da er eine große Erfahrung besaß: beständig besuchte er den Zirkus und das Ballett, seine ganze Aufmerksamkeit war ja stets nur auf diesen Gegenstand gerichtet.

‚Was soll ich vor Ihnen groß prahlen, Herr,‘ sagte ich, ‚ich sollte meinen, Sie kennen mich und wissen, daß es nicht die Art von mir ist, in den Wind zu schwätzen, aber kommen Sie doch,‘ sagte ich, ‚kommen Sie doch einmal zu mir, wenn es Ihnen gefällig ist. Selber anschauen ist besser, als rühmen hören.‘

‚Du lügst also nicht, Domna Platonowna,‘ sprach er zu mir, ‚und die Sache lohnt sich wirklich?‘

‚Kein Wort darüber,‘ entgegnete ich ihm, ‚es hat keinen Sinn, darüber viel zu sprechen, Excellenz. Das ist keine Ware, die man erst rühmen muß.‘

‚Schon gut,‘ sagte er, ‚schon gut, wir wollen sie uns anschauen.‘

‚Es wird mir eine Ehre sein,‘ erwiderte ich. ‚Wann belieben Sie zu kommen?‘

‚Im Lauf dieser Tage,‘ meinte er, ‚werde ich vermutlich vorüberkommen können.‘

‚Nein,‘ sagte ich, ‚belieben Sie mir eine bestimmte Zeit zu nennen, Excellenz,‘ so sagte ich, ‚und dann werden wir auf Sie warten; denn im allgemeinen,‘ sagte ich, ‚sitze ich nicht zu Hause: die flinken Beine ernähren den Wolf.‘

‚Schon recht,‘ sagte er, ‚dann will ich übermorgen, am Freitag, wenn ich aus dem Amt komme, bei dir vorbeischaun.‘

‚Gehr gut,‘ erwiderte ich, ‚ich will ihr sagen, daß sie Sie um diese Zeit erwarten soll.‘

‚Hast du zufällig in deinem Bündel,‘ fragte er, ‚irgendetwas Nettess?‘

‚Freilich,‘ sagte ich, ‚ich habe reizende schwarze Seidenspitzen da. Die Hälfte davon,‘ log ich ihm vor, ‚die Hälfte,‘ sagte ich, ‚haben die Frau Gemahlin genommen, die andere Hälfte,‘ sagte ich, ‚kostet grad: aus zwanzig Rubel.‘

‚Dann übergib ihr,‘ sagte er, ‚diese Spitzen von mir: sag ihr, daß ein guter Genius sie ihr schicke,‘ so scherzte er und drückte mir dabei eine Fünfundzwanzigrubelnote in die Hand, ‚herauszugeben brauchst du mir nichts,‘ sagte er, ‚kauf dir Nüsse dafür.‘

Na, was sagst du dazu, solch ein Präsent, ohne sie mit eigenen Augen erblickt zu haben?

Vor der Semjonowbrücke stieg er in den Wagen und fuhr seines Weges, ich aber begab mich längs der Fontanka nach Hause.

‚Schau mal,‘ sagte ich, ‚schau doch nur, Lekanida Petrowna, dein Glück hat sich gefunden.‘

‚Was denn?‘ fragte sie.

Ich erzählte ihr alles der Reihe nach und pries ihn ihr an, wie man’s gar nicht besser wünschen konnte: ‚Er ist zwar,‘ sagte ich, ‚schon bei Jahren, aber immer noch ein stattlicher Mann und von imponirender Figur, und was seine Wäsche anlangt,‘ sagte ich, ‚die ist dir hochfein, und eine Brille trägt er,‘ erzählte ich, ‚mit Rändern von Gold‘; sie aber bebte nur so.

„Meine Liebe,“ sagte ich, „du brauchst ihn beileibe nicht zu fürchten: es kann zwar sein, daß er seinem Rang und seiner Stellung nach für andere Leute schrecklich genug ist, deine Sache aber,“ sagte ich, „ist ja eine ganz besondere; du kannst ihn sogar leicht veranlassen, deine Händchen und deine Füßchen zu küssen. Da war einmal ein polnisches Dämchen,“ sagte ich (die hatte ich selber mit ihm bekannt gemacht), „die spielte mit ihm, wie sie wollte, ja, sie hatte sogar Liebhaber,“ sagte ich, „und denen mußte er glänzende Stellungen verschaffen, sie gab sie immer als ihre Brüder aus. Verlaß dich nur völlig auf mein Wort und hab keine Furcht vor ihm, ich kenne ihn ganz ausgezeichnet. Die Polin, von der ich spreche, hat sogar gelegentlich ihre Hand gegen ihn erhoben: sie machte ihm einen hysterischen Anfall vor und fuhr mit der Hand in seine Brille; das Glas klirrte nur so, und ist deine Bildung etwa geringer? Und hier,“ sagte ich, „schickt er dir ein kleines Präsentchen,“ und nahm dabei die Spitzen heraus und breitete sie vor ihr aus.

Als ich abends nach Hause kam, saß sie da und stopfte Strümpfe, ihre Augen waren sehr verweint; die Spitzen aber lagen immer noch auf dem gleichen Fleck, wohin ich sie gelegt hatte.

„Du solltest sie lieber forträumen,“ sagte ich, „tu sie meinetwegen dort in die Kommode,“ sagte ich, „es ist doch ein sehr wertvolles Geschenk.“

„Was soll ich mit ihnen?“

„Wenn sie dir nicht gefallen sollten, will ich dir zehn Rubel gerne dafür geben.“

‚Wie Sie wollen‘, sagte sie.

Da nahm ich denn die Spitzen, schaute nach, ob sie auch noch ganz waren, rollte sie zusammen und tat sie, ohne sie erst abzumessen, in meine Tasche.

‚Schau mal,‘ sagte ich darauf, ‚für das Kleid bist du mir — ich will nichts Übermäßiges verlangen — sagen wir einmal, sieben Rubel schuldig, für die Halbstiefelchen drei Rubel, da sind wir eben quitt, alles Weitere aber, das wird sich finden, wenn wir einmal abrechnen werden.‘

‚Schon recht‘, sagte sie und brach von neuem in Tränen aus.

‚Das ist gar nicht recht von dir,‘ sagte ich, ‚jetzt zu weinen.‘

Sie erwiderte mir aber:

‚Lassen Sie mich,‘ sagte sie, ‚lassen Sie mich jetzt bitte meine letzten Tränen austweinen. Wozu die Beunruhigung?‘ fuhr sie fort, ‚keine Furcht, ich werde schon gefallen!‘

‚Was soll denn das wieder,‘ gab ich zurück, ‚daß du, Mütterchen, mich meiner Gutherzigkeit wegen noch anschnaubst! Das sind mir denn doch unerhörte Neuigkeiten!‘

Ich ärgerte mich und hörte auf mit ihr zu sprechen.

So verging der Donnerstag, ich sprach immer noch nicht mit ihr. Als ich am Freitag meinen Lee getrunken hatte und im Begriff war fortzugehen, sagte ich ihr: ‚Mach dich fertig,‘ sagte ich, ‚meine Gnädigste, denn heute kommt er.‘

Sie sprang auf: ‚Wie heute! was heute!‘

„Na so,“ sagte ich, „wie man es dir gesagt hat: er versprach am Freitag zu kommen, gestern aber war, sollte ich meinen, doch Donnerstag.“

„Läubchen!“ rief sie, „Domna Platonowna!“ und biß sich dabei in die Finger und fiel vor mir nieder.

„Bist du vielleicht verrückt geworden?“ fragte ich. „Was hast du?“

„Retten Sie mich!“

„Wovor,“ sagte ich, „wovor soll ich denn retten?“

„Beschützen Sie mich! Erbarmen Sie sich meiner!“

„Was quatschst du da? Hast du mich nicht selber darum gebeten?“ fragte ich.

Da packte sie mit den Fingern ihre Wangen und heulte auf: „Seelchen, Seelchen, meinetwegen morgen, meinetwegen,“ rief sie, „übermorgen!“

Na, da sah ich es denn ein, daß es keinen Sinn mehr hatte, die Gans noch lange anzuhören, schlug die Türe zu und ging. Er wird herkommen, überlegte ich, und sie werden überein kommen. Da habe ich schon ganz andere gesehen: im Anfang sträuben sie sich alle. Warum schaust du mich so an? Du kannst mir glauben, ich spreche die Wahrheit; im Anfang jammern alle so.“

„Fahren Sie fort, Domna Platonowna,“ erwiderte ich.

„Was glaubst du wohl, was dieses Mistvieh getan hat?!“

„Wie soll ich wissen, was der Teufel ihr geraten hat!“ drang es in unverhofftem Zorn über meine Lippen.

„So ist es, du sagst die Wahrheit, was der Teufel ihr geraten hat,“ entgegnete Domna Platonowna, meinen Scharfsinn lobend. „Einen solchen Mann, einen solchen Würdenträger, hat sie, die Nichtsnutzige, sich erdreistet, einfach nicht einzulassen! . . . Er klopfte und klopfte, er klingelte und klingelte — wenn sie doch nur wenigstens einen Laut von sich gegeben hätte. Aber schau doch nur dies Luder an — was die sich unterfang! Sie hatte sich eingeschlossen und saß stumm da, als wäre keine Sterbensseele im Hause. Als ich aber abends bei ihm vorüberkam — man ließ mich gleich vor — und ihn fragte: ‚Nun, wie war es,‘ fragte ich, ‚habe ich Sie betrogen, Excellenz?‘, da ging er wie eine Gewitterwolke herum. Und er erzählte mir alles, wie es gewesen und wie er fruchtlos weggemußt.

‚Domna Platonowna,‘ sagte er, ‚meine Beste,‘ sagte er, ‚so geht man mit anständigen Leuten nicht um.‘

‚Väterchen,‘ sagte ich, ‚wie wäre das denkbar! Sie ist gewiß,‘ sagte ich, ‚auf ein Minutchen verschwunden, oder etwas in der Art — und hat es gewiß nicht gehört,‘ heimlich aber mußte ich denken: ach, du Barbarin! ach, du Missetäterin! Schamlose du!

‚Kommen Sie doch noch einmal,‘ bat ich ihn, ‚Excellenz, vielleicht morgen, und seien Sie überzeugt, daß dann alles sein wird, wie es sich gehört.‘

Von ihm fortgehend, begab ich mich sogleich nach Hause, und zwar im Lauffschritt und in was für einem Lauffschritt. Ich kam an und schrie: ‚Barbarin! Barbarin! was hast du mir, Barbarin, angetan! Mit was für einem Mann hast du mich in Ungelegenheiten ge-

bracht? Weißt du auch,‘ rief ich, ‚daß du und deine gesammte Verwandtschaft und dein ganzes Gouvernement, alle zusammen, noch nicht einen abgetragenen Stiefel von ihm wert seid! Denn er,‘ sagte ich, ‚erfann euch alle und eure ganzen Vorgesetzten mit einem Fuß in Schutt und Staub stampfen. Was fällt dir ein, du Nichtsnutzige, solche Zicken zu machen? Geh ich dir deswegen umsonst zu fressen? Ich bin eine arme Frau; du hast ja selbst mit angesehen, wie ich tags und nachts beständig zu tun habe; selber hast du es mit angesehen, daß ich das alleraufreibendste Leben führe, und da willst du noch, du Stubsnase, mir als Freischluckerin zur Last zu fallen!‘

Ach, wie ich sie damals ausschalt! Du wirst mir nicht glauben, mit welchem Zorn ich sie damals beschimpfte. Weiß Gott, ich glaube, ich war so zornig, daß ich ihr damals auf der Stelle die Augen hätte auskragen können.“

Domna Platonowna wischte ein Tränchen weg, das ihr in das eine Auge getreten war, es sah aus, als spräche sie ‚zwischen den Zeilen‘: ‚wenn ich daran zurückdenke, tut es mir selbst jetzt noch leid, daß ich sie damals so gekränkt habe.‘

„Aldliges Bettelweib!“ sagte ich zu ihr: ‚hinaus aus meinem Hause! hinaus, daß auch keine Spur mehr von dir hier zu finden ist!‘ und packte sie dabei am Ärmel und schmiß sie zur Türe hin. — Was sagst du dazu, was ein Mensch manchmal im Zorn für Dinge macht: hatte ich denn nicht selber jenen Mächtigen auf morgen zu ihr bestellt, und nun wollte ich sie aus

meiner Wohnung treiben! Sie aber hatte kaum die Worte gehört, da war sie auch schon bereit und lief zur Türe.

Eigentlich war mein Zorn schon fast vergangen, als ich sie so stehen und schweigen sah, allein als sie sich jetzt bei meinen letzten Worten zur Türe wandte, kochte es in mir von neuem auf.

„Wohin, wohin willst du fortfliegen,“ rief ich, „diese und jene?“

Ich weiß selber nicht mehr, was für Worte ich damals gebrauchte, um sie zu beschimpfen.

„Bleib,“ rief ich, „untersteh dich nicht zu gehen! . . .“

„Nein,“ sagte sie, „ich gehe jetzt.“

„Du gehst? du wagst zu gehen?“

„Da Sie zornig auf mich sind, Domna Platonowna sagte sie, ist es besser für mich, zu gehen.“

„Zornig!“ rief ich. „Daß ich zornig bin, ist gar nichts, denn jetzt werde ich dich schlagen.“

Sie schrie auf und flog zur Türe, ich aber packte sie an der Hand und zog sie zurück und habe ihr in der Hitze sechs brennende Backpfeifen ins Gesicht geschlagen.

„Du bist eine Diebin und keine Dame,“ schrie ich sie an; sie aber blieb dort in der Ecke, wo ich sie geschlagen, stumm stehen und zitterte wie Espenlaub allein auch hierbei verlor sie keineswegs ihre adlige Haltung, das sollst du dir merken.

„Was habe ich denn gestohlen?“ fragte sie.

„Deine Haare,“ sagte ich, „steck deine Locken auf denn ich hatte ihr die ganze Frisur in Unordnung

gebracht. ‚Das,‘ sagte ich, ‚das hast du mir gestohlen, daß ich dich, Barbarin, zwei Wochen lang gespeist und getränkt habe; gekleidet und beschuht habe ich dich; ich,‘ sagte ich, ‚ich habe zu jeder Stunde meine Mühe und führe das alleraufreibendste Leben, du aber hast es jetzt so weit gebracht, daß ich deinetwegen auch noch mein Stückchen Brot verlieren werde, da du mich in Ungelegenheiten mit solch einem Herrn gebracht hast!‘

Derweilen hatte sie ganz still ihre Haare aufgesteckt, kaltes Wasser in den Eimer getan und sich gewaschen; sie kämmte sich dann und setzte sich. Ganz still saß sie an meinem Fenster, aber immer wieder hielt sie den Blechspiegel an ihre Backen. Ich tat, als bemerkte ich sie nicht, und ordnete auf dem Tisch meine Spitzen, doch sah ich freilich, daß ihre Wangen nur so glühten.

Ach, mußte ich denken, warum habe ich schlimme Person sie nur so kränken müssen!

Und je länger ich dort am Tisch stand und es mir überlegte, desto mehr tat sie mir leid; je länger ich da stand, desto mehr.

Wehe mir, wehe meinem guten Herzen! Ich kann mit meinem Herzen nie fertig werden. Und dabei war ich immer noch verdrießlich und wußte, daß sie an allem schuld war und alles durchaus verdient hatte, und dennoch tat sie mir leid.

So sprang ich denn auf einen Augenblick auf die Straße — unten in unserm Hause befindet sich nämlich eine Konditorei — und kaufte zehn Stück Sand-

kuchen und kam mit diesen wieder zurück; ich heizte selber den Samowar an; ich goß ihr Tee in eine Tasse und reichte ihr die mit einem Kuchen. Sie nahm die Tasse aus meiner Hand und nahm auch den Kuchen, ein Stück biß sie ab, aber das blieb ihr zwischen den Zähnen stecken. So hielt sie das Stück im Munde und mußte plötzlich lächeln, lächeln, weißt du, heiter lächeln, und dabei tropften ihr doch die Tränen herab; und zwar liefen sie nicht wie gewöhnlich, sondern spritzten wie Saft aus einer Zitrone, wenn man sie drückt.

„Laß doch,“ sagte ich, „kränk dich nicht mehr.“

„Nein,“ entgegnete sie, „es macht ja nichts, es macht nichts, es macht nichts . . .“ und wie sie mit diesem: es macht nichts und es macht nichts angefangen hatte — so fuhr sie damit fort, als wüßte sie überhaupt nichts anderes mehr.

Du lieber Gott! fuhr es mir durch den Kopf, sollte am Ende ihr Geist umnachtet sein? Ich spritzte sie mit Wasser an; da wurde sie stiller und immer stiller und beruhigte sich zuguterlezt: sie setzte sich auf die Bettkante und blieb dort sitzen. Mich aber, weißt du, mich peinigte derweil das Gewissen, weil ich sie gekränkt hatte. So betete ich denn, und zwar ein Gebet gegen Geisteszerrüttung, das uns in Mzensk der Priester gelehrt hatte: „Dem gütigen Zaren, der gütigen Mutter, der Aller reinsten und Reinen“, und legte dabei meine Pelerine ab, näherte mich ihr und sprach: „Hör mich an, Lefanida Petrowna! In der Schrift steht geschrieben: lasset nicht die Sonne über euerm

Zorn untergehen! vergib mir denn meine Dreistigkeit; komm, laß uns Frieden schließen!“ — und verneigte mich hierbei vor ihr bis zur Erde und küßte ihr die Hand: bei Gott, das ist die Wahrheit, so wahr, als ich den morgigen Tag erleben will, ich habe ihr die Hand geküßt. Sie aber beugte sich über mich und schmaßte mir einen Kuß auf die Schulter und küßte dann ebenfalls meine Hand, und gleich darauf hielten wir einander schon umschlungen und küßten uns ab.

„Liebe Freundin,“ sagte ich ihr, „nicht aus Wut habe ich das getan, und nicht aus Argerniß, sondern zu deinem Besten!“ so redete ich ihr zu und glättete ihr das Köpfchen, sie jedoch wußte nichts außer diesen Worten, die sie schnell hinplapperte: „Schon gut, schon gut; ich danke Ihnen, Domna Platonowna, ich danke Ihnen.“

„Und morgen wird er wiederkommen,“ fügte ich hinzu.

„Macht nichts!“ sagte sie, „was macht es! sehr gut, mag er nur kommen.“

Ich streichelte ihr aufs neue das Köpfchen, strich ihr die Haare hinter den Ohren zurecht, sie aber saß derweilen stumm da und hielt die Augen starr auf das Lämpchen gerichtet. Still brannte das Lämpchen vor dem Heiligenbilde, von den Ikonen strahlte der Schimmer bis zu ihr hin, und da sah ich, daß sie plötzlich schnell die Lippen zu bewegen begann, in einem fort bewegte sie sie.

„Was machst du da, Seelchen,“ fragte ich, „betest du vielleicht zu Gott?“

‚Nein,‘ sagte sie, ‚das mache ich nur so, Domna Platonowna.‘

‚Ich dachte, du betest,‘ sagte ich, ‚wenn du aber nur mit dir selber sprichst, so muß ich dir sagen, meine Liebe, daß das nichts taugt. Mit sich selber sprechen tun höchstens die Verrückten.‘

‚Ach,‘ erwiderte sie, ‚ich glaube, Domna Platonowna,‘ sagte sie, ‚ich glaube schon fast selber, daß ich verrückt geworden bin. Was habe ich nur im Sinn! was will ich tun!‘ rief sie plötzlich und schlug sich mit ganzer Kraft vor die Brust. .

‚Was tun?‘ sagte ich. ‚Offenbar ist dir dieser schwere Weg vorherbestimmt.‘

‚Wie könnte das möglich sein,‘ sagte sie, ‚daß mir dieser Weg vorherbestimmt ist? Ich war doch ein ehrliches Mädchen! ich war eine ehrliche Frau! Mein Gott! mein Gott! wo hältst Du Dich verborgen? Wo nur, wo bist Du, mein Gott?‘

‚Es steht geschrieben,‘ sagte ich, ‚daß noch niemand auf dieser Welt Gott erblickt hat.‘

‚Und wo seid denn ihr, ihr mitleidigen und guten Christen? Wo sind sie? wo?‘

‚Nun hier,‘ sagte ich, ‚hier sind doch auch Christen.‘
‚Wo?‘

‚Was heißt das, wo? Ganz Rußland ist voller Christen, und wir beide sind doch auch Christinnen.‘

‚Ja, ja,‘ sagte sie, ‚auch wir sind Christinnen...‘ Aber ich sah, daß sie, als sie diese Worte ausgesprochen hatte, plötzlich einen schrecklichen Ausdruck im Gesicht bekam. Es war fast so, als spräche sie mit einem Unsichtbaren.

„Pfui,“ rief ich, „bist du am Ende tatsächlich verrückt geworden? warum erschreckst du mich so? wie unterstehst du dich, über deinen Schöpfer zu murren?“

Meine Worte bewirkten, daß sie wieder demütig wurde; sie begann leise zu weinen und sprach dabei:

„Aus welchem Grunde nur,“ sagte sie, „habe ich mir das alles angetan? auf was für Leute habe ich gehört? Sie haben mich mit meinem Mann entzweit, sie haben mir in den Kopf gesetzt, daß er ein Tyrann und ein Barbar sei, obwohl es nichts als Lüge war, denn ich war es ja selber, ich verächtliche und niedrige Lörin, ich habe sein Leben vergiftet, statt es zu besänftigen. Menschen! oh, ihr gemeinen Menschen! ihr habt mich vom Wege abgebracht; ihr habt mir goldene Berge versprochen, aber ihr habt mir nichts von den feurigen Strömen gesagt. Und jetzt hat mich mein Mann verstoßen, er will mich nicht mehr sehen und lieft nicht einmal meine Briefe mehr. Morgen aber soll ich . . . oh . . .!“

Sie zitterte am ganzen Körper.

„Mamachen!“ rief sie mit schwacher Stimme, „Mamachen! Wenn du mich jetzt sehen könntest, mein Seelchen! Wenn du, mein reiner Engel, jetzt aus deinem Grabe auf mich schauen würdest! Ach, Domna Platonowna, wie hat sie uns erzogen! Wie gut haben wir gelebt; stets gingen wir reinlich gekleidet; alles in unserem Hause war so nett; Mama liebte Blumen; zuweilen nahm sie mich an der Hand, und dann gingen wir zwei ganz weit fort . . . in die Wiesen . . .“

Während sie das erzählte, geschah es mir, daß ich

— du kennst ja meinen erstaunlichen Schlaf — beim Zuhören ihrer hübschen Erinnerungen unversehens einschlief.

Na, und stell dir mal vor: ich schlief also; so wie ich zu ihr gekommen war, im Rock, schlief ich auf ihrem Bettchen ein, aber ich muß dazu sagen, daß ich meine gehörige Zeit ganz fest abschlafe und niemals irgendwelche Träume habe, außer, wenn es sich vielleicht um einen Diebstahl handelt; diesmal jedoch sah ich im Traum immerfort kleine Wäldchen, Lattenzäune und sie, die Lekanida Petrowna. Und zwar sah ich sie als ein kleines Mädchen, sie war sehr hübsch: sie hatte einen blonden Lockenkopf und trug Kränze in der Hand, und ein Hündchen lief ihr nach, ein kleines weißes Hündchen, das machte die ganze Zeit ham-ham, ham-ham auf mich, als sei es böse und wolle mich beißen. Ich bückte mich, um ein Stöckchen von der Erde zu nehmen, damit ich das Hündchen verscheuchen könnte, aber da ragte plötzlich eine Totenhand aus der Erde: und die packte mich genau hier am Knöchel. Ich fuhr auf und sah, daß ich meine Zeit abgeschlafen und mir die Hand beim Liegen ungeschickt gequetscht hatte. So zog ich mich denn an, betete und trank meinen Tee, sie jedoch schlief immer noch.

„Es ist Zeit,“ sagte ich, „Zeit aufzustehen, Lekanida Petrowna; der Tee“, sagte ich, „steht auf dem Tisch, und ich selber muß jetzt gehen, meine Beste.“

Sie lag auf dem Bett, ich küßte sie auf die Stirn, denn, um die Wahrheit zu sagen, sie tat mir leid, als wäre sie meine leibliche Tochter, aber als ich die Woh-

nung verließ, zog ich den Schlüssel leise aus der Türe und legte ihn in meine Tasche.

So, dachte ich, wird das Geschäft richtig werden.

Ich ging zum General und sagte ihm: „Nun, Excellenz, jetzt liegt es nicht mehr an mir. Ich habe das Meine getan — gehen Sie schleunigst hin“, und gab ihm bei den Worten den Schlüssel.“

„Nun und“, fragte ich, „es scheint mir ausgeschlossen, liebe Domna Platonowna, daß hiermit alles zu Ende war?“

Domna Platonowna lachte nur und schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck, wie wenn sie sagen wollte: „wie lächerlich sind doch alle Menschen auf der weiten Welt.“

„Ich begab mich mit Absicht ein wenig später nach Hause; als ich hinkam, sah ich, daß die Wohnung dunkel war. „Leßanida Petrowna!“ ich rief sie bei Namen.

Ich hörte, wie sie sich auf meinem Bett umdrehte. „Schläfst du?“ fragte ich, während ich gleichzeitig innerlich von einem stummen Lachen geschüttelt wurde.

„Nein, ich schlafe nicht“, erwiderte sie.

„Warum hast du dann kein Licht angezündet?“

„Was soll ich mit dem Licht?“ fragte sie.

Ich zündete eine Kerze an, heizte den Esamowar an und rief sie darauf zum Tee.

„Ich will nicht“, sagte sie und wandte sich zur Wand.

„Na, dann steh wenigstens auf“, sagte ich, „und leg dich auf dein eigenes Bett: ich muß mein Bett machen.“

Finster wie ein Wolf erhob sie sich. Mit gerunzelter Stirn schaute sie ins Licht und hielt die Hand vor die Augen.

‚Warum‘, fragte ich, ‚verdeckst du die Augen?‘

‚Es tut mir weh, ins Licht zu schauen.‘

Sie ging, und ich hörte, wie sie sich sogleich, so wie sie war, in Kleidern nämlich, aufs Bett warf.

Ich kleidete mich aus und betete, wie es sich gehört, innerlich aber verzehrte mich eine Neugierde zu erfahren, welche Einzelheiten zwischen den beiden in meiner Abwesenheit vorgegangen waren. Den General aufzusuchen, hatte ich Furcht, denn ich dachte: es kann vielleicht wieder einen Affront gegeben haben; es war deshalb sogar meine Pflicht, sie auszufragen, aber das verhinderte sie irgendwie. Schön, dachte ich, dann will ich es halt mit List aus ihr herausbekommen. So ging ich denn zu ihr in die Kammer und fragte sie: ‚Sag mal,‘ fragte ich, ‚war niemand in meiner Abwesenheit hier, Lefanida Petrowna?‘

Sie schwieg.

‚Was soll denn das,‘ sagte ich, ‚daß du nicht einmal antworten magst?‘

Da erwiderte sie zornig: ‚Sie haben es grade nötig,‘ sagte sie, ‚mich auszufragen.‘

‚Was soll das heißen,‘ sagte ich, ‚ich werde dich wohl noch ausfragen dürfen? Ich bin hier die Hausfrau.‘

‚Denn,‘ fuhr jene fort, ‚Sie wissen auch ohne Fragen alles sehr gut‘; dies letztere aber sprach sie schon in einem völlig anderen Tone.

Na, da habe ich allerdings die ganze Sache verstanden.

Sie seufzte nur; derweil ich mich hinlegte und am Einschlafen war, seufzte sie die ganze Zeit über.“

„Wie,“ fragte ich, „und sollte das schon das Ende sein, Domna Platonowna?“

„Dies, mein Herrchen, ist nur das Ende des ersten Aktes.“

„Und was geschah denn im zweiten Akte?“

„Im zweiten geschah es, daß sie, die garstige Person, gegen mich aufstand — ja, das geschah im zweiten.“

„Wieso, Domna Platonowna,“ fragte ich, „ich wäre begierig, zu erfahren, wie das geschehen ist?“

„Sehr einfach, mein Bester, es tat sich so, wie sich alles tut: kaum hat der Mensch Kraft in sich verspürt, da wird er auch alsbald zum Schwein.“

„Und kam das schnell,“ fragte ich, „daß sie sich Ihnen gegenüber so veränderte?“

„Das geschah dortselbst. Schon tags darauf wies sie mir ihre ganze Bosigkeit. Denn tags darauf stand ich, wie es meine Gewohnheit war, zu meiner üblichen Stunde auf, heizte den Samowar an und setzte mich zum Tee neben ihr Bett in der Kammer; ich sagte: ‚komm doch,‘ sagte ich, ‚Lekauida Petrowna, wasch dich und bete, denn es ist Zeit, Tee zu trinken.‘

Ohne ein Wort zu erwidern, sprang sie auf, gleichzeitig aber fiel aus ihrer Tasche ein Papier. Ich bückte mich, um das Papier aufzuheben, da stürzte sie plötzlich wie ein Habicht darauf.

‚Rühren Sie es nicht an!‘ sagte sie, — und schwups! riß sie es mir aus der Hand.

Ich sah, daß es eine Hundertrubelnote war.

‚Was soll das heißen, Mütterchen,‘ sagte ich, ‚daß du mich so anbrüllst?‘

‚Ich kann brüllen, wann es mir paßt.‘

‚Beruhige dich,‘ sagte ich, ‚meine Beste; ich bin Gott sei Dank keine Dislenscha, in meinem Hause wird dir niemand dein Eigentum nehmen.‘ Sie hatte kein Wort zur Antwort: und dabei trank sie meinen Tee und sah mich nicht einmal an; denke dir an meine Stelle, wen du willst, und laß ihm so etwas zustoßen, er wird sich drüber ärgern. Na ja, trotzdem ließ ich es ihr hingehen, denn ich dachte, sie ist immer noch verstimmt, und konnte es freilich auch merken: ihr Hemd hatte einen breiten Ausschnitt, und da konnte ich sehen, weißt du, wie krampfhaft sich ihre Brust hob; ich sagte dir schon: ihr Körper war weiß und rosig, ganz wie Flaum in Atlas, aber damals, weißt du, kam es mir vor, als sei ihr Körper plötzlich dunkler geworden, über ihre nackten Schultern ging ein Frösteln nach dem andern, und gleichzeitig stieg ihr eine Gänsehaut auf, wie es nur geschieht, wenn einen vor Frost schauert. Ja, ja, so einem verwöhnten Kindchen tut freilich der erste Schnee weh. Heimlich tat sie mir sogar leid, denn damals vermochte ich mir noch nicht vorzustellen, wie tückisch sie sein konnte.

Als ich abends heimkam, sah ich, daß sie vor der Kerze saß und sich ein neues Hemd nähte, auf dem Tisch aber lagen drei oder gar vier zugeschnittene Hemden.

„Was hat man von dir für das Leinen verlangt?“ fragte ich.

Da antwortete sie mir, und zwar leise, ganz leise: „Domna Platonowna,“ sagte sie, „ich wollte Sie um das eine bitten: lassen Sie mich doch, bitte, mit Ihren Gesprächen in Ruhe.“

Und dabei war ihre Miene so ruhig, als sei sie ganz und gar nicht ärgerlich. Na, dachte ich, Mütterchen, wenn du so bist, dann kannst du mich auch anders kennen lernen.

„Leġanida Petrowna,“ sagte ich da zu ihr, „in meinem eigenen Hause bin ich die Hausfrau und kann sprechen, was ich will; sollten dir aber meine Gespräche unangenehm sein,“ sagte ich, „dann ist es dir vielleicht gefällig, dich wo anders hin zu begeben.“

„Beunruhigen Sie sich nicht,“ sagte sie, „das werde ich auch tun.“

„Vorher aber,“ sagte ich, „wird es wohl notwendig sein, abzurechnen: anständige Menschen gehen nicht voneinander, bevor sie nicht abgerechnet haben.“

„Beunruhigen Sie sich auch deswegen nicht.“

„Ich beunruhige mich gar nicht,“ sagte ich und machte ihr darauf meine Rechnung, für anderthalb Monate Wohnung zehn Rubel, für das, was sie gegessen und getrunken fünfzehn Rubel, für Tee,“ sagte ich, „nehmen wir drei Rubel an; der Wäscherin wiederum drei Rubel, macht einunddreißig Rubel,“ sagte ich. Die Kerzen hatte ich dabei vergessen und auch, daß ich sie zweimal zur Badestube mitgenommen, das hatte ich auch vergessen.

‚Sehr schön,‘ entgegnete sie, ‚Sie werden alles bekommen.‘

Als ich tags darauf am Abend nach Hause kam, fand ich sie wiederum damit beschäftigt, ein Hemd zu nähen, an der Wand aber hing am Nagel ein Cape, ein schwarzes, vortreffliches Atlascap, wattiert und mit Futter aus Gros de Naples. Da stieg es mir auf, weißt du, weil sie doch alles das nur durch mich, nur durch meinen Eifer erhalten hatte, und dazu hinter meinem Rücken, als wollte sie es vor mir geheim halten.

‚Wäre es nicht besser gewesen,‘ sagte ich, ‚mit dem Capes noch ein wenig zu warten und lieber vorher die Schulden zu zahlen?‘

Allein kaum hatte ich das gesagt, da fuhr sogleich ihr weißes Händchen in die Tasche, zog von dort etwas hervor und übergab es mir. Es war ein Papier, und darin lagen genau einunddreißig Rubel eingewickelt.

Ich nahm das Geld und sagte: ‚Ich danke Ihnen vielmals,‘ sagte ich, ‚Lefanida Petrowna.‘ Das ‚Sie‘, weißt du, das sagte ich ihr schon mit Absicht.

‚Nichts zu danken,‘ entgegnete sie und sah mich nicht an, sondern hielt die Augen fest auf ihre Arbeit gerichtet; so nähte sie in einem zu, die Nadel flog nur so.

Wart du mir nur, dachte ich, du grünes Schlängelchen; proß nur nicht zu sehr damit, daß du mich bezahlt hast. ‚Lefanida Petrowna,‘ sprach ich zu ihr, ‚Sie haben mir meine Auslagen erstattet, aber wieviel belieben Sie nun, mir für meine Mühe zu geben?‘

‚Für welche Mühe?‘ fragte sie.

„Wie soll ich Ihnen“, sagte ich, „das erklären? Ich meine, Sie werden es wohl selber wissen.“

Sie aber nähte weiter, mit dem Fingerhut glättete sie die Naht und sagte, ohne die Augen zu mir aufzuschlagen: „Mögen jene“, sagte sie, „Ihnen die Liebesmüh bezahlen, die Nutzen davon hatten.“

„Aber Sie selber“, sagte ich, „hatten doch den größten Nutzen davon.“

„Nein“, sagte sie, „ich brauchte es nicht. Tun Sie mir doch im übrigen den Gefallen und lassen Sie mich in Ruhe.“

Was sagt man zu so einer Frechheit! Aber ich ließ ihr auch das noch hingehen. Ließ es ihr hingehen und ließ sie allein und sprach und sprach nicht mehr mit ihr.

Raum war es Morgen geworden und Zeit, Tee zu trinken, da sah ich, wie sie sich zum Aufbrechen rüstete; das Hemd, das sie nachts fertiggenäht, hatte sie angezogen, die zugeschnittenen Hemden aber in ein Bündel verschnürt; sie bückte sich und zog unter dem Bett eine Schachtel hervor und nahm aus dieser ein Hütchen . . . Ein wunderschönes Hütchen . . . Ganz in ihrem Geschmack . . . Das setzte sie auf und sprach: „Leben Sie wohl, Domna Platonowna.“

Da tat sie mir wiederum leid, als wäre sie meine leibliche Tochter: „Halt“, sagte ich ihr, „halt, willst du nicht vorher Tee trinken?“

„Besten Dank“, erwiderte sie, „ich werde zu Hause Tee trinken.“

Verstehest du, was das heißen sollte, dieses zu

Hause! Aber Gott mit ihr, ich tat auch jetzt noch so, als hätte ich es nicht verstanden.

„Und wo wirst du denn wohnen?“ fragte ich.

„Auf der Wladimirskaja im Larchowschen Hause.“

„Kenne ich,“ sagte ich, „ein vortreffliches Haus, freilich sind die Hausknechte große Laugenichtse.“

„Die Hausknechte“, sagte sie, „gehen mich nichts an.“

„Versteht sich,“ sagte ich, „versteht sich, liebe Freundin! Da hast du dir wohl ein Zimmerchen gemietet?“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich habe eine Wohnung genommen und eine Köchin dazu.“

Schau mir einer das an!

„Ach, du Schlaufkopf!“ sagte ich, „Schlaufkopf!“ und drohte ihr dabei im Scherz, weist du, mit dem Finger. „Warum hast du mich denn betrogen,“ sagte ich, „und so getan, als wolltest du zu deinem Mann fahren?“

„Glauben Sie wirklich,“ fragte sie, „daß ich Sie betrogen habe?“

„Wie sollte ich das nicht glauben?“ antwortete ich. „Wenn du wirklich die Absicht gehabt hättest zu reisen, würdest du doch keine Wohnung genommen haben.“

„Ach, Domna Platonowna, wie Sie mir leid tun! Sie verstehen auch rein gar nichts.“

„Na, na,“ gab ich ihr zurück, „mach mir nur nichts vor, mein Seelchen! Ich sehe ja schon, daß du das Ding sehr geschickt gedeichselt hast.“

„Was schwätzen Sie da!“ rief sie. „Haben denn so gemeine Frauenzimmer wie ich das Recht, zu ihren Männern zu fahren?“

„Nun, mein Mütterchen!“ entgegnete ich, „warum sagst du das und willst dich gemeiner hinstellen als du bist! Es gibt welche, die fünfmal gemeiner als du sind, und dennoch mit ihren Männern leben.“

Als ich das sagte, stand sie schon auf der Schwelle, plötzlich aber mußte sie lächeln und sagte: „Nein, verzeihen Sie schon, Domna Platonowna, ich war im Ernst auf Sie böse, doch jetzt sehe ich, daß man Ihnen nicht böse sein kann, weil Sie durch und durch dumm sind.“

Und das statt eines Abschiedes! wie gefällt dir das? — Schon gut, dachte ich, nachdem sie gegangen, dumm oder nicht dumm, aber sicher klüger als du, denn was ich mit dir, mit der Klugen und Gebildeten, im Sinne hatte, das habe ich auch ausgeführt.

So ging sie denn aus meiner Wohnung, nicht gerade mit Zank, aber mit wenig Zufriedenheit. Lange Zeit bekam ich sie nicht mehr zu Gesicht, es mag wohl über ein Jahr lang gewesen sein. Während dieses Jahres hatte mir der liebe Herrgott mancherlei Arbeit zugewiesen: vier Kaufleute mußte ich verheiraten; eine Oberstentochter wollte unter die Haube gebracht werden; einen Hofrat verheichelte ich mit einer Witwe aus dem Kaufmannsstande, na, und so kam eins zum andern, und außerdem hatte man mir aus meinem Heimatsort frische Ware geschickt — mit einem Wort, die Zeit verging. Ein sonderbarer Vorfall passierte mir allerdings: ich kam nämlich während der Zeit einmal ins Haus jenes selben Generals, mit dem ich die Lekanička bekannt gemacht hatte: ich ging zu seiner

Schwiegertochter. Mit seinem Sohn war ich nämlich schon lange bekannt: er war ganz nach dem Vater geschlagen. Ich ging also zur Schwiegertochter, denn diese hatte mir eine Spitzenmantille zum Verkaufen geben wollen, aber ich traf sie nicht an: man sagte mir, sie sei nach Woronesch zum gottgefälligen Mitrofanij gereist.

Ich überlegte, daß ich eigentlich nach guter alter Sitte den gnädigen Herrn auffuchen könnte.

Ich ging durch die Hintertür, von der Dienerschaft war niemand zu sehen. Leise tappte ich weiter, erst durch ein Zimmer und dann durchs andere, plötzlich aber hörte ich, was sagst du dazu, Lefanidkas Stimme: ‚Mein Liebster!‘ sagte sie, ‚wie liebe ich dich; du bist mein einziges Glück auf der Welt!‘

Ausgezeichnet, mußte ich da denken, sowohl mit dem Väterchen als auch mit dem Söhnchen hat meine Lefanida Petrowna Romänchen; selber aber begab ich mich, tripp-trapp leise auf dem gleichen Wege hinaus. Ich brachte darauf nach und nach in Erfahrung, wie sie eigentlich mit jenem, dem jungen, bekannt geworden sei, und dabei kam heraus, daß die Frau des jungen sich ihrer erbarmt und sie heimlich aufgesucht hatte, denn, weißt du, sie hatte ihr leid getan, da sie sie für eine gebildete und gute Dame hielt; jene aber, die Lefanidka nämlich, die hat ihr dafür einen schönen Dank bereitet, ganz wie mir. Schon recht, macht nichts, was geht es mich an; ich wußte es und schwieg; ich unterstützte dadurch sogar ihre Sünde, weil ich dort, wo ich es hätte anzeigen sollen, mit keiner Miene ver-

riet, daß ich irgend etwas wüßte. Und wiederum verging auf diese Weise fast ein Jahr. Lefanidka war damals bereits in die Kirpitschnyggasse umgezogen. Es war in der vierten Woche der großen Fasten, und ich schickte mich gerade an, mich zum Abendmahl vorzubereiten, da ging ich eines Tages durch die Kirpitschnyggasse, schaute das Haus an und überlegte: es ist gar nicht recht, daß Lefanida Petrowna und ich schon so lange in Streit leben: und da ich demnächst zum Tisch des Herrn gehen will, wäre es sicher gut, wenn ich mich zuvor mit ihr ausföhnte! So begab ich mich denn hinein. Der Vorraum in ihrer Wohnung war so, wie man ihn sich schöner gar nicht denken konnte. Und erst die Zofe — ein Fräulein ganz und gar.

„Melden Sie doch bitte,“ sagte ich, „mein kluges Kind, die Spizenhändlerin Domna Platonowna sei gekommen.“

Sie ging hinein, kam heraus und sagte: „Treten Sie ein.“

Ich folgte ihr in den Salon; da war alles ebenso vornehm, auf dem Divan aber saß sie, jene selbe Lefanida, und neben ihr die Schwiegertochter des Generals: beide beim Kaffee. Lefanidka empfing mich, als wäre nichts geschehen, als hätte sie mich gestern zum letztenmal gesehen.

So gab denn auch ich mich mit aller Einfalt: „Prächtig“, sagte ich, „hast du dich eingerichtet, mein Seelchen; wolle Gott es dir noch immer besser geben.“

Sie aber begann mit der andern plötzlich französisch

zu plappern. Von der Redensart verstehe ich freilich kein Wort. So saß ich denn da wie eine Narrin und kloßte das Zimmer an und mußte schließlich gähnen.

„Ach,“ sagte Lefanidka schließlich, „wollen Sie nicht vielleicht Kaffee, Domna Platonowna?“

„Warum nicht,“ sagte ich, „ein Schälchen hätte ich gern.“

Sie klingelte sogleich mit einem silbernen Glöckchen und rief ihrer Zofe zu: „Dascha,“ sagte sie, „geben Sie doch Domna Platonowna Kaffee.“

Ich Gans begriff damals nicht gleich, was dies „Geben Sie“ bedeuten sollte; zehn Minuten darauf trat die Dascha wiederum ins Zimmer und meldete, daß der Kaffee wäre fertig.

„Schon recht,“ entgegnete ihr Lefanidka und wandte sich darauf zu mir: „Domna Platonowna,“ sagte sie, „gehen Sie doch mit ihr, sie wird Ihnen Kaffee geben.“

Na, aber da bin ich dir schön explodiert! Auf dem Fußboden schmeißen wollte ich sie am liebsten, doch ich hielt mich zurück. Ich stand nur auf und sagte: „Nein, Lefanida Petrowna, ich danke Ihnen sehr für Ihre Bewirtung. Bin ich auch nur ein armes Weib,“ sagte ich, „so habe ich doch mein eigenes Kaffee.“

„Worüber,“ sagte sie, „haben Sie sich nur geärgert?“

Da sagte ich es ihr direkt ins Gesicht: „Daß Sie mir vormals mein Brot und Salz gegessen, mich aber jetzt zu Ihrer Zofe schicken wollen, das ist freilich sehr kränkend für mich.“

„Meine Dascha“, sagte sie, „ist ein ehrliches Mädchen; ihre Gesellschaft kann Sie nicht beleidigen,“ das sagte sie, mir aber war dabei, als sähe ich sie versteckt lächeln.

„Ach, du Schlange, dachte ich, ich habe dich an meinem Busen erwärmt, du aber willst mir jetzt ans Leben! So sagte ich denn: „Ich will dieses Mädchens Ehre keineswegs antasten, aber es gehört sich nicht,“ sagte ich, „daß Sie, Lefanida Petrowna, mich mit Ihren Dienstboten an einen Tisch setzen wollen.“

„Wieso,“ fragte sie, „wieso, Domna Platonowna, schickt sich das für mich nicht?“

„Deswegen,“ sagte ich, „weil du dich daran erinnern solltest, Mütterchen, wer du warst, und überlegen solltest, wer du bist und wem du das alles zu verdanken hast.“

„Ich weiß sehr gut,“ sagte sie, „daß ich eine anständige Frau war und jetzt ein Luder bin und daß ich das Ihrer Güte zu verdanken habe, Domna Platonowna.“

„So ist es,“ entgegnete ich, „du sprichst die volle Wahrheit, denn du bist wirklich ein Luder. Und das sage ich dir in deinem eigenen Hause ohne die geringste Furcht, ich sage es dir direkt ins Gesicht, daß du ein Luder bist. Ein Luder warst du, und ein Luder bist du, und ich habe dich keineswegs zum Luder gemacht.“

Und nahm mit diesen Worten meine Tasche auf.

„Lebe wohl,“ sagte ich, „du große Dame!“

Aber da sprang dieser Krepierling auf, die schwind-süchtige Schwiegertochter des Generals, und rief: „Wie

wagen Sie es,‘ sagte sie, ‚Lefanida Petrowna zu beleidigen!‘

‚Ich wage es halt,‘ sagte ich.

‚Lefanida Petrowna ist viel zu gut,‘ sagte sie, ‚und ich gestatte nicht, sie in meiner Gegenwart zu beleidigen: sie ist meine Freundin.‘

‚Eine schöne Freundin!‘

Aber da sprang auch schon Lefanida auf und schrie: ‚Hinaus,‘ rief sie, ‚du abscheuliches Frauenzimmer!‘

‚Ah!‘ sagte ich, ‚ich abscheuliches Frauenzimmer! Ich bin abscheulich, aber ich habe keine Romänchen mit fremden Männern. Wie immer ich auch sei, das habe ich noch nicht getan, daß ich sowohl das Väterchen als auch das Söhnchen mit meinen sogenannten Reizen gekirrt habe! Da haben Sie, meine Dame,‘ sagte ich, ‚Ihre Freundin, ja, ja, sie ist ganz und gar Ihre Freundin.‘

‚Sie lügen!‘ rief jene. ‚Ich glaube Ihnen nicht, Sie sagen das nur, weil Sie auf Lefanida Petrowna wütend sind.‘

‚Nun, dann will ich, wenn ich schon wütend sein soll,‘ sagte ich, ‚auch noch weiter erzählen; zürne mit nicht, Lefanida Petrowna, denn jetzt,‘ sagte ich, ‚jetzt werde ich dich zu Boden schmeißen,‘ und erzählte bei der Gelegenheit alles, was ich damals gehört hatte, und wie Lefanidka mit dem Mann von jener gezwitschert hatte, das schüttete ich vor ihnen alles auf den Tisch aus und begab mich darauf fort.“

„Und,“ sagte ich, „was weiter, Domna Platonowna?“

„Der Alte gab ihr nach diesem Skandal natürlich den Laufpaß.“

„Und der Junge?“

„Mit dem Jungen, das war ja ohnehin kein so gutes Geschäft für sie! Mit dem Jungen hatte sie doch nur eine Liebenschaft, sozusagen puramur. Zu komisch, wenn man so überlegt, nichts als Paß und kann dennoch ohne Liebe nicht auskommen. Die alte Geschichte! Wie wäre ein Kommissar ohne Hosen denkbar! Jetzt freilich, jetzt muß sie ohne Liebe auskommen.“

„Woher wissen Sie,“ fragte ich, „daß sie jetzt ohne Liebe auskommt?“

„Wie sollte ich das nicht wissen! Sie muß wohl ohne auskommen, da sie doch jetzt so lebt, daß heute ein Fürst und morgen ein Graf zu ihr kommen; heute ein Engländer, morgen ein Italiener oder ein Spanier. Na, das ist doch nicht aus Liebe, sondern nur des Geldes wegen. Sie treibt sich in den Geschäften herum und fährt auf dem Newskij in einem eleganten Wägelchen mit echten Trabern . . .“

„Und sind Sie ihr seit jener Zeit nicht mehr begegnet?“

„Nein. Ich habe zwar keine Wut auf sie, aber ich gehe nicht mehr zu ihr. Gott mit ihr! Feuer im Herbst freilich, da wollte ich, es war auf der Morskaja, gerade von einer Dame fort, als sie die Treppe hinaufging. Ich machte ihr Platz und sagte, „Guten Tag, Lefanida Petrowna!“, sie aber wurde plötzlich ganz grün im Gesicht, bückte sich zu mir, so daß ihr Gesicht

das meine fast berührte, und sagte mir mit der allerfreundlichsten Miene: „Guten Tag, abscheuliches Frauenzimmer!“

Das war mir zuviel, ich mußte lachen.

Bei Gott! Sie sagte „Guten Tag, abscheuliches Frauenzimmer!“ Eigentlich wollte ich ihr entgegen: wirf lieber mit dem abscheulich nicht so viel herum, Mütterchen, denn du bist selber ein abscheuliches Mensch, aber ich verkniff es mir, denn hinter ihr stand ein Lakai mit einem großen Schirm in der Hand, und darum dachte ich nur insgeheim: Du kannst mich mal!

4

Seit jener Zeit, da Donna Platonowna mir das Schicksal der Lekanida Petrowna erzählt hatte, waren fünf Jahre vergangen. Während dieser fünf Jahre war ich aus Petersburg fortgereist und wieder dahin zurückgekehrt, um aufs neue sein nie verstummendes Donnern zu hören, die blassen, bekümmerten und gedrückten Gesichter zu sehen, den Gestank seiner Ausdünstung zu atmen und vom quälenden Eindruck seiner schwindstüchtigen weißen Nächte verstimmt zu werden — Donna Platonowna aber war immer noch die gleiche. Sie fand mich überall zufällig auf, begrüßte mich stets mit Freundschaftsküssen und Umarmungen und hatte immer über die bösen und listigen Schliche des menschlichen Geschlechtes zu jammern, das ausgerechnet sie, Donna Platonowna, zu seinem Lieblingsopfer und ewigen Spielwerk ausersehen hatte. Während dieser fünf Jahre erzählte mir Donna Platonowna eine

große Menge von Geschichten, in denen sie stets für ihre Tugend und ihre Bemühungen um die Noth der Menschheit beleidigt und gekränkt wurde und leiden mußte.

Sehr verschiedenartig, sonderbar und reichhaltig waren sie, die interessantesten und einfachsten Erzählungen meiner gütigen Domna Platonowna. Sie erzählte mir viel von verschiedenen Hochzeiten, Todesfällen, Erblassungen, Diebstählen und Betrügereien, viel von all den geheimen oder offen zutage tretenden Lastern, viel von den verschiedenen Petersburger Mythen und viel von Euch, von Euren belehrenden Irrfahrten, Ihr teuren Landsmänninnen der Lekanida Petrowna, viel von Euch, die Ihr von der freien Wolga, aus den weiten Steppen Saratows, von der stillen Dka und aus der goldenen gesegneten Ukraine Eure frischen und gesunden Leiber hierher tragt, Eure verwegenen und arglosen Herzen, Eure närrisch-kühnen Hoffnungen auf das Schicksal, auf den Zufall und auf Eure eigenen von niemand hier benötigten Kräfte und Bestrebungen.

Doch kehren wir zu unserer Freundin Domna Platonowna zurück. Nachsichtiger Leser, wer immer Sie seien, es möge Sie nicht kränken, daß ich Domna Platonowna als unsere gemeinsame Freundin bezeichnet habe. Da ich in jedem meiner Leser eine und sei es auch die unbedeutendste Kenntniß Shakespeares voraussetze, so bitte ich ihn, sich an den Ausdruck Hamlets zu erinnern: Behandelt jeden Menschen nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? (Hamlet II, 2.) Ja, es ist schwer, in das Allerheiligste eines Menschen einzudringen!

So hielten wir denn, Domna Platonowna und ich, gute Freundschaft. Sie besuchte mich häufig, hatte es stets eilig in Geschäften und konnte dennoch stundenlang auf dem gleichen Platz sitzen bleiben. Ich war auch zwei- oder dreimal in Domna Platonownas Wohnung und sah die Kammer, die Lefanida Petrowna bis zu ihrem Akt des Verzichtes als Zuflucht gedient hatte, und sah auch die Konditorei, in der Domna Platonowna die Sandkuchen gekauft hatte, um jene damit zu füttern und aufzumuntern; ich sah endlich bei ihr auch zwei frischimportierte junge ‚Dämchen‘, die nach Petersburg gekommen waren, ihr Glück zu machen, und jetzt bei Domna Platonowna auf ‚Lefanidas Platz‘ saßen; niemals jedoch gelang es mir, aus Domna Platonowna herauszuholen, auf welchen Wegen sie zu ihrer jetzigen Lage und zu ihren originellen Überzeugungen gekommen war, denn nach wie vor war sie von ihrem eignen absoluten Recht überzeugt und ebenso von der allgemeinen Bestrebung ihrer Mitmenschen, einen jeden zu betrügen. Und dabei hätte ich doch so gern wissen wollen, wie es vormals in Domna Platonowna ausgesehen hatte, bevor sie zu der ständigen Redensart gekommen war: ‚Oh-ho-ho, nein, mein Väterchen, tu mir die Liebe und streit nicht mit mir; denn das weiß ich besser als du.‘

Zu gern hätte ich wissen wollen, wie die gesegnete Kaufmannsfamilie an der Guschka beschaffen war, darin (das heißt, in der Familie) diese runde Domna Platonowna herangewachsen war, und bei der Gebet, Fasten, eigne Keuschheit, mit der sie prahlte, und Mit-

gefühl für Menschen sich mit kupplerischen Lügen und artistischer Liebe zur Hervorbringung kurzfristiger Ehen, die nicht aus Neigung, sondern aus Geldgründen geschlossen wurden, und ähnliche Dinge mehr sich miteinander verbanden.

Wie war das möglich, mußte ich häufig denken, daß so viel Verschiedenartiges in ein und demselben perfetteten Herzen hausen konnte und sich mit so erstaunlicher Harmonie zueinander fügte, so daß gleichzeitig das eine Gefühl ihr die Hand aufhob, mit der sie der weinenden Lekanida Petrowna sechs Ohrfeigen ins Gesicht schlug, während das andere Gefühl ihre Beine in Bewegung setzte, für sie Sandkuchen zu holen; wie war es nur möglich, daß das gleiche Herz bei dem Traumgesicht, wie Lekanida Petrowna sauber von ihrer Mutter erzogen wurde, zusammenzuckte und gleich darauf keinen unruhigen Schlag tat, als sie den feisten Eber aufforderte, zu eilen, diese selbe Lekanida Petrowna möglichst schnell zu besudeln, der sie sogar noch die Möglichkeit genommen hatte, ihren Körper abzuschließen!

Ich begriff ja, daß Domna Platonowna nicht aus geschäftlichen Gründen hinter diesen Dingen her war, sondern sie auf Petersburgisch auffaßte, nämlich als unumstößliches Gesetz, daß eine Frau sich nicht aus der Not herausarbeiten könnte, es sei denn auf Kosten ihres eigenen Falles. Trotzdem freilich, wer bist du eigentlich, Domna Platonowna? Wer hat dir all dieses eingeprägt und dich auf diesen Weg gebracht? Doch bei all ihrer Geschwägigkeit konnte Domna Pla-

tonowna es nicht leiden, wenn man ihre Vergangenheit berührte.

Allein völlig unverhofft trat schließlich eines Tages dennoch der Fall ein, daß mir Domna Platonowna ganz ohne mein Zutun und völlig unerwartet erzählte, wie einfältig sie einst gewesen und wie ‚jene‘ sie in die Schule genommen und schließlich dazu gebracht, daß sie keinem mehr auch nur das Schwarze unter dem Nagel glaubte. Lieber Leser, erwarten Sie jetzt nicht, daß diese Erzählung Domna Platonownas irgend etwas Einheitliches brächte. Sie wird sogar kaum imstande sein, jemand den Prozeß der geistigen Entwicklung dieser Petersburgerin klar zu machen. Ich teile Ihnen die fernere Erzählung Domna Platonownas mit, um Sie ein wenig zu belustigen und Ihnen vielleicht Gelegenheit zu geben, noch einmal über die stumpfe, aber furchtbare Macht der ‚Petersburger Verhältnisse‘ nachzudenken, die nicht nur solche und ähnliche Domna Platonownas entstehen läßt und zur Entfaltung bringt, sondern gleichzeitig in ihre Hände auch jene Lekanidas gibt, die ins Wasser rennen, ohne die Furt zu kennen, die Lekanidas, für die unter den gegebenen Umständen Domna zu einem unbarmherzigen Tyrannen wird, während sie sich doch auf jedem anderen Platz vor ihnen als Paria oder höchstens als Spasmacherin fühlen würde.

5

Zu jener Zeit lag ich in Petersburg krank; ich wohnte im Stadtteil Kolomna, und meine Wohnung war nach

den Worten Domna Platonownas ,irgendwie besonders'. Sie bestand aus zwei geräumigen Zimmern in einem alten Holzhaufe und gehörte einer kleinen hölzernen Kaufmannsfrau, die ganz vor kurzem ihren ehrenwerten Gatten beerdigt und sich in ihrer Wittvenschaft dem Wucher ergeben hatte; ihr früheres Schlafgemach aber mitsamt dem dreischläfrigen Bett und das an das Schlafzimmer anstoßende Besuchszimmer mit dem riesengroßen Heiligenschrein, vor dem täglich der Verstorbene gebetet hatte, vermietete sie.

Im sogenannten Salon stand ein Divan mit einem Bezug aus echtem russischen Leder; ein runder Tisch mit einem verblichenen Bezug aus violettem Plüsch und völlig farblos gewordenen Seidenfransen; eine Tischuhr mit einem kupfernen Mohren; ein Ofen mit einer Hauterelieffigur in der Nische; ein länglicher Spiegel aus sehr gutem Glase mit einer bronzenen Harfe auf dem oberen Teil des Rahmens. An den Wänden hingen ein Ölgemälde des verstorbenen Kaisers Alexander I., neben diesem, hinter Glas, in schweren goldenen Rahmen Lithographien, die vier Szenen aus dem Leben der Genoveva darstellten, ferner der Kaiser Napoleon in Infanterieuniform und derselbe Kaiser Napoleon in Kavallerieuniform, außerdem irgendein Bergesgipfel, ein Hund, der auf seiner Hundehütte schwamm, und das Porträt eines Kaufmanns mit der Medaille auf dem Annenbändchen. In der entferntesten Ecke ragte ein hoher dreistöckiger Heiligenschrein, in welchem sich drei große Ikonen mit nachgedunkelten Gesichtern befanden, die streng aus ihren glänzen-

den vergoldeten Beschlägen herauschauten: vor dem Heiligenschrein war ein Lämpchen, das stets sorgfältig von meiner frommen Hausfrau angezündet wurde, unter dem Heiligenschrein aber befand sich ein Schränkchen mit halbrunden Türen und bronzenen Beschlägen. Das Ganze mutete einen an, als läge es nicht in Petersburg, sondern als befände es sich irgendwo tief im Moskauischen, oder meinetwegen in der Stadt Mzensk selber. Noch Mzenskischer war mein Schlafgemach; es kam mir sogar häufig so vor, als sei das dreischläfrige Bett, in dessen Flaumpfühen ich versank, gar kein Bett, sondern die Stadt Mzensk selber, die sich inkognito in Petersburg aufhielte. Denn sobald ich in seinen Flaumwellen untertauchte, legte sich sofort eine schlafbefördernde mohngetränkte Decke über meine Augen und verbarg das gesamte Petersburg mit seiner sich die Zeit vertreibenden Langeweile und seinem gelangweilten Zeitvertreib. Und hier in dieser beruhigenden mzenskischen Umgebung hatte ich wiederum Gelegenheit, mit Domna Platonowna zur Genüge plaudern zu können.

Ich hatte mich erkältet und vom Arzt die Anweisung erhalten, im Bett zu bleiben.

So lag ich denn einmal um die zwölfte Stunde eines graufarbenen Märztages bereits genesend und der Lektüre müde im Bett und dachte, es wäre nicht übel, wenn jetzt irgendein Besuch käme. Doch noch hatte ich den Gedanken nicht zu Ende gedacht, da war es, als sollte sich mein Wunsch erfüllen: meine Saaltüre kreischte, und gleich darauf ertönte Domna

Platonownas lustige Stimme: „Du hast es aber hier schön! und die Heiligenbilder und das Leuchten vor dem Segen Gottes — sehr, sehr schön hast du es!“

„Mütterchen,“ fragte ich, „sind Sie es, Donna Platonowna?“

„Wer sollte es wohl anders sein, mein Lieber,“ entgegnete sie, „wenn nicht ich?“

Wir begrüßten einander.

„Nehmen Sie Platz!“ bat ich Donna Platonowna.

Sie setzte sich auf einen Sessel, der meinem Bett gegenüberstand, und legte die Hände und das weiße Tuch auf ihre Kniee.

„Was fehlt dir?“ fragte sie.

„Ich habe mich erkältet.“

„Gegenwärtig höre ich viele über den Leib klagen.“

„Nein,“ sagte ich, „über meinen Leib kann ich nicht klagen.“

„Na, wenn du über den Leib nicht klagen kannst, dann wird es schon vorübergehen. Du hast diesmal eine sehr schöne Wohnung.“

„Es geht,“ sagte ich.

„Eine vortreffliche Wohnung. Die Hausfrau, Ljubowj Petrowna, kenne ich schon lange. Eine ausgezeichnete Frau. Früher war sie allerdings verdorben und hatte eine kreischende Stimme, aber das scheint vorübergegangen zu sein.“

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete ich, „ich kann eigentlich nicht sagen, daß sie schreit.“

„Ach, wenn du wüßtest, mein Lieber, was ich für

einen Kummer habe!“ warf Domna Platonowna mit der allerkläglichsten Stimme hin.

„Was denn, Domna Platonowna?“

„Ach Freundchen, einen Kummer, einen so großen Kummer, daß . . . es ist schrecklich, das kann man wohl sagen, der Kummer sowohl als auch das Unglück, alles zusammen. Schau doch nur, schau, worin ich heuer meine Waren tragen muß.“

Ich beugte mich übers Bett vor und sah auf dem Tischchen Domna Platonownas Spitzen in einem schwarzen seidenen Tüchlein mit weißen Rändern liegen.

„Sind Sie etwa in Trauer?“ fragte ich.

„Ach, mein Lieber, freilich in Trauer und noch dazu in was für einer!“

„Und wo ist denn Ihre Tasche?“

„Das ist es ja, um die Tasche trauere ich ja. Verloren gegangen ist sie, meine Tasche.“

„Wie das,“ fragte ich, „wieso verloren?“

„Einfach verloren gegangen, mein Lieber, so sehr verloren, daß ich auch heute noch, wenn ich mich daran erinnere, sprechen muß: ‚Herr,‘ muß ich sprechen, ‚bin ich denn wirklich solch eine Sünderin, daß Du mich so heimsuchest?‘ Und schau mal, wie wunderbar sich das alles zugetragen hat: ich hatte ein Traumgesicht; mir träumte, es käme zu mir ein Priester und brächte mir einen Topfkuchen, weißt du, wie man ihn bei uns zu Hause aus Weizengröße bäckt. ‚Da,‘ sagte er, ‚da, Dienerin Gottes, hast du einen Topfkuchen.‘ ‚Väterchen,‘ entgegnete ich, ‚wozu mir einen Topfkuchen?‘ Na, du kannst es jetzt sehen, wozu er mir

gegeben wurde, der Topfkuchen nämlich — er kündigte den Verlust an.“

„Wie kam denn das, Domna Platonowna?“

„Ja, mein Freund, es war sehr erstaunlich. Du kennst doch die Koschewerowa, die Kaufmannsfrau?“

„Nein, die kenne ich nicht.“

„Wenn du sie nicht kennst, so laß es auch in Zukunft bleiben. Wir sind Freundinnen, das heißt, in Wirklichkeit nicht so ganz Freundinnen, denn sie ist ein durchtriebenes Frauenzimmer und eigentlich sogar recht gemein, na, weißt du, wir sind halt miteinander bekannt, so wie ich etwa mit dir bekannt bin. Die besuchte ich einmal zu meinem Unglück am Abend und blieb sitzen. Sie redete mir immer zu — ach, daß sie doch der und jener hole — ‚bleib noch,‘ sagte sie, ‚und bleib noch, Domna Platonowna.‘ Vor lauter Fett und Nichtstun litt sie immer darunter, daß ihr Mann nicht eifersüchtig auf sie sei, aber wie sollte er schon eifersüchtig sein, wenn doch ihre Fresse einfach abscheuerregend war und ihre Zunge riesengroß wie bei einem Papagei. Man erzählt, sie hätte einmal Zahnweh gehabt und der Arzt hätte ihr geraten, einen medizinischen Blutegel an den Zahn anzusetzen, der Feldscherjunge aber hatte ihr den Blutegel an die Zunge angesetzt, und so hatte sie denn seit der Zeit an der Zunge eine Geschwulst. Um gleichen Abend, muß ich hinzufügen, hatte ich außerdem noch ein Geschäft: ich mußte in ein Haus an den Fünf Ecken zu einem Kaufmann, der heiraten wollte; sie aber, die Koschewerowa, ließ und ließ mich nicht fort.

‚Bleib doch noch,‘ sagte sie, ‚wir trinken noch ein Kiewer Likörchen, und außerdem wird Gaddej Esenjonowitsch bald vom Abendgottesdienst heimkehren,‘ sagte sie, ‚dann werden wir Tee trinken: wozu die große Eile?‘

‚Nein,‘ entgegnete ich, ‚ich muß mich sogar sehr beeilen.‘

Trotzdem aber blieb ich aus purer Dummheit da, und nach und nach verhundertteufelte es sich in meinem Kopfe von all den Schnäpichen, Likörchen und Aufgüßchen, mit denen ich mich vollgegossen hatte.

‚Wartwara Petrowna,‘ sagte ich zu ihr, ‚du mußt schon verzeihen und hab vielen Dank für deine Bewirtung, aber mehr trinken kann ich nicht.‘

Doch sie bestand darauf und bewirtete mich weiter, obwohl ich immer wieder sagte: ‚Es wäre besser, Mütterchen, du bewirtetest mich nicht mehr. Ich kenne mein Quantum und werde um nichts in der Welt mehr weitertrinken.‘

‚Wart doch wenigstens auf meinen Hausgenossen,‘ sagte sie.

‚Auch auf den Hausgenossen,‘ sagte ich, ‚mag ich nicht länger warten.‘

Ich bestand auf meiner Absicht, ‚ich gehe,‘ sagte ich, ‚ich gehe und damit basta.‘ Denn, weißt du, ich fühlte ja schon, daß in meinem Kopf ein Herzensabbat war. So kam ich denn endlich, mein Lieber, zum Tor hinaus, bog in die Kassesschaja ein und überlegte, ob ich nicht eine Droschke nehmen sollte. Eine hielt auch grade an der Ecke, da fragte ich den

Rutscher: ‚Was, mein Lieber, nimmst du bis zur Erscheinungskirche?‘

‚Fünfzehn Kopeken.‘

‚Na hör mal,‘ erwiderte ich ihm: ‚Fünfzehn?! einen Fünfer!‘

Und ging derweilen selber auf der Kassjeschaja weiter. Es war recht hell; die Laternen brannten und ebenso die Gasflammen in den Fenstern der Magazine; ich werde wohl auch noch zu Fuß hinkommen, überlegte ich, wenn du, Barbar, dich für diese kleine Entfernung nicht mit einem Fünfer begnügst.

Plötzlich aber schoß vor mir die Figur eines Herrn auf. Im Überzieher, mit Mütze und Gummischuhen, mit einem Wort, ein Herr. Allein wieso er so plötzlich vor mir aufgeschossen ist, du könntest mich totschlagen, ich würde es nicht sagen können.

‚Sagen Sie mal,‘ sagte er, ‚meine Gnädigste‘ (und dabei nannte er mich noch Gnädigste, der Schuft), ‚sagen Sie, meine Gnädigste, wo mag hier die Wladimirstraße sein?‘

‚Wenn Sie jetzt geradeaus gehen, mein Herr,‘ entgegnete ich, ‚kommt gleich rechts eine Querstraße ...‘ allein kaum hatte ich das gesagt und den Arm erhoben, weist du, um es ihm zu zeigen, da griff er bereits nach meiner Tasche.

‚Eins und vier,‘ sagte er, ‚macht einundvierzig, wer uns fangen will, der irrt sich,‘ und schon war er auf und davon.

‚Ach du Barbar!‘ sagte ich, ‚ach du Gauner!‘ Denn ich hielt das Ganze immer noch für einen Spaß.

Allein kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da bemerkte ich auch schon, daß meine Tasche fort war.

„Väterchen!“ schrie ich, was meine Gurgel nur herhalten wollte. „Väterchen!“ schrie ich, „Hilfe! haltet ihn, den Barbaren! fangt ihn, den Bösewicht!“ Und lief dabei hinter ihm her, weist du, stieß überall an, packte die Leute an den Händen und schleppte sie mit: „Helft mir, bitte, verteidigt mich: ein Barbar hat soeben meine Tasche fortgeschleppt!“ Ich lief und lief, aber meine Beinchen versagten mir den Dienst, und von ihm, dem Bösewicht, war schon längst keine Spur mehr zu sehen. Es ist freilich wahr, wie soll denn ich, ich Kürbis, einen solchen dürrn Hund einholen! So drehte ich mich zu den Leuten um und schrie: „Ihr Barbaren! und ihr haltet noch Maulaffen feil! ihr seid wohl alle ungetauft, was?“ Und lief von neuem, lief immer weiter und blieb schließlich wieder stehen. Blieb stehen und heulte. Und heulte laut wie eine ausgemachte Närrin. Saß auf einem Pfosten und heulte. Ringsum sammelten sich Menschen an und meinten offenbar, ich sei betrunken.

„Ach, ihr Barbaren,“ sagte ich, „ihr Barbaren! Selber seid ihr betrunken, mir aber hat man soeben meine Tasche aus der Hand gerissen.“

Ein Schutzmann kam heran. „Komm,“ sagte er, „Lantchen, komm mit aufs Revier.“

Der Schutzmann brachte mich ins Revier, ich aber fing aufs neue zu heulen an.

Da kam der Revieraufseher zur Thür herein und sagte: „Was lärmst du hier, Frau?“

‚Erbarmen Sie sich,‘ sagte ich, ‚Euer Hochwohlgeboren, man hat mich doch soeben bestohlen.‘

‚Eine Schrift aufsetzen,‘ sagte er.

Sie wurde aufgesetzt.

‚Jetzt geh mit Gott,‘ sagte er.

Ich ging.

Tags darauf kam ich wieder. ‚Nun,‘ sagte ich, ‚was macht meine Tasche, Euer Wohlgeboren?‘

‚Geh,‘ sagte er, ‚schick deine Papiere und wart’s ab.‘

So wartete ich denn und wartete; eines Tages wurde ich schließlich zur Polizei bestellt. Man führte mich in ein großes Zimmer, in dem eine Menge solcher Taschen lag. Der Polizeimajor, ein höflicher Mann war es, und hübsch war er auch, sagte, ‚schauen Sie, ob Sie Ihre Tasche finden.‘

Ich schaute, aber meine Tasche war nicht da.

‚Nein,‘ sagte ich, ‚Euer Hochwohlgeboren, hier ist meine Tasche nicht.‘

‚Man stelle ihr einen Schein aus,‘ befahl er.

‚Euer Hochwohlgeboren,‘ fragte ich, ‚darf ich fragen, was auf dem Schein stehen wird?‘

‚Es wird darauf stehen,‘ sagte er, ‚daß man Sie bestohlen hat, Mütterchen.‘

‚Und was, Euer Hochwohlgeboren,‘ fragte ich weiter, ‚kann mir der Schein nützen?‘

‚Ja, Mütterchen, was soll ich denn noch für Sie tun?‘

Man gab mir also den Schein, daß ich wirklich bestohlen worden sei, und sagte mir, ich solle mich an die Polizeiverwaltung wenden. So ging ich denn neulich in die Polizeiverwaltung und gab den Schein ab;

sogleich kam auch ein Beamter, der Oberstenuniform trug und mich in ein Zimmer führte, in dem eine unendliche Menge von Taschen lag.

„Sieh sie dir an,“ sagte er.

„Ich sehe, Euer Hochwohlgeboren; meine Tasche ist aber nicht dabei.“

„Na, dann warten Sie,“ sagte er, „der General wird Ihnen gleich einen Schein unterschreiben.“

So saß ich denn und wartete und wartete, und wartete und wartete; endlich kam der General: man gab ihm meinen Schein, und er unterschrieb.

„Was haben denn der General auf meinem Schein unterschrieben?“ fragte ich den Beamten.

„Er hat unterschrieben,“ antwortete der, „daß man Sie bestohlen hat.“

„Na, und das Papier trage ich jetzt immer mit mir herum.“

„Domna Platonowna,“ sagte ich, „heben Sie es gut auf.“

„Als ob sich die Tasche je wiederfinden wird.“

„Der Mensch denkt, Gott lenkt.“

„Was du nicht sagst, der Mensch denkt, Gott lenkt! Wenn ich das gedacht hätte, so wäre ich doch bei der Koschewerowa über Nacht geblieben.“

„Wenn Sie wenigstens“, sagte ich, „nicht so sparsam gewesen wären und dem Kutscher mehr geboten hätten.“

„Sprich mir nicht erst vom Kutscher; die Kutscher sind die gleichen Gauner. All diese Schufte sind ja miteinander im heimlichen Einverständnis.“

„Woher!“ sagte ich, „wie sollten die zu einem heim-

lichen Einverständnis kommen? Als ob es ihrer so wenige gäbe?“

„Streit nicht mit mir! alle diese Gaunereien kenne ich sehr genau.“

Bei diesen Worten hob Domna Platonowna ihre kräftig geballte Faust und betrachtete sie mit einem gewissen Stolz.

„Als ich vor Zeiten noch dumm war, da hat ein Kutscher mir noch viel schlimmer mitgespielt,“ sagte sie dann, den Arm senkend. „Mit einem Umschmiß hat mich der Schuft gefahren und außerdem noch ausgeplündert.“

„Wie das,“ fragte ich, „mit einem Umschmiß?“

„Allerdings, mit einem Umschmiß, und damit basta: ich mußte einmal im Winter einer Dame eine Spitzenmantille auf die Petersburger-Seite ins Kadettenkorps bringen. Klein war die Gnädigste und von zarter Natur, aber wenn sie zu feilschen anfing und dabei ins Kreischen kam — na, ich sage dir, die reine Primadonna. Als ich von ihr fortging, von dieser Gnädigen nämlich, da dunkelte es schon. Du weißt ja, im Winter dunkelt es früher. Ich eilte, so sehr ich konnte, um den Prospekt möglichst schnell zu erreichen, da bog ein Kutscher um die Ecke, ein haariger Bauer. ‚Ich,‘ sagte er, ‚verlange nicht viel für eine Fahrt.‘

Ich schlug ihm fünfzehn Ropelen bis zur Erscheinungskirche vor.“

„Aber wie ist das denkbar,“ unterbrach ich sie, „wie kann man so wenig für die lange Strecke geben, Domna Platonowna!“

„Du siehst ja, daß es möglich war. — ‚Wir wollen den nächsten Weg fahren,‘ sagte er. — Schon recht! — Ich setzte mich in den Schlitten; damals besaß ich noch keine Tasche, sondern trug alles wie jetzt in einem Bündel. Der Satan von einem Kutscher fuhr mich nun den nächsten Weg, er kam irgendwo hinter der Festung auf die Nema hinaus, und nun ging es immer übers Eis, immer übers Eis weiter, plötzlich aber dicht vor dem Ufer und gerade gegenüber der Litejnaja fauste er mit mir in ein ausgefahrenes Loch. Weißt du, da war mir, als ob mir jemand von unten auf mein Hinterteil — bums! — einen Tritt versetzt hätte — und ich flog hinaus. . . . Ich flog auf die eine Seite, mein Bündel aber, das flog Gott weiß wohin. Pudelnasß stand ich wieder auf, denn in den Rinnen stand schon Wasser. ‚Barbar,‘ schrie ich jenen sofort an, ‚du, Barbar, was hast du mir angetan?‘ Jener aber entgegnete: ‚Na, das ist doch der nächste Weg, hier geht es nicht ohne Umschmiß.‘ ‚Wie,‘ ich zu ihm, ‚du Tyrann, wieso geht es nicht ohne Umschmiß? Wie unterstehst du dich, so zu fahren?‘ Er aber, der Schuft, antwortete nur: ‚Hier, Kaufmannsfrau, muß man immer mit einem Umschmiß rechnen; ich habe ja auch nur darum,‘ sagte er, ‚fünfzehn Ropelen genommen, um den näheren Weg fahren zu dürfen.‘

Hatte es wohl Zweck, mit dem Scheusal noch zu reden!? Ich trocknete mich und sah mich dabei in einem fort um, denn ich schaute nach meinem Bündel aus, da wir beide bei dem Umschmiß ganz und gar von einander getrennt worden waren. Plötzlich stand unver-

sehens ein Offizier oder so was wie ein Zivilist mit einem großen Schnurrbart vor mir: ‚Ach du, Taugenichts!‘ sagte er, ‚du Schuft! du fährst eine korpu-lente Dame und bist dennoch so unvorsichtig?‘ und ging dabei auf den Kutscher los und drohte ihm nur so die Fresse voll.

‚Setzen Sie sich nur,‘ sagte er, ‚setzen Sie sich, meine Gnädigste, ich mache die Pelzdecke schon fest.‘

‚Aber mein Bündel,‘ sagte ich, ‚lieber Herr, ich habe mein Bündel fallen lassen, als dieses Scheusal mich hinausschüttelte.‘

‚Da haben Sie,‘ sagte er, ‚Ihr Bündel,‘ und reichte es mir.

‚Vorwärts, Schweinehund,‘ schrie er dem Kutscher zu, ‚und gib mir jetzt besser acht! Sie aber, Gnädigste,‘ fügte er hinzu, ‚wenn er Sie wieder hinauswerfen sollte, dann hauen Sie ihm doch ohne weitere Um-schweife direkt in die Fresse.‘

‚Wie können Frauen,‘ entgegnete ich, ‚je mit sol-chen Wallachen zurecht kommen.‘

So fuhren wir denn weiter.

Aber, weißt du, wir waren kaum auf die Gagarin-skaja hinausgekommen, da sah ich, wie mein Kutscher heimlich vor sich hinlachte.

‚Was soll das, du gescheiter Bursche, warum fletschst du deine Zähne?‘

‚Nur deshalb,‘ sagte er, ‚weil ich neulich einen Juden hier um billiges Geld gefahren habe; wenn ich dran denke, kann ich mich nicht halten.‘

‚Was gibt es da zu lachen?‘ fragte ich.

‚Wie soll ich denn nicht lachen,‘ sagte er, ‚wenn er doch mit der Fresse direkt in die Pfütze fiel und dann aufsprang und immerzu uj-uj schrie und sich so komisch drehte.‘

‚Warum,‘ fragte ich, ‚ujte er denn so?‘

‚Das scheint in ihrer Religion zu liegen,‘ meinte jener.

Na, da mußte ich ebenfalls lachen.

Nämlich, wenn ich an den Juden dachte und wie er dalag und immerfort: uj-uj schrie, da konnte ich mich auch nicht länger halten.

‚Na, das ist mir doch,‘ sagte ich, ‚eine komische Religion.‘

So kamen wir denn vor meinem Hause an, ich stieg aus und sagte: ‚Obwohl es eigentlich am Plage wäre,‘ sagte ich, ‚dich, Unhold, zu bestrafen und dir zum mindestens einen Fünfer abzuziehen, will ich dennoch Gnade für Recht ergehen lassen, und da hast du also deinen Fünfzehner.‘

‚Aber ich bitte Sie, Gnädigste,‘ sagte er, ‚ich bin doch ganz und gar unschuldig daran; auf diesem nächsten Wege geht es eben nicht ohne Umschmiß; und was hat es Ihnen,‘ sagte er, ‚Mütterchen schon groß gemacht: wachsen werden Sie davon.‘

‚Ach, du Nichtsnutz,‘ antwortete ich darauf, ‚du Nichtsnutz! Zu schade,‘ sagte ich, ‚daß der Herr von vorhin dir nicht noch viel mehr ins Genick gegeben hat.‘

Er jedoch entgegnete: ‚Gib nur acht,‘ sagte er, ‚Euer Wohlgeboren, und verlier nicht, was er dir

selber ins Genick gegeben hat,‘ und rief, nachdem er dies gesagt, seinem Pferde ‚hüh‘ zu und fuhr fort.

Nach Hause gekommen, bekümmerte ich mich zuerst um den Esamowar und wandte mich dann erst meinem Bündel zu, denn ich hatte Angst, daß vielleicht meine Waren naß geworden sein könnten; kaum aber hatte ich das Bündel geöffnet, da erstarrte ich zu Stein. Ganz starr stand ich da, sage ich dir, ganz und gar starr. Und wenn ich nur den Kopf hätte aufrichten können, aber es ging nicht; und wenn ich nur einen Schritt hätte machen können — unmöglich.“

„Ja, was lag denn darin, Domna Platonowna?“

„Was? ich schäme mich zu sagen, was: nichts als Schweinerei.“

„Was denn für Schweinerei?“

„Na, man weiß doch, was es für Gemeinheiten gibt: ausgezogene Hosen — die lagen darin.“

„Wie konnte das zugehen,“ sagte ich, „daß so was in ihr Bündel kam?“

„Ja, da muß man freilich staunen, wie das zugehen konnte. Am meisten hat mich dabei der Umstand gewundert, wie er es möglich gemacht hat, sie auf der Newa auszuziehen und in ein Bündel zu verschnüren. Ich schaute und wollte meinen Augen nicht trauen. So lief ich denn ins Polizeirevier und schrie: ‚Väterchen, nicht mein Bündel.‘

‚Wissen wir schon,‘ sagten jene, ‚das sagen alle; erzähl es mit Verstand.‘

So erzählte ich es ihnen denn.

Man brachte mich zur Detektivpolizei. Dort erzählte ich es von neuem. Der Detektiv lachte nur.

„Wahrscheinlich“, sagte er, „kam der Gauner aus der Badestube.“

„Der Teufel soll wissen, von wo er herkam, aber wie hat er es nur fertig gebracht, mir in der Dunkelheit das Bündel unterzuschieben?“

„In der Dunkelheit“, sagte ich, „ist das nicht so schwierig, Domna Platonowna.“

„Nein, das meinte ich auch gar nicht, sondern dachte jetzt an den Kutscher, denn der hatte doch zu mir gesagt, verlier nicht, hatte er gesagt, was jener dir ins Genick gegeben hat! Ja, das kann man freilich ins Genick gegeben nennen, und nun verstand ich auch, warum er diese Worte gesagt hatte.“

„Sie hätten eben,“ sagte ich, „schon als sie sich in den Schlitten setzten, nachschauen müssen, was in dem Bündel war.“

„Mein Lieber, man kann schauen, wieviel man will, wenn einer betrogen werden soll, so wird er betrogen.“

„Nun, nun,“ sagte ich, „das ist eine kühne Behauptung . . .“

„Oh-ho-ho! Nein, tu mir den Gefallen, und streit nicht: jene sind imstande, dich vor deinen eignen Augen hereinzulegen. Ich kann dir so einen Fall erzählen, wie man unserein vor seinen eignen Augen anführt. Bald nachdem ich aus meiner Heimat hierher gekommen war, mußte ich einmal über den Upragin gehen. Damals war es dort noch furchtbar eng, nicht so wie

jetzt nach dem Brande — jetzt ist es einfach bezaubernd schön, damals aber war es ein entsetzlicher Schweine-
stall. So ging ich denn ganz still für mich hin. Plötzlich schoß vor mir ein Bursche auf, er war recht hübsch anzuschauen: ‚Kauf doch,‘ sagte er, ‚Tantchen, das Hemd da.‘ In seinen Händen hielt er ein leinenes Hemdchen, ganz neu war es und das Leinen von ausgezeichnete Qualität, keineswegs billiger als sechzig Kopeken der Arschin.

‚Was willst du dafür?‘ fragte ich.

‚Zwei und einen halben.‘

‚Und wieviel,‘ fragte ich, ‚läßt du von der Hälfte nach?‘

‚Von welcher Hälfte?‘

‚Von welcher du willst,‘ sagte ich, ‚das ist mir gleich.‘ Denn ich wußte doch, daß man beim Handeln immer nur die Hälfte bieten muß.

‚Nein,‘ sagte er, ‚ich sehe, Tantchen, daß du keine Käuferin für gute Sachen bist,‘ und riß mir das Hemd aus der Hand, weißt du.

‚Gib her,‘ sagte ich, denn ich sah doch, daß es ein vortreffliches Hemd war und drei Rubel unter Brüdern wert.

‚Einen Rubel gebe ich dafür,‘ sagte ich.

‚Laß das Hemd, Madam!‘ sagte er, riß es mir aus der Hand, verbarg es unterm Arm und schaute sich um. Na ja, da sieht man’s ja, dachte ich, es ist gestohlenes Gut; das dachte ich und ging weiter; plötzlich aber sprang er wieder aus der Menge hervor: ‚Tantchen,‘ sagte er, ‚gib das Geld her. Gott mit

dir; es steht offenbar geschrieben, daß du das Hemd haben sollst.'

Ich drückte ihm einen Papierrubel in die Hand, er aber steckte mir das verknüllte Hemd zu.

„Jetzt gehört es dir, Tantschen,“ sagte er und war in einem Nu verschwunden.

Ich tat meinen Beutel zurück in die Tasche und wickelte meinen Einkauf aus seiner Hülle, aber da fiel plötzlich etwas zu meinen Füßen nieder. Es war ein alter Bastwisch, wie man ihn in Möbeln findet. Da ich damals die Petersburger Verhältnisse noch nicht so genau kannte, wunderte ich mich. — Was mochte das nur sein? und sah dann auf meine Hände — in meinen Händen hielt ich einen Feszen! Vom gleichen Leinen war er, wie das Hemd, der Feszen, doch höchstens einen halben Urfchin lang. Die Wallachbande der Kommis aber gröhlte nur so vor Lachen: „komm zu uns,“ schnatterten sie, „Tantschen, nur hierher; wir führen dies und führen das und auch für dumme Weiber was.“ Und einer näherte sich mir sogar: „wir haben,“ sagte er, „Tantschen, für Euer Gnaden ein wundervolles getragenes Leichenhemd.“ Ich tat, als hörte ich das alles nicht, und dachte mir nur: hol euch doch der und jener. Aber ich sage dir, ganz schwach war mir dabei in den Beinen; ich hatte es mit der Angst zu tun bekommen: wo war nur der Feszen so plötzlich her? Erst war es ein Hemd und nun nur noch ein Feszen. Ach ja, mein Lieber, die setzen dir durch, was sie im Kopf haben. Kanntest du nicht den Obersten Jegupow?“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Wie kann man den nicht kennen! so ein schöner Mann mit einem Bäuchlein: ein vortreffliches Mannsbild. Im Kriege wurden neun Pferde unter ihm getötet, er aber blieb am Leben: selbst in den Zeitungen hat was darüber gestanden.“

„Trotzdem kenne ich ihn nicht, Donna Platonowna.“

„Also was uns beiden, ihm und mir, einer von diesen Barbaren angetan hat! Ich sage dir, das ist ein Roman, ein Roman, wie es wenige gibt, höchstens, daß man auf dem Theater so was noch zu sehen bekommt.“

„Mütterchen,“ sagte ich, „foltern Sie mich nicht länger, sondern erzählen Sie!“

„Ja wahrhaftig, es lohnt sich, diese Geschichte zu erzählen. Wie heißt es nur gleich? . . . es gibt hier einen Landmesser . . . Rumowejew heißt er, glaube ich, oder Makarwejew, er wohnte in der siebenten Kotte des Ismailowprospektes.“

„Gott mit ihm.“

„Gott mit ihm? Oh nein, nicht Gott mit ihm, sondern eher der Teufel mit ihm, denn das dürfte besser passen.“

„Ich sagte es nur im Hinblick auf seinen Namen.“

„Goso, vom Namen — das könnte noch hingehen; der Name war nicht schlecht, es war ein einfacher Name, aber was ihn selber anbetrifft, so war er der erste Gauner in unserer Hauptstadt. Der plagte mich immer: ‚verheirat mich doch und verheirat mich, Donna Platonowna!‘

„Schon recht,“ sagte ich, „ich will dich verheiraten;“

warum', sagte ich, 'sollte ich dich nicht verheiraten? schön, ich will dich verheiraten.'

Das Vieh sah recht ansehnlich aus, er hatte ein weißes Gesicht und ein festes hübsches Schnurrbartchen.

Ich schickte mich an, seinen Wunsch zu erfüllen; ich gab mir große Mühe, ich ging hin und her und fand endlich eine Braut aus dem Kaufmannsstande für ihn; die Eltern wohnten im eignen Hause, und das Mädchel war ordentlich, voll und rosig; die Nase nur, die hatte ganz vorn einen kleinen Fehler, aber der machte nicht viel aus, er kam von den Skrofeln her. Diese suchte ich also auf und nahm den Gauner mit, und die Sache ging wie geschmiert. Von da ab gab ich natürlich sehr acht auf ihn, wie man es besser gar nicht wünschen konnte, denn in solchen Fällen muß man ständig auf der Hut sein, und außerdem war mir auch ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß er sich schon einmal zuvor mit einem Mädchen aus dem Kaufmannsstande verlobt und den Eltern zweihundert Silberrubel zur Equipierung abgeknöpft hätte, wogegen er ein schriftliches Eheversprechen geben mußte, aber dieses Schriftstück sei voller Lücke gewesen, und man hätte ihm nachher nichts anhaben können. Da ich also dergleichen von diesem Menschen bereits wußte, behielt ich ihn scharf im Auge und rückte ihm immer wieder auf die Bude. So kam ich denn eines Tages zu ihm, mein Lieber; du mußt wissen, er wohnte nämlich in zwei Zimmern: in einem hatte er sein Schlafgemach, das andere war so was in der Art eines

Salons. Ich kam herein und sah, daß die Thür aus dem kleinen Saal zum Schlafzimmer verschlossen war, im Zimmer aber saß ein Herr vor dem Fenster, der, wie mir schien, von der Reise gekommen war; denn über die Schulter hing ihm der Riemen einer Patronentasche, und er rauchte eine Pfeife. Und dieser Herr war der nämliche Oberst, weißt du, der Oberst Jegupow.

„Sollte am Ende,“ sagte ich, und wandte mich dabei zu ihm, „sollte am Ende der Hausherr nicht zu Hause sein?“

Er aber, er schüttelte bei diesen Worten nur finster den Kopf und erwiderte kein Wort, so daß ich nicht herausbekommen konnte, ob der Landmesser zu Hause war oder nicht.

Ich überlegte dertweilen, daß bei jenem vielleicht ein Dämchen sein könnte, denn war er auch im Begriff zu heiraten, so doch immerhin. Ich setzte mich also und saß. Aber weißt du, es ist nicht schön, so dazusitzen und zu schweigen, denn der andere, der auch da sitzt, könnte denken, daß man gar nicht zu reden versteht.

„Das Wetter“, sagte ich, „ist heuer ganz ungemein ausgezeichnet.“

Jener aber, jener starrte mich, als ich diese Worte gesprochen hatte, plötzlich an und donnerte dabei dumpf, als käme es aus einer Tonne: „Was“, sagte er, „sagst du da?“

„Das Wetter“, wiederholte ich, „ist wirklich sehr angenehm.“

‚Quatsch nicht,‘ sagte er, ‚sehr staubig.‘

Staubig war es allerdings, aber ich mußte dennoch denken, weißt du, denken mußte ich: was bist denn du für einer? Von was für Leuten kommst denn du her, daß du so zornig brüllst?

‚Sie sind wohl,‘ so redete ich ihn wiederum an, ‚ein Verwandter von Stepan Matwejewitsch, oder sind Sie vielleicht nur ein Freund, oder ein Bekannter?‘

‚Freund,‘ entgegnete er.

‚Ein vortrefflicher Mensch,‘ sagte ich, ‚ist Stepan Matwejewitsch.‘

‚Gauner von der ersten Sorte,‘ sagte er.

Als er das sagte, ging es mir durch den Kopf, daß Stepan Matwejewitsch wahrscheinlich nicht zu Hause sei.

‚Belieben Sie ihn schon lange zu kennen?‘

‚Ich kannte ihn,‘ sagte er, ‚schon, als das Frauenzimmer noch Jungfer war.‘

‚Ja, mein Herr,‘ erwiderte ich, ‚es könnte freilich sein, daß auch seit der Zeit, daß ich ihn kenne, manche Jungfer Frau geworden ist, aber ich will damit nichts gesagt haben, ich habe nie etwas Schlimmes an ihm bemerkt.‘

Doch da fuhr er mich hochmütig an:

‚Was trägst du eigentlich unterm Dach mit dir herum?‘ sagte er, ‚sicher nichts als Stroh!‘

‚Verzeihen Sie,‘ sagte ich, ‚mein bester Herr, dank meinem Schöpfer trage ich auf meinen Schultern immer noch kein Dach, sondern einen Kopf, und in diesem ist kein Stroh, sondern das gleiche, wie

auch bei jedem andern Menschen, wie Gott es bestimmt hat.'

„Quatsch nicht!“ sagte er.

Du bist ein Bauer, dachte ich insgeheim, und wirst dein Leben lang ein Bauer bleiben.

Er aber fragte mich da mit einem Male: „Bist du eigentlich auch mit seinem Bruder“, fragte er, „bekannt, mit Maxim Matwejewitsch?“

„Den kenne ich nicht, mein Herr,“ entgegnete ich, „wen ich nicht kenne, den kenne ich nicht und will auch nicht vorkäuschen, daß ich ihn vielleicht doch kenne.“

„Der hier“, sagte er darauf, „ist ein Gauner, aber jener ist noch schlimmer. Er ist nämlich taub.“

„Wie das, taub?“ fragte ich.

„Na, eben ganz und gar taub,“ sagte er. „Das eine Ohr ist taub, im andern hat er die Skrofeln und auf beiden hört er nicht mehr.“

„Sagen Sie doch,“ meinte ich, „wie erstaunlich.“

„Da ist gar nichts Erstaunliches dabei,“ sagte er.

„Nein, ich meinte nur, weil nämlich der eine Bruder so ein hübscher Kerl ist, und nun ist der andere taub.“

„Ja eben; und da ist ganz und gar nichts Erstaunliches dabei; meiner Schwester zum Beispiel, der sitzt ein roter Flecken auf der Fresse, genau wie ein Frosch sieht er aus, nun, und schau mal, habe ich vielleicht etwas derartiges?“

„Wahrscheinlich wird die Frau Mutter,“ sagte ich, „als sie in ihrem ehelichen Interesse war, sich über etwas zu erschrecken geruht haben?“

‚Das Dienstmädchen,‘ sagte er, ‚hatte ihr einen Esamowar auf den Bauch fallen lassen.‘

Na, du kannst dir ja denken, daß ich ihm darauf sehr höflich mein Beileid aussprach.

‚Ja, das kommt vor,‘ sagte ich, ‚daß diese Weibsbilder unversehens ein Unheil anrichten,‘ er aber fing dertweilen aufs neue mit mir zu sprechen an: ‚Wenn du noch keine völlige Gans bist,‘ sagte er, ‚so wirst du vielleicht folgendes Kapieren: jener, mußt du wissen, der taube Bruder von diesem, ist ein großer Liebhaber, Pferde zu tauschen.‘

‚Goso,‘ sagte ich.

‚Schön, und da beschloß ich, ihm das abzugewöhnen, ich tauschte ihm ein blindes Pferd ein, das so blind war, daß es mit der Stirn auf die Zäune ging.‘

‚Goso,‘ sagte ich.

‚Einige Zeit darauf aber brauchte ich von ihm einen Stier für meinen Viehhof, ich kaufte ihm den Stier ab und gab ihm auch das Geld dafür; doch was kam dabei heraus? es war gar kein Stier, sondern ein Ochse.‘

‚Ach, mein Gott,‘ sagte ich, ‚welch ein Unglück! Dann war er ja gar nicht zu brauchen.‘

‚Versteht sich von selber,‘ sagte er, ‚da er ein Ochse war, war er nicht zu brauchen. Und nun will ich ihm, dem Tauben, auf folgende Weise heimzahlen: ich habe einen auf seinen Bruder Stepan Matwejewitsch lautenden Schuldschein über hundert Rubel in meiner Hand, und die beiden haben kein Geld; na, und nun will ich’s den beiden zeigen.‘

„Ja ja,“ sagte ich, „das stimmt, jetzt können Sie es ihnen zeigen.“

„Und jetzt hast du es also gehört,“ sagte er, „und merke es dir, daß dieser Maxim Matwejewitsch eine Kanaille ist; und was mich betrifft, so warte ich jetzt, bis er herauskommt, und stecke ihn dann gleich ins Loch.“

„Ich kenne ihn freilich nicht genauer,“ sagte ich, „aber da ich ihn jetzt verheiraten will, so liegt es mir fern, über ihn zu lästern.“

„Du verheiratest ihn!“ schrie er.

„Ich verheirate ihn.“

„Ach, du Gans, du Gans,“ sagte er. „Weißt du denn nicht, daß er schon verheiratet ist?“

„Unmöglich!“

„Unmöglich, sagst du, und dabei hat er doch schon drei Kinder.“

„Ach, was Sie nicht sagen,“ sagte ich. Nun, nun, Stepan Matwejewitsch, dachte ich, da hätten Sie ja fast ein treffliches Späßlein mit mir aufgeführt! laut aber sagte ich: „na,“ sagte ich, „wenn ich ihn in dem Lichte betrachte,“ sagte ich: „dann ist er mir ja ein schöner!“

Jener aber, der Oberst Jegupow, meinte: „Wenn du schon jemand verheiraten willst, dann tußt du am besten, wenn du mich selber verheiratest.“

„Das kann gemacht werden.“

„Weißt du,“ sagte er, „ich sage das ohne Spaß und ganz im Ernst.“

„Aber bitte,“ entgegnete ich, „das kann gemacht werden!“

„Mir scheint, du glaubst mir nicht recht?“

„Aber nein, aber warum denn: wenn ein Mensch einmal in Stimmung ist, sich von dem leichtsinnigen Leben loszusagen, dann ist das erste, was er tun soll, ein ordentliches Mädchen zu heiraten.“

„Oder,“ sagte er, „meinetwegen auch eine Witwe, freilich nur eine mit Geld.“

„Ja, gewiß, oder eine Witwe.“

So kamen wir denn ins Gespräch; er gab mir seine Adresse, und ich begann ihn zu besuchen. Was habe ich mir nicht alles mit dieser Natter für Mühe gegeben! Er war schreckhaft anzusehen und so phantastisch — niemals konnte er in der gleichen Stimmung bleiben, sondern empfing den gleichen Menschen jedesmal nach seiner Phantasie. Ich weiß freilich, daß es Menschen verschiedener Art gibt, aber solch einen Mann wie diesen Jegupow, Gott bewahre jede Frau auf der Welt davor. Wenn er so da stand und einen anglozte, stieg ihm das Blut zu Kopfe, und er schwoll an wie eine Wanze, dann schrie er gewöhnlich: „Mit den Beinen nach oben werde ich dich aufhängen, und die Haut werde ich dir abschinden. Dein Inneres wird dir gleich nach außen hängen!“ — Wenn man ihn so wüthen sah, dachte man wohl: mein Gott, es hat ihm gewiß jemand eine blutige Beleidigung zugefügt — er war jedoch nur deswegen zornig, weil die Ruh sich nicht auf der rechten Seite gekraht hatte. Na schön, so brachte ich ihn denn mit einer Witwe aus dem Kaufmannsstande zusammen. Das richtige Gegenstück zu ihm, ganz als wäre sie auf Bestellung gebacken wor-

den, eine ewig selige Ruh. Na schön, mein bester Herr, sie hatten einander angeschaut, und der Tag der Verlobung war festgesetzt worden.

Der Tag kam, und ich ging mit ihm hin, es waren schon viele Gäste da, Verwandte und Bekannte von seiten der Braut, alles gute und bedeutende Leute, plötzlich aber sah ich inmitten der Gäste auf einem Stuhl in der Ecke jenen Landmesser sitzen, den Stepan Matwejewitsch.

Es gefiel mir ganz und gar nicht, daß er da war, aber ich sagte nichts.

Ich dachte, man hätte ihn wahrscheinlich aus dem Loch herausgelassen und er wäre aus alter Bekanntschaft hergekommen.

Im übrigen ging alles, wie es gehen mußte. Das Jawort war gegeben, das Küssen des Heiligenbildes war geschehen, und alles in bester Ordnung. Allerdings war der Onkel der Braut, der Kaufmann Ssemjon Iwanowitsch Kolobow gekommen, und zwar völlig betrunken, und hatte angefangen zu schwindeln, der Bräutigam sei gar kein Oberst, sondern der Sohn der Badefrau Fedorowa. ‚Möge ihn doch jemand,‘ sagte er, ‚mit der Zunge im Ohr lecken, es ist so seine Angewohnheit, daß er dann sofort zu raufen anfängt. Ich kenne ihn nämlich,‘ schwatzte er, ‚und die Epauletten hat er nur angetan, um zu prahlen, ich aber werde gleich seine Epauletten herunterreißen,‘ jedoch man ließ es nicht zu und brachte Ssemjon Iwanowitsch wegen dieser Worte sofort nach draußen.

So kam denn auch der Moment der Einsegnung

heran, und schon hatte der Vater der Braut das Heiligenbild erhoben, da ging plötzlich ein sonderbares Geheul durch den Saal! Jener erhob aufs neue das Heiligenbild, im Saale aber ertönte es aufs neue hu-u-u-uh! — und plötzlich erscholl klar und deutlich eine Stimme: ‚Es ist noch zu früh, den Jesaias anzustimmen.‘

Herr mein Gott! was da für ein Schrecken über alle kam. Die Braut war ganz aus dem Häuschen; Jegupow gloßte mich zornig an.

Du hast es nötig! dachte ich, ausgerechnet du, Väterchen, mich anzustarren wie der Teufel den Popen!

Im Saale aber jammerte es von neuem: ‚Vom Feld steigt Staub auf zum Himmelsblau, zum verheirateten Bräutigam eilt seine Frau, Gebete spricht sie, Tränen vergießt sie.‘

Man schaute hier nach und schaute dort nach, nirgends war was zu sehen.

Mein Gott, was da für ein Durcheinander losging. Der Brautvater stellte das Heiligenbild wieder zurück und ging auf mich los, um mich zu prügeln; ich aber, als ich sah, daß ich jetzt drankommen sollte, hob schnell den Schwanz in die Höhe und kniff aus. Jegupow beteuerte bei Gott, daß er noch nie verheiratet gewesen; er sagte, man möge seinetwegen Erkundigungen einziehen, die Stimme aber winselte immer das gleiche, so daß alle es vernehmen konnten: ‚Ihr Knechte Gottes, laffet nicht zu, daß die Jungfrau eine üble Ehe eingehe.‘ — Die ganze Sache ging auseinander! Und, was meinst du wohl, woran hatte es gelegen? . . .

Eine Woche darauf kam zu mir der gleiche Jegupow und sagte: „Weißt du, Domna,“ sagte er, „es war der Schuft von Landmesser, er hat mit dem Nabel gesprochen!““

„Wie das, Domna Platonowna,“ fragte ich, „was heißt das, mit dem Nabel sprechen?““

„Na, mit dem Nabel, oder mit dem Bauch, weiß der Teufel, wie er seine List ausgeführt hat. Ich will damit nur sagen, daß alle Menschen heutzutage einander überlisten, wo immer sie können, und sich immer was Neues ausdenken, und du wirst schließlich sehen, daß sie das ganze Reich durcheinander bringen und arm machen werden.“

Als ich diese von mir ganz unerwarteten Befürchtungen Domna Platonownas über das Schicksal des russischen Reiches vernahm, mußte ich geradezu staunen. Domna Platonowna bemerkte das natürlich und fuhr alsbald fort, den von ihr hervorgebrachten Effekt voll auszukosten.

„Ja, wahrhaftig, bei Gott!“ fuhr sie eine Note höher fort. „Sag doch selber, bitte, sag doch, wieviel Schlauchheiten neuerdings wieder aufgekommen sind? Der eine fliegt durch die Luft, was nur dem Vogel beschieden ist; der andere schwimmt wie ein Fisch und steigt bis auf den Meeresgrund hinab; jener wieder, wie zum Beispiel der auf dem Admiralitätsplatz, frißt Schwefelfeuer; einer spricht aus dem Bauch; ein anderer macht wieder etwas anderes, was sich für Menschen nicht gehört. . . . Mein Gott! der listige Feind selber, auch der gehorcht ihnen bereits, aber das

alles kann doch zu keinem Heil führen, sondern nur zum Verderben. Auch mir selber ist einmal zugestoßen, daß ich den Teufeln zu Schmach und Spott anheimgegeben wurde!“

„Mütterchen,“ sagte ich, „also ist Ihnen auch so was zugestoßen?“

„Auch so was.“

„Peinigen Sie mich nicht länger und erzählen Sie!“

„Das ist schon lange her, zwölf Jahre mag es her sein, ich war damals noch jung und unerfahren, ich war gerade Witwe geworden und hatte es mir in den Sinn gesetzt, Handel zu treiben. Ich überlegte hin und her, womit ich Handel treiben sollte. — Was konnte wohl besser sein, als mit Leinen zu handeln, denn das ist doch Frauensache, eine Frau versteht hiervon mehr als ein Mann und weiß, wozu jedes Stück gehört. Ich nahm mir vor, auf dem Jahrmarkt Leinen einzukaufen, um es darauf vorm Thor, auf einer Bank sitzend, in aller Ruhe zu verkaufen. So fuhr ich denn zum Jahrmarkt, kaufte Leinwand ein und wollte wieder nach Hause fahren. Wie komme ich nur, überlegte ich, jetzt mit meiner Leinwand nach Hause zurück? Im gleichen Augenblick aber sauste ein Dreispänner durch das Thor des Wirthshauses.

„Auf sieben Dreigespannen“, erzählte der Kutscher, „brachten wir Nüsse aus Kiew, aber die Nüsse wurden unterwegs naß, und da“, sagte er, „hat uns die Kaufmannschaft Abzüge gemacht, und jetzt kehren wir nach Hause ohne den kleinsten Verdienst zurück.“

„Wo,“ fragte ich ihn, „wo sind denn deine Kameraden?“

„Meine Kameraden,“ antwortete er, „sind nach Hause gefahren, ein jeder seines Weges, ich aber dachte immer, ob ich nicht unterwegs vielleicht einen Passagier finden könnte.“

„Von woher,“ fragte ich weiter, „und aus welchem Ort bist denn du?“

„Ich bin ein Kurakinscher,“ sagte er, „geradewegs aus dem Dorf Kurakino.“

Das lag auf meinem Wege. „Schön,“ sagte ich, „und hier hast du einen Passagier.“

Wir redeten hin und her und einigten uns auf einen Silberrubel, er wollte freilich noch auf die Nachbarhöfe gehen, um weitere Passagiere zu finden, und morgen in aller Frühe sollte gefahren werden.

Tags darauf aber sah ich, wie es zu uns nur so hereinströmte, der eine, der andere, der fünfte, der achte kamen und alles Männer aus dem Kaufmannsstande. Außerdem sah ich, daß der eine einen Sack, der andere ein Bündel und der dritte eine Kiste mit sich schleppte, und einer hatte sogar ein Gewehr.

„Wie,“ sprach ich zum Kutscher, „wie willst du uns alle in den Wagen quetschen?“

„Macht nichts,“ sagte er, „ihr werdet schon Platz finden, das Fuhrwerk ist groß, und man kann hundert Pud damit fahren.“ Ich muß gestehen, ich wäre froh gewesen zu bleiben, aber ich hatte ihm doch schon meinen Rubel gegeben und hätte außerdem dann jemand anderen zur Rückfahrt suchen müssen.

Es war mir kläglich zumut und ganz und gar nicht recht, trotzdem aber fuhr ich mit. Kaum hatten wir den Schlagbaum im Rücken, da rief bereits einer der Mitfahrenden: ‚Mach an der Schenke halt!‘ Dort tranken sie viel und gaben auch dem Kutscher zu trinken. Endlich fuhren wir weiter. Aber wir waren noch keine Werst weit gekommen, da schrie bereits ein zweiter: ‚Halt,‘ rief er, ‚hier wohnt doch Iwan Iwanntsch Jolkin, da‘, sagte er, ‚dürfen wir nicht vorbeifahren.‘

Na, und so machten sie denn gegen zehnmal stets bei einem Iwan Iwanntsch Jolkin halt.

Ich sah, daß es auf die Nacht ging und daß unser Kutscher sternhagelvoll bedudelt war.

‚Du,‘ sagte ich, ‚wag es nicht, noch mehr zu trinken!‘

‚Was soll denn das,‘ entgegnete er, ‚dieses: wag es nicht. Ich bin,‘ sagte er, ‚ohnehin kein Waghalsiger, und was ich tu, das tu ich ohne Wagen.‘

‚Du bist ein Bauer,‘ sagte ich, ‚und damit basta.‘

‚Na gut, dann bin ich eben ein Bauer! wenn ich nur,‘ sagte er, ‚meinen Schnaps bekomme.‘

‚Du Vieh, du Narr,‘ belehrte ich ihn, ‚denk doch an die Deinigen!‘

‚Schön, dann werde ich an die Meinigen denken,‘ sagte er und knallte bei diesen Worten mit der Peitsche, und fort gings. Der Wagen hüpfte nur so über die Straße. Jeden Augenblick erwartete ich, daß wir umfallen würden und unser Leben ein Ende finden müßte. Die Besoffenen aber schrien derweilen aus voller

Kehle. Der eine spielte die Harmonika, der andere brüllte ein Lied, und der dritte endlich schoß aus dem Gewehr. — Ich betete nur: ‚Heilige Proskoweja, rette uns, erbarme dich unser!‘

So jagten wir und jagten in vollem Karriere, bis schließlich unsere Pferde müde wurden und wir wieder im Schritt fuhren. Draußen war es derweil dunkel geworden; man kann nicht sagen, daß es regnete, aber in der Luft war es wie ein nasser Nebel. Meine Hände waren ganz erstarrt vom ewigen Anklammern, und ich war recht froh, daß wir endlich langsam fuhren; so saß ich denn da und mußtete nicht. Die anderen aber waren unterdessen in ein eifriges Gespräch geraten; der eine erzählte, daß sich hier herum Räuber auf der Landstraße gezeigt hätten, der andere aber entgegnete ihm, die Räuber fürchte er nicht, denn er habe ein Gewehr, mit dem man gleich zwei Schüsse auf einmal abgeben könne. Und wieder ein anderer begann von Verstorbenen zu sprechen: ‚Ich besitze‘, sagte er, ‚einen Totenknochen, und wen‘, sagte er, ‚ich mit dem Knochen berühre, der fällt sofort in Schlaf und schläft wie ein Toter und kann nicht mehr aufwachen‘; und noch ein anderer hatte gar eine Kerze aus Leichenfett bei sich. Das hörte ich alles mit an, plötzlich aber war mir, als zöge mich jemand an der Nase, und da kam auch schon der Schlaf über mich, und in einer Minute war ich eingeschlafen.

Ich konnte freilich nicht fest einschlafen, denn wir wurden die ganze Zeit über wie Nüsse im Sieb durcheinander geschüttelt, und im Schlaf hörte ich, wie je-

mand plötzlich sagte: ‚Wäre es nicht möglich,‘ sagte er, ‚dieses verheufelte Weibsbild loszuwerden, damit man wenigstens die Beine ausstrecken könnte?‘ Aber trotzdem schlief ich weiter.

Mit einem Male jedoch, mein Bester, hörte ich schreien, winseln und heulen. Was konnte das nur sein? Ich schaute, es war Nacht, unser Wagen hielt, unweit davon aber ging es zu und wurde geschrien, allein was man schrie, konnte ich nicht verstehen.

‚Schurle-murle, schire-mire, krawermir,‘ heulte eine Stimme.

Jener von uns, der mit dem Gewehr fuhr, drückte ab, aber es platzte nur das Piston, und es kam kein Schuß, er schoß zum zweitenmal, und wiederum dasselbe: das Piston platzte, und es kam kein Schuß.

Jener aber, der geschrien hatte, brüllte von neuem los: ‚Schire-mire, krawermir!‘ und schwupp hatte er mich bei diesen Worten unter den Arm gepackt und hob mich aus dem Wagen aufs Feld und drehte mich und wendete mich wie verrückt. Mein Gott, schoß es mir durch den Kopf, was soll denn das nur! — Nichts als dunkle sonderbare Fragen waren rings zu sehen, und alles drehte und kreiste und schrie schire-mire, und schließlich packten sie mich an den Beinen und schaukelten mich.

‚Väterchen!‘ flehte ich, da mir solches zum erstenmal geschah, ‚Nikolai, Heiliger Gottesmann, dreier Jungfrauen unschuldiger Bräutigam, dessen Eifer sich immer der Unschuld annahm! laß du wenigstens nicht zu, daß sie meine unwürdige Blöße gewahr werden!‘

Raum hatte ich diese Worte in meinem Herzen gesprochen, da fühlte ich plötzlich, wie eine unfassbare Stille mich umgab, und mir war, ich liege im Felde, in einem ganz smaragdgrünen Gras, und es schaukle sich vor meinen Füßen ein ganz kleiner See, aber überaus klar war er, überaus durchsichtig, und an seinen Ufern schwanfte junges Schilf, wie dichte Fransen.

Und da vergaß ich auch das Gebet und schaute nur immer das Schilfrohr an, als hätte ich Zeit meines Lebens nichts dergleichen gesehen.

Doch was mußte ich plötzlich erblicken? Ich sah, daß sich von dem selben See ein Nebel erhob, ein leichter grauer Nebel, der sich wahrhaftig wie ein Leichentuch über das Feld legte. Unter dem Nebel aber, und zwar in der Mitte des kleinen Sees, entstand plötzlich ein kleiner Kreis, wie wenn dort ein Fisch gesprungen wäre, und aus diesem Kreis trat ein kleiner Mensch hervor, er war so klein, daß sein Wuchs kaum größer als der eines Hahnes war; sein Gesicht war winzig; er trug einen dunkelblauen Kasten, auf dem Kopf aber hatte er eine grüne Mütze.

Erstaunliches kleines Männlein, mußte ich da denken, es sieht ganz wie ein hübsches Püppchen aus, — und mußte es immerfort anschauen und konnte die Augen gar nicht mehr von ihm lassen und hatte nicht die geringste Furcht vor ihm, also nicht für fünf Pfennige.

Er aber kam immer weiter hervor und kam immer näher und näher zu mir, und endlich, hast du mir nicht gesehen, sprang er mir mit einem Male auf die Brust. Nicht eigentlich auf die Brust, weißt du, sondern

er stand oberhalb der Brust in der Luft und verneigte sich. Ungemein ernsthaft nahm er seine Mütze ab und begrüßte mich.

Ich mußte furchtbar lachen, und gleichzeitig kam mir der Gedanke: von wo bist du, komisches Bürschlein, nur hergekommen?

Er aber stülpte seine Mütze wieder auf den Kopf und sagte . . . ja, du mein, was der da sagte!

„Domnachen,“ sagte er, „wie wäre es, wollen wir nicht jetzt ein bißchen Liebe machen!“

Ich mußte vor Lachen fast zerspringen.

„Ach, du Nichts,“ sagte ich, „du Garnichts. Was könntest du wohl für Liebe machen?“

Da drehte er mir plötzlich den Hintern zu und krächte akkurat wie ein junges Hähnchen: Kikeriki-ki-ki!

Und mit einem Male klang es rings und hämmerte es rings und tat es sich rings: na, ich sage dir, das war ein Lärm. Mein Gott, dachte ich, was ist denn das nur wieder? Frösche waren da, Karpfen, Brachsen, Krebse, die einen spielten auf der Geige, die andern auf der Guitarre, und manche schlugen die Trommel; jener tanzte, dieser hüpfte, und einige schmissen die Beine empor!

Ach, ist das aber schlimm! mußte ich da denken. Ach, das ist ganz und gar nicht gut! Ich will mich wenigstens durch ein Gebet schützen, überlegte ich, und wollte gerade beginnen zu sprechen: „Gott ist erstanden,“ statt dessen aber sprach ich etwas ganz anderes, nämlich: „schwing dich auf und schwing dich höher,“ — und gleichzeitig mußte ich hören, wie es

in meinem Bauch bum=burum=bum ging, immerzu bum=burum=bum.

Ja, was ist denn das, bin ich am Ende ein Brumm=baß geworden? Und da schau ich und sehe, daß ich wirklich ein Brumm=baß geworden bin. Über mir aber steht das Männchen von vorhin und streicht nur so auf meinem Bauch herum.

Oh weh, ihr lieben Väterchen! oh weh, ihr heiligen Märtyrer! fuhr es mir durch den Kopf, jener aber strich und kratzte mit seinem Bogen auf mir herum und spielte allerhand auf, Walzer und Quadrillen, und die andern stachelten ihn derweilen immer noch mehr an: streich sie grausamer, streiche fester! schrien sie ihm zu.

Na, ich sage dir, der Bauch tat mir unbeschreiblich weh, aber ich hörte nicht auf zu dröhnen. Und so haben jene denn die geschlagene Nacht lang auf mir herumgegeigt; die ganze Nacht bis zum hellen Morgen war ich, ein Christenmensch, nichts als eine Baßgeige für sie und diente ihnen, den Teufeln, zur Belustigung.“

„Das ist ja schrecklich,“ flocht ich ein.

„Und sogar sehr, sehr schrecklich, mein Lieber. Aber am allerschrecklichsten war, daß, als ich morgens, nachdem sie auf mir ihre ganze Musik abgestrichen, aufwachte und mich umschaute, entdecken mußte, daß der Ort mir völlig unbekannt war: ein Feld war da und auch ein Lämpel, der fast wie jener Leich aussah, und Schilf und überhaupt alles, wie ich es im Traum gesehen hatte, vom Himmel aber brannte die

heiße Sonne und schien mir direkt in meine Visage. Neben mir lag mein Bündel mit der Leinwand und mein Täschchen, — alles heil und ganz; und nicht weit davon war ein kleines Dorf. So stand ich denn auf, humpelte bis zum Dörfchen hin, mietete mir dort ein Fuhrwerk und bin abends endlich nach Hause gekommen.“

„Und, sagen Sie, Domna Platonowna, sind Sie in der That davon überzeugt, daß Ihnen dies alles wahrhaftig zugestoßen ist?“

„Wie denn anders, meinst du vielleicht, daß ich dich anlügen würde?“

„Das nicht, ich fragte nur, ob das alles sich genau so, wie Sie es beschrieben, zugetragen hat?“

„Genau so, wie ich es dir erzählte. Und du solltest dich ein bißchen mehr darüber wundern, daß ich ihnen meine Blöße nicht gezeigt habe.“

Ich wunderte mich.

„Ja ja; mit dem Teufel bin ich fertig geworden, aber mit einem listigen Menschen ist es mir einmal ganz anders ergangen.“

„Wie ist es Ihnen denn ergangen?“

„Hör nur zu: ich mußte einmal für eine Kaufmannsfrau Möbel kaufen, auf der Gorochowaja war es, und kaufte die Möbel von Leuten, die gerade fortzogen. Es waren Kommoden, Tische, Betten und dazu ein Kinderbettchen, dessen Gestell unten von Zwirngurten zusammengehalten wurde. Ich zahlte für alles dreizehn Rubel, stellte die Sachen in den Korridor hinaus und ging, einen Kutscher zu holen. Ich mietete

für einen Rubel vierzig ein Lastfuhrwerk und schickte mich an, mit dem Kutscher die Möbel aufzuladen; die Herrschaft, von der ich sie abgekauft hatte, war um die Zeit zufällig ausgegangen und hatte die Wohnung abgeschlossen. Plötzlich erschienen, was hast du, was kannst du, die Hausknechte, es waren Tartaren, und schrien uns zu, wie wir es wohl wagen dürften, die Möbel fortzuschaffen? Ich erklärte es ihnen, aber sie ließen sich auf nichts ein. Und dazu regnete es, und der Kutscher wollte nicht länger warten. Mein Gott! Schließlich kam mir da ein Gedanke: ‚Bringt mich,‘ sagte ich, ‚zum Polizeirevier, denn‘, sagte ich, ‚ich bin die Frau des Revieraufsehers.‘ Und kaum hatte ich das gesagt, da erschien auf dem Hof auch schon die Herrschaft, von der ich die Möbel gekauft hatte. Sie bestätigte, daß die Möbel tatsächlich verkauft wären. Schön, und da sagte mein Kutscher: ‚mach endlich weiter.‘ Ich dachte nach und entschloß mich, statt eine besondere Droschke zu nehmen, mich lieber auf das Kinderbettchen zu setzen. Das Kinderbettchen hatten sie ganz obenauf gestellt, es stand auf einer Kommode, trotzdem jedoch krabbelte ich hinauf, aber was soll ich dir sagen? Kaum hatten wir den Hof hinter uns, da hörte ich schon unter mir ein verdächtiges Krachen.

Ach, ihr lieben Väterchen, mußte ich da denken, jetzt falle ich durch! Und wollte mich, kaum daß ich dieses gedacht, erheben, da gab es einen neuen Krach, und ich war tatsächlich durchgebrochen. Ich ritt nur noch auf einer Zwirngurte. Die Schande, sage ich dir,

ich schämte mich fast zu Tode! Mein Rock war ganz und gar heraufgestreift, die Beine aber schaukelten nackt über der Kommode; die Leute auf der Straße staunten nur so; die Hausknechte schrien: „Deck dich zu, Revieraufsehersfrau,“ und dabei war nichts da zum Zudecken.

Ja, was sagst du zu dem Barbaren?“

„Wen“, fragte ich, „bezeichnen Sie denn als Barbaren?“

„Na, den Kutscher doch: erklär mir doch, bitte, wozu mußte er Maulaffen feilhalten und auf sein Pferd starren und warum kümmerte er sich gar nicht um seinen Passagier? In diesem Aufzuge fuhren wir fast durch die ganze Sorochowaja, bis endlich, Gott sei Dank, ein Schutzmann uns aufhielt. ‚Was ist das‘, sagte er, ‚für eine Schweinerei? Das, was du da zeigst, ist nicht gestattet!‘ Ja ja, auf diese Weise habe ich einstmals meine Blöße leuchten lassen.“

6

„Domna Platonowna!“ sagte ich einmal: „wie ist es eigentlich — ich wollte Sie schon lange danach fragen — Sie verloren doch Ihren Gemahl, als Sie noch sehr jung waren? Haben Sie wirklich kein Herzenserlebnis danach mehr gehabt?“

„Was für ein Herzenserlebnis?“

„Ich meine, ob Sie sich nie wieder in jemand verliebt haben?“

„Schwach keine Dummheiten!“

„Warum denn“, fragte ich, „sollen das Dummheiten sein?“

„Es sind Dummheiten,“ antwortete sie, „weil es sich nur für jene schickt, sich mit solchen Verliebtheiten zu befassen, die Helfer und Kämpfer haben, welche sie beschützen, ich aber bin ganz allein für mich und ständig voller Sorgen und muß ewig das alleraufreibendste Leben führen, darum steht mir keineswegs der Sinn danach, und es schickt sich auch nicht für mich.“

„Steht wirklich nie der Sinn danach?“

„Aber auch kein klein Bißchen!“ Domna Platonowna schnipste mit dem Fingernagel und fügte hinzu: „Außerdem muß ich dir sagen, daß diese ganze Liebe nichts als ein großer Unsinn ist. Diese Tollheit entsteht meist nur in der Phantasie des Menschen, die sich selber was einreden; da sagen sie dann: ach, ich sterbe! oder: ich kann nicht ohne ihn (oder ohne sie) leben! — na, und so weiter. Meiner Ansicht nach ist nur das Liebe, wenn ein Mann einer Frau beisteht, wie es sich gehört — das nenne ich Liebe, und was die Frau betrifft, die muß immer acht auf sich geben und ordentlich sein.“

„Mithin sind Sie, Domna Platonowna,“ sagte ich, „sich wohl vor Gott auch nicht der kleinsten Sünde bewußt?“

„Was gehen dich meine Sünden an? Und wenn ich vielleicht auch gesündigt habe, so ist es meine Sünde und nicht deine, und du bist nicht mein Priester, der meine Beichte hören soll.“

„Nein, nein, ich sagte das nur, Domna Platonowna, weil Sie so jung Witwe wurden und dabei, wie man sehen kann, vormals sehr hübsch gewesen sein müssen.“

„Hübsch oder nicht hübsch,“ erwiderte sie, „für häßlich hat man mich noch nie gehalten.“

„Nun eben,“ sagte ich, „man sieht es ja auch noch heute.“

Domna Platonowna strich ihre Augenbrauen zurecht und wurde sehr nachdenklich.

„Ich habe selbst,“ begann sie dann versonnen, „zuweilen darüber nachgedacht: ich fragte den lieben Gott, ob wohl auf mir eine Sünde ruhe oder nicht? aber keiner konnte mir Antwort geben. Eine Klosterfrau unterwies mich einmal, die ganze Geschichte so aufzuschreiben, wie ich es verstünde, und sie während der Beichte dem Priester zu geben, — ich tat, wie sie wollte, die Klosterfrau schrieb es ab, aber als ich damit zur Kirche ging, verlor ich das Ganze unterwegs.“

„Und was war es denn für eine Sünde, Domna Platonowna?“

„Ich werde selber nicht klug daraus, ob es eine Sünde war oder vielleicht nur eine Anfechtung.“

„Nun, dann erzählen Sie mir wenigstens von der Anfechtung.“

„Ich muß da sehr weit ausholen. Das war noch zu der Zeit, als mein Mann lebte.“

„Sagen Sie einmal, Täubchen, wie lebten Sie denn miteinander?“

„Wir lebten ganz ordentlich. Wir hatten ein Häuschen, es war zwar klein, aber vorteilhaft gelegen, denn es stand dicht am Markt, und Märkte für die wirtschaftlichen Bedürfnisse gab es bei uns häufig,

freilich konnte man nie etwas bekommen, das war die Hauptsache. Wir lebten in keinem großen Überfluß, aber auch in keiner Armut; wir trieben Handel mit Fischen und Fett, mit Gebäck und allerhand anderen Waren. Mein Mann, Fedor Iljitsch, war noch ein junger Mensch, freilich war er immer so knifflisch, er war sehr mager und hatte ganz ungewöhnliche Lippen. Solche Lippen habe ich späterhin niemals mehr gesehen. Von Charakter war er, ohne schlecht von ihm sprechen zu wollen, ein durchdringender Mensch — streitsüchtig und ein Widerspruchsgeist; und ich, ich selber war ja als Mädchen auch eine Kriegerische. Nachdem ich ihn geheiratet hatte, führte ich mich anfangs durch und durch anständig auf, aber das bereitete ihm keineswegs große Freude, und so kam es dazu, daß wir schließlich den lieben langen Tag bis zur Erschöpfung miteinander Krieg führten. Große Liebe hatte zwischen uns beiden nie geherrscht, und ebenso fehlte auch der rechte Frieden, denn wir beide waren ja die reinen Krieger, und wie sollte man mit ihm auch nicht Krieg führen, denn wenn man, was zuweilen geschah, recht zärtlich zu ihm war, so blies er sich dennoch immer vor einem auf wie ein Puterhahn, trotzdem lebten wir, ohne auseinander zu gehen, und lebten acht Jahre so. Natürlich lebten wir nicht ohne Unannehmlichkeiten, aber zu einer richtigen Prügelei kam es dennoch nicht häufig zwischen uns. Ich kann mich nur an ein einziges Mal erinnern, daß der Verstorbene mir den Buckel voll gehauen hat, freilich hatte ich ihm meinerseits, versteht sich, einen

gewissen Anlaß dazu gegeben, denn als ich ihm einmal die Haare schnitt, schnitt ich ihm bei der Gelegenheit auch ein Stück Ohr mit ab. Kinder hatten wir keine, dafür aber hatten wir einen Gevatter und die Gevatterin Praskowja Iwanowna, deren Kinder ich zur Taufe brachte. Diese waren ebenfalls keine wohlhabenden Leute, er nannte sich Schneider und hatte sogar ein Diplom von der Vereinigung, aber schneidern tat er niemals, sondern befaßte sich mehr damit, wenn es Todesfälle gab, Psalmen bei der Leiche zu singen und außerdem noch im Domchor mitzutun. Was den Unterhalt der beiden anbetrifft, so war das mehr Sache der Gevatterin, denn sie war ein nützliches Weib, sie gab auf Kinder acht und besprach mit Totenknochen.

Einmal, es war im letzten Lebensjahr meines Mannes (damals begann alles schon wie in einen Abgrund hinein zu stürzen), kam der Namenstag der Gevatterin Praskowja Iwanowna heran. Es kam ihr Namenstag, und so gingen wir denn zu ihr hin, aber als wir da waren, fing es an zu regnen, und zwar war das ein Regen, als schütete es aus Eimern: mir aber tat dazumal der Kopf plötzlich furchtbar weh, denn ich hatte drei Punschgläser mit Traubenbranntwein getrunken, und es gibt nichts, was gemeiner für den Kopf ist, als Traubenbranntwein. So legte ich mich denn im Nebenzimmerchen auf den Divan.

Zuvor aber sagte ich: ‚Gevatterin, du bleibst gewiß bei den Gästen, ich will mich ein wenig niederlegen.‘

Sie jedoch meinte: ‚Wie kannst du dich nur auf

den Divan legen, er ist doch sehr hart; leg dich lieber aufs Bett.'

So legte ich mich denn hin und schlief sofort ein. Nicht wahr, das ist doch keine Sünde?'

„Keine,“ entgegnete ich.

„Hör nur weiter. So schlief ich denn und fühlte, wie jemand mich umarmte, aber weißt du, er umarmte mich nicht nur im Scherz. Ich dachte, es sei Fedor Iljitsch, mein Mann, aber andererseits war es doch nicht Fedor Iljitsch, denn der war von geistlichem Körperbau und ein Heimlicher; und zudem kam, daß ich nicht aufwachen konnte. Als ich meine Zeit abgeschlafen hatte, erhob ich mich und schaute mich um, da war es Morgen, und ich selber hatte auf dem Bett des Gevatters gelegen, und neben mir lag der Gevatter. In einem Nu, weißt du, sprang ich über ihn herüber aus dem Bett und bebte ordentlich vor Schrecken, aber was mußte ich auf dem Fußboden erblicken? dort lag auf einer Matratze die Gevattersfrau und bei ihr mein Fedor Iljitsch. . . . Ich gab der Gevatterin einen Rippenstoß, da wachte sie auf, erfaßte die Lage und bekreuzigte sich.

„Was war denn das, Gevatterin,“ sagte ich, „wie? und wie ist das geschehen?“

„Ach,“ sagte sie, „liebste Gevatterin! Ach, ich schlimme Person! Daran bin ich ganz allein,“ sagte sie, „schuld, denn die beiden haben sich, nachdem die Gäste fort waren, noch hingesezt, die Reste auszutrinken, ich aber weckte dich nicht erst auf, sondern streckte mich in der Dunkelheit dort aus, wo ich für euch die Schlafstelle zurecht gemacht hatte.“

Ich spuckte aus.

„Und nun,“ sagte ich, „was sollen wir beide jetzt tun?“

Da entgegnete sie mir: „Es bleibt uns beiden nichts anderes übrig, als hierüber zu schweigen.“

Und nun bist du, nachdem so viel Jahre darüber verstrichen, der erste, dem ich es erzähle, denn es drückt mich sehr, und ich möchte jedesmal, wenn ich mich daran erinnere, am liebsten meinen festen Schlaf verwünschen.“

„Domna Platonowna,“ sagte ich, „Sie quälen sich umsonst, denn das Ganze geschah doch wider Ihren Willen.“

„Na freilich, wie denn sonst?“ entgegnete sie. „Ich habe mich ohnehin zur Genüge gequält und gepeinigt. Und was war das erst für ein Kummer, als Fedor Iljitsch bald darauf starb, denn er starb ja keines natürlichen Todes, sondern wurde von Holz, das am Ufer aufgestapelt lag, verschüttet und totgedrückt. Damals hatte ich von den Petersburger Verhältnissen noch keine Ahnung, oder wie man sich zerstreuen könnte; ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich nach seinem Tode allabendlich mutterseelenallein am Fenster saß und sang: ‚Nehmt alle Eure Ehren denn, nehmt alles Gold zurück,‘ und dabei heulte und heulte ich, ich wundere mich nur, daß mir dazumal die Augen nicht ausliefen. So schwer war es mir zumute, so unheimlich war es mir, wenn ich an die Worte dachte: ‚Der Liebste schläft im feuchten Grab,‘ daß ich am liebsten eine flächserne Schlinge umgetan

und mich aufgehängt hätte. So verkaufte ich denn alles, gab alles fort und verließ das Städtchen, denn ich dachte, es würde mir leichter sein, wenn meine Augen das alles nicht mehr zu sehen und meine Ohren es nicht mehr zu hören brauchten.“

„Ja, das glaube ich gern, Domna Platonowna,“ sagte ich, „es gibt nichts Unerträglicheres als das, wenn der Kummer einen überwältigt.“

„Ich danke dir, mein Liebster, für das gute Wort, du hast recht, es gibt nichts Unerträglicheres als das, und so tröste und erfreue dich denn die Herrscherin des Himmels für dieses Wort und dafür, daß du alles verstanden und mir Mitgefühl erwiesen hast. Aber trotzdem kannst du meinen ganzen Kummer und Jammer nicht verstehen, wenn ich dir nicht noch zuvor eine wahrhafte Kränkung eröffne, mit der man mich einmal beleidigt hat. Denn weißt du, daß meine Tasche verloren gegangen ist oder daß jene Lefanida sich als undankbar erwiesen hat, — das ist alles ein Dreck. Es gab aber auch für mich einmal einen Tag auf der Welt, da betete ich zu Gott, er möge mir doch gleich eine Schlange schicken oder einen Skorpion, damit sie mir meine Augen austrinken und mein Herz aussaugen. Und weißt du, wer mich so gekränkt hat? — Tspulatka war es, der Heide, der Turko! Und weißt du, wer ihm geholfen hat? — meine eigenen Freunde, die mit Heiligem Öl gesalbt waren.“

Domna Platonowna brach in bittere Tränen aus.

„Ich war mit einer Kouriersfrau bekannt,“ sagte sie gleich darauf, die Tränen trocknend, „die auf dem

Newskijprospekt im Lopatinschen Hause lebte, an die hatte sich jener gefangene Türke Tspulatka herangemacht. Eines Tages bat sie mich seinetwegen: ‚Domna Platonowna!‘ sagte sie, ‚könntest du nicht dem Teufelchen irgendeine Stellung verschaffen?‘ — Was für eine Stellung kann man denn einem Türken verschaffen? dachte ich; wenn man nicht einen Posten als Mohren für ihn ausfindig macht, wird man ihn nirgendwo unterbringen können, — aber dennoch fand ich schließlich eine solche Stellung für ihn, fand sie und ging zu der Frau und sagte: so und so, sagte ich, und nun geh hin und stell dich vor.

Da beschlossen jene, auf den Erfolg zu trinken, denn er selber hatte sich ja schon von seinem verfluchten Glauben losgesagt, war getauft worden und durfte Wein trinken.

‚Ich will keinen Wein,‘ sagte ich, ‚rein gar nichts,‘ aber ich habe trotzdem getrunken. Ich hab halt so einen dummen Charakter, daß ich immer im Anfang nein sage und dann schließlich doch trinke. So war es auch damals: ich trank und war gleich des Teufels und legte mich auf das Bett der Kouriersfrau.“

„Und?“

„Ja, das ist das Ganze, und jetzt nähe ich mich immer ein.“

„Was heißt das, Sie nähern sich ein?“

„Freilich, wenn es sich jetzt so trifft, daß ich unbedingt irgendwo übernachten muß, dann nähe ich eben meine Beine wie in einen Sack ein. Und ich will dir sogar sagen, daß ich mich jetzt, da ich ja meinen

niederträchtigen tiefen Schlaf kenne, beständig auf die Nacht einnähe.“

Domna Platonowna seufzte schwer auf und ließ kummervoll den Kopf hängen.

„Da siehst du es, es scheint zwar, als kenne ich die Petersburger Verhältnisse ganz genau, und dennoch habe ich mir so etwas zuschulden kommen lassen!“ sagte sie nach einer langen Pause des Nachdenkens, stand auf, nahm Abschied und begab sich nach Hause auf die Snamenskaja.

7

Wenige Jahre darauf mußte ich eines Tages einen armen Bekannten in eines der temporären Lymphuskranken Häuser schaffen. Nachdem ich ihn dort untergebracht, suchte ich nach einer Person, deren Fürsorge und Aufmerksamkeit ich ihn anvertrauen könnte.

„Sprechen Sie mit der Ältesten,“ sagte man mir.

„Dann bittet die Älteste, herzukommen,“ meinte ich.

Es erschien eine Frau mit verwelktem Gesicht, die Wangen hingen ihr schlaff herab.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Väterchen?“ fragte sie.

„Mütterchen,“ rief ich, „Domna Platonowna!“

„Ja, Herr, ich bin es.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Gottes Fügung.“

„Geben Sie doch, bitte, auf meinen Kranken acht,“ bat ich sie.

„Ich werde nach ihm schauen, als wäre es mein Verwandter.“

„Und was macht Ihr Handel?“

„Mein ganzer Handel besteht nur noch darin: die Erde verlassen und den Himmel erwerben. Ich habe meinen Handel aufgegeben, mein Lieber.“

„Komm doch,“ flüsterte sie, „in mein Zimmer.“

Ich folgte ihr. Es war ein feuchtes Kämmerchen, ohne Möbel und ohne Vorhänge, ein Bett nur stand darin, ein Tischchen mit einem Samowar und ein angestrichener Kasten.

„Wollen wir Tee trinken?“ fragte sie.

„Nein,“ entgegnete ich, „ich danke vielmals, ich habe keine Zeit.“

„Nun, dann kommst du eben ein anderes Mal. Ich bin so erfreut dich zu sehen, denn ich bin zerschlagen, mein Bester, in allen meinen Hoffnungen zerschlagen.“

„Was ist Ihnen denn geschehen?“

„Nicht wiedergeben können es meine Lippen, und dem Herzen tut es weh, darum erweis mir die Liebe und frag mich nicht danach.“

„Und woher kommt es,“ sagte ich, „daß Sie plötzlich so eingefallen sind?“

„Eingefallen! was sagst du da, der Herr sei mit dir! Kein Klein bißchen bin ich eingefallen.“

Domna Platonowna zog hierbei hastig einen winzigen zusammenlegbaren Taschenspiegel hervor, betrachtete ihre verblichenen Wangen und sagte:

„Kein Klein bißchen bin ich eingefallen, und dabei ist es jetzt Abend, am Morgen sehe ich viel frischer aus.“

Ich schaute Domna Platonowna an und konnte nicht begreifen, was ihr zugestoßen war; ich sah freilich, daß es etwas Ungewöhnliches sein mußte.

Es kam mir vor, als sei ihr Gesicht nicht nur verblühen und eingefallen, sondern als hätte sie es auch noch untermalt und geschminkt, und dazu diese Aufregung, als ich die Aeußerung fallen ließ, sie sei eingefallen . . . Ein unbegreiflicher, unvorhergesehener Fall! dieser Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopf.

Es war noch kein Monat vergangen, da erschien plötzlich in meiner Wohnung ein Soldat aus dem Krankenhaus und bat mich, unverzüglich zu Domna Platonowna zu kommen.

Ich nahm eine Droschke und fuhr hin. Domna Platonowna empfing mich auf der Schwelle und stürzte mir weinend und schluchzend um den Hals.

„Liebster, Bester,“ sagte sie, „tu mir den Gefallen und fahr doch aufs Polizeirevier.“

„Warum, Domna Platonowna?“

„Erfundige dich dort nach einem gewissen Menschen und sieh zu, ob du ihm helfen kannst. Wenn Gott will, werde ich seinerzeit dir den Dienst vergelten können.“

„Aber so weinen Sie doch nicht mehr,“ sagte ich, „und zittern Sie nicht so.“

„Es ist mir unmöglich, nicht zu zittern,“ entgegnete sie, „denn es kommt von innen, und dort hämmert es hin und her. Diesen Dienst aber werde ich dir mein Lebtag nicht vergessen, denn mich haben jetzt alle verlassen.“

„Schon gut, und wer ist es denn, für den ich bitten soll, und warum?“

Die Alte stockte, ihre verblichenen Wangen zuckten.
„Sie haben gestern einen Fortepianoschüler verhaftet, Valerchen, Valerjan Iwanow, nach dem sollst du dich erkundigen und für ihn bitten.“

Ich begab mich zum Polizeirevier. Dort sagte man mir, daß in der Tat ein junger Mann namens Valerjan Iwanow verhaftet worden sei, er sei Schüler eines Klavierlehrers gewesen, hätte seinen Meister bestohlen, sei mit dem corpus delicti ertappt worden und würde jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach die schwere Wladimirsche Straße ziehen müssen.

„Wie alt ist er?“ fragte ich.

„Er ist genau einundzwanzig Jahre alt geworden“, gab man mir zur Auskunft.

Was sind das für Wunder, mußte ich denken, und in welchen Beziehungen mag dieses Valerchen zu meiner Domna Platonowna stehn?

Ich kehrte ins Krankenhaus zurück und traf Domna Platonowna in ihrer Kammer an: sie saß dort auf dem Bettrand, die Hände gefaltet, und machte einen fast leichenähnlichen Eindruck.

„Ich weiß alles,“ sagte sie, „tu mir die Liebe und sprich nicht mehr darüber. Ich schickte den Feldscher, er solle sich erkundigen, und weiß daher alles. Feurige Flammen verzehren noch vor meinem Tode das Leben meiner Seele.“

Da sah ich deutlich, daß meine Kampfnatur nicht mehr wußte, was sie sprach: in einer Stunde war sie verfallen und erloschen.

„Du lieber Gott!“ sagte sie, das ärmliche Heiligen-

bild des Krankenhauses betrachtend. „Du mein liebes Gottchen! möge mein Gebet sich kerzengerade wie eine Säule zu Dir erheben: nimm Du meine Seele aus mir, aus der alten Närrin, und besänftige Du mein untaugliches Herz.“

„Was ist Ihnen denn geschehen“, fragte ich.

„Mir? . . . Ich liebe ihn ja, mein Seelchen; ich liebe ihn unerträglich, mein Engel; ich alte Närrin liebe ihn ohne Verstand und ohne Vernunft. Ich habe ihn beschuht, ich habe ihn angezogen, jedes Stäubchen blies ich von ihm fort. So ein Theaterfreund war er; zu Hause mochte er nie sitzen; stets zog es ihn zum Zirkus oder ins Theater; ich habe ihm das Allerletzte gegeben. Und wenn ich ihn dann manchmal bat: Valerchen! mein Liebster! du mein bester Schatz! geh doch nicht immer in diesen Zirkus; nun, was soll dir denn der Zirkus? dann stampfte er mit den Füßen, schrie und fuchtelte mit den Armen. Da hast du den Zirkus! . . . Er erlaubte mir nicht mehr, mit ihm zu sprechen, so habe ich ihn denn nur von Ferne angeschaut und nur ganz schüchtern gebeten: Valerotschka! du mein liebes Leben! du mein bester Schatz! treib dich doch nicht mit jedem Beliebigen herum, trink nicht so viel . . . Er hat alle meine Worte verachtet . . . Wenn ich nicht den Hausknecht bezahlt hätte, damit er mir Nachricht gäbe, ich hätte nicht einmal dieses Unglück erfahren.“

„Mein Gottchen! mein liebes Gottchen! Herr, mein Gott, ja was soll denn das? ja was soll denn daraus werden!“ schrie sie auf und fiel bei diesen Worten vor dem Heiligenbild auf die Knie und schluchzte

nur noch bitterer auf und nickte unablässig mit dem grauen Kopf.

„Alles,“ sagte sie, als sie sich einige Minuten darauf wieder erhob und die erloschenen Blicke gequält durch ihr trübseliges Kämmerchen wandern ließ: „alles habe ich ihm gegeben, und nun habe ich nichts mehr. Ich habe nichts mehr, was ich ihm geben könnte, dem Täubchen . . . Aber vielleicht könnte ich ihn auffuchen . . .“

„Ja,“ sagte ich, „suchen Sie ihn auf.“

„Er erlaubt mir nicht, vor ihn zu treten, ich traue mich nicht, zu ihm zu gehen,“ sagte sie mit einem krampfhaften Zittern, die arme Alte.

Ich schwieg und fragte erst nach einer Weile, um sie ein wenig zu ernüchtern: „Domna Platonowna, wie alt mögen Sie jetzt wohl sein?“

„Was sagtest du da?“ fragte sie.

„Ich fragte, wie alt Sie sind?“

„Ich weiß nicht, wahrhaftig, ich weiß es nicht . . . im Februar des vorigen Jahres wurde ich, scheint mir, siebenundvierzig Jahre alt.“

„Und wo,“ fragte ich, „haben Sie ihn denn aufgetrieben, Ihren Valerjan? Wo haben Sie ihn zu Ihrem Kummer aufgelesen?“

„Er stammt aus unserer Gegend,“ entgegnete sie, ihre Tränen trocknend. „Er ist der Nefte des Gevatters. Der Gevatter schickte ihn zu mir, damit ich für ihn eine Stellung finden möge.“

„Sag mir wenigstens,“ winselte gleich darauf weinend die Kampfnatur, „sag mir, ob ich dir ein wenig leid tue, ich Gans, die sich nicht hineinfinden kann?“

„Ja,“ entgegnete ich, „und sogar sehr leid.“

„Den anderen Menschen aber tut es sicherlich nicht im geringsten leid, für sie ist es sicherlich nur ein Spott. Ein jeder, der irgendwann einmal diese Sache erfährt, wird lachen — ein jeder wird mich auslachen und kein Mitleid zeigen — ich aber muß ihn immer noch lieben, ohne Freude lieben, ohne Glück, ohne alles. Gott mit ihnen, mit den Menschen! sie können nicht begreifen, was das für eine Not ist, wenn es über den Menschen kommt und nicht die Zeit dazu ist. Ich ging zu einem Altgläubigen, doch der sagte mir: ‚Das ist der Engel Satanas, der dir geschickt worden ist, um dein Fleisch zu überwinden . . . Überhebe dich nicht mehr.‘ Ich ging auch zu einem Priester und sprach zu dem: ‚Väterchen,‘ sagte ich, ‚das und das ist mir zugestoßen, und es geht über meine Kraft;‘ aber was tat er, der Priester, er stauchte mich gehörig zusammen und sagte: ‚Dienerin Gottes,‘ sagte er, ‚sprich das Gebet: Erlöse mich von meinen Schmerzen.‘ Wie oft habe ich dieses Gebet gesprochen, und habe ich nicht eigens eine Stellung gesucht, um keinerlei weiteren Versuchungen ausgesetzt zu sein; aber, aber . . . Valerotschka! du mein Rücken! Du mein bester Schatz! Was hast du nur mit dir angestellt? . . .“

Domna Platonownas Haupt senkte sich auf die Fensterbank, und sie schlug mehrere Male heftig mit der Stirne dagegen.

In dieser elenden Lage verließ ich meine Kampfnatur. Einen Monat darauf gab man mir aus dem Krankenhause Nachricht, daß Domna Platonowna

jährlings ihr aufreibendes Leben beendet habe. Sie war an schneller Auszehrung gestorben. Als ich sie in ihrem schwarzen Sarge liegen sah, schien sie so klein und mager geworden zu sein, als wären in der That alle ihre Knorpel eingeschrumpft und als lägen die Knöchelchen ganz ohne Übergang in den Gelenken. Ihr Tod war völlig schmerzlos, still und ruhig gewesen. Donna Platonowna hatte die letzte Ölung erhalten und bis zum letzten Augenblick immerzu gebetet, allein sie hatte, bevor sie den Geist aufgab, angeordnet, daß ihre Kiste, ihre Bettsachen und ein Glas mit Eingemachtem, das jemand ihr geschenkt hatte, zu mir gebracht würden, damit ich, wenn sich eine Gelegenheit ergäbe, es ‚jenem Menschen, dessen Namen mir bekannt sei,‘ übermittle, das heißt, jenem Valerotschka.

Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

Zweiter Band

Nikolai Lesskow

Geschichten vom Lande

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Inhalt

| | |
|-----------------------------------|-----|
| Das Schreckgespenst | I |
| Deutsch von Henry von Heiseler | |
| Das Lier | 87 |
| Deutsch von Henry von Heiseler | |
| Das Thal der Tränen | 123 |
| Deutsch von Henry von Heiseler | |
| Die Lagediebe | 287 |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |
| Der Heckerubel | 311 |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |

Die Tagediebe

Eine Weihnachtserzählung

!

-

In einem Nachtquartier, das an der alten Poststraße lag, hatte sich eine solche Menge von Leuten angesammelt, daß schließlich jeder Platz in dem geräumigen Hause besetzt war. Es waren Reisende zu Pferde und Reisende zu Fuß, Schneider und Schnitter, verwegene Hausierer und schließlich auch Handlanger, die die Straße auszubessern hatten. Draußen war es frostig, so daß alle, die vom Hofraum hereinkamen, zunächst einmal zum Ofen krochen und erst darauf einen Platz suchten, der ihre Unterkunft bilden sollte, wobei ein jeder froh war, wenn er nur ein Fleckchen erwischte. Das allgemeine Gespräch hielt sich anfangs im Rahmen solcher Dinge wie Mißernten und Abgaben, aber nach und nach kam man auf ‚göttliche Geschicke‘ zu sprechen. Man sprach davon, wie Gott es dem Joseph sieben Jahre vorher eröffnet, daß über Ägypten eine ‚Mißernte fallen‘ würde, und warum er jetzt nichts dergleichen mehr täte; denn jetzt lebten die Menschen unbesorgt dahin und ahnten kein Unheil über sich, und dabei war es doch schon da und stand jählings auf! Und nun begann ein jeder seine Weisheit auszukramen, aber schließlich gelang es einem Mann vom Ofen herab die Aufmerksamkeit aller mit einem Male zu fesseln; er sagte folgendes: „Da meint ihr wohl, daß, wenn uns kundgetan würde, daß ein Unheil im Anzug sei, wir das Unheil abwenden könnten?“

„Nun, versteht sich.“

„Ganz verkehrt! Gibt es vielleicht wenig Dinge,

die klar vor aller Augen liegen und abgewendet werden müßten und die man dennoch nicht abwendet.“

„Was denn, zum Beispiel?“

„Na das zum Beispiel: was ist wohl klarer, als daß es eine große Überzahl von armen und unglücklichen Menschen gibt und daß, solange dieser so viele sind, keiner je ruhig wird leben können; aber hierüber freilich denkt niemand nach.“

„Das ist es ja! Wenn uns das kundgetan worden wäre, sicher, wir hätten uns gebessert.“

Allein jener auf dem Ofen entgegnete: „Wir hätten uns ganz und gar nicht gebessert: es handelt sich gar nicht darum, daß so etwas prophezeit wird, sondern um den gesunden Verstand. Dem gesunden Verstand will man nicht folgen; und wenn auch solch eine Vorhersagung eintreffen sollte, so wird sich niemand ihrer erfreuen.“

Man fragte ihn, ob er nicht ein Beispiel einer solchen Weissagung anzugeben müßte, und sofort begann er zu erzählen.

„Ich bin nämlich schon ein alter Mann, ich stehe schon im siebenten Jahrzehnt. Der erste große Hunger, an den ich mich erinnern kann, war sechs Jahre, bevor die Unsern gegen den Ungar zogen, und zwar kam es damals in unserem Dorf zu einer Wunderlichkeit.“

An dieser Stelle wurde er durch die überflüssige Frage unterbrochen, von wo er herkomme?

Schnell, aber unlustig warf der Erzähler ein: „Aus dem Dorf Tagdiebern. Kennst es, was?“

„Nicht einmal gehört.“

„Nun, dann hör zu, was bei uns in Tagdiebern geschehen ist; und gib fein acht, damit bei euch in eurem Dorf nicht gar etwas Gleichartiges geschieht. Und jetzt schweigt, bis ich zu Ende bin: mein Sprüchel ist nicht lang.

Das Erstaunliche bei uns war, daß ringsum in der ganzen Nachbarschaft überhaupt kein Korn wachsen wollte, während unsere Felder dagegen wie ein hohes Inselchen zum Himmel ragten, — Gott hatte uns eine mittlere Ernte beschert. Die anderen Leute jammerten, wir aber dankten Gott und sagten: Ruhm Dir, oh Herr! Und wollten keineswegs darüber nachdenken, daß uns vielleicht die Nachbarn bedrängen könnten. Die Nachbarn aber beneideten uns freilich; sie sagten von uns: ‚Ihr seid Gottes Lieblinge: uns straft Gott, ihr aber seid in Seiner Gnade.‘ — ‚Zu welchen Märtyrern habt ihr gebetet und welchen Wundertätern Gelübde geleistet?‘ Bei uns aber blies sich ein jeder auf, daß wir in der That in Gottes Gunst hoch stünden: wir mähten und ernteten, wir fuhren das Korn ein und schütteten es in die Darre und droschen es schließlich auf der Tenne . . . Das prasselte euch den lieben langen Tag! Und zugleich fing auch schon der Mutwillen bei uns an: Schlachtvieh wurde abgestochen, das erste Korn den Popen dargebracht, Dünnbier wurde gebraut, und die Bauern wollten immer nur noch Schnaps trinken, und die Weiber dachten vom frühen Morgen an: ‚Vielleicht könnte man ein Milchbrötchen backen, vielleicht einen Fladen!‘

Und so aßen wir denn und tranken wir denn zu unserem eignen Schaden mehr als nötig war. In den anderen Dörfern ringsherum, da mußten sie sich mit Spreu und Ölkuchen plagen, wir aber konnten zu unserer Lust sagen: ‚Wir sind ja nicht schuld daran, daß bei den andern Hunger herrscht. Wir haben auf ihren Feldern keinen Frevel getrieben, ja, wir haben sogar mit den andern im Frühling auf den Feldern den Gottesdienst abgehalten, und nun hat Gott unsere Gebete erhört und uns eine gute Ernte gesandt, jene aber hat Er nicht begnadigt. Alles liegt in Seiner Hand: der Herr ist gerecht; wir aber wollen unsere Nachbarn nicht verlassen und keineswegs ihnen gegenüber die Stolzen spielen; im Gegenteil, wir wollen ihnen mit Überresten beistehen.‘ Und freilich kamen ja auch unsere Nachbarn tagtäglich und unaufhörlich zu uns und kamen und kamen, und je länger es währte, desto mehr, und sie fielen uns wahrhaftig sehr zur Last. Es kam so, daß man, von der Straße ganz zu schweigen, schon kaum mehr in der eignen Hütte ruhig sitzen konnte, denn den lieben langen Tag hörte man ja nichts anderes, als die Hungrigen ihr Jammersprüchlein plärren: ‚Gott—tes Lieb—ling—e! Erbarmt euch und gebt ein heiliges Almosen. Um Christi willen!‘ Na, schön, einmal geben und zweimal geben, das ging noch hin, aber dann klopfte man schließlich ans Fenster und sagte nur noch: ‚Gott wird es euch geben, ihr Lieben! Nichts für ungut!‘ Was tun? Zugegeben, daß wir ‚Gottes Lieblinge‘ waren, aber selbst, wenn man ihnen fünf große Rundbrote

in Schnitten gegeben hätte, es wäre dennoch unmöglich gewesen, alle zu sättigen! Wenn man aber so einen vom Fenster fortgeschickt hatte, dann folgte dem auf dem Fuß ein neues Unheil, denn dann schämte man sich vor sich selber, das Brot zu schneiden . . . Ja ja, das ist klar, wie es gar nicht klarer sein kann, der Herr selber hat es in jedes Herz gesenkt, daß man niemand fortschicken darf, sondern es anders machen muß, und bevor man das so getan, wie es sich gehört, ist kein Gedanke daran, in Ruhe leben zu können.

Man sollte meinen, daß das zu begreifen gewesen wäre, und doch wurde es nicht begriffen; und es kam damals wohl auch ein Verkündiger, — allein er wurde verjagt.“

Bei diesen Worten ging ein Raunen durchs ganze Haus: „Horcht nur, Brüder, horcht hin!“

Der auf dem Ofen Liegende fuhr fort: „Unsere hungrigen Nachbarn waren eine solche Last für uns geworden, daß wir gar nicht mehr aus noch ein wußten, denn wie wir ihrer Not abhelfen sollten — davon hatten wir keine Ahnung. Nun lebte in unserm Dorf ein Waldhüter, Fedoß Iwanow, ein großer Bücherturm, der trefflich in alle Dinge einzudringen verstand. Dieser begann da zu sprechen: „Es ist nicht gut, Brüder, daß wir so gefühllos dahinleben! Was man auch sagen möge, wir sind hartherzig: wir sind zwar bereit, den Notleidenden eine Kruste hinzuworfen — als ob das eine Tugend wäre —, für uns selber aber müssen wir immer etwas Neues haben: bald einen Gladen und bald ein Milchbrötchen. Ach, auf diese Weise

leben wir nicht nach Gottes Geheiß! Ach, wenn es nach Gottes Wort ginge, so müßten wir jetzt in größter Einschränkung leben, um möglichst wenig für uns selber zu brauchen und möglichst viel den Nothleidenden geben zu können. Dann könnte es wohl geschehen, daß eine Leichtigkeit in der Seele aufleuchte, so aber, um es grade herauszusagen, hat man ja Noth, Luft zu bekommen! Aus dem Unverstande kommt Finsternis, wenn man aber dann nachdenkt und sich selber bei klarem Licht betrachtet, dann steigen einem solche Gewissensbisse auf, daß man gar nicht mehr weiß, welche Qual eigentlich die schwerere ist, und bereit ist zu beten: töte mich, oh Herr, mit einem Schlage.'

Ich sagte schon, daß Fedos belesen war und daß alles bei ihm auf menschliche Betrachtungen hinauslief, das heißt, was der Mensch zu tun habe . . . in seiner Allgemeinheit . . . Sozusagen, wie wenn einem nur ein Finger weh thut — und dennoch ist der ganze Körper unruhig. Aber dieses Wort unseres Fedos gefiel den Spielern und Spaßmachern in Tagdiebern nicht. Er pflegte auch unter anderem zu sagen: 'Ehrenwerte Greise und junges Volk, ihr sollt an meinen Worten kein Ürgernis nehmen, denn meine Worte, die habe ich mir nicht selbst ausgedacht, sondern habe sie von einem andern genommen; aber überlegt nur selber: mit Unrecht denken die, welche Feste feiern wollen, wenn vor ihrer Schwelle andere Menschen Noth leiden, daß sie damit keinem zur Last fallen, — sie säen Neid und werden dadurch zu Gottes Widersachern. Denn jetzt, Brüder, ist es Zeit, mit den Leidenden zu

leiden, und nicht Zeit, zu feiern, Schnaps zu trinken und ein Röchlein dazu zu essen.'

Wegen dieser Worte sahen die Greise scheel auf Fedoß, die jüngeren aber schnatterten alsbald zur Antwort: ‚Was predigst du, Onkel Fedoß, in einem fort! Solltest du gar ein Pope sein, ein ungeschorener? Selbst unser Pope hat uns mit solchen Reden verschont. Wenn Gott uns schon solchen Segen beschert hat, daß wir was zu essen haben, warum sollen wir uns nicht darüber freuen? Denn auch das Essen und Trinken geschieht ja zur Ehre Gottes: wir essen's auf und trinken darauf, und stehen auf und bekreuzigen uns drauf: Dank sei Dir, oh Herr! — Was willst nun du mit einem Male?‘

Fedoß nahm diese Rede nicht krumm, und er mußte auch, was er zu antworten hatte: ‚Ihr Unvernünftigen! Was ist das wohl für eine Ehre? Damit werdet ihr keine Ehre einlegen, daß ihr Gladen freßt, bis ihr plakt, wo doch die Leute rings Rinden würgen müssen! Und dabei könntet ihr Christus viel größere Ehre erweisen, damit alle sähen, daß ihr Ihm gehorsam seid. Denn es gibt ja ein Wort von Ihm, an uns Menschen gerichtet: — Mögen alle wissen, daß Ihr meine Jünger seid, so ihr nur Liebe untereinander habt!‘

Allein Fedoß erreichte nicht nur nichts, sondern bekam von allen kurz und bündig Grobheiten zu hören, am meisten aber mußte seine eigne Enkelin Mawrutka gegen ihn auf, — sie allein war ihm von allen übrig geblieben, und mit ihr allein bewohnte er seine Hütte,

und dennoch bot sie ihm stets in allem Troß: sie war halt so ein Quirl und hörte nie auf Gedoß und war sogar häufig frech gegen ihn.

„Du bist eben schon sehr alt,“ konnte sie sagen, „und willst immer nur allen Angst machen, weil keine Spur von Fröhlichkeit in dir ist. Du bist allen mit deinem ewigen ‚Gott‘ und ‚Gott‘ bis zum Halse! Das alles haben wir schon oft in der Kirche gehört und uns dabei bekreuzigt und uns verneigt, und nun wollen wir eben etwas Lustiges!“

Dann entgegnete er ihr: „Das ist nicht gut, was du da sagst, Mavra! Gott muß man immer vor Augen haben, denn so wie Er an allen Orten weilt, spricht Er auch zu dir vernehmlich, was dir gut sei und was nicht recht wäre.“

Das Mädcl aber hatte nichts als Widerreden über Widerreden auf diese Worte, und so endete es noch ein jedes Mal damit: „Du bist halt ein einfacher Bauer und kein Pope, und ich brauche dir nicht zu folgen.“

Dann gab er zur Antwort: „Richtig, ich bin ein einfacher Bauer und dräng mich auch gar nicht unter die Popen. Du aber brauchst nicht zu untersuchen, was ich für einer bin, sondern sollst dich nur an meine Worte halten. Die sind aufs Gute gerichtet und gehen auf Mitleid aus.“

Allein seine Enkelin antwortete: „Schon gut; aber wenn man jung ist, soll man nicht zuviel Mitleid haben; in der Jugend soll man sein Glück probieren.“

Und dann konnte Gedoß nur noch sagen: „Da kann

man nicht helfen — du wirst es probieren, aber auch das wird dich nicht auf immer sättigen.'

Ja, so war es, wo immer auch Großvater Fedosj mit den andern zusammenkam, stets waren alle gegen ihn; er aber fuhr fort zu lehren, daß man in der Stille leben müsse, ohne Lärm und Geräusch, und konnte doch niemals mit den Leuten übereinkommen, mit Mawrutka jedoch gab es, als die Feiertage heranrückten, häuslichen Unfrieden; sie bedrängte ihn: ‚Großväterchen, ich brauche Mehl zum Sieben, ich will einen Fladen backen!‘

Aber das wollte er nicht und entgegnete: ‚Iß nur gebeuteltes Brot, du sollst dich nicht vor den andern hervortun.‘

Da ärgerte sich Mawra: ‚Gott selber‘, sagte sie, ‚hat uns hervorge stellt, und da willst du einen immerfort noch quälen!‘

Fedosj erwiderte: ‚Ach, Dummchen! Es weiß noch keiner, weshalb ihr eigentlich so ausgezeichnet worden seid; vielleicht gar nicht zu eurer Lust, sondern zu einer Lehre.‘

Bei einem solchen Gespräch war es, daß Mawra sich eines Tages so über Fedosj erzürnte, daß sie ihn geradezu anschrte: ‚Gott verhüte, daß ich mit dir lange zusammenleben muß; wenn du doch sterben wolltest!‘

Allein auch hierüber wurde Fedosj nicht zornig. ‚Was ist schon dabei! . . . Eine Kleinigkeit! Wart nur, ihr werdet mich bald genug beerdigen; vielleicht werdet ihr dann an mich denken.‘

Die jungen Leute brachen in ein Gelächter aus: ‚Freilich, was du alles haben willst! Ausgerechnet an dich alten Brummer werden wir denken!‘

Aber auch die Greise, jene, die er als ‚ehrenwert‘ bezeichnet hatte, stellten sich nicht auf seine Seite, sondern pflegten ebenfalls zu sprechen: ‚Was überhebt er sich? Er will wohl besser sein als alle andern in Tagdiebern! Als könnten wir ihn nicht zur Genüge; haben wir nicht mit ihm gemeinsam Schnaps getrunken, mit ihm gemeinsam mit den Weibern den Reigen getanzt? — nur nicht immer so groß tun!‘

Das hörten die jungen Leute und waren's froh, und manch ein Mutwilliger konnte sich ihm nähern und sprechen: ‚Großvater Fedoß!‘

‚Was willst?‘

‚Hör mal, was die alten Männer von dir reden!‘

‚So! Na dann erzähl's mal, laß hören.‘

‚Sie sagen . . . du wärest . . . Ich schäme mich, es wiederzuerzählen!‘

‚Nun, was denn? . . . was denn? Es ist doch nicht an dir, dich zu schämen!‘

‚Als du noch ein junger Mann gewesen . . .‘

‚Ja, da war ich ein rechter Unflat! . . . Damals, Brüder, hatten wir keine Schulen! Schlachtfelder hatten wir, aber keine Schulen.‘

‚Es wird erzählt, du hättest einer Soldatenfrau Näschereien gebracht!‘

‚Und schlimmer als das, Brüder, Schlimmeres hab ich angestellt. Gott sei Dank, vieles davon ist schon vergessen . . . Gott hat es mir, scheint's, verziehen,

aber . . . die Menschen wissen es noch immer. Nicht wie ich, Brüder, sollt ihr leben, sondern ihr sollt auf eine bessere Art leben, damit euch die Leute später nichts Schlimmes nachzusagen wissen.'

Wir aber, von Mal zu Mal in immer größere Irrtümer fallend, wurden zum Schluß, Brüder, von einer solchen Unzucht ergriffen, daß uns die Milchbrote und die Fladen zu wenig schienen und wir Vergnügungen und Spiele dazu haben wollten. So kamen wir denn überein, hinter dem Rücken der Älteren uns möglichst wunderbar herauszuputzen, als Teufel und Bären und die Mädel als Zigeunerinnen, und darauf zur Wirtschaft zu springen, die jenseits des Flusses lag, und dort unsere Spässe zu treiben. Das brachte Fedosj in Erfahrung und brummte darüber: ‚Ach, ihr Sittenlosen!‘ sagte er, ‚dann gedenkt ihr wohl mit euren Liedern an den Hungernden vorüberzuziehen und sie dadurch zu ärgern? Hör einmal, Matwra, dazu versage ich dir die Erlaubnis!‘

Da umringten wir alle Fedosj, um für sie die Erlaubnis zu erbitten: ‚So erlaub ihr's doch, Fedosj Iwanowitsch, warum willst du sie ewig schmachten lassen!‘

Allein er entgegnete: ‚Geht weg, ihr Hohlköpfe! Wie kann man das als ein Schmachtenlassen bezeichnen, wo ich doch nur nicht zulassen will, daß ein Mensch sich zum Narren macht!‘

‚Ja ja, so bist du immer: du verlangst von allen eine Überweisheit!‘

‚Keine Überweisheit,‘ versetzte er, ‚ich verlange nur,

was der Herr selber geboten hat — auf den Nächsten Rücksicht zu nehmen: ist dein Nächster in Noth, so sollst auch du nicht tanzen.'

„Wird es denn etwa dadurch für den Nächsten schlimmer?“

„Versteht sich — führe du ihn nicht in Versuchung, und laß auch nicht untergehen in dir selber die Weisheit des Verstandes.“

„Daß du immer wieder mit solchen Gelehrsamkeiten kommen mußt! Das ist wirklich lästig geworden. Und dabei hast du doch sicherlich, als du jung warst, nicht so dahergeredet, sondern bist munter gewesen wie alle andern.“

„Nun, und was macht das?“ erwiderte Großvater Fedosj. „Ich habe schon oft genug eingestanden, daß ich in meinen jungen Jahren viel Dummheiten angestellt habe, aber geht daraus vielleicht hervor, daß ich euch jetzt raten muß, Schlimmes zu tun, statt Gutes zu treiben! Ach, über euch Unfluge! Mit dem Trunkenen muß man nämlich nicht dann sprechen, wenn er trunken ist, sondern wenn er sich ausgeschlafen hat. Als ich jung war, bin ich von manch einem Käufchlein trunken gewesen, jetzt aber habe ich, gelobt sei Gott, mich ausgeschlafen. Wenn ich aber andererseits nicht der sündige Mensch wäre, der ich bin, sondern ein Gerechter, dann würde ich ja wahrscheinlich auf eine ganz andere Manier mit euch sprechen: dann würde ich euch wahrscheinlich gerade heraus sagen: das verbietet euch Gott, und Seine Strafe wird deswegen über euch kommen!“

Wegen dieses Wortes stand alles gegen Fedos auf. ‚Nein, nein!‘ schrieen sie. ‚Was krächzest du da wie ein Rabe! Das hast du dir alles glatt ausgedacht! Von Fröhlichkeit wird sogar in den Kirchen gesprochen. König David hat sowohl gespielt als auch getanzt, und ist etwa auf der Hochzeit wenig Wein getrunken worden? Du sollst uns nichts aufzwingen — das ist keineswegs für uns verboten. Und wenn es wirklich die Absicht des Herrn wäre, die Leute auf eine andere Bahn zu bringen, dann hätte Er wohl nicht dich gesandt, sondern einen besonderen Boten und Verkündiger.‘

Fedos gab sich große Mühe, ihnen einzuhämmern, daß es nicht an uns sei, zu beurteilen, welchen Boten Gott ausfende, sondern daß das Wort des Herrn ein geistlich Ding sei und seinen Samen ausstreue, durch wen immer es zu den Menschen dringe, und daß man den, der im Sinne Gottes spreche, anhören müsse und nicht erst auf expresse Boten warten solle. Denn es könnte leicht so kommen, daß wenn ein ‚Expresser‘ aufträte, niemand ihn verstehen würde.

Wenn auch alle mit dem Großvater stritten, so scheute sich doch ein jeder, offen gegen seine Worte zu handeln; wenn wir auch bei der Erinnerung daran, was die Alten von der Soldatenfrau erzählten, Fedos scheinbar weniger respektierten, konnten wir uns andererseits nicht verhehlen, daß er schon längst zu einem gerechten Mann geworden war, und dann mußten wir uns vor Fedos schämen. Daß er vor Zeiten ein Sünder war, es ist wahr, er war ein Sünder, aber nun hatte sich

doch schon längst alles geseht, und er selber war zum Guten übergegangen! Einerseits wollten wir durchaus unsern Willen durchsetzen, aber andererseits schämten wir uns. Und so verbargen wir denn unsere Absichten und trafen insgeheim die Verabredung, uns am Abend vor dem Weihnachtstage im Getreidespeicher zu versammeln und dort in der Ecke im Stroh versteckt aufeinander zu warten, um dann verkleidet in hellen Haufen zu dem Schenkwirt zu gehen. Wußten wir doch, daß es beim Wirt ein Fest geben würde, wie es sich gehörte: er hatte einen Ochsen um die Ecke gehen lassen, drei Schweine abgestochen und außerdem zwei Faß Dünnbier gebraut. Dort wollten wir also hingehen, uns toll und voll saufen und fressen, die Mädels aber mochten auf dem Heimwege sehen, wo sie blieben.

Ja, solch vortreffliche Absichten waren im Umlauf!

So waren wir denn jetzt sehr geschäftig: wir mußten verschiedenartige Kleidungsstücke herbeischaffen und sie an geheimen Plätzen verbergen. Und lebten dabei ständig in der Angst, daß unsere hungrigen Nachbarn uns dabei beobachten und unser verborgenes Gut stehlen könnten.

Bis zum Heiligabend hatten wir ihnen immer noch Bissen gespendet, am Tage vorher aber sprachen unsere Weiber und Mädels zu ihnen: „Hört mal, ihr Bedürftigen! Daß ihr es morgen nicht wagt, hierherzukommen, denn morgen werden wir uns in den Bade-

stuben waschen und mit den Beilen die Bänke abschaben. Morgen haben wir für euch nichts übrig. Richtet euch eben ein, so gut ihr's wißt.'

Mawrutka wollte ihren Puß erst dann in den Getreidespeicher tragen, wenn Großvater Fedoß in den Wald gegangen war; als sie alles, was nötig war, in der Hütte gescheuert und saubergeschabt hatte, schaute sie durchs Fenster und sah, daß es draußen ein naßkaltes Schneegestöber gab, das einem ordentlich den Atem verschlug. Da dachte Mawrutka: ‚Ich will schnell hinspringen, sonst kommt mir noch Großvater auf den Hals!‘ Allein, kaum hatte sie die Tür geöffnet, und kaum hatte ihr der nasse Schnee ins Gesicht gepeitscht, da sah sie dicht vor sich auf einem Mühlstein an der Schwelle ein Bettelkind sitzen, das sehr eigenartig schien: das Kind hatte ein feines Gesichtchen, seine ganze Kleidung aber bestand nur aus einem zerrissenen Kittelchen, das auf den Schultern große Löcher hatte, die mit Stroh ausgestopft waren, ganz so als wären dort abgebrochene Flügelchen in Stroh gehüllt und befestigt.

Da ärgerte sich Mawrutka über das Kind.

‚Was willst du,‘ sagte sie, ‚was soll das, daß du an einem solchen Tage hergekommen bist? Daß euch doch alle die Pest —!‘

Das Kind aber stand da und schaute sie mit seinen großen Augen an.

Da sprach das Mädchel: ‚Was starrst du mich mit deinen Bloßaugen an? Marsch, fort!‘

Das Kind aber stand immer noch da.

Da drehte Mawrutka es um und stieß es fort: ‚Marsch, in den Sumpf!‘

Und lief selber fort und spürte keinerlei Unruhe in ihrer Seele, denn es war ja doch jenen gesagt worden, daß sie an diesem Tage nicht zu kommen hätten — was schleppte es sich da her!

So lief Mawra denn zum Speicher und dort direkt in die entfernteste Ecke und versteckte in dieser im trockenen Stroh ihren ganzen Fuß; als sie sich aber wieder aufrichtete, um zurückzugehen, sah sie, daß das selbe ‚gloßäugige‘ Kind auf der Torschwelle stand.

Mawrutka geriet in hellen Zorn.

‚Du Kognase,‘ sagte sie, ‚du spionierst mich wohl aus, um mein Eigentum zu stehlen! Das werde ich dir abgewöhnen!‘ Und schleuderte einen schweren Dreschflegel auf das Kind, einen Dreschflegel, der das Kind sofort hätte töten müssen, Gott aber war gnädig — er flog vorbei, worüber sie freilich in noch größere Wut geriet und hinter dem Kinde herlief. Dieses aber hatte sich entweder hinter einer Ecke versteckt, oder es war vor Furcht in eine Getreidedarre geschlüpft, jedenfalls fand Mawra es nicht und ging schnell nach Hause, um früher da zu sein, noch ehe Großvater Fedosj aus dem Walde heimkäme, und war dabei voller Angst, als stünde ihr irgendein Unheil bevor oder als würde sie von jemand verfolgt.

Je schneller sie aber lief, desto mehr sank ihr der Mut, und zudem schien ihr noch jemand vor ihrem Hause zu sein . . .

Mawrutka schaute schärfer hin: konnte es möglich sein, daß das großäugige Kind wieder dort war? . . .

Ein gleichaltriges Mädchen ging, einen Eimer tragend, an ihr vorüber und fragte sie: ‚Was hast du? hast du dir am Ende den Fuß verrenkt?‘

Aber Mawrutka winkte ihr nur zu und fragte sie: ‚Hör mal, kannst du unser Haus von hier aus sehen?‘

‚Das kann ich.‘

‚Sag mal, was sitzt da vor unserm Haus unterm Fenster auf dem Bänkchen?‘

‚Na, Großvater Fedosj doch . . .‘

‚Solltest du vielleicht plötzlich hühnerblind geworden sein?‘

‚Wieso denn! Wo ich ihn doch ganz klar sehe, wie seine Hände in Fäustlingen stecken und wie er sich auf die Krücke stützt und etwas schleppt. Schwer plagt ihn soeben der Husten . . .‘

‚Siehst du dort nicht auch einen großäugigen Balg?‘

‚Ein großäugiges Kind ging heute im Dorf von Tür zu Tür, jetzt aber ist es futsch . . .‘

Da sagte ihr Mawrutka, daß sie noch soeben das großäugige Kind gesehen und daß dieses ausespioniert habe, wo sie ihren Fuß versteckt hätte.

‚Und jetzt‘, sagte sie, ‚meine ich immer, daß dieses Ekel meinen Fuß finden und stehlen wird.‘

‚Lauf hin und versteck ihn wo anders!‘

‚Richtig, ich will hinlaufen!‘

Und fühlte dabei doch selber, daß es ihr jetzt im Speicher nicht mehr ganz geheuer sein würde.

Nach Hause gekommen, machte Mawra es dem

Großvater wieder nicht recht, so daß er zu ihr sprach: ‚Du hast dir wahrscheinlich in den Sinn gesetzt, deinen Kopf durchzusetzen. Aber gib acht, daß dabei kein Unglück entsteht!‘

Sie erwiderte: ‚Du wirst mich nicht zurückhalten!‘
‚Warum mit Gewalt zurückhalten . . . ist nicht notwendig . . . Aber sag mal, was gefällt dir denn dabei so gut? . . . Wenn ihr heimgeht, paßt auf, daß euch die Jungens nicht noch etwas antun.‘

‚Da krächzt er, schon wieder krächzt er! Wir fürchten keinen, und dort wird es ein Fest geben, wie es sich gehört — sie haben einen Ochsen geschlachtet und drei Schweine und mit Malz ein Dünnbier gebraut . . .‘

‚Schau an, was alles für Verrücktheiten vorbereitet worden sind! Gebraut und geschlachtet . . .‘

‚Dir tun wohl gar die Schweine leid!‘

‚Ein Rabe sogar, auch der täte mir leid; sogar wegen seines Köpfchens kümmert sich eine höhere Vorsehung . . .‘

‚Wegen des Rabenköpfchens?‘

‚Ja!‘

‚Vorsehung?‘

‚Ja!‘

‚Pfui!‘

Mavra spuckte laut aus.

Der Großvater sagte: ‚Warum spuckst du?‘

‚Ich spucke auf deine Worte.‘

‚Auf meine kannst du spucken, aber sei nicht frech zum Hausherrn.‘

‚Den brauche ich eben nicht.‘

‚Schau mir einer an!‘

‚Natürlich!... Mager fremden Pferden die Mähnen
zausen.‘

‚Was schwäzest du da, Lörin! Wo ich doch zu dir
von Dem spreche, für Den wir alle arbeiten müssen.‘

‚Ich aber kann das nicht begreifen und will es nicht.‘

‚Was — arbeiten?‘

‚Gewiß.‘

‚Und wirst es müssen. Denn nicht alle arbeiten
aus freiem Willen, es werden manche dazu gezwungen.
Und so wirst auch du arbeiten müssen.‘

Trotz ihres Zornes mußte Mawra lachen und ent-
gegnete: ‚Hör auf, Großvater, wahrhaftig, man kann
sehen, daß du von Sinnen bist!‘

Da sah sie der Großvater nur an und erwiderte:
‚Der Herr sei mit dir, du gescheites Mädel!‘ und
kroch selber auf die Ofenbank; sie aber ergriff seine
Laterne mit der Kerze darin, verbarg sie und eilte
hastig zum Speicher, um ihren Fuß anderswo zu
verstecken.

Im Speicher war es bereits dunkel, und es drang
von allen Seiten die Furcht auf sie ein und mit dieser
das Grauen: es packte sie geradezu an den Schultern
und verwirrte ihr die Beine. Sie dachte: ich will schnell
das Licht anstecken, dann werde ich mehr Mut haben;
sie strich mit dem Zündholz einmal und noch einmal,
und da war ihr, als flöge etwas dicht an ihrem Ge-
sicht vorüber. Endlich hatte sie die Laterne angesteckt
und bekreuzigte sich, aber kaum war sie in die Ecke
gelangt, in der sich das Stroh befand, da flog von

der einen Seite ein kleines Vöglein zu ihr heran und von der anderen ein anderes, ganz so, als wollten sie es ihr nicht erlauben!

Und plötzlich erkannte sie, daß ihr dies nicht nur so vorkam, sondern daß es in Wahrheit so war: die kleinen Späßen kamen von irgendwoher hier zusammen und flatterten ins Licht und fielen aufs Stroh und saßen dort mit gestäubtem Gefieder und schauten sie an . . .

„Ich will es schnell herausreißen und fortlaufen,“ dachte Mawra, und begann hastig mit beiden Händen im Stroh zu wühlen, plötzlich aber bewegte sich etwas unter ihrer Hand und krabbelte . . . Sie griff fester zu, und plötzlich fiel noch ein Späß herab und flatterte und zwitscherte . . . „Pfui Teufel, was suchst du da? Verdammter!“ Und griff ihn und riß ihm den Kopf ab und hatte dabei nicht bemerkt, wie sie, wild vor Wut, die Laterne umgeschmissen hatte und wie durch diese mit einem Mal das ganze Stroh Feuer faßte; aus dem Stroh aber, aus dem Haufen — was sagt ihr wohl dazu! — erhob sich plötzlich jenes selbe groß-äugige Kind und hatte Blutstropfen auf der kleinen Stirn.

Da freilich vergaß Mawra alles und stürzte fort, das Feuer aber segte mit dem Sturm durch das ganze Dorf und legte in einer Stunde alles in Asche, wofür wir gelebt und womit wir geprahlt . . .

Schlimmer war es nun um uns bestellt als um jene, die uns vormals zur Last gefallen waren, denn nicht nur war unser ganzes Korn verbrannt, son-

dern wir hatten nicht einmal mehr Schlupfwinkel, in denen wir haufen konnten, und mußten daher nun unsererseits zu unsern Bettlern gehen und diese anflehen, ob wir nicht bis zu den warmen Tagen bei ihnen wohnen dürften.

Bei jenem Feuerschaden hatte sich Großvater Fedoß am ganzen Leibe versengt und stand nicht mehr auf; trotzdem aber blies er immer noch ins gleiche Horn und sagte den andern als Trost: ‚Macht nichts,‘ sagte er, ‚was Gott sendet, ist alles gut. Da wir noch Gottes Lieblinge waren, da hatten wir uns freilich ganz vergessen und wollten nichts, als unsere Narreteien ausführen, jetzt aber wird uns der Herr wieder auf einen besseren Weg bringen.‘

Und starb mit diesen Worten, — mit eben diesem Glauben!

Was das aber für ein Kind war und von wo es gekommen und wohin es beim Feuerschaden geraten war, das hat nachher niemand in Erfahrung bringen können, und so begann man denn zu sprechen, es sei ein Engel gewesen, und wir seien deshalb bestraft worden, weil wir so gefühllos mit ihm gewesen waren.

‚Gleichviel,‘ hatte schon Fedoß gesagt, ‚was das auch für ein Kind gewesen sein möge, — ein armes Kind ist immer Gottes Bote, denn es dient dem Herrn, wenn Er unsere Herzen kennen lernen will . . .‘ So gebt denn auch ihr alle fein acht, denn es kann einem jeden von euch geschehen, daß er einmal einem solchen Boten begegnet!“

Der Hedrubel

Ein Weihnachtsmärchen

!

!

Es gibt einen Aberglauben, daß es möglich sei, mittels übernatürlicher Kräfte einen Heckrubel zu erhalten, das heißt einen Rubel, der, wie oft man ihn auch ausgäbe, immer wieder heil in die Tasche zurückkehrt. Allein um einen solchen Rubel zu erhalten, muß man zuvor große Ängste ausstehen. Alle kann ich nicht mehr aufzählen, aber ich erinnere mich noch daran, daß man unter anderem eine schwarze Katze ohne die geringsten Flecken nehmen müsse und diese in der Weihnachtswacht an der Kreuzung von vier Straßen, von denen die eine unbedingt zum Friedhof führen muß, feilzubieten habe.

An einem solchen Ort muß man haltmachen und die Katze so lange zwicken, bis sie miaut, und dabei fest die Augen zudrücken. Und zwar muß man dies alles wenige Minuten vor Mitternacht tun, denn mit dem Schlag der Mitternachtsstunde wird dann jemand kommen, der die Katze erstehen will. Der Käufer wird für das arme Tierchen sehr viel Geld bieten, der Verkäufer jedoch soll unter allen Umständen nur einen Rubel verlangen, — nicht mehr und nicht weniger als einen Silberrubel. Nun wird der Käufer versuchen, dem Verkäufer eine größere Summe anzuhängen, allein dieser muß hartnäckig auf dem einen Rubel bestehen, und wenn er dann endlich diesen einen Rubel erhalten hat, muß er ihn in die Tasche tun und fest in der Hand halten, und darauf so schnell als möglich fortgehen und sich nicht umdrehen. Und

dieser Rubel eben ist der Heckrubel oder der unausgebare Rubel, — das heißt, wie oft man ihn auch für einen Gegenstand in Bezahlung gäbe, er kehrt immer wieder in die Tasche zurück. Um zum Beispiel hundert Rubel zu bezahlen, muß man lediglich hundertmal mit der Hand in die Tasche fahren und jedesmal den gleichen Rubel hervorziehen.

Dies ist natürlich ein leerer und unmöglicher Über glaube; allein es gibt noch heute einfältige Leute, die nur zu bereit sind zu glauben, daß man Heckrubel in der That erlangen könne. Und als ich noch ein kleiner Bube war, glaubte ich ebenfalls daran.

2

Es war in meiner Kindheit, die Kinderfrau legte mich in einer Weihnachtsnacht schlafen und erzählte mir dabei, daß in dieser Nacht die meisten in unserm Dorf nicht an Schlaf dächten, sondern entweder Karten schlügen oder sich verkleideten und wahr sagten, und manche würden es unter anderm darauf anlegen, sich einen Heckrubel zu gewinnen. Sie verbreitete sich über das Thema, daß es jenen Menschen, die heute gegangen wären, einen Heckrubel zu erlangen, jetzt wohl sehr greulich zu Mut sein müsse, denn diesen stünde ja bevor, an einem fernen Kreuzwege Auge in Auge dem Teufel gegenüber zu stehen und mit ihm um den Preis einer schwarzen Katze zu feilschen; andererseits freilich stünden diesen auch die allergrößten Freuden bevor . . . Wieviel wunderschöne Gegenstände könnte man sich wohl für einen solchen nie aussehenden

Rubel kaufen! Und was ich wohl täte, wenn mir ein solcher Rubel in die Hände fiel! Ich war damals erst acht Jahre alt, aber ich war trotz dieses geringen Alters bereits in Orjol und in Kromy gewesen und kannte einige hervorragende Erzeugnisse der russischen Kunst, die von Kaufleuten gelegentlich des Weihnachtshahrmärktes in unser Kirchspiel geschafft worden waren.

So wußte ich, daß es auf der Welt sowohl gelbe Lebkuchen mit Honig als auch weiße Lebkuchen mit Zuckermand gäbe, Sirupstangen und Zuckerln zum Lutschen und außerdem ein Naschwerk, das in unserer Sprache als süße Nudeln bezeichnet wurde, es gab auch gewöhnliche Nüsse und geröstete Nüsse, und für einen reicheren Beutel wurden sogar Rosinen und Datteln herbeigeschafft. Außerdem hatte ich Bilder mit Generälen gesehen und eine Menge anderer Gegenstände, die ich keineswegs alle kaufen konnte, da man mir für meine Einkäufe nur einen gewöhnlichen Silberrubel geben würde und keineswegs einen Heßrubel. Aber da beugte sich die Kinderfrau über mich und flüsterte mir zu, daß heuer alles anders werden müsse, denn meine Großmutter besitze einen solchen Heßrubel, und die habe sich entschlossen, ihn mir zu schenken, freilich müsse ich sehr vorsichtig mit ihm umgehen, um dieser wunderbaren Münze nicht verlustig zu gehen, denn sie habe eine zauberische und höchst eigenwillige Eigenschaft.

„Was für eine?“ fragte ich.

„Das wird dir die Großmutter sagen. Jetzt aber

schlase, denn morgen; wenn du aufwachst, wird deine Großmutter dir den Heßrubel bringen und dir sagen, wie du mit ihm umgehen mußt.“

Geschmeichelt von diesem Versprechen, bemühte ich mich, augenblicks einzuschlafen, damit nicht das Erwarten des Heßrubels mich zu sehr quäle.

3

Die Kinderfrau hatte mich nicht getäuscht: die Nacht flog wie ein kurzer Augenblick, den ich gar nicht erst richtig bemerkte, vorüber, und schon stand Großmutter mit ihrer großen Haube mit den Lüllsalbeln vor meinem kleinen Bettchen und hielt in ihren weißen Händen eine neue, saubere Silbermünze, geprägt in bester und vollkommenster Qualität.

„Nun, da hast du einen Heßrubel“, sagte sie. „Nimm ihn und begib dich in die Kirche. Nach der Messe werden wir alten Leute zu Vater Wassilij, dem Geistlichen, gehen, um bei ihm Tee zu trinken, du aber kannst derweilen allein auf den Jahrmarkt laufen und alles kaufen, wonach du Lust hast. Und wenn du einen Gegenstand erstanden, dann fahr mit der Hand in die Tasche und gib den Rubel her, dieser aber wird sogleich aufs neue in deiner Tasche sein.“

„Freilich,“ entgegnete ich, „das weiß ich alles schon.“ Und preßte selber den Rubel in meiner kleinen Faust und hielt ihn, so fest ich konnte.

Großmutter fuhr fort: „Der Rubel kehrt zurück, das ist richtig. Das ist seine gute Eigenschaft, — und außerdem kann man ihn nie verlieren; andererseits

aber hat er noch eine zweite Eigenschaft, die sehr fatal ist: der Hechrubel wird in deiner Tasche so lange nicht ausgehen, solange du nur Gegenstände mit ihm kaufst, die dir oder andern Menschen nötig und nützlich sind; solltest du aber einmal, und sei es auch nur für einen Groschen, etwas völlig Überflüssiges erwerben, so wird dein Rubel im gleichen Augenblick verschwinden.“

„Oh Großmütterchen,“ erwiderte ich, „ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir das gesagt haben; doch seien Sie davon überzeugt, daß ich schon nicht mehr so klein bin, um nicht zu begreifen, was auf der Welt nützlich und was unnütz ist.“

Großmutter schüttelte den Kopf und meinte lächelnd, daß sie es dennoch bezweifle; allein ich beteuerte, daß ich sehr wohl wisse, wie man zu leben habe, wenn man so reich sei.

„Vortrefflich,“ sagte Großmutter, „trotzdem aber sollst du an das denken, was ich dir soeben gesagt.“

„Seien Sie nur ruhig. Sie werden schon sehen, daß ich zu Vater Wassilij einen Haufen der schönsten Einkäufe bringen werde und daß sich mein Rubel dennoch heil und ganz in meiner Tasche befinden wird.“

„Ich werde mich sehr darüber freuen, — wir werden ja sehen. Immerhin sollst du nicht zu zuversichtlich sein, und denke daran, daß es keineswegs immer so leicht ist, wie du annimmst, das Notwendige vom Überflüssigen und Dummen zu unterscheiden.“

„Würden Sie nicht in dem Fall so gut sein, mit mir auf den Jahrmarkt zu gehen?“

Großmutter willigte ein, allein sie warnte mich zu-

vor, daß es ihr nicht möglich sein würde, mir dabei Ratschläge zu erteilen oder mich vor Fehlern und Übereilungen zurückzuhalten, denn jener, in dessen Besitz ein Heckerubel sei, dürfe von niemand Ratschläge annehmen, sondern müsse sich von seinem eignen Verstande leiten lassen.

„Oh, mein liebes Großmütterchen,“ entgegnete ich, „Sie werden auch gar nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, mir mit Rat beizustehen, — ich werde immer nur Ihr Gesicht anschauen und in Ihren Augen lesen, was nötig ist.“

„Schön, dann laß uns gehen!“ Und alsbald schickte Großmutter eines unserer Mädchen zu Vater Wassilij und ließ sagen, sie werde ein wenig später zu ihm kommen, und so begaben wir beide uns denn auf den Jahrmarkt.

4

Das Wetter war vortrefflich, — ein leichter Frost mit geringer Feuchtigkeit; in der Luft roch es nach weißen Bauernstrümpfen, Lindenbast, Hirse und Lammfellen. Es war eine Menge Volk zusammengeströmt, und alle trugen das Beste, was sie hatten. Die Buben aus den reicheren Familien hatten alle von ihren Vätern für ihre kleinen Ausgaben je einen Groschen erhalten und diese Kapitale bereits auf den Erwerb von tönernen Pfeifchen verwandt, auf denen sie ein ganz vertracktes Konzert aufführten. Die ärmeren Kinder dagegen, die keinen Groschen erhalten hatten, standen vor dem Zaun und leckten sich nur neidisch

die Lippen. Ich sah, daß sie ebenfalls den heißen Wunsch hegten, ähnliche Musikinstrumente zu besitzen, um aus ganzer Seele mit der allgemeinen Harmonie zu verschmelzen, und ... ich blickte Großmutter an ...

Lönerne Pfeifchen konnte man nicht gerade als notwendig bezeichnen, und nützlich waren sie schon keineswegs, allein in dem Gesicht meiner Großmutter las ich nicht den geringsten Tadel wegen meiner Absicht, jedem dieser armen Kinder ein Pfeifchen zu kaufen. Im Gegenteil, das gütige Antlitz der Greisin drückte eher eine gewisse Befriedigung aus, die ich als Billigung ansah: und sogleich versenkte ich meine Hand in die Tasche und zog aus dieser meinen Heckerubel hervor und kaufte eine ganze Schachtel solcher Pfeifchen und erhielt sogar noch ein wenig Kleingeld zurück. Als ich dieses in meine Tasche tat, tastete ich mit der Hand und merkte, daß mein Heckerubel heil und ganz war und sich wieder an seinem Platze befand, genau wie vor dem Einkauf. Und doch hatten alle Kinder ihre Pfeifchen erhalten, und selbst die Ärmsten unter ihnen waren plötzlich genau so glücklich wie die reicheren und piffen aus aller Kraft, Großmutter und ich aber gingen weiter, und sie sagte zu mir: „Du hast recht gehandelt, denn auch die armen Kinder müssen spielen und lustig sein, und wer die Möglichkeit hat, ihnen zu einer Freude zu verhelfen, der soll stets vor allem bestrebt sein, diese Möglichkeit auszuführen. Fahre denn zum Beweis, daß ich recht habe, noch einmal mit der Hand in deine Tasche und schau nach, wo dein Heckerubel ist.“

Ich fuhr mit der Hand hinein und . . . mein Heßrubel befand sich in meiner Tasche.

Aha, dachte ich, jetzt habe ich also verstanden, wie die Sache liegt, und kann mutiger vorgehen.

5

Nun begab ich mich zu einem Laden, in welchem Biz und Tücher feilgehalten wurden, und kaufte für jedes unserer Mädels ein Tüchlein, der einen ein rosafarbenes, der andern ein himmelblaues, für die alten Frauen aber kaufte ich himbeerfarbene Kopftücher; aber noch ein jedes Mal, wenn ich die Hand in die Tasche senkte, um die Bezahlung hervorzuziehen, war mein Heßrubel an seinem Platz. Darauf kaufte ich für die Tochter unserer Beschließerin, die demnächst heiraten sollte, zwei Schnallen aus Karneol und wurde dabei ein wenig unruhig; allein Großmutter zeigte nach wie vor eine gute Miene, und so befand sich denn auch nach diesem Einkauf mein Rubel wohlbehalten in meiner Tasche.

„Für eine Braut gehört es sich, sich zu pußen,“ sagte Großmutter, „dies ist ein ereignisreicher Tag im Leben eines jeden Mädchens, und es ist sehr lobenswert, wenn man sie erfreut, — denn wenn der Mensch sich freut, betritt er mutiger den neuen Lebenspfad, und es hängt doch so viel vom ersten Schritt ab. Du hast sehr wohl getan, die bedürftige Braut zu erfreuen!“

Darauf kaufte ich auch für mich selber eine große Menge von Süßigkeiten und Nüssen, in einem anderen

Laden aber erstand ich ein dickes Buch, 'Der Psalter', genau das gleiche, das stets auf dem Tisch unserer Viehwärterin gelegen hatte. Die arme Alte hatte dieses Buch sehr geliebt, allein zum Unglück war das Buch auch nach dem Geschmack eines Zuchtkälbchens gewesen, das mit der Viehwärterin die Hütte teilte. Das Kälbchen hatte leider viel zu viel freie Zeit gehabt und diese damit verbracht, in einer glücklichen Stunde des Müßiggangs die Ecken sämtlicher Blätter des Psalters abzuknabbern. Somit war die arme Alte des Vergnügens beraubt worden, die Psalmen, aus denen sie für sich selber Trost schöpfte, zu lesen oder zu singen, und jammerte sehr über den Vorfall.

Ich war davon überzeugt, daß ich, indem ich ihr dieses neue Buch an Stelle des verlorenen alten kaufte, keine leere und überflüssige Tat verrichtete, und so war es denn auch: als ich meine Hand in die Tasche senkte, war mein Rubel aufs neue an seinem Ort.

Die Zahl meiner Einkäufe wurde immer größer, und der Rahmen, in dem ich sie vollzog, wurde von mir immer weiter gestreckt, — ich kaufte einfach alles, was meiner Ansicht nach notwendig war, ja, ich kaufte sogar Dinge, die mir schon fast allzu riskant erschienen, so zum Beispiel kaufte ich unserm jungen Kutscher Konstantin einen reichverzierten Hüftgurt und unserm lustigen Schuhmacher Jegor eine Harmonika. Und trotzdem blieb der Rubel da, obwohl ich das Anflitz von Großmutter schon gar nicht mehr betrachtete und den Ausdruck ihrer Mienen nicht mehr befragte. Ich selber war jetzt der Mittelpunkt des

Ganzen, — alles blickte mich an, alle folgten mir und sprachen über mich.

„Schaut doch nur unsern jungen Herrn an! Er ist für sich allein in der Lage, den ganzen Jahrmarkt zu kaufen, denn ihr müßt wissen, daß er einen Heckerubel besitzt.“

Ich selber aber fühlte etwas Neues und bis zu jener Zeit mir unbekannt Gebliebenes in mir. Ich wünschte, daß alle sich mit mir beschäftigten, alle hinter mir drein gingen und daß alle von mir sprächen, wie klug ich sei, wie reich und gütig.

Und da wurde es mir unruhig zu Mute und langweilig.

6

Um die gleiche Zeit jedoch näherte sich mir plötzlich, weiß Gott von wo, der dickbäuchigste von allen Jahrmarkthändlern, nahm die Mütze ab und redete mich an: „Ich bin hier der dickste von allen und erfahrener als alle, und nicht können Sie nicht täuschen. Ich weiß, daß Sie alles kaufen können, was sich hier auf dem Jahrmarkt befindet, denn Sie haben einen Heckerubel. Wenn man einen solchen hat, ist es kein Kunststück, das ganze Kirchspiel in helles Erstaunen zu versetzen, und trotzdem gibt es dennoch etwas, was Sie nicht einmal mit diesem Rubel kaufen können.“

„Gewiß, wenn es ein unnützer Gegenstand ist, so werde ich ihn natürlich nicht kaufen.“

„Was heißt das ‚unnützer‘? Würde ich Ihnen denn davon sprechen, wenn er unnütz wäre? Schauen Sie

sich lieber um und beachten Sie, von wem wir umringt werden, obwohl Sie doch einen Heckerl haben. Sie haben für sich selber nichts als Süßigkeiten und Nüsse gekauft, den andern dagegen eine Unmenge nützlicher Gegenstände, und nun schauen Sie, wie diese Ihre Wohlthaten vergelten; schon jetzt haben alle Sie vergessen.“

Ich sah mich um und gewahrte zu meinem äußersten Erstaunen, daß der dickbäuchige Kaufmann und ich allerdings ganz allein dastanden und daß keine Sterbensseele sich in unserer Nähe befand. Großmutter war ebenfalls nicht da, ich hatte sie allerdings schon vorher vergessen, die anderen Jahrmarktbesucher aber hatten sich verzogen und umringten jetzt einen langen und hageren Mann, der über seinem Halbpelz eine lange gestreifte Weste trug, die mit glasähnlichen Knöpfen besetzt war, von denen, wenn er sich bewegte und zur Seite wandte, ein schwaches, trübes Glimmern ausging.

Das war alles, was an dem langen mageren Menschen anziehend sein konnte, und dennoch zogen die andern hinter ihm her und gafften ihn an, als wäre er die allermerkwürdigste Naturerscheinung.

„Ich kann nichts Besonderes an ihm gewahren“, sagte ich zu meinem neuen Gefährten.

„Mag sein, allein Sie müssen doch sehen, wie das allen gefällt. Und schauen Sie nur, auch Ihr eigener Kutscher Konstantin mit seinem geckenhaften Gurt folgt ihm, und der Schuhmacher Jegor mit der Harmonika, und die Braut mit den Schnallen, und sogar

die alte Viehmagd mit ihrem neuen Buch. Gar nicht erst zu reden von den Kindern mit den Pfeifchen.

Ich blickte mich um, in der That, alle diese umstand den Mann mit den glasähnlichen Knöpfen, und alle Buben piffen auf ihren Pfeifchen seinen Ruhm.

In mir regte sich das Gefühl des Verdrusses. Es schien mir schrecklich kränkend zu sein, und ich fühlte alsbald, daß es meine Pflicht und meine Berufung wäre, mich über den Mann mit den Glasstückchen zu erheben.

„Denken vielleicht auch Sie, daß ich mich nicht über ihn erheben kann?“

„Ja, das denke ich“, entgegnete der Wanst.

„Schön, dann werde ich Ihnen sogleich beweisen, daß Sie im Irrtum sind!“ rief ich, lief eilig auf den Mann, der die Weste über dem Halbpelz trug, zu und fragte ihn: „Hören Sie, wollen Sie mir nicht Ihre Weste verkaufen?“

7

Der Mann mit den Glascherben drehte sich im Sonnenlichte zu mir um, so daß von den Knöpfen auf seiner Weste ein trübes Glimmern ausging, und erwiderte: „Einverstanden, ich bin mit großer Genugtuung bereit, sie Ihnen zu verkaufen, freilich ist sie sehr teuer.“

„Bitte sich deswegen nicht zu sorgen; sagen Sie mir schneller den Preis Ihrer Weste.“

Er aber lächelte verschmigt und meinte: „Ich kann

nicht verhehlen, daß Sie noch sehr unerfahren sind, wie es sich für Ihr Alter gehört, — Sie scheinen nicht ganz zu verstehen, worum es sich handelt. Was meine Weste betrifft, die kostet gar nichts, denn weder leuchtet sie, noch wärmt sie, und darum will ich sie Ihnen gern umsonst geben, aber Sie werden mir einen Rubel für jedes der an die Weste gehefteten Glasknöpfchen bezahlen, denn obwohl diese Knöpfchen ebenfalls weder leuchten noch wärmen können, vermögen sie doch auf einen Augenblick ein wenig zu flimmern, und dieses gefällt allen Leuten sehr.“

„Schön,“ versetzte ich, „ich will Ihnen einen Rubel für jeden Ihrer Knöpfe geben. Ziehen Sie schnell die Weste aus.“

„Nein, belieben vielmehr Sie zuvor das Geld aufzuzählen.“

„Auch gut.“

Ich steckte die Hand in die Tasche und zog meinen einen Rubel hervor, allein als ich mit der Hand zum zweiten Male hineinfuhr, da . . . da war meine Tasche leer . . . Mein Heckrubel war nicht mehr zurückgekehrt . . . er war verloren . . . er war verschwunden . . . er war nicht mehr da, und dabei schauten alle rings mich an und lachten mich aus.

Ich brach in bittere Tränen aus und . . . ich erwachte.

8

Es war Morgen; vor meinem Bettchen stand Großmutter in ihrer großen Haube mit den Lüllsalbeln

und hielt in der Hand einen nagelneuen Silberrubel, der das übliche Weihnachtsgeschenk bildete, das sie mir bescherte.

Da begriff ich, daß alles, was ich erblickt, sich nicht in Wahrheit, sondern nur im Traum zugetragen, und eilte ihr zu erzählen, aus welchem Grunde ich geweint hätte.

„Dein Traum ist gut,“ sagte Großmutter, „besonders wenn du ihn richtig verstehen wolltest. In allen Märchen und Fabeln liegt immer ein besonderer verborgener Sinn begraben. Der Heckrubel, — er ist meiner Ansicht nach jenes Talent, das die Vorsehung jedem Menschen bei seiner Geburt verleiht. Dieses Talent entwickelt sich und wächst, wenn es dem Menschen, der auf dem Kreuzweg von vier Straßen steht, von denen eine ganz augenscheinlich zum Friedhof führen muß, gelingt, Munterkeit und Kraft in sich zu erhalten. Der Heckrubel, das ist jene Kraft, die der Wahrheit und Tugend zu Nutzen der Menschheit zu helfen hat und worin für einen Menschen mit einem gütigen Herzen und klaren Verstande die allerhöchste Genugthuung steckt. Denn was immer ein solcher für das wahrhafte Glück seiner Nächsten tut, wird niemals seinen geistigen Reichtum vermindern, sondern im Gegenteil — je mehr ein solcher aus seiner Seele schöpft, um so reicher wird diese. Der Mann in der Weste, die er über dem warmen Halbpelz trug, ist die Eitelkeit, denn eine Weste über dem Halbpelz ist nicht nützlich, wie es auch nicht nötig ist, daß die andern uns folgen und uns preisen. Eitelkeit

verdüstert den Verstand. Nachdem du einiges erreicht, und zwar sehr wenig im Vergleich mit dem, was du im Besitz dieses nie auszugebenden Rubels hättest erreichen können, warst du bereits hochmütig geworden und hattest dich von mir abgewandt, von mir, die ich in deinem Traum die Lebenserfahrung darstellte. Es war nicht mehr dein vornehmster Wunsch, den anderen Gutes zu tun, sondern du wolltest, es sollten dich alle anschauen und dich preisen. Du wünschtest die völlig überflüssigen Glassplitter zu haben, und so schmolz dein Rubel hin. So gehörte es sich auch, und ich freue mich für dich, daß du eine solche Lehre im Traum erhalten hast. Ich wünschte sehr, daß dieser weihnächtliche Traum in deiner Erinnerung haften bliebe. Jetzt aber laß uns zur Kirche gehen, und dann wollen wir nach der Messe alles das kaufen, was du in deinem Traumgesicht für die bedürftigen Menschen gekauft hast.“

„Mit Ausnahme von einem, teures Großmütterchen.“

Großmutter lächelte nur und sagte: „Gewiß, ich weiß, daß du die Weste mit den gläsernen Knöpfen jetzt nicht mehr kaufen wirst.“

„Nein, und ich will auch die Näschereien nicht mehr kaufen, die ich im Traum für mich selber gekauft.“

Großmutter überlegte eine Weile und sprach dann: „Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, daß du auf dieses geringe Vergnügen verzichten willst, allein . . . wenn es dein Wunsch ist, mit diesem Verzicht ein viel größeres Glück zu erkaufen, dann . . . dann begreife ich dich . . .“

Und plötzlich hielten wir beide uns umarmt und sagten einander nichts mehr, sondern brachen in Tränen aus. Großmutter hatte ja erraten, daß ich beschloffen hatte, all mein kleines Geld an diesem Tage nicht für mich auszugeben. Und als ich meine Absicht dann wirklich ausgeführt, erfüllte sich mein Herz mit einer Freude, wie ich sie bis dahin noch nie verspürt hatte. In dieser Einbuße kleiner Vergnügen zum Wohle der andern empfand ich zum erstenmal das, was die Menschen mit dem hinreißenden Wort das volle Glück bezeichnen, den Zustand, da man wunschlos geworden ist.

Und so kann ein jeder in seiner gegenwärtigen Lage versuchen, mein Experiment zu wiederholen, und ich bin überzeugt, daß er in meinen Worten keine Unwahrheit, sondern die aufrichtigste Wahrheit finden wird.

Nikolai Lesskow

Legenden

G. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Nikolai Lesskow / Gesammelte Werke
Dritter Band

Inhalt

| | |
|-------------------------------------|-----|
| Der Bösewicht von Ascalon | I |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |
| Die schöne Asa | 105 |
| Deutsch von Erich Müller | |
| Der Gaukler Pamphalon | 127 |
| Deutsch von Erich Müller | |
| Legendäre Charaktere | 227 |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |

Der Bösewicht von Askalon
Eine Begebenheit im Kerker des Herodes
Nach syrischen Überlieferungen

Ein Mann, dessen Liebe die Frau verschmäht,
wird wilden und grausamen Charakters.

Lucretius

Unsere entfernten Vorfahren begnügten sich in den Liebesanfällen nicht mit Seufzern oder Gold, wie das heute hergebracht ist, sondern gingen bis zu grausamen Kämpfen, im Verlauf derer der eine oder der andere seinen Tod fand — sei es nun zur Unterdrückung des Widerstandes der Frau oder zur Beseitigung eines Nebenbuhlers. Für unsere Anschauungen bildet diese rohe Liebe nichts als eine Karikatur der Liebe.

Lombroso

Am östlichen Ufer des Mittelländischen Meeres, im Norden von Gaza, aber südlich von Asdod, lag in Syrien die Stadt Askalon, die es heute nicht mehr gibt. Die Hebräer nannten sie Dschora. Askalon oder Dschora war im fernsten Altertum von den Philistern gegründet worden, zerstört wurde es nachmals durch den türkischen Sultan Saladin. Im Verlauf ihrer langen Blütezeit machte die Stadt drei Perioden durch, eine heidnische, eine christliche und zuletzt die mohamedanische. Während einer dieser Perioden oder, besser gesagt, während eines Überganges aus der einen Lage in die andere, begab sich dort folgender charakteristischer Vorfall, auf den zum Teil in den Schriften des Eusebios aus Askalon hingewiesen wird.

I

Zu jener Zeit, da sich das Christentum in Askalon bereits fest eingewurzelt hatte, lebte dort ein begüterter Kaufmann, ein Schiffsherr des Namens Thalaläus. Die Lehre Christi hatte er in fremden Ländern kennen gelernt und den Drang verspürt, ihr nachzufolgen, allein er hatte sie noch nicht recht erfaßt — sein Weib aber, das Taenia hieß, verharrte noch beim Heidentum. Die beiden Ehegatten befanden sich im blühendsten Alter: Thalaläus zählte fünfunddreißig Jahre, seine Frau jedoch, Taenia, war erst vierundzwanzig Jahre alt. Thalaläus war ein verwagener und geschickter Meerfahrer, Taenia hingegen war ein Weib von bemerkens-

werter Schönheit und zeichnete sich durch die besondere Sanfttheit ihres gütigen Charakters aus. Laenias liebenswürdige Umgangsformen machten die Frau allen, die sie sahen, liebenswert, so daß die Bürger Askalons, die mit dem Ehepaar bekannt waren, sie aller Verehrung würdig erachteten; zudem hielten sie Thalaläus, den Seefahrer, für einen Menschen, der besonders vom Glück gesegnet war, weil er eine Frau hatte, die alle körperlichen und seelischen Vorzüge ihr eigen nannte.

Laenia stammte aus einem Geschlecht, das sich eines verdienten Ruhmes erfreute: Polyphron, ihr Vater, war ein Priester der Heiden gewesen, in den Wissenschaften wohl bewandert und von einem Charakter, dessen Unbeugsamkeit verschuldet hatte, daß er kurz vorher der Übergangsregierung zum Opfer gefallen war, die unter dem Kaiser Justinian und dessen Gemahlin Theodora eingesetzt wurde. Laenia hatte im Hause ihres Vaters eine gute Bildung erhalten und konnte, für ein Leben in der Gesellschaft erzogen und unter auskömmlichen Verhältnissen, nach den Anschauungen jener Zeit als eine ganz besonders glückliche Frau gelten; sie war eine sparsame und tüchtige Hausfrau und verfügte außerdem über die angenehme Kunst, schön zu singen und auf der vielsaitigen Harfe zu spielen. Hinzukam, daß ihr die Gabe der Dichtung nicht fremd war: gelang es ihr doch, die Lieder, die sie sang, in kürzester Frist ohne Schreibtafel zu verfertigen.

An Schönheit und Wohlgebildetheit, aber auch an Lieblichkeit der Sitten und des Umganges war der

Frau des Schiffsherrn keine in Askalon gleich, und darum wurde sie von allen dort nicht anders als die ‚lieb reizende Taenia‘ genannt.

In voller Eintracht lebten die Ehegatten in dem Hause, das sie geerbt hatten und vor dem sich ein großer Garten mit Frucht bäumen befand: dieser Garten, der sich bis an den Strand des Meeres erstreckte, spendete ihnen in schwülen Tagen Schatten und Kühle. Thalaläus und Taenia hatten keine große Familie: sie besaßen nur zwei kleine Kinder, einen Sohn namens Vitus und eine Tochter, die sie Virina genannt hatten. Es lebte ferner mit ihnen im gleichen Hause noch die Mutter des Thalaläus, eine betagte Witwe namens Puplia, die vormals mit ihrem Gatten Byzanz und Rom besucht und gleich ihrem Sohne das Christentum angenommen hatte; allein auch sie hatte es nicht ganz erfaßt.

Thalaläus' und Taenias Haus war eines der schönsten in Askalon. Geräumig war es und hell und wurde ausnehmend sauber gehalten. In der Tiefe des schattigen Hofes stand eine Tribüne aus wohlriechendem Holz, auf der Vitus und Virina sogar in der stechendsten Hitze, beaufsichtigt von ihrer Großmutter Puplia, friedlich und still spielen konnten. Geschnitzte Säulen aus dem gleichen wohlriechenden Holz umgaben den Hof; die geschnitzten Türen waren mit Perlmutter und Türkisen geschmückt, Purpurdecken und indische Stickerien hingen vor den Fenstern, in der Mitte aber sprang aus einer Fontäne klares und frisches Wasser. Allein der Hauptreichtum des Thalaläus bestand weniger in

dem Hause als in zehn großen Schiffen, auf denen er Sandel, Kampfer, Muskatnuß und andere Produkte und Waren nach Alexandria und nach den übrigen berühmten Häfen des Ostens verschiffte. Die Geschäfte des Thalaläus waren von Erfolg gekrönt, doch hatte sein falsch aufgefaßtes Christentum seine heidnischen Anschauungen nur wenig verändert, während hingegen der überflüssige Reichtum ihm manches von seiner Vernunft nahm: denn je reicher er wurde, desto mehr wuchs die Gier nach Reichtum in ihm, und er wollte immer noch mehr Geld besitzen, und es schien ihm sogar, als sei das ganz und gar in der Ordnung.

Das unmäßige Verlangen ihres Mannes nach Reichtum verursachte der sanften Laenia nicht geringe Sorge, und sie hatte schon des öfteren Thalaläus Vorhaltungen gemacht, er solle sich nicht so sehr von dieser Leidenschaft fortreißen lassen und ruhiger leben, da schon das, was er bis dahin erworben, ihm ein ferneres Leben ohne Not und Entbehrungen verhiesse, aber Thalaläus wollte nicht auf Laenia hören und ließ im Hunger nach neuen Bereicherungen nicht davon ab, sich dem unbeständigen Meere anzuvertrauen, um immer noch begüterter zu werden, auf daß niemand in Uskalon reicher wäre als er. Und umsonst wies Laenia darauf hin, daß das Verlangen nach großem Reichtum der von ihm erkorenen christlichen Lehre nicht nur widerspreche, sondern von ihr sogar verboten werde — nichts dergleichen konnte Thalaläus zurückhalten. Die Erwähnung der christlichen Lehre brachte den Seefahrer sogar so auf, daß er sich über

seine verständige Gattin, die ihn zurückhalten wollte, ärgerte und sie anfuhr: „Du sollst mir niemals mehr davon sprechen.“

„Warum verbietest du es mir?“

„Weil du, die du im Heidentum aufgewachsen bist und sogar noch heute daran festhältst, die christliche Lehre nicht verstehen kannst und mithin nicht in der Lage bist, darüber zu sprechen wie es sich gehört.“

„Ich weiß nur das eine, daß euer Meister geboten hat, Gutes zu tun und keine Reichtümer zu sammeln.“

Thalaläus entgegnete: „Allerdings; aber du weißt nur das eine und kennst das andere nicht. In unserer Lehre gibt es noch etwas, was dir unverständlich ist: um gut zu sein, muß man auch die Mittel haben, den Menschen zu helfen: ich will nicht nur sanft wie eine Taube sein, sondern auch klug wie die Schlange. Ich habe Reichtümer erworben und will noch mehr gewinnen — das ist zweifellos wahr, aber nicht etwa deswegen, um mit meinem Reichtum zu prahlen, wie deine Heiden es tun und überhaupt die hochmütigen Menschen, sondern ich bereichere mich nur, um von meinem Überfluß allen mitteilen und meinen Glaubensgenossen Wohlthaten erweisen zu können, wenn ich nur genug besitze. Glaube mir, wenn ich erst so viele Reichtümer in Händen habe, daß keiner reicher ist als ich, dann werde ich in der Lage sein, viel mehr Gutes zu erweisen als jetzt, und so kümmerge denn du dich nicht um Dinge, die du nicht verstehst, und schelte mich nicht, weil ich sehr reich sein will.“

Taenia verstummte, obwohl sie von ihrer Ansicht nicht abging, Thalaläus hingegen, der die Worte seiner Gemahlin für unnötiges Gerede hielt, fuhr fort, immer neue Mittel und Wege zur Vermehrung seines Handels zu suchen: er vergrößerte seine Flotte so sehr, daß er bald an die dreißig Schiffe besaß, und riß in allen Hafenstädten den gesamten Handel mit Sandel, Kampfer und Muskatnuß an sich. Eine Zeit lang gingen seine Geschäfte gut, aber schließlich stieß ihm ein Ungemach zu; Thalaläus hatte einmal außer Kampfer und Sandel noch andere wertvolle Waren von fremden Kaufleuten übernommen, mit diesen seine Schiffe beladen und war in See gestochen. Die Fahrt ging anfangs wohl vonstatten, als aber die Schiffe des Thalaläus sich auf der Höhe von Cyrene befanden, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm, in dem neunundzwanzig von ihnen mit allen Waren und Seefahrern, die sich auf ihnen befanden, untergingen; es konnte sich nur das dreißigste Schiff, das von Thalaläus selber geführt wurde, mit dem Rest der Waren retten. Doch hatte das Schiff große Beschädigungen erlitten, so daß es unmöglich war weiterzufahren: seine Segel waren zerfetzt, das Takelwerk zerrissen, und somit mußte man sich entschließen, nach Ascalon zurückzukehren.

Die Heimfahrt war ebenfalls mühselig, allein schon näherte sich das Schiff Ascalon, und wäre sicherlich auch in den Hafen des Herodes eingelaufen, wenn es nicht unvermutet der grausamen Tücke der Bewohner einer unweit von Ascalon gelegenen Ansiedlung, die

hinter einem Wall von unsichtbaren Klippen dicht am Ufer des Meeres lag, zum Opfer gefallen wäre. Die Bewohner dieser Ufersiedlung hatten falsche Feuer angezündet, um das Schiff ins Verderben zu locken, und erzielten damit einen vollen Erfolg. Raum stieß das ohnehin beschädigte Schiff des Thalaläus an das erste Riff, da fiel es auch schon auseinander, die Piraten aber, die darauf nur gewartet hatten, waren sogleich in ihren leichten Rähnen zur Stelle und machten den schwimmenden und um Rettung flehenden Schiffslenten durch Ruderhiebe auf den Kopf schnell ein Ende. Nachdem die Seeräuber alle Leute erschlagen hatten, raubten sie die Reste der Waren und schleppten sie nach einer heftigen Schlägerei in ihre Räuberhöhlen fort.

Thalaläus hatte sich während des Gefechtes mutig verteidigt, war aber schließlich verwundet über Bord ins Meer gefallen und schwamm mit Aufbietung der letzten Kräfte auf einen der Rähne zu, den er in der Dunkelheit gewahrte. Im Rahn saß ein ungewöhnlich großer halbnackter Mann mit einem roten Kopftuch; Thalaläus hoffte, daß dieser ihm Hilfe und Rettung brächte, allein er täuschte sich. Der Mann war ebenfalls ein Räuber; in der einen Hand hielt er eine brennende Fackel, in der andern aber einen schweren Bootshaken. Als Thalaläus zu ihm herangeschwommen war, flehte er ihn an, ihm in Christi Namen zu helfen, allein den Bösewicht rührte diese Bitte nicht: er hielt dem Sinkenden die Fackel ins Gesicht, schwang den Bootshaken und ver-

setzte Thalaläus mit diesem einen Schlag aufs Haupt. Und hiermit endete für Thalaläus alles mit einem Mal — Müdigkeit wie Furcht und Sorgen und ebenso seine Bemühungen reicher zu werden als alle in Askalon, um mit seinem Überfluß andern Wohlthaten erweisen zu können und gut zu werden.

2

Obwohl Thalaläus einen tödlichen Hieb erhalten hatte, sank er doch nicht unter. Durch einen unerwarteten und erstaunlich glücklichen Zufall verfang sich sein Gewand am Haken eines schwimmenden zerbrochenen Steuers, das ihn mitschleppte. Die Wellen des Meeres spülten das Ruder und mit ihm den blutigen und kaum noch lebendigen Thalaläus an den Hafen des Herodes an, der deswegen diesen Namen trug, weil ihn König Herodes der Große in Askalon gebaut hatte. Lastträger, die im Hafen des Herodes auf den Schiffen ihrem Lagerwerk nachgingen, bemerkten den leblosen Menschen, der auf dem zerbrochenen Steuer schwamm, und zogen Thalaläus ans Ufer. Sie hoben ihn herunter, denn sie glaubten, es wäre ein Leichnam, und hofften, etwas Wertvolles zu finden, aber alsbald erkannten sie, daß es ihr Mitbürger Thalaläus, der Seefahrer, war, und staunten nicht wenig. Da sie jedoch Lebenszeichen an ihm wahrnahmen, begannen die Lastträger ihn zu schütteln und in der Luft zu schwingen, auf daß er wieder zu sich käme, und gleichzeitig sandten sie einen Knaben in sein Haus, damit dieser die Mutter Pup-

lia, die Gemahlin Laenia und die Kinder Virina und Vitus hole.

Mit seinem Gewande war Thalaläus so glücklich an das Steuer geheftet gewesen, daß sein Kopf die ganze Zeit oben geblieben war; darum war er nicht ertrunken und hatte nicht übermäßig viel Salzwasser schlucken müssen, so daß es schnell gelang, ihn ins Leben zurückzurufen.

Als die liebreizende Laenia, die alte Puplia und Virina und Vitus zum Hafen des Herodes geeilt kamen, schlug Thalaläus gerade die Augen auf; er erkannte sogleich seine Gattin wie auch seine minderjährigen Kinder und deren Großmutter Puplia und brach in bittere Tränen aus. Denn Thalaläus erfaßte sofort die Lage, in die er geraten war, und sprach also zu seiner Frau: „Oh, jetzt sehe ich, wie recht du hattest, vortreffliche Laenia! Warum nur habe ich deine Worte seinerzeit in den Wind geschlagen? warum nur wünschte ich so hartnäckig, große Reichtümer zu besitzen? Jetzt bin ich genugsam dafür bestraft, daß ich keine Sättigung kannte und immer nur trachtete, mehr als die andern zu besitzen. Seit heute sind wir Bettler, und ich werde nicht mehr imstande sein, den Menschen Wohlthaten zu erweisen, Wohlthaten, an die ich, die Wahrheit zu sagen, viel weniger dachte, als daran, durch meinen Reichtum mich über alle zu erheben, den Armen aber nur ein geringes Teilchen davon zu gönnen.“

Ganft entgegnete Laenia ihrem Gemahl: „Damals sprach ich zu dir, was mir die Gerechtigkeit des Her-

zens eingab, jetzt aber sage ich dir ein anderes: betrübe dich nicht, daß du die erworbenen Reichtümer verloren hast. Wir haben ja noch unsere Augen, mit denen wir sehen, und unsere Arme, mit denen wir arbeiten können: wir sind also in der Lage, mit der Arbeit unserer Hände für unsere Kinder Brot zu erwerben und ihnen ein schützendes Dach zu geben. Auf diese Weise leben viele Menschen auf der Welt.“

Thalaläus wurde wieder munterer, er ergriff Laenias Hand und sprach: „Du hast recht; die Taube, die in deiner Seele schwebt, wäre wohl stark genug, meine Schlange zu überwinden, wenn es sich nur um unsern Reichtum handeln würde, allein ich habe auch viel fremdes Gut verloren. Das wird man mir nicht verzeihen.“

„Sünden wir uns darein“, versetzte Laenia.

Man brachte Thalaläus in sein Haus, und er wäre dort ganz gewiß bald wieder völlig genesen; doch es war ihm nicht beschieden, den Frieden seines Hauses und die Fürsorge seiner Gattin zu genießen. Denn augenblicks erschienen bei ihm die Kaufleute, die ihm ihre Waren anvertraut hatten, und verlangten von ihm Ersatz.

Thalaläus entgegnete ihnen: „Ihr peiniget euch selber und mich vergebens: seht ihr denn nicht, daß ich völlig vernichtet bin und euch nicht bezahlen kann?“

Die Kaufleute erwiderten ihm, daß sie ihm nicht glaubten, sondern vielmehr den Verdacht hegten, daß er ihre Waren verkauft, das erlöste Geld aber irgend-

wo vergraben und sich selber nur zur Ablenkung des Verdachtes ins Meer gestürzt hätte.

„Ihr verdächtigt mich grundlos,“ entgegnete Thalaläus, „alle Waren sind zugrunde gegangen; glaubt mir, denn ich bin ein Christ und vermag nicht zu lügen!“

Allein die Kaufleute versetzten, daß auch sie jetzt, dem Beispiel ihres Kaisers folgend, Christen geworden seien, allein daß dieser Umstand keineswegs die Sachlage ändere, und sie darauf bestünden, von ihm zu erhalten, was er ihnen für ihre Waren schulde. „Andernfalls aber“, fügten sie hinzu, „werden wir unsere Sklaven rufen und alles, was sich hier befindet, auf dem Bazar zur Schau stellen und verkaufen lassen.“

Thalaläus erwiderte ihnen: „Verschachert es denn.“

Seine Gläubiger riefen alsbald ihre Sklaven herbei und befahlen ihnen, sogleich alles, was sich im Haus des Thalaläus befinde, aufzuladen und zum Bazar zu schaffen, die Familie aber verjagten sie aus dem geplünderten Hause und sperrten das Haus selber mit einem großen Schlosse zu; den Schlüssel zu diesem Schloß übergaben sie dem in Askalon männiglich bekannten Beitreiber rückständiger Zahlungen, Tiburtius, und beauftragten diesen, das Haus zu verkaufen und das erlöste Geld unter all die zu verteilen, deren Schuldner Thalaläus war.

Tiburtius, der Beitreiber, war ein entsetzenerregender Mensch: sein Gesicht war verwittert und übel und von der Farbe gekochter Erbsen, er war völlig kahl, seine Augen blickten schwarz unter schweren

Lidern hervor, sein Körper war weich und geschwollen und sein Gang wie das Schleichen eines Katers. Er verkaufte alsbald das Haus des Thalaläus an den reichen Schenkenbesitzer Epimachos, und dieser errichtete in den Räumen und dem Garten des Thalaläus unverzüglich eine Schenke, die eine heitere Freistätte für fremdländische Seefahrer werden sollte; das Geld aber, das Tiburtius aus dem Verkauf des Hauses erlöste, verteilte er unter die, deren Waren bei dem Schiffbruch untergegangen waren, im Verhältnis zu ihren Ansprüchen und nahm sich selber den vom Gesetz für das Beitreiben des Geldes festgelegten Anteil. Doch war das, was Tiburtius bei dem Verkauf des Hauses erlöste, viel zu gering und reichte nicht einmal aus, die Hälfte dessen zu ersetzen, was Thalaläus verloren hatte.

Da sprach der geschickte Beitreiber Tiburtius, der im Rufe stand, von den Schuldnern alles bis zum letzten Blutstropfen herauszupressen, da sprach er denn: „Was wollt ihr mir geben? Ich will mich nämlich bemühen, noch mehr zu erreichen. Es kann unmöglich so sein, wie Thalaläus uns beteuert. Meiner Ansicht nach sind nicht alle eure Waren im Meer untergegangen, sondern Thalaläus hat sie auf den Aegäischen Inseln Leuten verkauft, die genau so listig und verschlagen sind wie er, das erlöste Geld aber wohl verborgen. Das ist es, was wir ganz klar in Erfahrung bringen müssen, denn er wird das Geld gewißlich auf jenen fernen Inseln irgendwo unter einem Baum oder einem Stein, der nur ihm bekannt

ist, versteckt haben. Wenn ihr bereit seid, mir einen größeren Anteil zu gewähren, als das Gesetz ihn vorschreibt, so werde ich Thalaläus in den Kerker werfen lassen und mit Gefangenschaft plagen. Auf diese Weise“, schloß der Beitreiber Tiburtius seine Rede, „werde ich alles für euch und für mich selber gewinnen.“

Als die Kaufleute solche Worte von dem geschickten Manne vernahmen, wechselten sie miteinander Blicke und traten beiseite, um insgeheim zu beraten; sie sprachen: „Wozu noch nachdenken? Tiburtius schlägt uns in der That etwas Vernünftiges vor: wer kennt besser als er die Listen der Seefahrer, und wenn Thalaläus tatsächlich unsere Waren heimlich verkauft und das Geld verborgen hat, dann wird ihn Tiburtius im Kerker dafür schmachten lassen und schließlich von ihm alles erlangen, was er uns schuldet. Wichtig ist nur, daß Tiburtius ihn nicht auf unsere Kosten ins Gefängnis wirft, sondern selber für seinen Unterhalt sorgt.“

Und so gaben denn die Kaufleute ihren Freund, den Seefahrer Thalaläus, der Willkür des geschickten und grausamen Beitreibers preis. Tiburtius aber, der Beitreiber, begab sich nach Hause und entnahm dort einer großen eisenbeschlagenen Truhe einen Silbergürtel hohen Wertes, verbarg diesen unter seinem Gewande und ging mit ihm zum Stadthauptmann von Askalon, den er bat, Thalaläus in den unterirdischen Kerker des Herodes werfen zu lassen; zur Anerkennung dafür aber schenkte er ihm den geschmie-

defen Gürtel und versprach, fürderhin noch werthvollere Gabe darzubringen, wenn jener sogleich den Kerkerwärter Rabbula rufen lasse und diesem befehle, den Thälaläus so zu peinigen, wie er, der Beitreiber Liburtius, es verlangen würde.

Der Stadthauptmann nahm den Gürtel entgegen und erfüllte die Bitte des Liburtius: er schickte sogleich seine Schergen mit dem Befehl ab, den kranken Thälaläus zu greifen und in den Kerker des Herodes zu schaffen, der voller Ungeziefer war, und ihn dort dem Kerkerwärter Rabbula zu überantworten. Rabbula aber warf ihn alsbald auf einen Haufen faulen Schilfrohes mitten in die Schar der furchtbarsten Bösewichter und schloß ihn ein, ‚bis er alles bezahlt habe, was der Beitreiber Liburtius nach dem Gesetz von ihm verlangen könne‘.

3

Der Kerker des Herodes lag inmitten der Stadt Askalon auf dem Hauptbazarplatz. Er war in die Erde gegraben wie ein großer unterirdischer Keller; Säulen stützten die Gewölbe aus ewig feuchten Steinen, die mit Erde bedeckt waren, ganz wie eine Begräbnisstätte. Von außen war er schwer zu erkennen, da er wie ein gewöhnlicher Erdhügel aussah. Und oben auf diesem Hügel wurde täglich Handel getrieben. Dort wurden die Urteile vollzogen und Menschen mit Peitschen aus Ochsensehnen geschlagen; dort saßen mit ihren flachen Mulden und Bütten die Fischer von Askalon, die ihre lebenden Fische feilboten, und die

Händlerinnen, die Brot verkauften, Gemüse und das Gerät für den Fischfang. An den Abhängen des Hügels befanden sich zwei durch kräftige Eisengitter geschützte schmale Luftlöcher, durch die übrigens nur ein geringer Lichtschimmer in das Innere der Höhle zu dringen vermochte, nur ein spärliches bißchen Luft und zuweilen der ferne Lärm des Marktes.

In diesem Kerker von Askalon, der unter Herodes ausgegraben worden war, befand sich eine Menge verschiedenartigster Menschen, die alle furchtbar unter der Enge, unter Hunger und Durst und dem Mangel an Tageslicht und Luft litten. Die Sonne schien kaum auf eine Minute mit schrägem Strahl durch eines der engen Fenster, ihre Wärme aber vermochte überhaupt nicht durchzudringen; deswegen litten denn auch die Eingekerkerten unsäglich unter der feuchten Moderluft. In diesem allgemeinen Kerker lagen eng aneinander sowohl die Bösewichter, die schon Morde auf ihrem Gewissen hatten, als auch Diebe und Zahlungsunfähige. Diese alle waren der Freiheit ihrer Körperbewegung beraubt. Den einen hatte man die Beine in Holzringe gesteckt, die mit Pflöcken versichert waren, und so mußten denn diese ewig sitzen, andere aber trugen schwere Ketten, die bei jeder Bewegung der Arme oder Beine ein quälendes Rasseln verursachten; jene aber, die man bei Raub und Mord ergriffen hatte und denen nach dem Gebot ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘ die Hinrichtung drohte — jene waren mit dreifachen Ketten, die um Arme und Hals geschlungen waren, an die Wand geschmiedet.

Die Lagerstätten dieser furchtbaren Bösewichter befanden sich in der allerhintersten Abteilung, in engen und völlig dunkeln Löchern, die man in den Lehm gegraben hatte. Alle im Kerker des Herodes eingeschlossenen Menschen mußten dort, wo sie saßen, auch schlafen, sie aßen dort und tranken dort und verrichteten dort ihre Leibesnotdurft. Hier wurden sie von ihren Freunden und Verwandten und Frauen besucht. Die Gewohnheiten waren so roh und einfach, daß es nicht selten geschah, daß Frauen, nachdem sie ihre in dem Kerker des Herodes eingeschlossenen Männer besucht hatten, zuweilen aufs neue Mütter wurden . . . Ja, so war er beschaffen, der furchtbare Kerker des Herodes in Askalon, in den der Beitreiber Tiburtius den Thalaläus geworfen hatte, den Gemahl der Laenia, den Vater von Virina und Vitus.

Um die gleiche Zeit, da Thalaläus, der Schiffsherr, in diesen Kerker geworfen wurde, war einige Tage vorher in die gleiche Höhle und zudem in das allerschlimmste Loch ein Strandräuber, namens Anastas der Seelenverkäufer, gebracht und mit fünf Ketten um Arme, Beine und Hals angeschmiedet worden. Er war ein berühmter Räuber. Viele Menschen hatte er beraubt und umgebracht. Es waren an die vierzig Leute, die er, zu Wasser und zu Lande, erschlagen hatte. Schon lange richtete sich deshalb der Zorn der Bewohner von Askalon auf ihn und nun freuten sich alle, daß Anastas endlich gefangen war und seiner Hinrichtung entgegen sah.

Zum Gericht über Anastas wurde in Bälde aus

Damaskus ein hoher Würdenträger, namens Millius, erwartet, in dessen Gegenwart der böse Anastas angesichts aller Bewohner von Askalon durch das Schwert hingerichtet werden sollte.

Neben jener Höhle in der entferntesten Ecke des Kerkerloches, in welcher der Bösewicht Anastas angeschmiedet war, befand sich ein schmales Schlupfloch, das zu einer besonders niedrigen Lehmhöhle führte, die allgemein die ‚verseuchte‘ hieß. Sie wurde deswegen so genannt, weil in ihr vor Zeiten ein besessener und ausfäziger Mann geschmachtet hatte, der unablässig den Kaiser Herodes schmähte und aus diesem Grunde hier in der Gefangenschaft sterben mußte. Seit jener Zeit hatte niemand mehr das verseuchte Loch betreten, denn selbst der Kerkerwärter, der furchtlose Rabbula, scheute sich, den Lehm zu berühren, auf dem der Ausfäzige gefessen und an dem er sich geschabt hatte. Trotzdem hatte man die kleine Höhle nicht zugeschüttet, denn in ihr befand sich ja das andere Luftloch, das unumgänglich notwendig war, damit die Gefangenen nicht ersticken.

4

Im Kerker des Herodes zu Askalon wurden die Karren, von Almosen herrührenden Speisen nur jenen Gefangenen gereicht, die weder Verwandte noch Freunde hatten; den zahlungsunfähigen Schuldnern aber und jenen, die eine Verwandtschaft, und wenn es die allerärmste war, besaßen, gab der Gefangenwärter Rabbula keine Nahrung. Um diese Gefangenen hatten

sich entweder jene zu kümmern, um deretwillen sie im Kerker schmachteten, oder ihre nächsten Verwandten, die den Gefangenen hierher brachten, was in ihren Kräften stand. Somit hatte denn entweder Laenia den Schiffer Thalaläus zu versorgen, oder Tiburtius. Tiburtius aber sprach: „Thalaläus hat ein Weib; dieses ist jung und von Natur mit großer Schönheit begabt: mag es ihn füttern.“

Laenia war das einerseits willkommen, denn indem sie ihrem Gatten Speise brachte, konnte sie ihn sehen und mit ihm die Zeit bis zum Abend verbringen, andererseits freilich mußte sie ihm die Speise verschaffen, und dieses legte Laenia Sorgen auf, die für sie ungemein drückend waren.

Die ärmste Laenia mußte nicht nur Geld herbeschaffen, um sich und ihren Gatten zu ernähren, sondern es waren auch noch ihre zwei kleinen Kinder da, Virina und Vitus, und deren alte Großmutter Puplia, die um jene Zeit bereits hinfällig, unfähig zur Arbeit, und nur noch brauchbar war, die Enkelkinder zu beaufsichtigen. Laenia aber war als Tochter eines Priesters im Wohlstand aufgewachsen und verwöhnt worden — Sklavinnen hatten ihr das Haar gerichtet, sie am Abend in den Schlaf gesungen und morgens durch leichte Liebkosungen ihrer Fußsohlen aufgeweckt. Sie war ganz und gar nicht dazu erzogen worden, schwere Arbeiten zu verrichten. Sie war nur in den schönen Künsten unterwiesen worden, die niemand nötig hatte; trotzdem gab sie sich jetzt Mühe, mit ihnen ihr Brot zu verdienen. Da sie nichts besser

verstand, als auf der vielsaitigen Harfe zu spielen, und zudem die Gabe besaß, ungewöhnlich schnell zu dichten und mit liebenswürdiger Stimme die von ihr gedichteten Lieder zu singen, so ging sie in ihren früheren Weingarten, in dem sich jetzt im angenehmen Schatten der Bäume und des wuchernden Weines unter verzierten Zelten, die Epimachos hatte aufschlagen lassen, die fremden Seefahrer versammelten, die nach Askalon gekommen waren. Da der Besitzer der Zelte sah, daß Laenia schön war und sowohl durch ihr Äußeres als auch durch Spiel und Gesänge seinen Gästen gefallen konnte, gestattete er ihr gern, sich inmitten der zechenden Seefahrer niederzulassen, und stellte sogar einen Becher Weines vor sie hin, den sie freilich nicht einmal mit den Lippen berührte; denn groß war der Kummer, der an ihr zehrte, und sie konnte ihn nicht vergessen.

Zur Erheiterung der zechenden Seefahrer spielte Laenia alle Nächte hindurch auf ihrer Harfe und sang Lieder, die sie zu jeder Gelegenheit sofort zusammenstellte; es gab darunter Lieder, die sehr rührend waren und nicht selten die Herzen der Zuhörer bewegten und ihre rohen Sitten besänftigten. Die Schiffer, die Laenias Gesang hörten, waren befriedigt, daß sie eine so schöne Sängerin anschauen konnten, und gaben ihr Geld, mit dem sie auf den Markt ging und die besten Speisen für ihre Kinder, ihren Gatten und für dessen Mutter Puplia kaufte, während sie sich selber freilich mit abgestandenem billigem Fisch begnügte. Die beiden Frauen, Laenia

und Puplia, samt den Kindern Vitus und Virina, hausten jetzt in einem jämmerlichen Zeltbau, der aus Schilfrohr und schlammigem Brei bestand.

Der Beruf einer Harfenspielerin und Sängerin, den Laenia ergriffen hatte, um für den Unterhalt ihrer Familie aufkommen zu können, fiel ihr weder leicht noch war er ihr angenehm, denn sie empfand es sehr bitter, mit zerrissenem Herzen die müßigen und häufig betrunkenen Leute durch Spiel und Gesang erheitern zu müssen; allein da sie nichts anderes verstand, was ihr zu einem Verdienst verhelfen konnte, unterwarf sich Laenia ohne Murren dieser Nothwendigkeit und trug still ihr Los, ohne je den Kummer ihrem Gemahl zu offenbaren. Unter den Besuchern der Weinschenke gab es auch solche, die sich nicht mit Liedern begnügten, und die häufig Laenia darum angingen, für Geld ihre Liebkosungen zu verkaufen. Laenia kränkte dies nicht: sie begriff nur zu wohl, daß jetzt ein jeder sie für eine Person ansehen konnte, der man solche Vorschläge machen darf, und antwortete daher stets ruhig und bescheiden: „Furchtlose und gute Leute, ich verkaufe nur das, was ich euch darbiere: ich spiele auf der Harfe und singe die von mir verfaßten einfachen Lieder. Ich spiele und singe, weil ich nichts anderes zu tun verstehe und meine Kinder und meinen Mann ernähren muß. Hört denn mein Spiel an, und möge an euch und allen, die euch in eurer Heimat wert sind, jeglicher Kummer vorbeigehen.“

Die Schiffer schämten sich, wenn sie diese bescheidene Antwort vernahmen, und ließen davon ab, Laenia

mit ihren Zumutungen zu belästigen, Epimachos aber, der Besitzer der Zelte, war mit ihr unzufrieden und sagte: „Du bist eine sehr schöne, aber völlig unverständige Frau: oder sollten deiner Ansicht nach unsere Nächte nicht genugsam dunkel sein und meine Sykcomoren nicht genügend verschwiegen? Warum gehst du denn mit keinem von denen, die dich rufen, ein wenig ans Ufer? Auge in Auge mit ihm könntest du ihm dort etwas singen, süßer als das Lied vom Kummer, in deinem Gürtel aber würde alsbald großes Geld klimplern und nicht nur geringe Scheidemünze. Du bringst damit sowohl dich selber als auch mich um einen ordentlichen Gewinn.“

Taenia entgegnete, daß sie völlig genug erhalten habe, und verließ Epimachos, bemüht, diese widerwärtige Rede zu vergessen. Epimachos freilich verfolgte seine besonderen Absichten, — er wollte seinen Gästen zu Diensten sein und war daher mit Taenia sehr unzufrieden. Es war sein Wunsch, an ihrer Stelle in seinem Garten eine Sängerin zu haben, die den Wünschen seiner fröhlichen Gäste mehr Geneigtheit entgegenbrachte. Die Seefahrer, als Leute die überall herumkamen, erzählten ihm nämlich, was für bereitwilligen Sängerinnen sie in den Gärten von Alexandria und Damiette begegnet waren, und Epimachos theilte diese Erzählungen jedesmal vorwurfsvoll Taenia mit, sie aber wollte von nichts derartigem hören.

Taenia hatte ihre Zeit so eingetheilt: des Morgens wusch und flickte sie die alten Kleider und Wäschestücke, die ihren Kindern nach Austreibung aus dem

Hause verblieben waren, und versorgte die Großmutter, die alte und verwöhnte Puplia; darauf ging sie auf den Markt und kaufte außer einer Handvoll getrockneter Linsen noch Aal oder einen andern billigen Fisch und kochte das Erworbene mit Zwiebeln beim Gar- koch auf dem allgemeinen Herde, worauf sie die Speise um die Mittagszeit in den Kerker zu ihrem Manne brachte. Die Verwandten der Gefangenen wurden aus dem Kerker nicht verjagt, und so blieb Laenia denn bei Thalaläus bis zum Abend, solange bis der Gefängniswärter Rabbula mit der Nilpferdpeitsche in der Hand erschien, um, nachdem er alle Besucher hinaus- gejagt, die Thüren des Kerkers fest zu verschließen. Dann ging auch die liebenstwerte Laenia und begab sich zu den Zelten des Weingartens, der vormals ihr gehört hatte, und spielte dort auf der Harfe und sang bis zu der Stunde, da die aufgehende Sonne den Müßig- gängern die Sorgen und Notwendigkeiten des neu- anbrechenden Tages wieder in die Erinnerung zurückrief.

So vergingen mehrere Monate, und Thalaläus saß noch immer in seinem Kerker, die körperlichen Kräfte Laenias aber ließen nach, und ihre Schönheit begann zu schwinden. Dies rührte nicht nur vom Kummer her, sondern auch von der neuen Lebensweise, die weder ihrer Gesundheit noch ihrer keuschen Ge- sinnung entsprach; trotz alledem jedoch verharrte Lae- nia in ihrer Unbeugsamkeit und war immer noch viel zu schön, als daß man ihre Unbeugsamkeit ohne Ärger hinnahm; denn ihre Schönheit war von einer so beson- deren, anziehenden Art, daß sie immer wieder lüsterne

Wünsche aufstacheln mußte, Wünsche, die zuguterletzt die Tugend Laenias in eine schwere und große Versuchung brachten.

Denn ihre wegen gingen schließlich im Kerker des Herodes zu Askalon Dinge vor, die zwar nur kurz beschrieben werden sollen, aber wegen ihrer Entsetzlichkeit langer Erinnerung wert sind.

5

Bald nachdem Thalaläus in den Kerker des Herodes geworfen worden war, traf in Askalon der berühmte Hipparch Millius aus Damaskus ein, der über Anastas, den Bösewicht, Urteil sprechen sollte. Er war nicht nur gekommen, um Anastas zu verurteilen, sondern um gleichzeitig zu untersuchen, wie der Statthalter von Askalon, Dimas, das Gebiet verwalte; außerdem hatte er Almosen zu verteilen, die die Freigebigkeit der Kaiserin Theodora durch ihn nach Askalon schickte.

Als Millius das Gefängnis zu Askalon besuchte, blieb er vor der Vertiefung stehen, in welcher der grausame Räuber Anastas mit fünf Ketten angeschmiedet war, und als darauf der Gefängniswärter Rabbula mit seiner Fackel das Antlitz des Anastas beleuchtete, erstaunte Millius, da er das schreckliche Gesicht sah, — so scharf und hart war darin die erbarmungslose Wildheit des Räubers ausgeprägt. Millius konnte sich nicht enthalten und rief laut aus: „Oh, wie gemein und widerwärtig er aussieht! Ich schwöre, daß ich noch nie im Leben etwas Böserem und Widerlicherem begegnet bin als diesen geschlitzten

Augen und diesen struppigen und dicken Augenbrauen! Mir scheint, daß die Erde voller Ungeduld auf den Augenblick wartet, da dieses erbarmungslose Tier aufhören wird ihre Lust zu atmen und sie mit seinen Füßen zu treten. Im übrigen will ich Sorge tragen, daß dieses möglichst schnell geschieht.“

Als der Bösewicht Anastas diese Worte des Millius vernahm, fuhr er empor, schüttelte zornig seine Ketten und brüllte den Hipparchen an: „Ich bin dir widerwärtig, aber vielleicht bist du noch schlimmer als ich. Ist es an dir, du böse Seele, meiner zu spotten? Ich bedaure nur, daß ich dir nicht früher begegnet bin, und natürlich nicht hier, wo du frei bist, ich aber in festen Ketten angeschmiedet liege: denn es wäre mir wahrlich eine Lust zu untersuchen, was röther ist — dein Blut oder deine purpurne Loga. Jetzt aber, jetzt sei verflucht!“

Nachdem er dies mit ungebärdiger Stimme geschrien, schlug Anastas so gewaltsam mit seinen Ketten an die Mauer, daß alle übrigen Gefangenen angstvoll erschauerten und sich zusammendrängten, der Wärter Rabbula aber und die Krieger, die mit brennenden Fackeln den Würdenträger begleiteten, umringten diesen, damit der furchtbare Anblick des Anastas ihn nicht aufrege. Gleichzeitig jedoch fiel beim zitternden Licht der Fackeln der erregte Blick des ehrwürdigen Millius auf das Antlitz der liebenwertten Taenia, die in großer Angst um das Schicksal ihres Thala-läus bemüht war, ihn mit ihrem Leibe zu verbergen. Millius war ein Wollüstling, dem der reizvolle An-

blickt Laenias so unvermutet ins leidenschaftliche Herz drang, daß er stehen blieb und sich zu dem ihn begleitenden Jüngling, dem Schnellschreiber Eulogius, wandte und diesem leise zuflüsterte: „Öffne rasch den Mantelsack mit den Almosen. Hier sehe ich eine Christin, auf deren Antlitz ich deutlich die Zeichen der Unschuld gewahre. Vermutlich muß sie hier durch heidnische Bosheit grundlos leiden, ich aber will nunmehr ihr Los zum Ruhme der größten der Frauen, der Kaiserin Theodora, erleichtern.“

Der Jüngling Eulogius öffnete die Schnüre, die den ledernen Mantelsack zusammenhielten, in welchem Geld lag, von christlichem Mitleid zur Verteilung an die Gefangenen bestimmt. Millius dagegen wandte sich zu Laenia und redete sie an: „Nähere dich, schöne Christin, nimm hier eine Gabe und sage uns offen, weswegen du hier schmachtest? Ich bin davon überzeugt, daß man dich umsonst quält und daß der, der dich in dieses Gefängnis gebracht, selber der Freiheit nicht wert ist.“

„Du täuschest dich, ehrwürdiger Herr,“ versetzte Laenia, „ich bin keine Christin, sondern die Tochter des Priesters Polyphron und hänge noch immer dem alten Glauben an.“

Millius geriet in Verwirrung und erwiderte, er bedauere, von ihr gehört zu haben, daß sie noch Heidin sei.

„Denn jetzt“, fuhr er fort, „bin ich nicht mehr in der Lage, dir die Hilfe zu erweisen, die ich dir gern zuwenden wollte“, und gleichzeitig hielt er die Hand

Eulogius', des Schnellschreibers, zurück, der gerade den Mantelsack öffnen wollte, in welchem sich das Geld befand, das unter den neuen Christen verteilt werden sollte.

Als Laenia diese Worte des Millius vernahm, zeigte sie keinerlei Merkmale besonderer oder verstärkter Aufregung, sondern sprach ruhig: „Ist es denn Theodoras und deiner Barmherzigkeit nicht gleich, wem sie Hilfe spendet und wer ihrer bedarf?“

„Nein,“ entgegnete Millius, „wir müssen zuerst unsern Glaubensgenossen beistehen und danach erst den Andersgläubigen.“

„In dem Falle könntest du meinem Gatten und seinen Kindern helfen, denn diese sind eures Glaubens.“

Das erfreute den Millius.

„Wenn dein Mann und deine Kinder des Glaubens sind, dem gegenwärtig die vornehmsten Leute in Byzanz und Damaskus die höchste Ehrfurcht bezeugen, dann erlaubt mein Gewissen mir, dir Hilfe zukommen zu lassen. Tritt denn heran und nimm aus dem Mantelsack, darin sich die Almosen befinden, für jeden eine Münze.“

Laenia erwiderte: „Herr, es steht nicht mir zu, die Hand in den Beutel zu stecken, aber befehle, daß jener Jüngling mir gibt, was deine Freigebigkeit zu bestimmen geruht.“

Millius befahl dem Jüngling, ihr zehn Zechinen zu geben, und fragte darauf weiter: „Welch eine Übelthat vollbrachtest du, oder womit übertratest du das Gesetz?“

„Der gnädige Himmel hat mich bis zum heutigen Tage vor jeder Missethat bewahrt“, sagte Laenia.

„Vielleicht sprichst du nur so, weil dein heidnisches Gewissen es nicht besser weiß und es dir nur scheint, du habest nichts Verbrecherisches vollbracht?“

„Nein, ich habe in der That nie etwas Verbrecherisches getan.“

„Wenn dem so ist, warum hat man dich denn der Freiheit beraubt und hält dich hier in diesem stinkenden und furchtbaren Gefängnis?“

Laenia antwortete dem Würdenträger, daß sie keineswegs eine Gefangene sei, sondern in voller Freiheit hierher komme und von hier gehen könne, und daß sie sich in diesem stinkenden und furchtbaren Gefängnis nur aus Mitleid und Liebe zu ihrem Gatten aufhalte, der hier eingeschlossen sei und schwachen müsse, weil er den Kaufleuten, die ihm ihre Waren anvertraut, das Geld nicht zurückzahlen könne.

„Und wann hoffst du deinen Mann loskaufen zu können?“

„Ich hege keinerlei Hoffnung und tue nur, was ich tun kann: ich bringe ihm Speise und bemühe mich, ihn zu trösten und den Mut in ihm aufrecht zu erhalten.“

„Mir will scheinen, daß du viel mehr für ihn tun könntest als das.“

„Ach, dann wende mir doch die Gnade zu und unterweise mich, was ich tun könnte, um Thalaläus wieder zur Freiheit zu verhelfen; du wirst sehen, daß es mir keineswegs an Entschlossenheit und gutem

Willen gebracht: ich will alles erfüllen, was hierzu nötig ist.“

„Es ist nichts weiter nötig, als ein Entschluß deinerseits.“

„In dem Falle ist es bereits geschehen. Zögere nicht länger und sage mir möglichst schnell und deutlich, welches ein Opfer ich zum Heil meiner Familie zu bringen habe? Ist es mein Leben?“

„Nein.“

„Was ist es dann? Ich flehe dich an, peinige mich nicht und sage es mir unverzüglich.“

„Wie hoch ist die Summe, die dein Mann schuldet?“ fragte Millius, während seine Blicke die liebreizende Laenia umkosteten.

Laenia sagte ihm ohne Zaudern, wie hoch die Summe sei, die nach den Berechnungen des Tiburtius und der Kaufleute der Schiffsherr schulde. Es war eine sehr bedeutende Summe.

Millius war zwar ein ungemein wohlhabender Würdenträger, allein er war geizig, und dazu kam, daß die Höhe der Schuld des Thalaläus nicht einmal für seine großen Mittel geringfügig war, darum sprach er: „Dein Mann ist zu meinem Leidwesen sehr viel schuldig!“ Millius ging mit diesen Worten von Laenia weg und dem Ausgang zu, gleichzeitig aber näherte sich ihm von dort der Beitreiber der Schulden, Tiburtius, jener schlaue Alte, der darin so ungemein gewandt war, alle nur erdenklichen Schritte zu tun, um noch etwas von gefangenen Zahlungsunfähigen einzutreiben.

Als dieser nämlich gesehen hatte, daß Millius sich Laenia näherte, schoß ihm alsbald der Gedanke durch den Kopf, diesen Umstand auszunützen, und so raunte er denn dem Würdenträger zu: „Die Schuld des Mannes jener hübschen Frau, die noch soeben das Glück hatte, deiner Vornehmheit ein erhabenes Mitleid einzuflößen, ist zwar sehr groß, allein sie weiß ja nicht, daß es durchaus möglich ist, diese sehr große Schuld ungemein zu verringern. Ich bin der hiesige Beitreiber Tiburtius, mir sind alle Dinge in Ascalon bekannt, und ich weiß wohl, was man tun muß, damit alles den Gang nimmt, den du wünschest.“

Millius blieb stehen, Tiburtius aber fuhr fort ihm zuzuflüstern: „Glaube mir, daß meine Worte genau so wahr und zutreffend sind, wie dieses wahr ist, daß man in allen Städten, über die die gepriesene Theodora herrscht, mit welcher — du wirst es bemerkt haben — Laenia eine gewisse Ähnlichkeit hat, nicht leicht eine Frau findet, die schöner und liebreizender ist als Laenia.“

Statt nun durch die Worte, mit denen sich Tiburtius ihm genähert hatte, erzürnt zu sein, vergaß Millius seinen hohen Rang und seine Lage im Kerker in der Umgebung der Gefangenen; vielmehr fuhr er fort, sich von ferne an den schönen Körperlinien der Frau des Schiffsherrn zu weiden. Tiburtius aber bemerkte dieses und wurde infolgedessen nur noch dreister und flüsterte weiter: „Und sieh nur: es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß Theodora schön ist; denn alle sagen, daß in den Gebieten, die Byzanz untertan

sind, keine Frau gefunden wird, die man mit Theodora vergleichen kann . . . allein das sagt man nur so um des Sprechens willen . . . Tatsächlich aber ist es so, daß die Zeit keinen verschont: Theodora ist nicht mehr die, die sie als Schauspielerin war, — freilich ist sie jetzt unsere Kaiserin, und verleihe ihr der Allerhöchste viele Jahre, — aber . . . erinnere dich nur, wie verwelkt sie heuer schon ist, und schaue dann aufs neue die keusche Laenia an . . .“

„Wozu dieser Vergleich? Beide sind sehr schön.“

„Ja, beide sind sehr schön, aber jene ist auf dem Thron, sie trägt den Purpur und die unschätzbare Krone, ihre Schultern und ihr Hals werden täglich von den gesalbten Handflächen junger Sklavinnen geglättet, ägyptische Weiber aber hüllen ihre Brüste zur Nacht in einen weichen Teig wohlriechenden Brotes aus den Früchten der ägyptischen Palme, doch, um die Wahrheit zu sagen, auch das hilft ihr schon nicht mehr: der wohlriechende ägyptische Teig gibt ihren Brüsten nichts als eine gekünstelte Zartheit, allein ihre vormalige Straffheit kann er ihnen nicht wiedergeben . . . Nein, das ist vorbei . . . Doch sieh dagegen, wie die Brüste der Laenia sind, und dabei ist Laenia jetzt voller Kummer und leidet bittere Not, — sie trägt ein armseliges Hemd und befindet sich in einer Schar von Menschen, denen jede nur erdenkliche Unsauberkeit anhaftet, und dennoch, schau nur, wie ihre Schönheit strahlt . . . betrachte den majestätischen Blick, die weißen Zähne und zumal ihre Brüste, die keinen ägyptischen weichen Teig brauchen . . .“

„Bis zu welcher Summe läßt sich die Schuld ihres Mannes herabsetzen?“ unterbrach Millius, vor Ungeduld fiebernd, des Beitreibers Rede.

Liburtius ließ sogleich ein Drittel der Schuld nach, als er aber wahrnahm, daß Millius noch immer unentschlüssig war, sagte er einschmeichelnd: „Ich bemerke, daß das Schicksal dieser Unglücklichen dich sehr rührt, und will, um dir etwas Angenehmes zu erweisen und mich fürderhin deiner Dankbarkeit zu versichern, mir Mühe geben, die Kaufleute zu bestimmen, daß sie dir ihre Forderungen an Thalaläus nicht um zwei Drittel, sondern schon um ein Drittel dessen abtreten, was er ihnen in der That noch schuldet. Zaudere nicht länger und befehl, daß alles so geschehe, wie ich es dir vorschlug. Mag denn Laenia dir ihr Glück verdanken und Sorge tragen, wie sie dir ihre Dankbarkeit am besten erweist.“

Millius erwiderte ihm: „Gut denn, ich bin einverstanden, — ihre Dankbarkeit ist mir kostbar, allein Zwang auszuüben liegt mir ferne. Laß mich noch einige Worte mit dieser Laenia sprechen, deren Schönheit in der That nicht geringer ist als die jener Frau, die gegenwärtig mit Recht den byzantinischen Thron schmückt.“

Liburtius neigte sich zum Ohr des Millius und raunte: „Sie ist noch größer . . . Theodora kann sich nicht mehr mit dem vergleichen, was Laenia besitzt . . . und außerdem . . .“

„Was willst du sagen?“

„Theodora ist viel zu vielen gut bekannt.“

„Still . . . Du bist verwegen.“

„Fürchte nichts . . . Ich weiß was ich spreche, und wollte dir nur noch sagen, daß Taenia ihr Lager aufschlägt wo es sich trifft, im Zelt und auf Stroh, zusammengekauert und vor Kälte die Brüste mit den Händen bedeckend, während Theodora, die Arme von flaumweichen Decken zugedeckt, ruht; biete Taenia den gleichen Luxus, und du wirst sehen, wie ihr Körper sich alsbald wölben und welche Formen er annehmen wird! . . . Oh, du begreifst es selber, daß Taenias Schamhaftigkeit vieles geben kann, was Theodoras ganze Erfahrung und Liebeskunst nicht mehr zu erzielen vermag . . . Du bist bereits erglüht, ich sehe es, und wenn ich auch alt bin, ich kann dich nur zu gut verstehen.“

„Du hast recht, die Schönheit dieser Frau trübt mir den Verstand,“ sagte Millius, „und ist sie nicht zudem eine Heidin?“

„Ja, sie ist eine Heidin, sie ist die Tochter des Priesters Polyphron, der sich selbst getötet hat, weil er die neue Ordnung nicht mehr mit ansehen mochte.“

„Die Heidinnen haben doch volle Freiheit, über sich selber zu verfügen: sie kennen keine Einschränkungen!“

„Ja, das ist bei ihnen so hergebracht: sie geben sich dem Dionysos hin, und zum größeren Ruhme der Isis den Ausländern. Sie haben ihre besondere Ansicht hierüber.“

Millius wandte sich zum Schnellschreiber Eulogius und befahl diesem, Taenia alsbald herbeizurufen.

6

Als der Jüngling ihr die Botschaft brachte, daß sein Herr sie rufe, erhob sich Taenia sogleich und

begab sich zu Millius; dieser überreichte ihr mit freundlichem Lächeln eine Goldmünze und sprach: „Es blieb meinem Blick nicht verborgen, was du keinem bisher verbergen konntest, der dich ansah, — du bist unerträglich schön. Wisse denn, daß deine Schönheit mein Herz verwirrt hat und daß ich zu vielen Opfern bereit bin, um deine Liebkosungen zu erlangen. Willige ein — komm heute abend in mein Haus und bleibe in meinem Schlafgemach bis zum Morgen. Hierfür will ich dir geben, was du auch verlangst.“

Laenias Gesicht wurde von Purpur überglüht, doch antwortete sie ruhig: „Für dieses — will ich nichts.“

„Ich biete dir fünfhundert Goldstücke dafür.“

„Es wäre vergeblich, selbst wenn du mir tausend bötest.“

„Zwei!“

„Es ist zwecklos — denn ich werde nicht zu dir kommen.“

„So gebe ich dir fünf.“

„Und seien es zehn.“

„Zwanzigtausend!“

„Du beleidigst mich mit diesem Schachern; ich habe mich freilich seit der Zeit, da ich ins Unglück geraten bin, an ähnliche Kränkungen bereits gewöhnt. Vieles muß die Armut jenen Menschen verzeihen, die im Überfluß leben, meine Liebe aber ist nicht verkäuflich: ich liebe nur meinen Gatten!“

„Liebe ihn immerhin, allein du bist doch eine Heidin und sündigest nach der Meinung deines Glaubens

keineswegs, wenn du auf das eingehst, was ich dir vorschlage. Dein Gott Anubis wird dir deswegen nicht zürnen. Bring ihm insgeheim dieses Opfer für deinen Mann dar, der dadurch die Freiheit wiedererlangen wird.“

„Es ist richtig, was du sprichst,“ erwiderte Tænia, „ich bin die Tochter eines Priesters, und die Ehe mit meinem Gatten ist jetzt nicht mehr durch das Gesetz gebunden. Du hast recht, es steht in meinem Belieben, ihn zu verlassen und mit dem Herzen einen anderen zu erwählen, allein ich bin Thalaläus treu, weil ich ihn liebe, und ich, die ich mit ihm in Überfluß und Glück gelebt, sollte es wirklich fertig bringen, ihn jetzt im Kummer zu verlassen? Nein, das soll nicht geschehen, nimm auch dieses Goldstück zurück, das du mir gegeben hast, — ich habe heute Geld genug, um Brot und Fisch für uns alle zu kaufen.“

Der Hipparch staunte über die sanfte Antwort Tænias, die ihm dadurch nur noch mehr gefiel, und nur noch brünstiger entbrannte sein Verlangen.

„Behalte das Goldstück“, sagte er, „und nimm hier noch ein weiteres und sei versichert, daß du dich hierdurch zu nichts verpflichtest, aber sei nicht unvernünftig und denke lieber noch einmal nach. Wenn du einwilligst, zu mir zu kommen, so will ich den Preis noch erhöhen: ich will zu deinen Füßen den ganzen Mantelsack voller Almosen ausschütten, und dann kannst du für das Geld deinem Gatten die Freiheit zurückkaufen. Überlege das, bevor du mir eine Antwort gibst.“

„Du bist sehr freigebig“, versetzte Laenia, „und hast den Preis für meine Schönheit so sehr erhöht, daß er jetzt zum Preis der Freiheit meines Gatten geworden ist, und da ich, wie du richtig sagst, eine Heidin bin, brauche ich keinerlei weitere Bedenken zu haben, allein du vergaßest, daß unsere Frauen in den Tempel der Göttin Isis nur mit Einwilligung ihrer Gatten zu gehen pflegten, und daß es darum kein Betrug war; also geht auch das, wovon du mit mir sprichst, meinen Mann an, und mithin muß ich ihn erst fragen, ob er einwilligt, daß ich seine Freiheit um diesen Preis erkaufe. Wenn mein Mann darauf eingehen sollte, dann will ich . . . dann werde ich das tun, was zu tun man mich zwingt. Dies ist meine Antwort, wenn du aber wissen willst, was mein Gatte dazu sagt, so werde ich sogleich gehen und ihn fragen und darauf das tun, was er gebietet.“

Dieses letztere erschien zwar dem Millius völlig verrückt, der Beitreiber Liburtius aber, der unweit gestanden und das ganze Gespräch mitangehört hatte, beruhigte den Hipparchen und sagte ihm: „Laß sie jetzt, Millius, laß sie gewähren: die Männer sind verständiger als die Frauen. Diese pflegen häufig bei den unpassendsten Gelegenheiten hartnäckig zu sein, der Gatte dagegen wird Laenia sicherlich eine Antwort geben, auf die hin sie zu dir kommen und dir mit unverstörter Seele ihre Liebkosungen schenken wird. Du willst ja selber keinerlei Gewalt.“

Nachdem Liburtius den Millius aus dem Gefängnis begleitet, begab er sich zu dem gefesselten Thalaläus

und stellte ihm die Vorteile dar, die er aus dem Vorschlag des Hipparchen ziehen könnte.

7

Der in seinem Kerker schmachtende Thalaläus entgegnete dem Tiburtius nichts, sondern brach nur in bittere Tränen aus, Tags darauf aber umarmte er Laenia, nachdem sie endlich zu ihm gekommen, und dankte ihr mit Tränen für ihre Treue.

„Was denkst du darüber?“ fragte ihn Laenia.

„Und wenn es mir bestimmt wäre, noch unzählige Jahre in einem schlimmeren Kerker zuzubringen als in diesem, den Herodes gebaut hat, und wenn ich in ihm sterben müßte ohne jede Hoffnung, irgendwann einmal das Meer und die Sonne und die lieben Gesichter unserer Kinder wiederzusehen, auch dann noch würde ich die ewige Pein der Gefangenschaft einer Minute deiner Schande vorziehen. Du kannst freilich handeln, wie du es willst, ich aber sage dir, daß ich lieber hier mein Leben abschließen und in dieser Gruft sterben will, ehe ich zugebe, daß du zu meiner Rettung deine Reinheit hingibst, — in ihr beruht dein Zauber, in ihr meine Freude und meine Kraft!“

Als Laenia diese Worte ihres Gatten vernahm, war sie hochbeglückt, entsprachen sie doch ihren eigenen innersten Gefühlen.

„Ich danke dir,“ versetzte sie, „denn du hast jetzt meine Seele gestärkt, und so will ich dir auch enthüllen, was ich verschwieg, als ich mich deinem Willen unterwarf. Wisse denn: wenn du gesagt hättest, du

seiest einverstanden, so hättest du mir eine Beleidigung zugefügt, viel bitterer als es jene vermögen, die, da sie unser Unglück sehen, mich bestimmen wollen, mit meiner Schönheit Handel zu treiben. Diese Schmach hätte meine Seele nicht ertragen.“

„Was aber würdest du getan haben?“ fragte Thalaläus.

„Wenn du gewünscht hättest, daß ich mich auf das Ruhelager des Würdenträgers begeben, hätte ich deinen Willen ohne zu murren erfüllt und dich losgekauft, sobald ich sein Schlafgemach verlassen hätte; nie aber wäre ich wieder zu dir gekommen, sondern hätte mich ins Meer gestürzt.“

„Oh, dieses war auch mein Gedanke!“ fiel Thalaläus ein.

„Und nun danke ich dir, daß du mein Herz bewahrt und daß ich mit meinen Kindern, Virina und Vitus, weiterleben darf.“

Thalaläus und Taenia vergaßen ihren Kummer und waren so voll Freude, als wäre ein unendliches Glück über sie gekommen. Da aber die Gefangenen im Kerker zu Askalon auf ihrem Stroh sehr eng nebeneinander lagen und durch keinerlei Wände getrennt waren, so wurde dieses Gespräch, obwohl Thalaläus und Taenia sich bemühten, so leise als möglich zu sprechen, von ihren Nachbarn gehört, darunter auch von dem Bösewicht Anastas. Einige der Gefangenen lachten darüber, einer aber übermittelte die Worte der Ehegatten dem Beitreiber Tiburtius, der ihm dafür ein Geldstück gab, selber jedoch in gewaltigen

Zorn geriet, da er in dem Verlangen des Millius eine kostbare Gelegenheit gesehen hatte, die Schuld des Thalaläus einzutreiben, — und nun wurde bei dieser Wendung die Eintreibung zu einer hoffnungslosen Sache. Der erzürnte Beitreiber faßte insgeheim den festen Entschluß, Laenia ihrer Hartnäckigkeit wegen so empfindlich als möglich zu treffen, und wandte seit der Zeit alle erdenklichen Mittel an, um Thalaläus' Lage zu erschweren, denn er hoffte auf diese Weise Laenia zu zwingen, dem Wunsche des Hipparchen gefügig zu sein.

Der verärgerte Tiburtius begann damit, daß er Laenia auflauerte, als sie sich aus dem Kerker zu der Weinschenke begab; er näherte sich ihr leise und redete auf sie ein, sie möge doch nicht die Wünsche des reichen Würdenträgers in den Wind schlagen. „Was macht es dir!“ sprach er zu ihr, wobei er die dicken Lider niederschlug, so daß seine listigen Augen nicht zu sehen waren. „Du verharrst doch noch im alten Glauben und brauchst das keineswegs für eine Sünde zu halten.“

Laenia schüttelte nur den Kopf und erwiderte kein Wort.

Allein Tiburtius war schamlos und ließ nicht ab. Er folgte Laenia und erzählte ihr weiter, wie gewaltig Millius und wie bedeutend er sei, schließlich aber senkte er die Stimme, zwinkerte mit seinen dicken Augenlidern und flüsterte ihr ins Ohr, daß der Hipparch schon längst abgereist wäre und nur deshalb mit seiner Gerichtssitzung, in der er den Anastas verurteilen solle, zögere, um einen Vorwand zu haben, noch länger

in Askalon verweilen zu können; sein Ziel aber sei nur das eine — eine einzige kurze Minute zu erlangen, während der er Laenia besitzen dürfe, und hierfür würde er sie so freigebig belohnen, daß sie ihren Mann auf der Stelle loskaufen könne, er aber, der Hipparch Millius, würde gleich darauf den Anastas hinrichten lassen und nach Damaskus zurückkehren.

„Überlege doch selber, wie nutzlos dein Starrsinn ist! Das Ganze ist doch nur eine kurze Minute, und du wirst diesem Manne nie wieder begegnen. Was ist denn viel dabei? . . . bedenke doch, dein kleines Geheimnis wird nirgends bekannt werden, und glaube mir, auch du selber wirst es bald vergessen; denn wirst du etwa in den beseligenden Umarmungen deines geliebten Gatten lange daran denken können?! Oh, wie glücklich ist Thalaläus, daß du ihn liebst! Sei denn verständig, erbarme dich des Thalaläus und bring ihm dieses lächerliche Opfer eines Augenblicks. Ich aber nehme es auf mich, alles so geschickt einzurichten, daß du zu Millius hin wie auch zurück ganz unbemerkt gehen wirst: ich bin von ihm beauftragt, seine Nahrungsmittel zu beschaffen, und wie häufig geschieht es, daß ich Fischer in sein Haus schicke. Ich will dir einen Korb geben, in den ich eine Melone und einen bunten Regenpfeifer lege, du aber wirst als junger Fischer zu ihm gehen, wobei du deine schönen Beine entblößen sollst, und mit nackten Armen einen prächtigen rosigen Fisch an den Riemen in sein Haus tragen.“

Laenia aber stieß den Tiburtius weg und weigerte sich, so zu handeln, wie er sie zu überreden versuchte; da

wurde der Beitreiber Tiburtius zornig und schwur, er würde sie und ihre ganze Familie ins Verderben bringen. Laenia jedoch blieb unbeugsam und trug still ihren Kummer, wobei sie nach wie vor ihre Zeit theils mit den Kindern im Zelt, theils mit dem Gatten im Kerker und endlich mit Harfenspiel abends in den Lauben des Weingartens verbrachte.

Daß Thalaläus es abgelehnt hatte, seine Freiheit durch Laenias' Erniedrigung zu erkaufen, war ihr ein so großer Trost, daß sie auch den Tiburtius nicht fürchtete, sondern doppelte Tapferkeit in ihrem Innern empfand, was sich auch in ihrem Harfenspiel äußerte. Und wenn auch der Besitzer der nächtlichen Zelte genau so wie Tiburtius ihre Keuschheit keineswegs billigte, so hatten doch seine nächtlichen Gäste mehr Verständnis für den Kummer der armen Harfenspielerin, und immer häufiger fielen aus ihren Händen die Münzen zu Laenias Füßen nieder, diese aber sammelte sie in ihren Korb, in welchem, verdeckt von großen Blättern, ein trockner schwarzer Käse lag und Früchte für ihre Kinder.

Aber nicht nur Laenia war es, die des Nachts keinen Schlaf fand, — auch Tiburtius, den Beitreiber, floh der Schlaf, und er sann auf neue Mittel, Laenia zu verderben.

8

Es schien Tiburtius undenkbar, diesen Zufall, der ihm so gelegen kam, ungenützt verstreichen zu lassen; die Hindernisse aber, die Laenia ihm in den Weg legte, entfachten seine Begierde, sein Ziel zu erreichen, nur

noch mehr. Tiburtius brachte dem Millius köstliche Früchte und rosige Fische und ließ dabei durchblicken, er wäre bereit, Laenia gewaltsam zu ergreifen und sie, in ägyptische Seidentücher verhüllt, zu ihm zu bringen; allein Millius war ein Feinschmecker und wollte sie nicht gewaltsam besitzen: sein Wunsch war, daß die schüchterne Laenia selber zu seiner Thür käme und ihm ihren Arm auf die Schulter lege, ihm zuflüsternd: „Ich komme zu dir, Millius; die Stunde ist günstig und bis zur Morgenröthe will ich deinen Wünschen untertan sein.“

Tiburtius zog nur die dicken Augenlider empor und versetzte: „Meiner Ansicht nach ist das eine überflüssige Zartfönnigkeit, nichtsdestoweniger aber will ich mir Mühe geben: verschiebe die Hinrichtung des Anastas noch ein wenig, denn ich hoffe etwas zu vollbringen, dessen Folge sein soll, daß Laenia bald selber zu dir kommen und sprechen wird: die Stunde ist günstig.“

Um Laenias Unbeugsamkeit zu brechen und sie schneller dahin zu bringen, daß sie einwillige, den Wunsch des Millius zu erfüllen, erzählte der Beitreiber Tiburtius die Geschichte der Laenia allen Gläubigern des Thalaläus. Diese gerieten in großen Zorn darüber, daß Laenia eine Möglichkeit, mit ihnen quitt zu werden, so von sich weise, und gingen daher zu dem gefangenen Gatten und machten ihm Vorwürfe, indem sie zu ihm sprachen: „Du und dein Weib, ihr seid die ehtlosesten Menschen. Du hast uns ruiniert und gedachtest uns in die gleiche Lage zu bringen, in der du dich jetzt nach Recht und Billigkeit befindest, dein Weib aber beleidigt mit ihrem Starrsinn den Würden-

träger; statt daß du sie nun zur Vernunft bringst, verweigerst du im Gegenteil deine Mithilfe bei dieser unbedeutenden Sache, die ganz andere berühmte Leute, ungleich wertvoller als du, erduldet haben. Du bist nicht Abraham und bist auch nicht Isaak, von denen seit unendlichen Zeiten die Bücher künden, und dennoch haben auch diese und ihre Weiber sich den Umständen gefügt. Wende dich auf eine kurze Stunde zur Wand und verseufze sie wie ein armer Mann, und sogleich wird sich alles zum Besten kehren: wir alle werden glücklich sein, du aber wirst frei werden und aufß neue deine Freunde in deinem Hause sehen und mit deiner Frau und deinen Kindern am Ufer des Meeres im Schatten der Sykomore sitzen können, während auf deinem Tisch wieder duftende Melonen stehn, der schwarzköpfige Kampfhahn und rosige Fische. So gib denn schnell deine Einwilligung, auf daß deine törichte Laenia sich dem großen Manne füge.“

„Nein,“ entgegnete Thalaläus, „ich habe euch nicht vorsätzlich geschädigt und werde auch keineswegs glücklich sein können, wenn ich meine Freiheit durch die Schmach meiner keuschen Gattin wiedererlange. Ihr mögt mich weiter plagen, soviel ihr wollt.“

Die Kaufleute zürnten sehr über diese Antwort und schrieen: „Jetzt sehen wir noch klarer, daß du ein gemeiner Mensch bist und nur an dich selber denkst, und daß du dich nicht im mindesten um die andern kümmerst! Unter diesen Umständen erwarte auch für dich selber nicht die geringste Gnade von uns! Mag denn mit dir der Beitreiber Tiburtius so grausam ver-

fahren wie er will. Mögen alle die Seuchen auf dein Haupt kommen, die sich hier seit den Tagen des Herodes eingenistet haben.“

Thalaläus aber entgegnete: „Mag dies alles geschehen, mir wird die Jugend meiner Laenia stets theurer sein.“

Nachdem dieses sich zugetragen, bestach der verärgerte Tiburtius den Gefangenewart Rabbula, jede Zusammenkunft Laenias mit ihrem Manne zu verhindern; außerdem schrieb er einem seiner Bekannten, namens Sergius, der mit öffentlichen Frauen in Alexandria handelte, er möge schnellstens einige solcher Schönen nach Askalon schaffen, die auf der Harfe zu spielen verständen, schlüpfrige Lieder sängen und wollüstige Tänze wüßten, mit dem Suchen einer Wespe, die sich in der Kleidung verflogen hat.

Der Gefängniswärter Rabbula erfüllte alsbald, was Tiburtius von ihm verlangte, denn als Laenia wiederkam, um ihren Mann zu sehen, nahm er ihr die Speisen fort, um sie ihrem Mann zu bringen, wobei er freilich das bessere selber afaß, Laenia aber verjagte er von der Türe. Als sie sich darauf unweit vom Kerkeingang am Boden niederließ und in Tränen ausbrach, machte Rabbula ihr noch Vorwürfe und sprach zu ihr: „Selber bist du an allem schuld: warum ist dir dein Hochmut mehr wert als alles andere? Das bedeutet, daß du nur für dich selber Liebe empfindest.“

„Du sprichst nicht die Wahrheit,“ erwiderte Laenia.
„Wieso nicht die Wahrheit? Du hast doch die Mög-

lichkeit, einen Quell von Glück über viele hinströmen zu lassen, aber ihr Durst ist dir gleichgültig. Du bist mir so eine, du Tochter eines Priesters des Anubis. Mögen dich Schlamm und Schimmel bedecken wie einen Brunnen, der in seinem eigenen Schacht versiegt ist. Ich aber will sogleich hineingehen und Thalaläus' Ketten an Armen und Beinen verstärken und ihm mit dem Ochsenziemer den bloßen Leib bearbeiten.“

Taenias Lage war wahrhaft entsetzlich geworden, denn Rabbula ließ sie nicht mehr in den Kerker und legte in der That ihrem Gatten doppelt schwere Ketten an, außerdem aber schlug er ihn abends und morgens mit der Peitsche; doch selbst in dieser Lage blieben Thalaläus und Taenia immer noch unbeugsam. Oh, wieviel Kraft zum Ertragen dieses Elendes schöpften die beiden aus ihrer gegenseitigen Liebe! . . .

Unterdessen aber näherte sich auf seiner bunten Triteme der Frauenhändler Sergius aus Alexandria, den Tiburtius eingeladen hatte, und brachte dreißig schöne und verwegene Frauen nach Askalon, die erstaunlich ‚die Wespe zu suchen‘ verstanden und auch noch andere Verführungskünste kannten, die bisher dortzulande noch nicht bekannt waren. Ihre Neuheit und Ungezwungenheit mußten Taenia in den Schatten stellen und sie aus den Weingartenzelten verdrängen, wodurch wiederum ihr die Erwerbsmöglichkeit genommen wurde. Und außerdem — wer konnte es wissen —, vielleicht würde auch Millius an dem ‚Wespensuchen‘ Gefallen finden, so daß Taenia eines Tages bedauern würde, ihn abgewiesen zu haben.

Als Sergius aus Alexandria nebst seinen zugänglichen Mädchen in Askalon ans Ufer gestiegen war, sagte Liburtius zu dem Kerkerwärter Rabbula, er dürfe Laenia wieder zu ihrem Manne ins Gefängnis lassen, verteilte aber vorher an jenem Tage kleine Brote mit Schwarzkümmel und anderem aromatischen Gewürz an die Gefangenen im Kerker und sagte: „Das schickt euch der großmütige Millius, der Hipparch aus Damaskus. Er hätte gern euer Los noch mehr erleichtert und wäre sogar bereit, viele von euch loszukaufen, aber er ist krank, geplagt und kann nicht hierher kommen, um nach euch zu sehen.“

Die Angeketteten nahmen die frischen Laibe mit Schwarzkümmel und andern würzigen Zutaten und fragten: „Woran leidet denn Millius?“

Liburtius aber antwortete ihnen: „Seine Krankheit rührt von der Widerspenstigkeit der hier öfters erscheinenden Gattin des Thalaläus her, die eine übertrieben hohe Meinung von sich hat und die Seele des Würdenträgers nicht heilen will.“

Da schrieen die Gefangenen: „Möge denn der berühmte Millius in Ewigkeit leben und alles Unheil auf die widerspenstige Laenia herabkommen, die Frau jenes hochmütigen Thalaläus, der so viele geschädigt hat.“

Da begannen alle Laenia so sehr zu hassen, daß sie den ganzen Tag über dem Thalaläus die Ohren vollgellten; zu den Kerkergefangenen gesellten sich dann noch

jene, die zu Besuch kamen, und so verbreitete sich rasch die Unzufriedenheit mit Taenia durch ganz Askalon. Besonders wurden Thalaläus und Taenia von jenen verwünscht, die durch den Untergang seiner Schiffe geschädigt waren. Tags darauf kamen alle diese Kaufleute und Wagenbauer und Teppichwirker in hellen Haufen zu Thalaläus ins Gefängnis und sprachen zu ihm: „Hör uns an, Thalaläus! sei nicht unvernünftig, sondern willige in das, wonach der von Leidenschaft gepeinigte Millius so sehr verlangt.“

Diese unerträglichen Bestürmungen quälten Thalaläus noch mehr als der Kummer, der ihn bedrückt hatte, als der Gefängniswärter Rabbula Taenia nicht zu ihm gelassen hatte. Denn obwohl Taenia jetzt freien Zugang zu ihrem Manne hatte, rief doch ein jeder ihrer Besuche solch ein Geschrei und so viele Vorwürfe in allen Winkeln des stinkenden Loches nach, daß Thalaläus und Taenia es nicht ertragen konnten und vereinbarten, einander hier nicht mehr zu sehen.

Als der Beitreiber Tiburtius dies erfahren hatte, fand er bald einen neuen Angriffspunkt: er ging zu dem Weibe Puplia, der Mutter des Thalaläus, und sprach zu ihr: „Du bist doch eine alte und erfahrene Frau und hast natürlich nicht vergessen, wie man in Askalon gelebt hat, als du noch jung warst.“

„Versteht sich, das weiß ich noch,“ sagte Puplia.

„Die Frauen sahen damals nur den Betrug als ehrlos an; war aber kein Betrug damit verbunden, brachten sie sich Anubis dar, obwohl sie wußten, daß statt des Gottes ein Sterblicher sie in seinen Armen

hielt. Ich meine, der Priester Polyphron, Taenias Vater, dürfte nicht selten Mysterien dieser Art vollzogen haben.“

„Ja, ich glaube wohl, daß Polyphron uns so mitgespielt hat. Wir erkannten im Dunkel zwar, daß nicht der Gott uns liebte, sondern ein sehr leidenschaftlicher Sterblicher, schämten uns aber davon zu sprechen und schwiegen, während Polyphron es immer weiter trieb und viele zu dem brachte, was ihm nützlich erschien.“

„Nun also, du siehst! Und trotzdem seid ihr ehrliche und gute Frauen geblieben?“

„Was sollten wir tun? Wir leisteten dem, was nicht zu ändern war, keinen Widerstand, und so fügte sich schließlich alles stillschweigend.“

„Das ist es, was not tut! Ich freue mich, so verständige Worte von dir zu hören! Ich wußte doch, daß du bei deiner reichen Lebenserfahrung selbstverständlich auch einen gesunden Verstand hast. Nun überlege doch einmal, wohin das führen soll: dein Sohn Thalaläus schmachtet im stinkenden Kerker, in dem er langsam verfault, während es von seiner Frau abhängt, ob er die Freiheit wiedergewinnt und ihr alle euren Besitz zurückerhält oder nicht.“

„Ist das möglich? Deine Worte lassen mein altes Herz erstarren und meine Tränen hervorbrechen. Sag mir denn: was muß geschehen?“

Liburtius erzählte ihr von den Wünschen des Millius und von Taenias Starrsinn: die alte Puplia schlug die Hände zusammen und begann bitter zu weinen und

zu murren. „Warum nur! . . . warum ist das nicht schon längst heimlich geschehen?“

Da fuhr Tiburtius fort: „Ich war davon überzeugt, daß du diese Worte sprechen würdest! An Laenias Stelle hätte jede gescheite Frau längst so gehandelt und in einem solchen Falle ihren Stolz nicht höher gestellt als das Glück der Familie. Einer guten und klugen Frau muß es doch lieber sein, selber ein wenig zu weinen, als die weinen zu sehen, die sie liebt. Ist es nicht wahr?“

„Es ist wahr,“ bestätigte Puplia.

„So steh mir denn bei, dieses Werk der Vernunft zu vollbringen. Du bist doch die Mutter des Thalaläus, die Großmutter deiner Enkel Virina und Vitus, dieser kleinen und elenden Kinder . . . Überlege, was ihrer in Zukunft harrt! Thalaläus wird verschmachten und die ekeln Würmer des Gefängnisses werden ihn auffressen, seine Kinder aber werden ohne Lehre aufwachsen, du selber wirst heimatlos sterben, der schlanke Leib deiner hochmütigen Laenia jedoch wird sich einst beugen, ihr Gesicht wird welken, und niemand wird sie mehr ansehen mögen . . . Dann wird sie ihren jetzigen Eigensinn bereuen und ihren Hochmut verfluchen. Ja, es könnte sogar soweit kommen, daß sie selber einmal vor dem Zelt die vorübergehenden Unbekannten mit den Ellbogen streift und mit geschminkten Augen anblickt, daß sie ihnen die Arme schmeichelnd um den Hals schlingt; aber alles wird vergebens sein. Um keinen Silberling wird sie dann das verkaufen können, was heute der gütige Würdenträger mit Gold

aufwiegen will. Oh, habe wenigstens du ein Einsehen mit deinen Angehörigen und mit den Fremden, weise Puplia, und veranlasse Laenia schnell, die enteilende Stunde zu nützen, solange noch das junge Blut Millius zu Thorheiten treibt. Jetzt unterwirft er sich noch sklavisch den Launen seines Herzens und ist zu allem bereit, nur um nicht nach Damaskus fahren zu müssen, ohne zuvor Laenias sanfte Liebkosung empfangen zu haben; allein es kann kommen, daß diese Blut erlischt. Einen solchen Glücksfall wird es dann nie wieder mehr geben, und wenn er erst einmal unwiederbringlich verloren ist, wird dann nicht dir und uns allen der verdammte Hochmut deiner Schwiegertochter immer verhaßt sein?“

Puplia schwieg, ihre erloschenen Augen starrten in die Weite, reichliche Tränen strömten über ihre von der Sonnenglut verbrannten Wangen, Tiburtius aber ergriff schmeichelnd ihre Hände und schloß mit den Worten: „Deine Tränen, Greisin, rühren mich, allein sie trösten mich auch: ich sehe, daß du das Glück der andern nicht als etwas Nichtiges betrachtest wie Laenia, sondern gewißlich Laenias Gedanken so lenken wirst, daß sie ihren Stolz nicht mehr als ein größeres Gut ansieht als das Glück der andern.“

Da seufzte die Großmutter Puplia und erwiderte: „Furchtbar spitz und äßend sind deine Worte, oh Tiburtius; es fällt mir schwer, sie anzuhören, allein du hast es erraten: ich bin mit dir einverstanden und werde Laenia zu überreden versuchen, ihre Unerbittlichkeit nicht länger für eine Tugend zu halten, denn unsere Leiden sind allzu unerträglich.“

Liburtius, der Beitreiber, lobte Puplia dafür und entfernte sich, zufrieden mit seinem ersten Erfolge; er begab sich in die Weingärten, in denen jetzt kleine Seidenzelte für die schlanken und hübschen Mädchen aufgeschlagen waren, die Sergius aus Alexandria herbeigeschafft hatte. Die älteren Männer Askalons hatten sich versammelt, diese Schönen anzuschauen, sie unterhielten sich über ihre Reize und tranken Wein, in dem Nelkenköpfe schwammen; Puplia aber nahm, kaum daß Laenia heimgekommen war, das anmutige Haupt ihrer Schwiegertochter auf ihren Schoß und löste ihr die feingeflochtenen Haare, wobei sie sie flehentlich bat, sich doch des Elendes ihrer Familie zu erbarmen.

„Was willst du denn?“ fragte Laenia.

Da beugte sich Puplia zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Begib dich zum Würdenträger!“

10

Als Laenia diese Worte von der Mutter ihres Gatten vernahm, erschrak sie und entgegnete ihr: „Bist du es, oh Puplia, von der ich dieses vernehme? Du bist doch Thalaläus' Mutter und solltest meine Standhaftigkeit unterstützen, mit der ich meinem Gatten treu bin, statt dessen aber legst du selber den Dolch in meine Hände und sendest mich fort, die weibliche Scham und die Tugend der Gattin in mir zu töten. Wenn es so ist, so darf ich nicht mehr auf dich hören.“

Puplia aber erwiderte: „Beharrlichkeit und Treue sind gut, doch allzu unerträglich ist unser Jammer geworden. Wenn du noch im früheren Überfluß lebst,

hättest du solche Worte nie von mir gehört, jetzt aber, da wir alle im Elend sind und du allein uns retten kannst, jetzt spreche ich zu dir: rette uns, oh Laenia! . . . Oh, Laenia, Laenia! rette uns durch deine Schönheit!“ Die alte Puplia fiel bei diesen Worten vor ihr auf die Kniee und bedeckte ihre Beine mit ihren grauen Haaren.

„Ich liebe meinen Gatten, und meine Treue zu ihm steht für mich höher als jedes Glück, das ich um diesen Preis erkaufen soll.“

„Sage ich dir denn, du sollst ihn nicht lieben? . . . Aber um dieser Kinder willen, die das Los der Verachteten und Bettler erwartet, müßte es dir, wenn sie dir teuer sind, nicht schwer fallen, dich selber zum Opfer darzubringen!“

„Nicht schwer . . . Oh Götter! Muß ich wirklich solches hören?“

„Nicht schwer — das sagte ich dir aus dem Grunde, weil ich und andere, die ich kannte, ebenfalls liebten und ebenso schamhaft waren und doch alles das in uns erstickten, wenn es zum Ruhm des Dionysos und der Göttin Isis notwendig war.“ Puplia dämpfte ihre Stimme noch mehr und fuhr raunend fort: „Die Priester im Tempel der Isis kannten ein wundervolles Getränk. . . . Es ist völlig unschädlich . . . nachher nur . . . einen Tag oder zwei tut der Kopf ein wenig weh. Ganz wenig . . . Ich sah selber, wie es aus kleinen blauen Pilzen bereitet wurde . . . Dieses Getränk nimmt einem das Gedächtnis . . . Außerdem hat es noch eine wunderbare Eigenschaft . . . Wenn man es getrunken hat, so ist einem, als empfinde man die Umarmungen und

Liebköslungen dessen, für den das Herz in Liebe erglüht ist . . . Ich weiß wohl, wo man diese kleinen Pilze findet, und habe sie sogar schon, sie liegen hier in einem Geschirr . . . Ich habe bereits ihren Saft gepreßt, der die Erinnerung umnebelt . . . Und in seinem Nebel wirst du süß träumen bis zur Frühe des folgenden Morgens, dann aber werde ich mit dem ersten Lichte selber zur Tür des Millius kommen, dich zu holen; du wirst mir das Gold geben, damit ich laufe, Thalaläus aus der Gefangenschaft freizukaufen, indessen du zum Meere gehst, um ganz und gar in seinen Wellen unterzutauchen. Erfrischt nach Hause zurückgekehrt, wirst du deinem Gatten begegnen und die Liebesträume der vergangenen Nacht werden dann für euch Wirklichkeit werden.“

„Was sprichst du da? was sprichst du?“ rief Laenia.
„Ist es wirklich dein Ernst, daß man das darf?“

„Man darf es zweifellos,“ versetzte Puplia nickend. Sie führte noch einmal alles an, was sie von den Gebräuchen beim Isisdienst wußte, und schloß mit dem Trost, daß der Saft des Pilzes, der die Erinnerung nimmt, sie vor allem bewahre, was die bisherige Aufrichtigkeit ihrer Gefühle für den befreiten Gatten vielleicht trüben könnte.

Laenia wußte nicht mehr, was sie entgegenen sollte: ihre Hände verkrampften sich in ihrem Haar, vor Scham verhüllte sie ihr glühendes Antlitz mit ihnen und schluchzte unter Tränen: „Oh, ich Unglückliche! Wozu bringen mich die Ratschläge der Menschen! Ich bin schon fast zu schwach, zu erkennen, wie ich handeln

soll, und nur meine Scham und meine Liebe sagen mir, daß ich deine Lehre nicht befolgen darf.“

„Der Trank, der das Gedächtnis aufhebt, wird auch deine Scham beseitigen.“

„Ja, gib ihn mir, gib ihn mir schnell, diesen Saft, damit ich vergessen kann, was ich von euch hören muß. Meine Sinne verwirren sich: ich werde zugrunde gehen, weil ich bald nicht mehr erkenne, wo der wirkliche Pfad meiner Pflicht liegt.“

„Wenn du dich selber mehr liebst als die andern, so bleibe dir treu, wenn du aber Thalaläus und die Kinder liebst, dann opfere ihnen deinen Hochmut und koste von dem Pilz, der die Erinnerung löscht.“

„Ich liebe Thalaläus und will nur darum mich rein erhalten; du aber liebst ihn gleichfalls und verlangst dennoch von mir, zu einem fremden Mann zu gehen und unter dem Einfluß des Trankes bei ihm zu bleiben. Wie ist das möglich, daß die Liebe sowohl das Eine wie auch das Andere bewirken kann! Welche Liebe ist dann die aufrichtigere, welche die größere? . . . Ich werde noch verrückt werden! Oh, ihr alten oder ihr neuen Götter, erleuchtet meinen Verstand!“

„Ein jeder wird dir sagen,“ entgegnete Puplia, „daß jene Liebe größer ist, die nicht an sich selber denkt. Die Mutter liebt mehr als das Weib!“

„Mehr! . . . Oh nein! Nein! nie!“ rief Taenia, ihre Haare um den Hals schlingend, erhob sich, nahm ihre Harfe und eilte zu den Weingartenzelten, wo sie von den Schiffen noch etwas für ihren Gesang zu erhalten hoffte. Allein dort erwartete sie ein neuer

Schlag, denn die Töchter Ägyptens machten jetzt den trauervollen Gesang Laenias überflüssig.

Bald, nachdem Laenia das Zelt verlassen hatte, kam Liburtius zu Puplia und fragte sie aus, ob es ihr gelungen sei, Laenia zu überreden? Puplia gab ihm das ganze Gespräch wieder bis zu den letzten Worten: „Nein, nie!“, allein Liburtius störte das wenig, und er erwiderte ihr lächelnd: „Ach, werteste Puplia, du hast wohl vergessen, daß alle verliebten Leute töricht sind; gib nur nicht nach und beharre auf deinem Willen. Steter Tropfen höhlt den Stein, schon im Altertum hat ein Weiser das vor den Menschen bewiesen. Er geriet in einen Streit mit einem Mann, der dumm und eigensinnig war und auch ‚nie‘ sagte. ‚Nie‘ — ist ein dummes Wort, und so entgegnete der Weise: ‚Nie soll man nie sagen.‘ Fahre denn ruhig fort, und du wirst siegen.“

„Ich habe wenig Hoffnung,“ antwortete Puplia. „Laenia ist allzu rein, wie ein Bleichstein so rein.“

„Ein Bleichstein! Was tut's, auch der Bleichstein wird dunkel, wenn man leise, aber lange auf ihn klopft und immer auf die gleiche Stelle. Sie hört dich bereits an, das ist vortrefflich: wenn nur erst einmal das Weiße ein wenig angedunkelt ist, dann wird es nach und nach blau werden und gelb und schwarz. ‚Nie soll man nie sagen.‘ Notwendig ist nur das eine,“ fügte er hinzu, dicht über das Ohr der Alten gebeugt, „Eile tut not, damit es Millius nicht verdrießt, noch länger warten zu müssen, und er aus Ärger das Urteil über Anastas spricht und nach Da-

maskus zurückkehrt, noch ehe Laenia ihm gesagt hat: „die Stunde ist günstig.“

Puplia gab Tiburtius das Versprechen, Laenia gegenüber beharrlich zu sein, und leistete sogar einen Schwur auf ihr eignes Leben und das Leben ihrer Enkelkinder Virina und Vitus. Als Tiburtius dieses erreicht hatte, begab er sich heiter zu den Zelten des Epimachos, allwo in der abendlichen Kühle die von Sergius hergeschafften ägyptischen Mädchen sich in verführerischer Gestalt zeigen sollten. Für alle Fälle hatte sich Tiburtius viele glänzende Goldstücke in den Gürtel gesteckt und trug dort auch einen kleinen Beutel mit aromatischen Nelkenköpfen, die bekanntlich das Blut in Wallung bringen.

II

Völlig zerquält von ihrem Gespräch mit der Schwiegermutter schritt Laenia die bekannten Pfade zu den Zelten im Weingarten des Epimachos. Sie ging gebückt unter der Last ihrer Harfe und stolperte zuweilen, denn sie konnte vor Tränen kaum den Weg erkennen. Bitter litt Laenia und dachte bei sich: „Wie werde ich wohl jetzt nach so viel Aufregung und Kummer singen können? Welche Worte vermag ich jetzt zu reimen; und wird sich wohl in meiner Brust noch eine Stimme finden?“ Allein kaum hatte sie den Weingarten betreten, da erkannte sie sogleich, daß hier kein Platz mehr für sie war. Der Garten war voller Menschen, nicht nur die Seefahrer hatten sich hier versammelt, sondern auch prächtig gekleidete Jünglinge und bejahrte Leute,

die zu den Vornehmsten in Askalon gehörten. Die einen zeigten sich öffentlich, die andern aber lagen in Büschen versteckt und verschlangen mit ihren Blicken ein nubisches Mädchen, das aufrecht dastand, umringt von ihr ähnlichen Gefährtinnen, die wie eine Blumen- girlande im Kreise lagen. Sie waren alle hübsch, — ihre Augenbrauen waren schmal und zu einem feinen Halbkreis erweitert, ihre Lider künstlich geschwärzt, die Brüste trugen sie offen, an ihren Halsen bewegten sich mit leisem Rasseln trockne braune Kerne, Handflächen und Fußsohlen hatten sie mit roter Farbe geschminkt . . . Es war, als ob ein Lavaström von ihnen ausginge und sogar der Erdboden unter ihnen brenne . . . In dieser Gesellschaft war keine Poesie der Worte, war keine sehnsüchtige Harfe mehr vonnöten — auch ohne Harfenspiel waren alle von dem hingerissen, was die im Kreise sitzenden Ägypterinnen taten: sie sangen leise, wobei sie das Summen eines fliegenden Insektes nachahmten; Sergius, der Herr der Tänzerinnen, aber begleitete sie ebenso leise auf einem Instrument, das nur eine Saite hatte; die Tänzerin, die in der Mitte des Kreises ihrer Freundinnen stand, zuckte hin und her, unruhig bald von dieser, bald von jener Seite ihres Körpers eine Wespe verscheuchend, die sich ihr scheinbar näherte . . . Das Summen verstärkte sich, alles fühlte, wie ärgerlich die zudringliche Wespe immer nähere Kreise zog und sich schließlich in den leichten Gewändern der Darstellerin verfang . . . Sie fuhr empor, ihre Miene drückte Schrecken aus, ein Schaudern ging über ihren ganzen Körper, und ihre Unruhe theilte sich sogleich den andern

Mädchen mit, — diese erhoben sich und bewegten die Arme, wobei sie kleine Kastagnetten ertönen ließen, die wie klappernde Knöchel klangen . . . Die Wespe schlüpfte aus einem Kleidungsstück ins andere, während die Frauen, den ganzen Körper aus Angst vor dem Stich der Wespe wild wiegend, von einem einzigen Schauer ergriffen schienen; ihre farbigen Fußsohlen und Zehen wirbelten wie ein Kreisel, zu einer flammenden Lohe verschmelzend; und während sie so tanzten, rissen sie hastig ein Kleidungsstück nach dem andern ab, bis sie zuletzt vor aller Augen völlig nackt dastanden . . . In diesem Augenblick ertönte aus einem Busch oder von einem Boot am Ufer des Meeres der dünne Ton der Schalmel eines Bootsmannes, worauf sofort und mit einem Male die Feuer erloschen, die Schamhaftigkeit erstickt wurde und der aus Ägypten herübergewehte Schatten alles umnebelte . . .

In diesem Halbdunkel trat Sergius zu Laenia, packte sie roh an der Schulter, versetzte ihr einen Stoß in den Rücken und sagte: „Fort von hier!“ Er entriß ihr die vielsaitige Harfe und schmetterte sie an einen Sykomorenstumpf, daß sie zerschellte.

Nun war Laenia alles genommen, womit sie ihren eingekerkerten Gatten, aber auch Virina und Vitus und deren Großmutter Puplia bisher ernährt hatte. So brach denn für diese alle der Tag an, den sie vom Morgen bis zur Nacht ohne jegliche Nahrung verbringen mußten.

An diesem Tage kam Laenia mit leeren Händen in den Kerker. In tiefer Schwermut saßen die Gatten,

einander umarmt haltend; aber ihre Bedrängnisse waren noch nicht zu Ende. Vergebens schloß Taenia die Ohren, um nicht die Vorwürfe zu hören, die ihr die rohen Gefangenen von allen Seiten zuschrieten, weil sie zu Tiburtius hielten, der ihnen die Brote mit dem schwarzen Kümmeel gegeben hatte.

Taenia brauchte Thalaläus nicht einmal zu erzählen, wie sehr sich ihre Lage verschlimmert hatte: er begriff es gleich und sagte zu seinem Weibe: „Ich fühle genügend Kraft in mir, den Hungertod zu erdulden, du aber sollst volle Freiheit haben: ich wage nicht, dir Vorschriften zu machen oder von meinen unglücklichen Kindern, Virina und Vitus, zu sprechen. Mache diesen letzten Versuch: sende sie aus, daß sie um Almosen bitten; Vitus und Virina sind anmutig, meine Mutter Puplia aber ist so alt, daß sie schon fast nach dem Grabe riecht; wenn sie sich zu dritt auf den Rand des Weges nach Gaza oder Asdod setzen und ihre Hände ausstrecken, so wird man sich ihrer gewiß erbarmen und ihnen Körner oder wenigstens einen toten Fisch zuwerfen.“

„Es ist zwecklos, daran zu denken,“ erwiderte Taenia. „Dies alles ist bereits versucht worden: ich schickte sie aus, aber niemand wollte ihnen heute etwas geben, alle fürchten den Hipparchen und spotten ihm zuliebe über die Kinder, ja, man sagte sogar zu Virina: ‚Fluche deiner Mutter, warum hat sie kein Erbarmen mit euch!‘ Auch deine Mutter Puplia, die schon fast nach dem Grabe riecht, verflucht mich seit dem Augenblick, da ich mit einem leeren Korb ohne Brot zurückkehrte;

sie wollte mich überreden, mich dem Würdenträger zu verkaufen.“

Bei dieser Enthüllung zerriß Thalaläus die Lumpen, die er trug, und sprach: „Ich will nichts weiter hören! Quäle mich nicht länger, sondern tue, was du kannst. Da kommt bereits der Kerkerwärter Rabbula. Das Gefängnis wird gleich geschlossen werden.“

Taenia erhob sich und schauderte zusammen, denn in dem gleichen Augenblick rasselten dort, wo im Dunkeln der Bösewicht Anastas lag, plötzlich alle Ketten, und etwas fiel zu Taenias Füßen nieder.

Taenia bückte sich, um den gefallenen Gegenstand aufzuheben, und fand zwei kleine Brotlaike mit schwarzem Krümmel. Leise fragte sie: „Wer bist du, mitfühlender Mensch, der du zwei Tage lang das gespendete Brot nicht gegessen hast und es jetzt einer Unglücklichen gibst? Sage mir, welchen Glaubens du bist, damit ich deinen Gott für dich anflehen kann?“

„Sprich meinen Namen nicht vor Gott aus,“ erwiderte ihr die rauhe Stimme des Anastas, „ich glaube an keine Kindermärchen, allein du hast mit deinem bitteren Kummer mein Herz gerührt, — das ist alles! Geh und gib jedem deiner Kinder ein Brot.“

Taenia hatte noch nicht Zeit gefunden ihm zu antworten, da knirschte Thalaläus mit den Zähnen wie ein Wolf, entriß ihr die beiden Brote und begann sie mit furchtbarer Eier zu verschlingen.

Taenia schlug die Hände vors Gesicht, um nur ja nicht länger mit ansehen zu müssen, wozu der furchtbare Hunger Thalaläus getrieben hatte . . . Es packte

sie ein Grauen davor, daß womöglich ihr Gatte sie bitten könnte, den Saft jenes Pilzes zu trinken, der die Erinnerung auslöscht, und zu Millius mit den zärtlichen Worten zu gehen: „Die Stunde ist günstig.“

12

Es war Abend geworden. Kaum hatte Laenia das Thor des Kerkers hinter sich, da blieb sie nachdenklich stehen. Eigentlich hätte sie jetzt zu ihren Kindern gehen sollen, aber mit leeren Händen zu ihnen kommen, hieß nur ihre Qualen verdoppeln. Außerdem wollte sie den Vorwürfen der rasend gewordenen Puplia entgehen, die nichts Besseres wußte, als ihre Schwiegertochter zu verfluchen und in greisenhaftem Gemurmel vor sich hinzuklagen: „Oh, wo ist meine frühere Schönheit! Fluch über mich, daß ich alt und häßlich geworden bin! Oh, und wenn es ein Ungeheuer wäre, hausend im grünen Abgrund des Meeres, ich würde vor nichts zurückschrecken, nur um die Leiden meines lieben Sohnes und seiner Kinder zu lindern! Fluch über die selbstsüchtige Laenia!“

Laenia überlegte unwillkürlich: wo alle so sprachen und auch die alte Puplia so fühlte und lehrte, und sogar Thalaläus selber, müde der Qualen, ihr freigestellte, zu tun, was sie für richtig hielt, hatte sie da in der That Recht, in unbeugsamem Starrsinn ihre Tugend weiter zu verteidigen? So weit war es bereits gekommen, daß ihre frierenden und hungernden Kinder, Vitus und Virina, große Not ausstehen mußten, verschärft durch das Wehklagen der erkaltenden Groß-

mutter, und sie, die Mutter, es nicht wagte, vor sie hinzutreten. Nicht einmal ein Obdach hatte sie jetzt, und dazu war die Nacht kalt, und ganz Askalons hatte sich plötzlich eine Aufregung bemächtigt. Es schien, als ob Millius mit der zu langen Verschiebung der Urteilsverkündung, nach der Anastas hätte öffentlich gerichtet werden müssen, großes Übel angerichtet habe. Es kamen auch Gerüchte in Umlauf, die Räuber aus der Bande des Anastas hätten sich wieder erholt und sich gesammelt, ja, man sprach davon, daß sie sich bereits in der Umgebung von Askalon zeigten. Gestern und heute hatten sie schon mehrere Raubanfänge verübt und sogar zwei Wanderer erschlagen, die nach Asdod und nach Gaza unterwegs waren. Die geängstigten Bewohner Askalons rechneten mit der Möglichkeit, daß die Räuber unter geheimer Mithilfe irgendeines Verräters sich verkleidet durch die Tore Askalons in die Stadt schleichen, den Kerker überfallen, die Türen sprengen und Anastas entführen könnten, dessen Name allein hinreichte, allen die größte Angst einzuflößen. Der Kerkerwärter Rabbula war keineswegs überzeugt, daß das große hölzerne Schloß vor der Kerkertür dem Ansturm vieler verzweifelter Leute, die gegen die Türe drängen, widerstehen würde; darum verließ er die Ältesten aus Askalon, die dazwischen sorglos und mit Lust zusahen, wie die zugereisten Ägypterinnen unter dem Rasseln der Kastagnetten, die Wespe suchten, und ließ sich bei Einbruch der Nacht vor dem Kerkertor nieder. Millius kam zur Vernunft, aber es war schon zu spät: er befahl, daß die Tore As-

kalons vom Sonnenuntergange an bis zum Morgen geschlossen blieben, und ordnete ferner an, daß jede Nachtstunde Wachen die Straßen der Stadt durchstreifen sollten. Diese Wachen hatten jeden, der irgendwie verdächtig erschien, gleichviel, ob Christ oder Heide, festzunehmen. Da aber den Christen alle Nichtchristen verdächtig erschienen und die Heiden ihrerseits den Christen mißtrauisch gegenüberstanden, so ereigneten sich bei jeder Begegnung der Wachen mit den nächtlichen Wanderern auf den Straßen und menschenleeren Plätzen Streitereien und Zusammenstöße. Es gab bei diesen Gefechten sogar häufig Verwundungen und Verletzungen, wenn aber Weiber dabei waren, außerdem Vergewaltigungen. In dieser Stunde hielt jeder in Askalon nur seine Mitgläubigen für wert geschont zu werden, jeden Andersgläubigen aber sah man als verachtenstwert an und erwies ihm keinerlei Barmherzigkeit.

Als Laenia sich nunmehr in der Dunkelheit auf der Straße befand, fiel ihr all dies ein und sie erbebte. Ihre Lage war so verzweifelt, daß sie, wenn in diesem Augenblick der Jüngling Eulogius oder Liburtius, der Beitreiber, vor sie getreten wäre, vielleicht gesagt hätte: ‚Ihr habt gesiegt, ich bin bereit zu folgen, zu wem immer ihr mich führt.‘ Allein zum Glück waren diese nicht in der Nähe, denn sie schauten mit den anderen zu, ‚wie die Wespe gefangen wurde‘, so daß Laenia nur zwischen zwei Gefahren zu wählen hatte, entweder sich der Möglichkeit einer Begegnung mit den Wachen auszusetzen, auf die sie irgendwo

auf den öden Plätzen stoßen konnte, oder aber sich zu beeilen, durch die Stadtthore zu kommen und auf dem Gras eines Olivenhaines zu übernachten, in dem sich der Friedhof befand. Sie wählte das letztere: es schien ihr besser, die Nacht im Schweigen des Friedhofes zu verbringen; und außerdem war in ihrem Geist ein Aberglaube aufgestiegen, der schon von Jugend auf in ihr genistet hatte: die Leute, die dem Heidentum anhängen, in welchem Laenia aufgewachsen war, huldigten dem Brauch, sich bei unlösbaren Zweifelsfällen an die Gebeine der Verstorbenen zu wenden. So eilte denn Laenia hastig durchs Stadtthor zum Olivenhain in der Absicht, auf dem Friedhof ein Grab zu suchen, aus dem ein weisagender Schädel rage, und ihn zu fragen; was dieser ihr bedeuten würde, das wollte sie tun. Alle Lebenden verurteilten sie, alle sagten ihr, daß nicht jene Quelle die segensreiche sei, die in ihren Tiefen das reine Wasser aufbewahre, sondern jene, die weithin als Strom sich ergieße und den labe, der durstig sei. Alle diese Gründe hatten ihre klare Erkenntnis getrübt, und sie war im Zweifel darüber, ob sie wirklich so handle, wie es recht sei.

„Oh, schneller nur, schneller, — ich will eilen und die Gebeine befragen!“

Laenia flog hastig über die dunkelnden Felder zum Olivenhain, darin sich der Friedhof barg. Vor den Räubern, die auf den Wegen nach Asdod und Gazaring um Askalon lagerten, fürchtete sie sich nicht. Weshalb freilich diese ihr nicht schrecklich erschienen, — darauf mußte sie eigentlich keine Antwort. War

nicht von allen im Kerker zu Askalon Anastas der einzige gewesen, der die gespendeten Brötchen mit dem schwarzen Kümmel sich vom Munde abgespart und sie ihr für ihre Kinder gegeben hatte? Außerdem trug sie ja keine goldgestickten Gewebe, weder Ketten noch Armbänder und auch keinen kostbaren Gürtel, — ihre Gewänder waren arm und einfach, was konnte man ihr wohl nehmen? In allem übrigen schienen ihr die Räuber keineswegs gefährlicher als Millius, Liburtius und Rabbula zu sein, und auch nicht schrecklicher als ihre Schwiegermutter Puplia und zuletzt sogar als Thalaläus selber, denn auch diesen hatte die dauernde Qual gierig wie einen Wolf gemacht, so daß er Worte gesprochen hatte, bei denen sie noch jetzt erzitterte.

Laenias einzige Sorge war in dieser Stunde, in der Dunkelheit nicht vom Wege abzuirren und den Pfad zum Olivenhain zu finden.

13

Laenia beugte sich unablässig zu Boden, um den Pfad nicht zu verlieren, und sie verlor ihn auch nicht: unbehelligt gelangte sie schließlich zum Olivenhain, allein kaum hatte sie ihn betreten, da sah sie durch die Bäume das Feuer eines Scheiterhaufens lodern. Sie versteckte sich und sah genau hin, wer bei jenem Feuer sei, und alsbald gewahrte sie zwei Männer, die sie sogleich als Räuber erkannte. Die beiden waren völlig nackt und wärmten sich am Feuer, neben ihnen lehnten an einem Baum ihre Lanzen mit den geschärften Spitzen, in deren glänzendem Metall sich die Flamme wider-

spiegelte. Laenia schwankte, ob sie weitergehen oder sich verbergen solle, allein das scharfe Gehör der Räuber hatte ihr Nahen bemerkt, denn mit einem Male sprangen die beiden auf und stürzten sich auf den Baum, hinter welchem sie sich verbarg, packten sie an den Armen und drohten ihr, sie auf den Scheiterhaufen zu werfen und sie der Folter zu unterziehen.

„Wozu mich foltern?“ fragte Laenia. „Ich will euch gern erzählen, wer ich bin und wohin ich gehe, und auch, wie unglücklich ich bin.“

Und so erzählte sie ihnen denn alles und verschwieg auch nicht, daß sie das Brot von Anastas erhalten hatte.

Die beiden Räuber wurden, nachdem sie Laenias Erzählung angehört hatten, nachdenklich und sagten schließlic: „Wir werden dich rächen, wir sind zwei Brüder und beide Räuber — Tiburtius war es, der uns ins Elend stieß.“

Laenia erwiderte ihnen, daß sie keinerlei Rachegefühle hege, sondern die beiden, wenn sie wirklich Mitleid mit ihr hätten, nur darum bitte, sie zum Friedhof zu geleiten und ihr das Grab suchen zu helfen, aus welchem der prophetische Schädel rage.

„Da ihr euch hier verborgen habt und von hier aus die Umgebung durchstreift, habt ihr ihn sicherlich schon bemerkt. Zu ihm kommen alle jene, deren Jammer ihre Kraft übersteigt und ihre Vernunft trübt, um sich Rat zu holen.“

Als die Räuber dies hörten, brachen sie in ein so furchtbares Gelächter aus, daß es im Wald laut wider-

hallte; die abergläubische Taenia erschrak darüber sehr, faßte die Räuber bei den Händen und sprach zu ihnen: „Da ihr bis jetzt so gut zu mir waret, schreckt mich nicht länger mit eurem entsetzlichen Lachen. Sagt mir lieber, ob ihr den weisfagenden Schädel gesehen habt oder nicht.“

„Freilich haben wir ihn gesehen, wir wissen nur nicht, ob, nachdem wir ihn betrachtet, noch etwas übriggeblieben ist, was andere noch betrachten könnten.“

Ungeordnet und ungereimt begannen die Räuber Taenia zu berichten, daß sie bei Tag den Friedhof aufgesucht hätten, um in den Gräbern nachzusehen, ob nicht irgendwelche Kostbarkeiten mit den Toten verscharrt worden wären . . . Sie hätten auch mancherlei gefunden, dafür aber einen Schrecken ausstehen müssen, ganz unwürdig ihres tapferen Berufes: „Wir bemerkten nämlich“, erzählten sie, „zwischen den spitzen Steinen menschliche Spuren und sagten uns: es kann doch kein Toter sein, der auf diesem Pfad zu wandeln pflegt! Laß uns sehen. Wenn dort vielleicht jene Gebeine sind, zu denen die dummen Leute pilgern, um sich Rat zu holen, so wird es dort gewiß auch Geld geben. Wir gingen alsbald hin und fanden etwas, das aus dem Boden ragte und wie ein Jgel aussah. Wir schauten genauer hin: es war ein Schädel, noch mit völlig vertrockneter Haut bespannt und ganz und gar verstaubt. Der Bruder sagte zu mir: ‚Heb ihn auf; gewiß wird Geld darunter liegen.‘ Ich machte mich daran, ihn aufzuheben, allein der Schädel ließ sich nicht aufheben . . . Da sprach ich zum Bruder: ‚Sieh doch

nur, er scheint irgendwie befestigt zu sein.' Der Bruder darauf zu mir: ‚Rüttle!‘ So rüttelte ich denn... Er schwankte, aber er blieb am gleichen Fleck, und außerdem war es mir unheimlich, ihn zu berühren, weil er ja aus einem Grabe ragte... Mein Bruder jedoch rief: ‚Welche Dummheit! Was bist du für ein Räuber? Stoß ihn aus aller Kraft nach rechts und nach links, — dreh ihn herum und zieh' kräftig, dann wird er schon abreißen!‘ Da ich mich in den Augen meines Bruders nicht bloßstellen wollte, tat ich nach seinen Worten, und es gelang mir, den Schädel auf die Seite zu biegen, abreißen freilich konnte ich ihn nicht. Da bückte sich denn der Bruder ebenfalls und sagte: ‚Schön, laß uns gemeinsam ziehn,‘ — wir zogen und fielen nach rückwärts, aber ein jeder von uns hielt nur einen Fetzen trockner runzeliger Haut, ähnlich einem Baumpilz, in der Hand. Der Bruder betrachtete es und sagte: ‚Es scheint, wir haben ihm die Ohren abgerissen.‘ Da erschrafen wir beide, beugten uns zu dem Kopfe herab und untersuchten ihn genauer.“

„Warum sprichst du nicht weiter?“

„Ich hielt inne, weil ich noch immer Angst verspüre, obwohl ich mich nachher gehörig betrunken habe... Dieser Schädel hatte Augen!“

„Waren die nicht längst verwest?“

„Nein. Es waren lebendige Augen, — sie waren zum Himmel gerichtet und schauten gerade in die Sonne.“

„Es ist doch unmöglich, in die Sonne zu schauen... nur ein Gerechter, nur ein Heiliger vermag die Sonne anzuschauen.“

„Vielleicht ist es auch ein Heiliger, oder zum mindesten war er es noch heute morgen.“

„Was habt ihr ihm denn angetan?“

„Weiter haben wir ihm nichts getan: wir liefen fort, aber . . . übrigens, wenn er es ist, den du brauchst . . .“

„Ach, ich brauche ihn sehr notwendig!“

„Dann wollen wir dich zu ihm geleiten.“

Laenia dankte den Räubern; diese aber nahmen aus der Wurzel eines alten Baumes zwei helleuchtende Stücke verfaulten Holzes und geleiteten unter ihrem Schein Laenia durch den dunkeln Hain auf den Friedhof zu dem Ort, wo in einem dunkeln Graben, der einen Steinhaufen durchzog, sich etwas befand, das halb wie ein menschliches Grab, halb wie eine Regenwassergrube aussah. Als aber die Räuber ihre leuchtenden Holzstücke darüber hielten, bemerkten sowohl sie als auch Laenia alsbald etwas anderes, das weder Form noch Aussehen hatte, aber entsetzenerregend war. Es konnte ebensowohl ein Tigel wie der Kopf eines Menschen sein. Es war ungewiß, mit welchem von beiden es mehr Ähnlichkeit hatte, in der That jedoch war es ein Kopf, ganz eingenäht in das Fell eines Tieres. Es waren darin zwei Schlitze für die Augen, über den Lippen aber starrten schmutzige Haarbüschel.

„Das ist vermutlich der, den du brauchst,“ sagten die Räuber, „wir wollen dich nicht länger stören, mit ihm zu sprechen.“

Die Räuber entfernten sich und die arme Laenia blieb allein; die Worte aber, in die sie ihre Frage kleiden wollte, hatte sie vergessen. Das neue Furchtbare

brachte das Maß ihres Leidens zum Überfließen, so daß sie in ein lautes Schluchzen ausbrach und auf die Steine niederfiel, wobei ihr Gesicht den vermeintlichen Schädel berührte; im gleichen Augenblick jedoch traf ein Laut ihr Ohr.

Kein Leichnam lag in dem Grabe, es hauste darin ein Christ und Asket, der das Gelübde des Schweigens getan hatte, der alte Thermutius. Ein Heide von Geburt, war er hernach zum Christen geworden und hatte schließlich, nach der Ansicht der meisten Leute, den Verstand verloren, denn er verließ sein Haus, haßte alles was Fleisch war, und die Sorgen um das Leben, grub sich schließlich selber ein und schwieg. Schon seit mehreren Jahren hatte er sein Schweigen mit keinem Laut gebrochen. Er schwieg, als die räuberischen Brüder an seinem Kopfe rissen, — er schwieg, als Laenia vor seinem Haupte, das weder Gestalt noch Antlitz hatte, in Tränen ausbrach; als aber Laenia völlig von Kräften niedersank und zu weinen aufhörte, da brach er gegen seinen Willen den Schwur: Thermutius, der Schweiger, begann zu phantasieren . . . Dieses geschah eine Stunde vor Sonnenaufgang, da die erste morgendliche Frische die Luft durchzog und hinter den Steinen des Friedhofes ein scheuer Vogel im wilden Grase zu zwitschern begann. Laenia wurde etwas munterer, gleichzeitig aber schien es ihr, als ob alles ringsum zu phantasieren beginne. Vielleicht aber war es nur ein Fieberwahn von ihr. Ihr war, als bewege sich dieser

Igel, dieses in tierische Felle eingenähte Haupt ... und plötzlich hörte sie einen Laut unter dem überhängenden Fell, ähnlich der Bewegung eines Vogels, der sich im Blattwerk rührt. Laenia erbebte vor Schrecken, denn es ist leicht begreiflich, welch ein Entsetzen der Vorgang in ihr auslöste, da sie ja nicht wußte, daß hier der Schweiger Thermutius in der Erde vergraben war, sondern wähnte, einen Totenschädel vor sich zu sehen. Und plötzlich weissagte dieser Schädel. Laenia lauschte. Anfangs war es unverständlich . . . immer noch bewegte sich der Vogel. Der Schweiger hatte die Fähigkeit zu deutlicher Rede verloren. Nach und nach aber drangen aus seinen von Tierhaut verhängten Lippen Laute, die einer menschlichen Stimme ähnlich waren. Man konnte verstehen, daß er in seinem Fiebertwahn die östliche Fabel von den zwei Mäusen vorbrachte, der weißen und der schwarzen, die an einem Zweige nagen, der aus der Wand einer furchtbaren Schlucht herauswächst und an dem ein Mensch hängt . . . unter ihm der Abgrund, zu seinen Häupten aber der hohe Raum des klaren und grenzenlosen Himmels . . . Abwechselnd nagen die Mäuse, die weiße und die schwarze . . . der Zweig muß brechen . . . der Mensch muß in die dunkle Tiefe stürzen . . . das Herz krampft sich zusammen . . . die Hände werden matt . . . ihm wird übel . . . die Kräfte verlassen ihn . . . gleich wird er fallen . . . Immer noch wechseln die Mäuse einander ab . . . immer noch nagen sie . . .

Der Vogel schien ganz erwacht und sich nicht mehr im Dickicht zu bewegen . . . jetzt entfaltete er die Flügel

und schwang sich empor: deutlicher wurden die Worte: „Aufwärts, blicke stets aufwärts!“ rief der Schweiger und fuhr leiser fort: „Keine Grenzen hier und keine Grenzen dort, doch blickst du nach unten, wird dir übel, — schaust du aber nach oben, so geht dir das Herz auf . . .“

Laenia lauschte; sie vernahm weiter: „Im Vorgebirge sprudelt ein Quell klaren Wassers . . . Die Wasser sind durchsichtig und frisch . . . Wüste ringsum . . . es ist schwül . . . um Mittag . . . Dort wandert ein Unglücklicher. Ein ermatteter Krieger ist's . . . Er sieht das Wasser, schon kniet er nieder, trinkt und hat seinen Durst gestillt . . . Warum nur hat er so schnell getrunken? Sein abgekühlter Kopf ist im Augenblick wie berauscht . . . Es ist, als fürchte er etwas . . . er flieht, er hat sogar seinen Gürtel voll Goldes zurückgelassen . . . Darauf kommt ein Jüngling . . . und auch diesen quält die Hitze, und auch er spürt Durst . . . Er trinkt . . . Er nimmt den Gürtel mit dem Golde und geht . . . Langsam kommt ein Greis . . . auch er ist durch die Schwüle ermattet . . . Auch der Greis trinkt und ruht aus . . . Bergquell! wozu hast du die Drei getränkt? Der Krieger kam inzwischen zur Besinnung, sieht, daß sein Gürtel fehlt, und es fällt ihm ein, wo er sein Geld gelassen hat . . . Der Krieger eilt zurück und zückt das Schwert . . . ‚Greis,‘ ruft er, ‚verwünschter Greis! gib mir mein Gold zurück!‘ Der Greis hat das Gold nicht genommen, der Greis ist unschuldig . . . Der Krieger hört nicht auf seine Worte . . . Erschlagen liegt der Greis . . . Sein Blut strömt in den Quell, und getrübt

ist der reine Quell . . . Es ist kein reiner Quell mehr, ein Blutquell ist er geworden . . . Besser, er wäre nicht entsprungen . . . Besser, er hätte nicht den Krieger angelockt, den Jüngling und den Greis . . . Wahre die Reinheit! Aufwärts richte den Blick, stets aufwärts!“ — hier brach die Verständlichkeit der Worte ab, und aufs neue begann die Bewegung, als ob ein Vogel sich im Gebüsch rühre, und plötzlich verschwand der in Tierhaut eingehüllte Kopf mit dem Fell, das über dem Schliß für die Lippen hing, — verschwand so plötzlich, als wäre der Boden des Grabes eingebrochen.

Thermutius, der Schweiger, der im Fieberwahn vor seinem Hinscheiden, ohne sein Gelübde zu brechen, zum ersten Male gesprochen, stand vor Gott. Laenia aber hatte aus seinem Phantasieren das erfaßt, was sie erfassen mußte: sie wußte jetzt, daß die Wahrheit auf ihrer Seite war und nicht auf der Seite jener, die sie die ganze Zeit dazu bringen wollten, ‚sich als Strom zu ergießen‘. Verdammnis dem Bösen! Das Böse muß nicht unbedingt und notwendigerweise geschehen, es gibt nicht nur Millius allein auf der Welt . . . und es gibt nicht nur das augenblickliche Dasein, das scheinbar dazu zwingt, ‚sich zu ergießen‘ . . . Doch sollten die eigenen Angehörigen einen dazu zwingen können? Sind nicht alle Unglücklichen bemitleidenswert? Weder Leiden noch Tod soll man scheuen, um Unglücklichen zu helfen, aber man soll es nicht mit schmähhlichen Handlungen tun. Nein! Darüber hinaus, aufwärts, aufwärts!

Und kaum hatte sie aufwärts geblickt, da begannen sich alsbald andere Gedanken in ihrem Geiste zu formen.

Wer den Nächsten mehr liebt als sich selbst, der wird ihn auch wahrhaftig stets erretten. Was seid Ihr Millius, was du Beitreiber Tiburtius, oder du Puplia, was alle ihr, die ihr die Reine umbrüllt, sobald sie im Kerker zu Askalon erscheint! Sie weiß jetzt, was sie tun muß, um Thalaläus zu befreien. Laenias Geist ist erwacht, ihre Nerven sind angespannt wie die Saiten einer hochgestimmten Harfe. Das Ziel liegt klar vor ihren Augen; sie hat ihren festen Entschluß gefaßt. Sie erhebt sich, blickt dem aufsteigenden Morgenrot entgegen und murmelt: „Unsichtbarer, der Du lebst hinter den Grenzen, die unserem Blick gesetzt sind! In meinem Innern vernehme ich Deine Stimme: gekräftigt hast Du meinen Geist, und so will ich denn mein Leben für die Meinen hingeben, meine Seele aber will ich Dir rein zurückbringen! . . . Mein Gatte und meine Kinder, ich bringe euch die Rettung! Und nicht brauche ich jenen Trank dazu, der die Erinnerung auslöscht!“

15

In gehobener Stimmung kehrte Laenia zur Stadt zurück. Ihre Schönheit war vielleicht noch niemals so edel gewesen. Der Olivenhain, darin Laenia die Nacht verbracht und der ihr so viel begeisterte Entschlußfähigkeit gegeben hatte, lag ostwärts von Askalon, und so kam es, daß, als sie sich der Stadt näherte, die Strahlen der aufgehenden Sonne sie von rückwärts beschienen und so ihr Antlitz beschattet war, während ihr schlanker Leib, den ein ärmliches Gewand aus blauem Leinen umhüllte, und ihr weißes Kopftuch im hellen Lichte

schimmerten. Askalon lag vor ihr; sie betrat die Stadt wie eine Königin, die sich als arme Hirtin verkleidet hat, und bemerkte nicht, daß sich ganz Askalon in ungewöhnlicher Erregung befand. Man erwartete ein großes Ereignis, das leßlich mit den gleichen Begebenheiten zusammenhing, die Laenia bedrängten, und die Abwendung einer entseßlichen Gefahr: es war bekannt geworden, daß die verzweifelten Freunde des Anastas von ferne her mit zwei Mauerbrechern gekommen waren, deren einer dazu bestimmt war, den Zufluß frischen Wassers nach Askalon zu stören, der andere sich den Zugang zum Kerker des Herodes zu erzwingen, um alle zu befreien, die in ihm eingeschlossen waren.

Allen wurde es nun klar, daß Millius sich zu lange verliebten Launen hingegeben und infolge der Schliche des Tiburtius die Angelegenheit des Bösewichts Anastas zu lange vernachlässigt hatte. Denn Anastas' Freunde waren derweilen nicht müßig geblieben und hatten sich zu bewaffneten Banden versammelt. In der vergangenen Nacht waren sie mit einem jähen Vorstoß von Gaza und Asdod aus vorgerückt und hatten jetzt unweit von Askalon ihr Lager aufgeschlagen.

Der Gefängniswärter Rabbula fand in dieser Nacht keinen Schlaf; denn er hörte unterirdische Geräusche mit überraschender Deutlichkeit — Meißelhiebe und Spatenstiche. Kein Zweifel, es wurde unter dem Gefängnis ein Mauerbrecher eingesetzt, allein von woher das geschah und in welcher Richtung der Gang gebohrt wurde, war unklar, und doch war es unbedingt notwendig, dies zu erfahren und zwar so, daß niemand

im Volke von der drohenden Gefahr erfuhr. Es wurden darum besondere Vorbereitungen getroffen, die sowohl zur Entdeckung des unterirdischen Werkes, als auch zum Ende Anastas' führen mußten, damit seine Freunde, falls es trotz allem ihnen gelang, nachts in den Kerker einzudringen, ihn nicht mehr lebendig fänden.

Dieses Unternehmen bestand darin, den Kerker zu Askalon auszubrennen.

Welch eine Bewandtnis es mit diesem Ausbrennen hatte, wie es vor sich ging und wozu es dienen sollte, — das muß weitläufiger besprochen werden; vorher sei aber in Kürze geschildert, wie denn der furchtbare Kerker des Herodes, dem man den Namen der Große gegeben hatte, überhaupt beschaffen war.

16

Das unterirdische Gefängnis wie das, in welchem der Bösewicht Anastas und Laenias Gatte, Thalaläus der Schiffer, eingeschlossen war, besaß fast nichts von den Einrichtungen, welche das Leben der Menschen erträglich machen. Hier schliefen, aßen und tranken die Menschen immer auf demselben Platz, wohin man sie auf verfaultes Schilfrohr oder moderiges Stroh geworfen hatte. Die Insassen des Kerkers waren dort, wo sie lagen, angeschmiedet worden, wie es sich gerade traf: die einen hatte man an die eisernen Wände gekettet, die andern an die Säulen, welche die Decke stützten, die dritten an Ringe und hornartig gebogene Gabeln, die in die Fliesen des Bodens eingelassen waren. Oft war in diesem Gefängnis ein so entsetzliches Gedränge, daß

an einem Ring nicht nur die Ketten eines einzelnen, sondern gleich mehrerer Menschen angeschmiedet waren. Eine solche Enge herrschte auch jetzt im Kerker zu As-falon.

Die Eisenringe befanden sich längs der Wände dicht nebeneinander, ebenso an den Säulen und auf dem ganzen Boden. Wo die Fliesen aneinanderstießen, da war ein Ring, und an jeden dieser aus dem Boden ragenden Ringe waren vier Männer geschmiedet. Diese Unglücklichen vermochten nur dann zu sitzen oder zu liegen, wenn sie ihren Körper ganz zusammenkrümmten; trotz alledem konnten hier längst nicht alle untergebracht werden, die man in der Gefangenschaft schmachten lassen wollte: in dem langen, getäfelten abschüssigen Gang, der von der Oberfläche zum unterirdischen Gewölbe hinabführte, lagen alte Schiffsmasten mit tiefen Kerben und dazugehörigen Verteilungen in zwei Reihen. In diese Einschnitte wurden die Beine der Gefangenen gepreßt und darauf mit den Keilen festgeklemmt. Die Klöße mit ihren Pflöcken konnten recht gut die Eisen ersetzen und waren sogar noch viel quälender als die Ketten: in diesen vermochte man wenigstens die Lage der Beine zu verändern; wem die Beine aber in Klöße geschlagen waren, der konnte sich nicht rühren, und darum schwellen ihm mit der Zeit die Beine immer mehr an, bis sie zuletzt nicht selten aufbrachen. Ein Mensch, dessen Beine in Klößen lagen, hatte nur gerade soviel Kraft, um sich für einen Augenblick zu erheben und sich gleich darauf so schnell als möglich wieder niederfallen zu lassen.

Die grausame Strenge, mit der man in der alten Zeit die Gefangenen behandelte, war dadurch gerechtfertigt, daß es in diesen Gefängnissen nicht wie heutzutage vielköpfige Wachen gab. Damals führte nur ein Kerkerwärter, der für alle Gefangenen verantwortlich war, die Aufsicht, und nicht selten versagte man ihm sogar einen Gehilfen. Meistens mußte er die Hilfe seiner Angehörigen, zuweilen sogar die seiner eigenen Frau oder seiner Töchter, in Anspruch nehmen. Furchtlos betraten diese die düsteren Kerker, da ja alle, die hier weilten, in Ketten lagen oder mit den Beinen in Klößen staken. Die syrischen Gefängnisse, die Herodes erbaut hatte, waren noch viel schlimmer als die ägyptischen, in welchen der Mundschenk und der Speisemeister des Pharaos saßen. Wie schon weiter oben zu lesen war, bestand der Kerker zu Askalon aus einem geräumigen dunklen Kellergewölbe, ähnlich jenem, in welchem zur Zeit des Herodes so lange ohne Gericht der Läufer schmachten mußte, der dann in einem Augenblick trunkener Lust erschlagen wurde. Unter diesen Umständen konnte auch ohne vielköpfige Wache keiner so leicht entspringen, dagegen war es leicht, sich unter der Erde zu diesen schlecht eingerichteten Kerkern durchzugraben.

Das Amt des Kerkermeisters war meist sehr einträglich — war er doch im wahren Sinn des Wortes Herr des Hauses; er konnte mit den Gefangenen völlig nach Belieben umgehen. Wegen übertriebener Strenge und Grausamkeit wurde keiner jemals zur Verantwortung gezogen, da diese Wärter den Gehorsam der Ge-

fangenen ohne den Beistand einer vielzähligen Wache nur erzwingen konnten, wenn sie völlig mitleidlos waren. Freilich mußte sich bei solcher Enge, und da kein Gefangener je seinen Platz verlassen konnte, ein widerlicher und entsetzlicher Kot im Kerker des Herodes ansammeln, der einen so furchtbaren Gestank verbreitete, daß nicht selten Menschen durch ihn zugrunde gingen. Das Schilfrohr und das feuchte Stroh, auf welchem die Gefangenen lagen, verfaulte unter ihnen und wurde jahrelang nicht erneuert. In diesem abscheulichen, stinkenden Sumpf wimmelte es von weißköpfigen Würmern, Kellerasseln und großen grauen Wanzen, in den Spalten der Fliesen aber nisteten gefleckte Spinnen, Skorpione und Käferläusen . . . Es geschah auch nicht selten, daß man, wenn einer gestorben war, dies erst lange nachher bemerkte, so daß der Leichnam längere Zeit auf dem Fleck, auf dem er gelegen war, verweste . . . Eine besondere Art von Würmern hauste dort, die den Kranken und Gestorbenen ‚die Augen ausaugten‘ . . . In den Kerkern, die Herodes angelegt hatte, gab es wenig Fenster, und diese waren immer nur winzig klein. Die Kerker waren im vollen Sinne des Wortes finster; damit aber wenigstens etwas frische Luft täglich eindrange, stand vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang das Tor des Kerkers offen, und an der Schwelle pflegte der Kerkerwärter selbst oder einer seiner Angehörigen zu sitzen. Es gab immer nur ein Tor, und durch dieses mußte jeder, der die Gefangenen besuchen wollte oder ihnen Speise brachte, am Gefangenenwärter vorbei. Dies war

nämlich erlaubt, da es für den Kerkerwärter von Nutzen war, weil er dann die Gefangenen nicht zu speisen brauchte. So kam während des Tages, so lange das Thor offen stand, in den Kerker wenigstens ein kleiner Zug frischer Luft; brach aber die Nacht an, so entfernte sich der Kerkerwärter in seine eigne Behausung, verschloß das Thor mit festen Pflöcken und Riegeln, worauf die Luft im Kerker schnell stickig wurde und die Gefangenen kaum mehr atmen konnten. Das war sehr peinigend. Denn gleichzeitig kroch in hellen Scharen das ganze lebendige Ungeziefer, die graue Wanze, der Skorpion und die geschwänzte Kellerassel, hervor, kroch auf die Leiber der Gefangenen und nagte an ihrer schmutzigen und entzündeten Haut, ihnen jede Möglichkeit des Schlafes und der Ruhe raubend. Statt nachts ausruhen zu können, litten die Eingekerkerten Qualen, die sie nicht selten zum Wahnsinn trieben. Glücklicher waren unter ihnen die zu nennen, welchen die Pein schnell den Geist verwirrte und denen der Irrsinn Wahngelüste schickte.

Kaum war des Nachts die Kerkerthür geschlossen, so konnte man durch die engen Fenster dieser furchtbaren unterirdischen Gewölbe ununterbrochenes Stöhnen und Heulen vernehmen, zuweilen aber auch verzweifelte Schreie und wahnsinnige Verwünschungen und das Klirren der Ketten, die das Echo dieser Verwünschungen waren. Morgens aber, wenn die Kräfte die Unglücklichen vollends verließen, verstummten diese Schreie, dann war nur noch ein Knirschen hörbar als säge eine stumpfe Säge — das war das Zähne-

knirschen der Gefangenen. Die Menschen wälzten sich hin und her; preßten einander und phantasierten fiebrig — das war der Schlaf im Kerker zu Askalon. Nicht selten geschah es, daß, wenn der Kerkerwärter Rabbula morgens das Thor des Gefängnisses öffnete, er einen oder mehrere der Gefangenen erstickt fand; zuweilen aber bemerkte er es nicht einmal gleich, daß sie gestorben waren, und hielt sie nur für schlafend oder ohnmächtig, denn es gab hier immer solche, die nach der Öffnung der Thüre noch lange in tiefer Ohnmacht lagen. Erst wenn durch das offene Thor die Luft zu ihnen drang, kamen sie langsam zu sich, aber freilich nur, um andere Qualen zu erdulden, jene nämlich, welche das Leben hier mit sich brachte.

Unter solchen Umständen vergingen die Tage der Gefangenen in Qualen der Verzweiflung, die häufig ebenso schwere als abscheuliche Leiden nach sich zogen. Nur einmal im Jahre, und manchmal auch nicht einmal das, wurden die Gefangenen aus dem Kerker gelassen und konnten dann Himmel und Sonne sehen. Das geschah in unbestimmten Fristen, und zwar nur, wenn der Kot des verfaulten Schilfrohres und des Stroh's so furchtbar geworden war, daß es selbst dem Wärter unmöglich schien, zu den Gefangenen zu gehen. Dann wurden alle in Ketten hinausgeführt, in eine alte untaugliche Barke gesetzt und mit dieser aufs hohe Meer gefahren; derweilen aber wurde der Kerker mit trockenem Reisig angefüllt, welches verbrannt wurde, um alle Unsauberkeit durch Feuer zu reinigen.

Dieses Ausbrennen brachte ernstlichen Nutzen und wurde so vollzogen, daß man in die Kerkertür ungeheure Mengen von harzhaltigem Reisig und auch von Stroh stopfte und beides anzündete; der starke Luftzug, der von der Thür zu den Luftlöchern im fernsten Winkel zog, fachte die Flamme immer stärker an, wodurch alle Unsauberkeit verbrannt wurde, die sich hier angehäuft hatte.

Das Durchfeuern des Gefängnisses war für jeden Einwohner von Askalon stets ein Ereignis, lebendig und voller Spannung. Es interessierte alle schon deswegen, weil man, wenn die Gefangenen aus dem Kerker geführt und zur Barke geleitet wurden, einen jeden sehen konnte, der dort schmachten mußte, und mit eigenen Augen gewahren konnte, welche entsetzlichen Entstellungen die Gefangenschaft ihm zugefügt hatte. Bei jedem Ausbrennen des Loches strömten die Einwohner wie zu dem alleranziehendsten Schauspiel herbei und drängten sich vor dem Tore, begierig in der Schar der Gefangenen diejenigen wieder zu erkennen, die sie vormals gekannt und zuweilen längst vergessen hatten. Das Schauspiel war entsetzlich, am entsetzlichsten aber war, daß nicht alle Gefangenen hinausgeschafft wurden. Es herrschte die begründete Überzeugung, daß man vor der Durchfeuerung des Gefängnisses dort jene zu vergessen pflegte, die man sich auf immer vom Halse schaffen wollte. In Askalon glaubte männiglich daran, daß man bei jedem der-

artigen Ausbrennen Inzassen des Kerkers lebendig dem Feuertode preisgäbe, denn in der That, es kostete gar nichts, das zu bewerkstelligen, und man tat es auch wirklich mit jenen, mit denen man ein Ende machen mußte. Diesen Umstand gedachte der Gefängniswärter Rabbula sich jetzt zunutze zu machen. Nachdem er die Geräusche unter der Erde vernommen, die ihn so erregt hatten, begab er sich zu Millius und sprach: „Herr, du hast einen großen Fehler gemacht: es war falsch, daß du so lange gezaudert hast, Gericht über Anastas zu halten. Heute Nacht hörte ich Geräusche unter dem Kerker. Der Kerker ist untergraben, aber ich weiß nicht, von woher der Schacht gegraben wird. Jede Stunde kann uns das Unheil bringen: sie können Anastas losgeschmieden und fortführen. Trage du alsdann die Verantwortung dafür, ich aber will ihn nicht länger hüten.“

Millius erschrak und rief: „Gibt es denn wirklich kein Mittel, das abzuwenden und mit allem ein Ende zu machen, ehe jenen der Durchbruch gelingt?“

Rabbula senkte den Kopf, sah Millius an und sagte flüsternd: „Es gibt für jedes Ding auch eine Abhilfe; freilich muß der, der es weiß, gut bezahlt werden.“

Da rief Millius den Jüngling Eulogius herbei, nahm ein Menge Goldes aus dem Beutel der Almosen und warf es, ohne erst lange zu zählen, Rabbula hin. Rabbula nahm das Gold und sprach: „Gib mir sogleich Erlaubnis, das Ungeziefer im Gefängnis auszubrennen.“

Millius antwortete: „Ich genehmige es dir im Namen des Kaisers. Geh denn und tue was nötig.“

Alein Rabbula stand noch immer da, wog in der Hand das Gold und fragte leise: „Ist es Anastas allein, der die Ruhe meines Gebieters stört?“

Da warf ihm Millius weiteres Gold zu und erwiderte: „Du bist ziemlich verständig: Anastas ist nicht der einzige, der mir verhaßt ist. Es gibt dort noch einen andern — seinen Namen wird dir der Beitreiber Tiburtius sagen.

„Diesen Namen kenne ich selbst“, versetzte Rabbula und ging.

Am dies geschah um die gleiche Morgenstunde, da Laenia in der Morgenröte aus dem Olivenwäldchen kam und sich, weil sie ja nichts von all dem wußte, über die sichtbar große Bewegung der Menschen wunderte, die alle von Neugierde und Erregung besessen waren, da ja bekannt geworden war, man würde heute die Gefangenen auf die Barken bringen und das Gefängnis ausbrennen.

18

Die Durchfeuerang des Gefängnisses war freilich nicht das Werk eines Augenblicks, denn zunächst mußte alles, was hierzu notwendig war, vorbereitet werden: man brauchte harziges Reisig und Stroh und man bedurfte geräumiger Barken, um auf ihnen die ins Freie geschafften Gefangenen unterzubringen. Um all das herbeizuschaffen, war wenigstens ein halber Tag vonnöten. Die Reisigfuhrer waren die ersten An-

zeichen dafür, daß der Kerker ausgebrannt werden sollte. Kaum hatte der Gefängniswärter den Millius verlassen, als er sogleich befahl, alle Holzhauer zusammenzutrommeln, damit sie ans Herbeischaffen des Reifigs gingen; kaum aber hatten sich diese daran gemacht das Reifig zu schlagen, da erkannten die Bewohner Askalons auch schon, daß die Durchfeuerung des Gefängnisses vorgenommen würde, und strömten in Scharen herbei, um nur ja dabei zu sein, wenn die Gefangenen zu den Barken geschafft würden.

Dies eben war die erregte Bewegung, die von Laenia bemerkt wurde, als sie sich morgens zum Gefängnis begab, ihren Thalaläus zu besuchen.

Laenias Weg führte sie durch die Straße, darin sich das Haus befand, in welchem der Würdenträger Millius wohnte, und es geschah also, daß, als Laenia an diesem Hause vorüberging, Millius sie sogleich bemerkte und, die Hand an sein Herz pressend, ausrief: „Oh, wie ist sie mager geworden und wie sehr hat sie sich verändert! Allein auch mit dieser kummervollen Miene ist sie in meinen Augen noch bezaubernd! Ruft sie denn — sie möge auf eine Minute zu mir kommen.“

Der Beitreiber Tiburtius, der um die gleiche Zeit bei Millius weilte, lief alsbald zu Laenia hinaus, zupfte sie am Ärmel, so daß sie stehen blieb, und redete sie an: „Die Götter selber haben dich hierhergeführt, oh schöne Laenia. Beim Namen deiner Kinder, Virina und Vitus, beschwöre ich dich, eile nicht so schnell an der Tür dieses Hauses vorüber, hinter der eine all-

gewaltige Hilfe deiner harret. Tritt mit mir gemeinsam ein, ich aber bürge dir dafür, daß du mit dem Befehl hinausgehen wirst, der deinen Thalaläus befreit.“

Taenia entfernte die Hand des Liburtius und entgegnete: „Keines Menschen Befehl ist mir mehr vonnöten; ich selber werde Thalaläus befreien.“

„Du selber gedenkst deinen Kindern den Vater zurückzugeben? Weißt du wohl auch, was du da sprichst?“

„Freilich, ich habe alles erwogen und werde danach handeln. Thalaläus wird noch heute frei sein.“

„Ich sehe, daß der Wahnsinn aus dir spricht. Wer wird ihm denn die Türen des Kerkers öffnen?“

„Ich selber werde ihm die Türe der Befreiung aufthun.“

„So hast du vermutlich einen weißen Raben erblickt und den Verstand verloren.“

Allein Taenia lächelte nur und raunte: „Du hast recht, ich habe einen weißen Raben gesehen, mein Verstand aber ist noch nicht geschwunden.“

„Verliere lieber nicht vergeblich deine Zeit. Nicht umsonst hat Fortuna dich zu Millius' Türe geführt . . . Tritt ein und sage das kurze Wörtchen: ‚der Augenblick ist günstig.‘ Denn sonst ist es mit deinem Thalaläus zu Ende.“

„Ende und Anfang sind nicht in euren Händen.“

„Wenn aber Rabbula heute beim Ausbrennen deinen Thalaläus im Gefängnis vergessen sollte, dann dürftest du sein Ende wohl unausbleiblich sein.“

Laenia erblaßte, ihre ganze Gestalt kam ins Wanken, aber es drang kein Schrei aus ihr, kein Stöhnen, sicher ging sie ihres Weges zum Kerker, Tiburtius jedoch eilte, Schaum vor dem Munde, zu einem Esel, der dortselbst an die Säule gebunden war, schwang sich auf diesen und ritt unter entsetzlichen Flüchen fort, wobei er das Tier aus aller Kraft mit dem Stock bearbeitete.

Laenia mochte nicht einmal umblicken, wohin ihr Feind so eile; sie fürchtete niemand: wußte sie doch, daß keiner etwas so Entsetzliches und Entscheidendes ersinnen konnte als das, was sie selber erdacht und wozu sie sich entschlossen.

Dieses war ein Entschluß, den auszuführen sie niemand zu hindern vermocht hätte.

19

Im Gefängnis war die Erregung noch stärker als auf den Straßen und in der Stadt. Das bevorstehende Ereignis, das den Gefangenen alsbald bekannt gemacht wurde, war für diese allzu wichtig, — ein jeder wollte die Berge, das Meer und den Himmel wiedersehen, und gleichzeitig regte einen jeden insgeheim der furchtbare Gedanke auf, ob man wohl nicht gerade ihn vor dem Beginn des Ausbrennens hinauszuführen vergessen würde. Überall klirrten die Ketten und schrien die unzähligen heiseren und gequälten Stimmen. Es hatten sich diesmal noch mehr Besucher im Kerker eingefunden als sonst. Staubwiderlichen Schimmels und unerträglicher Gestank schwang im Keller:

gewölbe von der Tiefe bis zur Decke, auf der jetzt, wie in Vorahnung des Unheils, die Wanzen in dichten Scharen saßen, während in den Fließenspalten des Fußbodens die Skorpione hin und her und übereinander krochen.

Gefesselte und nichtgefesselte Menschen standen in hellen Haufen. Es gelang Taenia nur mit Mühe und Not, sich durch die gedrängten Scharen ihrer Feinde zu zwängen, die, kaum daß sie ihrer gewahr wurden, sogleich zu schreien begannen: „Da ist sie, da ist das verwünschte und verhaßte Weib! Ihr Gatte hat uns vernichtet, sie aber will nicht einmal das kleine Werk zur allgemeinen Rettung tun! Sie zerreißen wäre noch eine milde Strafe!“

„Ja,“ schrien andere, „beide sind Ungeheuer! Ihr Gatte wollte reicher sein als alle, um wohlthätiger zu werden als alle, sie aber will dafür reiner sein und die andern im Gestank verfaulen lassen.“

„Macht nichts; dafür wird ihr Sohn Vitus als Dieb aufwachsen, ihre Tochter Virina wird sich im Hafen verkaufen.“

„Verdammter Thalaläus! Verwünschte Taenia!“ Die Gefangenen begnügten sich nicht mit diesen groben Verwünschungen, sondern verletzten sie noch mit schamlosen Verhöhnungen ihrer Keuschheit.

Taenia hörte alles, allein sie schwieg. Sie hatte sich bereits daran gewöhnt, denn sie wurde ja hier meistens so empfangen. Taenia eilte so sehr sie konnte, ihren Mann aufzusuchen, und fand ihn neben dem Ring liegend, an den er geschmiedet war. Er war ohn-

mächtig geworden, die andern aber traten in der Dunkelheit unablässig auf ihn.

Es gelang Taenias Bemühungen, den Gatten wieder zur Besinnung zurückzubringen, allein anfangs erkannte er sie nicht einmal, sondern schaute nur schweigend in stumpfem Gleichmut vor sich hin. Dann aber sprach er, daß der Gefängniswärter Rabbula ihn vermutlich im Gefängnis vergessen wolle und daß er sich darauf vorbereitet habe und diesen schnellen Tod der langen Pein sogar vorzöge.

„Ich habe dir schon zu viel Sorgen gemacht, und alles umsonst — schenke nunmehr deine ganze Zärtlichkeit lieber unsern Kindern, Virina und Vitus.“

„Du bist ihnen weit mehr von nöten,“ entgegnete Taenia. „Ich bin viel zu schwach, ich verstehe nicht zu arbeiten und bin unfähig, für sie das zu erwerben, was sie brauchen.“

Thalaläus schüttelte nur den Kopf und murmelte: „Oh, du täuschest dich! Nur du kannst ihnen geben, was sie brauchen. Du wußtest immer zufrieden zu sein, — das ist es, was not tut und was Glück bringt, ich aber war von steter Gier erfüllt, Reichtümer zu erwerben, — und das ist es, was nicht not tut und worin das Unglück des Lebens beruht. Dafür leide ich jetzt.“

„Deine Leiden werden heute ein Ende nehmen.“

„Ich weiß es, daß sie ein Ende nehmen werden, da man mich heute hier verbrennen wird.“

„Nein, man wird dich hinauslassen!“

„Weshwegen denn wird man mich hinauslassen?“

„Weil es überflüssig ist, den Gefangenen eingesperrt

zu halten, von dem man ohnehin nichts mehr erlangen kann.“

„Was willst du damit sagen?“ rief Thalaläus laut. „Sollte dir wirklich die Verzweiflung den Gedanken eingegeben haben, dich selber zu töten?“

„Die Verzweiflung hat mir viele Gedanken eingegeben, die schlimmer waren als der Gedanke, mich selber zu töten; jetzt aber habe ich nicht mehr die Absicht mich zu töten: ich werde am Leben bleiben und dennoch wird alles, was man hier angestiftet hat, Menschen ins Elend zu stoßen, vergeblich sein.“

„Was gedenkst du zu tun?“

„Das wirst du sehen . . . hierüber soll man nicht sprechen.“

Mit diesen Worten erhob sich Taenia schnell und befand sich urplötzlich vor dem Durchschlupf zu dem verfeuchten Loch und war einen Augenblick darauf schon fast darin, allein im gleichen Augenblick erklärten die Ketten des Anastas und schlangen sich seine festgeschmiedeten Arme um Taenias Leib.

„Halt!“ flüsterte er ihr ins Ohr, „halt! Ich habe verstanden, was du zu tun gedenkst, aber es ist nicht vonnöten. Ich werde dir deinen Gatten und deinen Kindern ihren Vater auf eine andere Weise wiedergeben. Bis zum Mittag ist noch Zeit genug. Eile denn, so schnell du kannst, vor die Stadt auf den Weg nach Asdod. Dort wachsen vor dem alten Tempel der Isis zwei Palmen . . . unter jener, die rechts steht, liegt mitten unter dem kleinen Riese ein großer Stein, der ähnlich aussieht wie ein zusammengerolltes Kälbchen

... Er ist zu schwer für dich, nimm aber eine Scherbe und stoßere damit unter jene Ecke, die wie das Maul aussieht. Wenn du drei Spannen tief gekommen bist, wirst du auf einen Kupferkessel stoßen. . . . Er ist ganz mit Gold angefüllt. Du bist so gut und so treu, daß du mir leid tust, und ich wußte noch nicht, was Mitleid heißt. . . . Ich wußte nicht . . . wie schön es ist, mit einem Menschen Mitleid zu haben. . . . Nimm denn mein Geld und kaufe deinen Mann los. Und eile jetzt fort, eile fort so schnell du kannst!“

Derweil sie diesen Worten lauschte, stand Laenia da, gestrafft wie ein geschmeidiger Bogen, kaum aber hatte Anastas das letzte Wort gesprochen, da flog sie dahin wie ein Pfeil vom Bogen fliegt und verschwand in der Richtung auf Asdod.

20

Während Laenia also auf dem Wege nach Asdod hineilte, spielten sich im Kerker zu Askalon erschütternde Szenen ab.

Es begann damit, daß, nachdem Laenia verschwunden war, um den Schatz zu holen, der Beitreiber Liburtius und der Kerkermeister Rabbula das Gefängnis betraten. Sie kamen mit schlimmen Absichten und traten beide vor Thalaläus, sprachen kein Wort zu ihm, sondern begannen seine Ketten von dem Ring, an den sie geschmiedet waren, loszulösen.

Thalaläus geriet in Bewegung und fragte sie unter Tränen, was ihre Absicht sei.

Sie aber sagten ihm: „Wir wollen dich in die Kam-

mer der Ausfägigen tun. Mag deine Laenia dich dort in ihren Armen empfangen.“

„Besser, ihr verbrenntet mich!“ flehte Thalaläus sie an.

„Wir wissen selber, was besser und was schlimmer ist,“ entgegneten Rabbula und Tiburtius, und zerrten ihn zum Loch, ohne auch nur im mindesten sein entsetzliches Jammern zu beachten. Von allen Gefangenen aber, die dieses Jammern mit anhörten, trat keiner für Thalaläus ein. So sehr fürchteten alle, daß Rabbula es ihnen wiedervergeltens könnte; als aber nach einem nicht geringen Kampfe Thalaläus an Anastas, dem Bösewicht, vorübergeschleift wurde, geschah etwas, das niemand erwartet hatte. Der ungemein kräftige Anastas schlug mit seinen Ketten Tiburtius und Rabbula so heftig vor den Kopf, daß sie niederfielen, und preßte sie zusammen und stieß sie in das verseuchte Loch hinein. Tiburtius sowohl als Rabbula kreischten laut auf, Anastas aber drohte sie zu töten, wenn sie es wagen würden, sich zu rühren.

Furchtbarer Aufruhr entstand im Kerker, und man brachte Millius alsbald die Kunde. Millius legte sogleich seine rote Toga an, nahm seinen Jüngling, den Schnellschreiber Eulogius mit, und begab sich mit ihm zum Kerker, allein er schwankte in völliger Ungewißheit, da er auch jetzt noch nicht wußte, was er eigentlich tun sollte.

Eulogius, der Schnellschreiber, fragte, dertweil er mit Millius Schulter an Schulter schritt: „Darf ich es wagen, meinen Herrn zu fragen, was er zu

tun gedenkt, wenn wir den Kerker betreten haben werden?“

Millius blieb stehen, blickte ihn an und erwiderte: „Die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht.“

„Trotz alledem, an wem gedenkst du Rache zu üben und für wen willst du eintreten?“

„Sag lieber, was du selber denkst, denn für einen guten Ratschlag kann gute Bezahlung werden.“

„So laß denn Rabbula und Tiburtius dort, wohin sie geraten sind. Sonst könnte es sein, daß sie gegen dich in dieser Sache zeugen werden, wofür dich weder der Imperator noch Theodora loben würden.“

„Allein was soll mit ihnen geschehen?“

„Oh, mein Herr! Reinigt das Feuer nicht alles? Man soll nur nicht mehr länger zaudern. . . . Wen bestellst du als Kerkermeister statt des Rabbula?“

„Wenn du willst, ernenne ich dich selber dazu.“

„Ich bin dir dankbar und werde es dir schon nach sehr kurzer Zeit durch die Tat beweisen.“

Mit solchem Zwiesgespräch näherten sie sich dem Kerker, an dessen Eingang sie die längst vorbereiteten Reisighaufen und eine große Menschenmenge vorfanden.

Als Eulogius die Menschen erblickte, trat er vor und sprach: „Bürger von Askalon, tretet beiseite und macht den Weg dem edlen Millius frei, der hier kommt die Schuldigen zu bestrafen, welche die Unordnung herbeigeführt haben, und jenen beizustehen, die unter der Grausamkeit des abgesetzten Kerkerwärters Rabbula und seines Genossen, des raubtierähnlichen Bei-

treibers Tiburtius, gelitten haben. Nach dem Willen Millius', meines Herrn, werde ich jetzt die Ämter der beiden in mir vereinigen, so daß im Kerker eine neue Ordnung herrschen wird.“

Die Menge schob sich auseinander und öffnete den Weg zum Eingang, gleichzeitig aber erschien Laenia.

Obwohl der Tag furchtbar schwül war und die Hitze ausstrahlenden Klippen die Blut nur noch mehr verstärkten, hatte die schwache und zerquälte Laenia die Ruinen schnell erreicht, die ihr der Räuber Anastas genannt, den Ries am angewiesenen Platz aufgedrückt, den Schatz erlangt und sich alsbald, so geschwind sie konnte, auf den Heimweg zur Stadt gemacht. Sie traf dort im gleichen Augenblick ein, da Eulogius seine Worte gesagt und Millius sich in den Kerker begeben wollte. Es war viel Gold, das sie bei sich trug, allein Laenia hatte sich nicht Zeit genommen, es abzuwägen oder zu zählen, sondern warf alles, was sie hatte, Millius zu Füßen und sprach: „Da ist das Lösegeld für meinen Gatten und für alle, die hier schmachten. Mögen das jene Leute nehmen, denen die Eingekerkerten es schulden, du aber laß augenblicks die Gefangenen frei.“

Millius staunte und wußte nicht, was er entgegen sollte; allein da raunte ihm Eulogius zu: „Jetzt gilt es zu zeigen wer du bist; in Minuten wie diesen mußt du dem Volk deine Gerechtigkeitsliebe beweisen.“

Das Gold war mehr als das dreifache der vollen Schuld des Thalaläus.

„Woher hast du mit einem Male diesen Reichtum?“

sprach Eulogius zu Taenia. „Dieses hier reicht hin, um alle freizukaufen, die ihrer Schulden halber im Kerker zu Askalon gehalten werden; ist es denn auch wirklich so, daß du alles das für die andern hergibst?“

Taenia erwiderte, sie habe das Gold aus der Erde geholt und wünsche, daß alle, die ihrer Schulden wegen gepeinigt würden, sogleich freigelassen würden.

Millius befahl das Gold abzuwiegen und den Schuld- nern alsbald die Freiheit zu geben. Eulogius aber, der gleichzeitig an Stelle von Liburtius Beitreiber und anstatt Rabbulas Kerkerwärter geworden war, ließ Schmiede kommen und die Ketten aller derer aufbrechen, die ihrer Schuld wegen im Kerker waren. Die Übel- täter aber und Mörder befahl er zur Barke zu bringen, schickte zum Markt, um für sie Nahrung und frische Gewänder kaufen zu lassen und auch weiche Pelzstücke, um diese unter die Ketten an jene Stellen zu tun, an welchen das Eisen bis zu den Knochen durchgedrungen war.

Dortweilen herrschte im Kerker ein gewaltiger Lärm, so daß niemand weder die Geräusche hören konnte, die von dem immer näherrückenden unterirdischen Stollen erklangen, noch das Brüllen Rabbulas und Liburtius' und die Schreie Anastas', der das schmale Schlupfloch, welches zu ihnen führte, mit seinem Leibe deckte. Ein jeder hatte nur noch mit sich selber zu tun.

Thalaläus wurde als erster freigelassen, und Taenia entfernte sich sogleich mit ihm; mit ihrem einen Arm umfing sie den Gatten, mit dem andern aber stützte sie auf ihrem Haupte den Korb mit der Nahrung, die sie

gekauft. Als Puplia die beiden sah, dachte sie nur, daß Taenia endlich getan hätte, was Millius wünschte, und setzte nach der freudigen Begrüßung ihres Sohnes Virina und Vitus auf seine Kniee und führte gleich darauf die Schwiegertochter beiseite und lobte sie ihres Gehorsams wegen.

Taenia hatte nur ein Lächeln zur Antwort. Sie erwiderte still: „Lobe mich nicht, ehrwürdige Puplia, deinen Ratschlag habe ich nicht befolgt und bin deines Lobes keineswegs würdig, — das Gold aber hat mir nicht Millius, der Würdenträger, sondern der Übeltäter Anastas gegeben.“

Da erschraf die alte Puplia, schlug die Hände zusammen und fragte: „Anastas! Oh, ihr barmherzigen Götter! Und wieso hast du denn seine rauhen Liebeskosungen den Liebeskosungen des Millius vorgezogen und wo hast du jenen Saft gefunden, der die Erinnerung auslöscht?“

„Oh Mutter des Thalaläus!“, entgegnete ihr Taenia, „ich habe mich keinerlei Liebeskosungen hingegen und nicht brauchte ich den Trank des Vergessens, aber jetzt ist es mir nicht möglich, dir zu erzählen, was sich mit mir zugetragen hat. Mag Thalaläus sich freuen und mit seinen Kindern zärtlich tun, uns aber laß schleunigst daran gehen, kochendes Wasser zu machen, damit wir für alle reichliche Nahrung zubereiten können, dann aber, wenn wir wieder vollzählig beisammen sitzen, was wir so lange nicht mehr getan, und uns gesättigt haben, will ich euch auf das genaueste erzählen, was ich erlebt habe und wie es ge-

schehen ist, daß das Geld des Anastas ohne den Tranß, der die Erinnerung tilgt, in meine Hände geraten ist.“

„Nein, Ärmste, es ist besser, wenn du all das vergiffest.“

Alein Laenia hatte aufs neue nur ein Lächeln und erwiderte nichts als dies: „Oh Mutter des Thalaläus! Der Missetäter verlangte von mir nichts dergleichen, woran du jetzt denkst und was du mir zu vergessen wünschest. Ich möchte im Gegenteil nichts davon vergessen und es allen erzählen, damit alle Menschen es wissen, was Anastas an mir getan, und in ihrem Herzen Mitleid für ihn empfinden.“

Und so geschah es denn, wie Laenia es wünschte. Nachdem die Speisen fertig geworden waren und die beseligte Familie ihren Hunger gestillt hatte, erzählte Laenia ihrer Schwiegermutter und ihrem Gatten, wie sehr sie im Kampf ermattet war und was sie nachts im Olivenhain gesehen und wie sie zurückgekehrt und Tiburtius begegnet war und wofür Anastas sie gelobt und ihr den Schatz gewiesen hatte, den sie als Lösegeld für alle Schuldner gegeben.

Und während sie dieses erzählte, vergoß Laenia Tränen um Anastas, und zwar geschah es genau um die gleiche Stunde, da im Kerker zu Askalon die letzte und auch die unmenschlichste That geschah.

Nachdem die Gefangenen herausgeführt worden waren, wurde der Kerker mit Reifig angefüllt, worauf der Schnellschreiber Eulogius mit eigener Hand die

brennende Fackel hineinwarf: der Wind wehte, und rasend prasselte die Flamme hindurch. Der Rauch erstickte den Bösewicht von Askalon, aber nicht ihn allein. Die Menschen, die bis zum Schlusse dort verweilten, sahen, wie Anastas im Fenster des verseuchten Loches erschien. Er hatte sich von den Ketten losgerissen und rüttelte, schon fast am Ersticken, an dem Fenstergitter . . . Hinter ihm aber sah man die Gesichter des brüllenden Rabbula und des Tiburtius; allein das Krachen des Brandes erstickte ihr Geheul und ihre Flüche. Eulogius ließ im Namen des Millius niemand dem Fenster nahe kommen, und so standen denn beide davor und hielten Wache, bis alles zu Ende war. Anastas erkannte sie, spie auf die rote Loga des Millius und heulte so laut, daß alle es vernehmen konnten: „Du bist der allergrausamste Missetäter zu Askalon!“

Und kaum hatte er das geschrien, da brachen durch die Menge zwei Männer, die keiner kannte. Beide waren nackt, und beide trugen Messer an ihren Hüften; während alles rings erstarrt und verwirrt dastand, warfen sich die beiden auf Eulogius und Millius und erstachen sie vor aller Augen; hinter ihnen aber segten andere heran, sie waren an Zahl mehr als zwanzig, und bemühten sich das Feuer zu löschen, das im Kerker wütete, allein es war schon nicht mehr möglich, es zu ersticken. Anastas, Tiburtius und Rabbula verbrannten, denn so verwegen auch die verzweifelten Räuber waren, die in die Stadt drangen, um Anastas zu retten, sie vermochten nicht in diese Hölle voller Feuer zu dringen. So sättigten sie denn ihr Verlangen nach Rache durch

die Ermordung des Millius und seines Schnellschreibers. Die Räuber wurden nicht ergriffen, denn über die Bürger von Askalon war der Schrecken gekommen, — es dachten alle, eine unzählige Menge von Räubern sei eingedrungen, und so eilten sie denn fort, ihre Häuser und ihre Angehörigen zu verteidigen. Außerdem freilich muß gesagt werden, daß nur der lebendig verbrannte Anastas Mitleid fand, Millius aber nichts als die allgemeine Verachtung.

22

Taenia hatte sich schon lange vorher mit ihrem Gatten entfernt und sah nichts von all den Greueln dieser letzten Szene. Der Tag verstrich für sie wie ein einziger Augenblick. Thalaläus begab sich noch vor Untergang der Sonne ans Meer, um darin zu baden, Taenia aber saß, ihre Kinder in den Armen haltend, derweil am Ufer und folgte mit ihren Blicken einer absegelnden buntgefärbten Trirème, auf der ein ägyptisches Saiteninstrument summt und junge Frauenstimmen im Chore sangen; auf der Erhöhung, die von einem grellgestickten indischen Gewebe bedeckt war, suchte eine junge Nubierin, nach der Wespe, als verhöhne sie noch zum Abschied die Stadt Askalon.

Das war Sergius, der aus Furcht vor Unruhen mit seiner Truppe nach Alexandria zurückfuhr.

Puplia hatte sich unterdessen in die Stadt begeben, um ein geräumiges Zelt zu kaufen, in dem die Familie besser untergebracht wäre als in der erbärmlichen Hütte. Die Zeltmacher, die Puplia zurückbeglei-

teten, schlugen das reine Zelt mit den roten und blauen Querstreifen auf und erzählten Taenia währenddessen, was vorgefallen war; als diese aber vom Untergang des Anastas hörte, seufzte sie auf und sprach: „Nicht ohne Grund bemitleiden ihn alle: er hat zwar viel Böses getan, doch nicht war in seinem Herzen das Mitleid erstickt; wer aber Mitleid fühlen kann, der ist noch nicht für ein tugendhaftes Leben erstorben und ist selber des Mitleides würdig.“

Und wiederum erzählte sie, welchen Versuchungen sie ausgesetzt gewesen war und welche Ratschläge ihr die allerehrenwertesten und nächsten Leute erteilt hatten, zum Schluß aber fügte sie hinzu: „Ich will keinem Vorwürfe machen; über eines aber muß ich staunen: wie es eigentlich kam, daß jene, die für ihr Leben besorgt waren, mir immer nur den übeln Rat gaben, meine Keuschheit wegzurwerfen, und daß nur zwei Menschen mich nicht darin bestärkten, — und zwar gerade jene, die an kein weiteres Leben mehr dachten: der eine war der Einsiedler im Grabe, der andere aber der dem Tode geweihte Anastas. Ich segne den erbarmungsvollen Himmel, daß er mich diesen beiden begegnen ließ, die nicht mehr am Leben hingen, und flehe ihn an, ihnen das ewige Leben zu verleihen.“

Als die Zeltmacher solche Worte vernahmen, senkten sie ihre Häupter und beendeten ihre Arbeit schweigend: sie ebneten den Boden unter dem Zelt, richteten den Platz für das Essen her und beschütteten die Erhöhung mit buntfarbigem Sand, so daß es wie ein geblümter Teppich ausah.

Thalaläus war um die gleiche Zeit zurückgekehrt und hörte ebenfalls die Worte, die Laenia sprach, als aber die Zeltmacher, nachdem sie ihren Lohn erhalten, zur Stadt zurückgingen und Puplia die Kinder fortführte, um sie im lauen Wasser mit schäumender griechischer Seife zu baden, sprach der Schiffer zu seiner Gattin: „Ich hörte wohl deine Worte vom Unterschied zwischen denen, die am Leben hingen, und jenen, denen es nicht mehr teuer war. Die Bemerkung war gut; und weißt du auch, daß ich damals in Damascus von jenem, der mir zum erstenmal von meinem neuen Glauben sprach, ein ähnliches vernommen habe?“

„Und was sagte denn dieser?“

„Er las mir solches vor: ‚jener, der das Leben liebt, der wird es verlieren, jener aber, der nicht daran hängt, der wird es nicht nur für sich selber finden, sondern wird auch andern die Kraft des Lebens verleihen‘.“

„Das ist vortrefflich, wieso aber kommt es, daß du dieses vergessen konntest und nur noch daran dachtest, wie du möglichst viel zu gewinnen vermöchtest?“

Thalaläus zuckte mit den Achseln, seufzte tief auf und sprach: „Ich wurde immer schlechter, je mehr ich den Reichtum berührte, — Reichtum ist gleichfalls nichts als ein Saft, der die Erinnerung abwendet: wenn man Reichtümer wünscht, verliert man unwillkürlich das wahrhafte Gut.“

„Das wußte ich immer schon“, fuhr Laenia leise fort.

„Allein wer hat es dir geoffenbart?“

Taenia ergriff die Hand ihres Gatten und preßte sie still an ihr Herz, mit der andern aber wies sie ruhig auf den Himmel.

Sie wurden nachdenklich, beide; die Abendröthe versank, tiefer wurde die Bläue des Meeres, — Nacht und Kühle brachen herein.

Taenia erhob sich, sie nahm das Antlitz ihres Gatten in ihre Hände, blickte ihm in die Augen und sagte, sie ginge jetzt, das Zelt für die Nacht herzurichten.

Thalaläus blieb allein zurück und saß still da, die Knie mit den Händen umschlingend. Er blickte zum Sternenhimmel empor und bald wieder in die dunkle Weite des grenzenlosen Meeres. Dies alles war für ihn eine Erneuerung seines Lebens, und er fühlte sich selber als den glücklichsten Menschen, dem eigentlich nichts mehr zu wünschen bliebe. Ein Gefühl der Dankbarkeit durchdrang ihn ganz und gar und gute Tränen feuchteten seine Augen, aber noch durch die Tränen gewahrte er seine keusche Taenia, die, nachdem sie ihre Arbeit im Zelt verrichtet, den Eingang öffnete, das Leinen mit ihren bis zu den Schultern entblößten Armen hoch über ihren Kopf hob, ihn beim Namen rief und mit einem Flüstern hinzufügte: „Mein Freund, so komm doch, — die Stunde ist günstig.“

Legendäre Charaktere

Versuch einer systematischen Übersicht

*

Diese Übersicht ist nach der ältesten gedruckten und übersehten Heiligenlegende zusammengestellt, deren Text von jener abweicht, die nach der Zeit Peters des Großen ediert wurde. Sie gehört nicht zu den Kirchenbüchern und genießt keinerlei kirchliche Autorität; sie zählt zu den Apokryphen, so daß auch ihr Inhalt, um einen Ausdruck Feofan Prokopowitschs zu benugen, zu der Kategorie der ‚leeren und zu belächelnden Fabeln‘ gerechnet wird. Diese Legenden sind daher in der Hauptsache nur von literarischem und historischem Interesse.

Vor dreißig Jahren, zu einer Zeit, da bei uns viel über die Frauenfrage geschrieben wurde, konnte man häufig hören, der Ruf der Frau wäre in Rußland durch die Überlieferungen, an die unsere Vorfahren glaubten, sehr geschädigt worden. Denn in diesen Überlieferungen, sagte man, würden die Frauen beständig als Verführerinnen dargestellt, die nichts weiter im Sinn hätten, als die Männer von ihren erhabenen Lebensaufgaben abzubringen und sie für ein Leben der Sinnenlust und des Unverständes zu gewinnen. Einige mehr hitzige als gründliche Freunde der Frauenfrage hatten derartige Beispiele herausgegriffen, und diese Beispiele, die kritiklos hingenommen wurden, genossen seitdem die Bedeutung überzeugender Fakten. Trotzdem ist jene Behauptung nichts weiter als eine Lüge; davon kann sich ein jeder leicht überzeugen, der sich wirklich bemüht, die weiblichen Typen der Heiligenlegende kennen zu lernen.

Das soll hier versucht werden.

Beim Durchforschen des ‚Prologs‘, der mir als reiche Quelle für Erzählungen wichtig war, fand ich genau einhundert Themen oder ‚Beispiele‘, die mehr oder weniger taugliches Material für dichterische Wiedergabe boten, und in fünfunddreißig von diesen hundert Geschichten spielt die Frau eine Rolle.

Das Jahr der Heiligenlegende beginnt mit dem ersten September, die erste verführerische Handlung wird unter dem fünften September beschrieben.

1. ‚Durch die Bosheit des Teufels fiel ein Bischof in Fleischesünde.‘ Niemand in seinem Bistum wußte davon; allein der Bischof war ein ehrlicher Mensch und vermochte selber nicht seine Sünde zu ertragen; so kam er denn in die Kirche, tat von sich sein Omphorium, kniete vor allen nieder und begann laut zu beichten, ‚kündend: ich kann von nun ab nicht fürder euer Bischof sein.‘

Mit einem Wort, dies war eine öffentliche reuige Beichte der fleischlichen Sünde, worauf die andern ihn eigentlich hätten ‚ausstoßen‘ sollen; da jedoch dieser Bischof ein sehr gütiger Mann war und die Leute ihn liebten, so tat es ihnen leid, ihn zu verlieren, und darum ‚schrie alles männiglich mit großem Weinen: es komme deine Sünde über uns‘.

Der Bischof wollte das nicht, aber das Volk bestand darauf. Da verlangte der gerührte Bischof tränenüberströmt eine Strafe von der Menge, und diese verhängte sie über ihn, nur damit er bliebe. Da legte sich der Bischof auf die Holzschwelle nieder und bat, daß jedes von den Weltkindern, das die Kirche verließ, ihn verächtlich mit dem Fuß stoße. Die Leute taten nach seinem Wunsch und traten nach ihm, als aber der letzte Mensch, nachdem er den sündigen Geistlichen gestoßen, die Kirche verlassen hatte, da erhob sich der Bischof, verneigte sich vor der Menge, die durch das Thor geschritten war, und verblieb in seinem bischöflichen Amt, und die Leute gerieten dadurch nicht in Verwirrung, denn sie waren ja davon überzeugt, daß ihm seiner Aufrichtig-

keit und Demut wegen die Sünde vergeben worden war. ‚Trat doch mit ihrem Fuß nach ihm‘ auch jene, die an seinem Sündenfall teilgenommen hatte.

2. Den 15. September. Einen jungen Wüstenmönch quälten unablässig Liebesphantasien. So ging er denn zu dem greisen Pachom und bat diesen um Rat: wie er sich davon wohl befreien könne. Jener aber (das heißt, der Greis) erwiderte: „wundere dich darüber nicht zu sehr; auch ich habe des öfteren damit zu kämpfen gehabt. Du siehst mich jetzt als einen alten und verwitterten Mann, ich sitze schon über vierzig Jahre hier in meiner Hütte, und alle meine Gedanken sind nur auf mein Heil gerichtet, und trotzdem bin ich bis zum heutigen Tage noch nicht frei davon.“

3. Den 29. Oktober. Ein greiser Wüstenmönch, namens Abraham, ‚war mit einer Frau beisammen‘, als er aber auf diese Weise in das Familienleben eindrang, gefiel es ihm nicht, denn er fand, es sei sehr mühevoll und unruhig, in einem Hause zu leben und überhaupt viel beschwerlicher als das Einsiedlerleben, an welches er sich bereits gewöhnt hatte. Da verließ denn Abraham jene Frau und ‚ging fort und verschloß sich in einem kleinen Kober‘. Nun hatte er keine Sorgen mehr; nachdem aber unser Abraham neun Jahre in solcher Abgeschlossenheit zugebracht hatte, starb ihm sein Bruder und ließ ein siebenjähriges Töchterchen zurück. Ob er nun wollte oder nicht, Abraham war gezwungen, seine Nichte zu sich zu nehmen. So verließ denn Abraham den ‚kleinen Kober‘, baute nebenan ein gleichartiges ‚Koberlein‘

und mauerte darin das Kind ein. Auf diese Weise eingemauert, lebte das Mädchen unter den Augen des Dnkels dreizehn Jahre in völliger Abgeschlossenheit und hatte keinerlei Gelegenheit, schlimme Beispiele zu gewahren, als sie aber in ihr zwanzigstes Jahr getreten war, ‚fiel sie durch den Neid des Teufels in Sünde‘. Es ist nicht klar, wie sie, obwohl sie eingemauert war, durch ihr kleines Fenster ‚Bekanntschaft mit Buhlerinnen schloß‘, wie es ihr gelang, aus ihrer Einsiedelei zu entweichen, allein sie ging mit diesen ihren Bekannten alsbald in ein ‚Gasthaus‘, in welchem sich Söldner zu versammeln pflegten, wenn es ihnen ihre Zeit gestattete. Die Krieger jenes Landes waren so sehr darauf aus, stets in weiblicher Gesellschaft zu sein, daß sie überall, wo sie es nur konnten, Mädchen zu sich heranlockten, und es war fast unmöglich, ein solches Mädchen von ihnen je wieder zurückzuerhalten. Sie gaben Frauen nur dann frei, wenn sie ihrer satt waren und sie selber fortjagten. Der Greis redete ihnen ins Gewissen, er schalt auf sie und drohte ihnen aus seiner Zelle, die Krieger aber verlachten ihn nur und gaben ihm seine jugendliche Einsiedlerin keineswegs wieder, sondern führten sie fort und brachten sie nicht mehr zurück. Da der greise Abraham dieses erkannte, nahm er seine Zuflucht zur List, die ihm auch zu dem gewünschten Erfolge verhalf. Denn eines Tages verließ er selber seine Zelle, besorgte sich ein Reitpferd und kriegerische Rüstung, warf sich alsbald in kriegerische Tracht und ritt in solcher vor jenes gleiche Gasthaus, darin die Krieger mit

den Frauen ihrer Lust frönten und in welches auch seine Nichte aus ihrer Zelle entwichen war. Der als Krieger verkleidete Einsiedler führte sich in dem Gasthaus so geschickt auf, daß keiner ihn erkannte oder Verdacht faßte, er sei ein Einsiedler, sondern jeder ihn für einen wirklichen Krieger hielt. Sogar seine Nichte erkannte ihn nicht, er aber spielte, kaum daß er ihrer gewahr geworden, alsbald die Rolle eines gewohnheitsmäßigen Wollüstlings und trug dem Mädchen, das keineswegs in ihm ihren Hüter vermutete, an, sie solle sich mit ihm von hier fortbegeben und ihm die weitere Zeit vertreiben, wofür er ihr das übliche ‚Geschenk‘ zu geben versprach. Das junge Ding, das freilich erst vor kurzem in dieses sündhafte Leben gezogen worden war, ahnte keinerlei Hinterlist und verließ das Gasthaus in der vollen Überzeugung, daß ein wirklicher Krieger mit ihr ginge und keineswegs ihr Onkel. Als jedoch die beiden dann allein waren, da enthüllte sich ihr unser Abraham und machte ihr Vorwürfe und ließ sie nicht mehr frei, sondern sperrte sie alsbald wieder in den ‚kleinen Kober‘, wo sie nach langem Jammern und Weinen schließlich ‚be-reute und zu guter Letzt wunderwirkend bald darauf verstarb‘.

4. Den 29. Oktober. Es lebte einmal ein Weib, Anna genannt, die ihr Seelenheil dadurch zu erringen suchte, daß sie ihr Leben in Männerklöstern verbrachte. Sie hatte sich den Namen Efimian beigelegt und lebte mit den Mönchen. Zwar wuchs ihr kein Bart, aber dieser Umstand führte keinen in Versuchung,

denn die Mönche dachten, daß Eſimian ein Verſchnittener ſei, und waren hierüber nicht erſtaunt. Allein einer der Mönche jenes Kloſters war zu ſeinem Unglück ein Mann, verfolgt von Einbildungen. Er wollte um jeden Preis in Erfahrung bringen, warum Eſimian keinen Bart habe. Zu ſeinem eigenen Drang geſellte ſich bald noch eine Verſuchung: unweit jenes Kloſters wohnte nämlich ein Weib, das Eſimians Geheimnis kannte und zudem ſchwaghafte war; dieſe nun ſagte dem Mönch, der an Einbildungen litt: „Es iſt gar kein Verſchnittener, es iſt eine lei denſchaftsloſe Frau!“

(Die es geſagt, verſchwand gleich darauf.)

Seit jener Zeit hatte es ſich der Mönch, der an Einbildungen litt, in den Kopf geſetzt, um jeden Preis den Eſimian zu belauſchen.

Er gab ſich jede erdenkliche Mühe, beſtrebt, den Eſimian zu Fall zu bringen, allein ſein Trachten ging mit Gottes Beiſtand fehl. Anna entging der Verſuchung.

5. Den 9. Februar. Es lebte ein gewiſſer Mönch in einer Einſiedelei, ohne je eine Frau zu Geſicht zu bekommen, der böſe Feind aber ‚legte ihm in den Sinn die Erinnerung an ſchöne Frauen‘. Schrecklich wurde der Einſiedler nunmehr von der Erinnerung an weibliche Schönheit geplagt. Eines Tages kam zu ihm ein anderer Mönch und kündete ihm, was ſich derweilen in der Welt Neues zugetragen habe, und erwähnte auch, daß die Schöne, die dem erſten Mönch einſt ſo ſehr gefallen hatte, geſtorben ſei. Da ergriff

jener Unglückliche, kaum daß es Nacht geworden, sein Handtuch und eilte zu jenem Ort, wo, nach den Worten des anderen, diese Schöne beerdigt worden war. Er grub ihr Grab auf, öffnete den Sarg und fuhr mit seinem Handtuch über das verfaulte Gebein, darauf kehrte er zurück, umgeben von dem Gestank der Fäulnis. Und dieses brachte ihm die Rettung. Denn wenn ihm wiederum seine Sehnsucht vormalen wollte, wie schön jenes Weib gewesen, dann griff er nur nach jenem ‚Gestank‘, breitete ihn vor sich aus und sagte: „Das ist alles, was von jeder Schönheit bleibt.“

6. Den 13. März. Danilo, der Ägypter, besaß die Wissenschaft, den Weibern ihre Unfruchtbarkeit zu nehmen. Es kam zu ihm einmal ein junger Ehemann mit der Bitte, er möchte doch sein Haus besuchen und seiner Frau, die unfruchtbar wäre, den Segen erteilen. Der Greis folgte der Aufforderung des jungen Ehemannes, die junge Frau aber wurde nach seinem Besuch ‚durch Gottes Willen gesegneten Leibes‘. Der Ehegatte war darüber höchst erfreut und ungemein befriedigt, allein seine Nachbarn begannen ihn auszulachen und sagten, das ganze Wunder bestehe in nichts anderem, als daß die Gattin von dem greisen Danilo schwanger geworden sei. Als das Gerücht hiervon auch zu Danilo drang, berief er den jungen und verwirrten Ehemann zu sich und sprach zu ihm: „Wenn nach einiger Zeit dein Kind geboren sein wird, lade du all deine Bekannten zu einem Mittagsmahl ein, auch ich will kommen, und dann wird sich die ganze Sache aufklären.“

Der junge Ehemann that also, wie es ihm der hilfsbereite Greis angerathen: zwanzig Tage, nachdem seine Frau das Kind geboren hatte, lud er alle seine Bekannten und Verwandten zu sich ein. Es kam auch Danilo, als aber alle bei Tisch saßen, nahm der Alte das neugeborene Kind auf die Arme und fragte es: „Wer ist dein Vater?“

Und das zwanzigtägige Kind streckte sein Ärmchen aus, wies mit dem Finger auf den jungen Ehegatten und sagte: „Jener da.“

7. Den 17. März. In einer Wüste lebten zwei Mönche, deren Freundschaft so stark war, daß sie einander gelobt hatten, sich nie zu trennen, „nicht nur im Leben, sondern auch im Tode“.

Allein plötzlich kam die Zwietracht des Satans über den einen. Der Teufel versetzte ihn in eine solche unüberwindliche Trübsinnigkeit, daß der Betroffene es nicht länger ertragen konnte und zu seinem Bruder sprach: „Laß mich fortziehen an einen Ort, wo es Menschen gibt; ich kann es hier nicht länger aushalten, — ich will leben wie alle und will mich vergnügen.“

Der weisere Bruder gab sich alle Mühe, dem Unglücklichen diese Gedanken auszureden, damit er seine Leidenschaft bezähme und nicht die vielen in Keuschheit zugebrachten Jahre verliere; allein jener hatte die Beherrschung völlig verloren und blieb darauf bestehen, er müsse fortgehen, sein Vergnügen zu suchen.

„Was aber soll ich in diesem Falle tun?“ fragte der einsichtigere Bruder. „Du erinnerst dich doch, ich habe das Gelübde geleistet, mich nie von dir zu tren-

nen! . . . Was soll ich jetzt tun, da du dich der Wollust hingeben willst, deren ich mich enthalten möchte?“

„Das geht mich jetzt nichts mehr an,“ entgegnete der von Leidenschaft verblendete Bruder. „Tu, was du für richtig hältst, ich aber kann nicht mehr zurück: wie ich gesagt, so will ich tun, ich will gehen ein trostvolleres Leben suchen, du aber kannst ja in deiner Wüste zurückbleiben; und übrigens,“ fügte er hinzu, „wenn du schon bei mir bleiben willst, so komm meinerwegen mit mir in die Stadt und laß uns beide das Vergnügen suchen. Vielleicht wird es mir dort nicht lange zusagen, leicht möglich, daß ich bald wieder zur Besinnung komme, dann kann es geschehen, daß ich mit dir hierher zurückzukehren bereit wäre.“

Der verständige Bruder überlegte: welch ein Unglück ist jenem zugestoßen! Sein Verstand ist völlig verdunkelt, und ist es möglich, ihn in diesem Zustand allein fortzulassen? Denn wenn er allein ist, wird er bestimmt einer Schar von Wollüstlingen zur Beute fallen, deren Sinn seiner jetzigen besessenen Verfassung ähnlich ist, und dann wird er von diesen so gefesselt werden, daß er unwiederbringlich zugrunde geht; darum ist es besser, ihn nicht aus den Augen zu lassen und die Änderung in ihm abzuwarten, welche die Zeit gewißlich verursachen wird.

Wohlan, überlegte der Einsichtsvolle weiter, mag es denn geschehen, daß ich selber mich der Versuchung nähere, das ist besser, als einen anderen Menschen in seiner Schwäche völlig allein zu lassen. Nein, ich will bei ihm bleiben und mit ihm gehen, um darauf zu

warten, daß sein Geist und seine Gefühle wieder in jene lichte Verfassung kommen wie zuvor.

So erhob sich denn der weisere Bruder und folgte seinem leidenschaftlichen Bruder zu der Stadt.

Die Wanderung war mühselig, denn der Weg war lang, und der leidenschaftliche Bruder eilte rasch dahin; kaum war dieser in die Stadt gekommen, da verschwand er alsbald hinter einer Gartenmauer, von wo Händeklatschen und Lieder tönten, und hinter der man die Anflüge und Schultern von Frauen wahrnehmen konnte. Der verständige Bruder aber ließ sich auf die staubige Straße vor der Umzäunung sinken, griff mit seinen Händen in den Staub der Erde, brach in Schluchzen aus und streute sich den Staub aufs Haupt.

Menschen, die vorübergingen, fragten ihn, warum er weine. Er aber entgegnete ihnen die volle Wahrheit: „Mein geliebter Bruder, der sich so lange eines keuschen Lebens befleißigte, ist dort hinter jenem Gartenzaun verschwunden.“ Da lachten die Leute über ihn und sagten: „Was ist denn dabei? Geh denn auch du dort hinein und vergnüge dich in unserer Gesellschaft.“ Denn sie gingen alle dort hinein, der verständige Bruder aber blieb im Staube sitzen und schluchzte nur.

So verging die ganze Nacht, der Bruder aber, der hinter dem Gartenzaun verschwunden war, kam nicht eher hervor, bis der neue Tag am Himmel aufging; erst dann strömte eine große Schar von Männern aus der Umzäunung, die lärmten und sich stritten, und in dieser unordentlichen Gesellschaft befand sich auch der leidenschaftliche Bruder, mit blasssem Gesicht, zerrauten

Haaren und erloschenem Blick. Allein kaum war der leidenschaftliche Bruder herausgekommen, da sprang der verständige Bruder alsbald auf, eilte voller Freude auf ihn zu und rief: „Warum nur bist du dort so lange geblieben! du hast mich lange warten lassen, gut, daß du endlich gekommen bist: du siehst natürlich jetzt ein, wie abscheulich das alles ist und wie schnell es dich verderben kann. Komm denn, laß uns schnell von hier in unsere Wüste zurückkehren!“

„Ach, laß mich doch gefälligst in Ruhe!“ entgegnete der leidenschaftliche Bruder. „Es ist gar nicht so abscheulich, wie du es dir vorstellst. Im Gegenteil, es hat mir dort sehr gut gefallen, und ich werde um keinen Preis der Welt mit dir in die Wüste zurückkehren, du aber kannst, wenn du willst, gehen. Ich stehe dir nicht im Wege.“

!; Wie große Mühe sich der verständige Bruder auch gab, den Leidenschaftlichen zu überreden, es war alles vergebens: dem Leidenschaftlichen hatte es so in dem umzäunten Garten gefallen, daß eine Raserei ihn völlig ergriffen hatte und er sich nicht mehr vor Gottes Gericht scheute, noch vor den ewigen Qualen, und um keinen Preis mehr mit dem verständigen Bruder in die Wüste zurückkehren wollte. Er hörte den verständigen Bruder schweigend an, insgeheim aber dachte er nur daran, wie er wohl den Tag am besten verkürzen könne, um abends aufs neue in jene Umzäunung zu geraten, deren Freuden ihn, je mehr er an sie dachte, mit um so größerer Gier erfüllten.

Da der verständige Bruder diese entsetzliche Raserei

des Unglücklichen sah, ließ er davon ab, ihm zuzureden, wieder in die Wüste zurückzukehren, legte sich vielmehr selber in Gedanken die Frage vor: ob es für ihn wohl möglich sei, den Bruder und Freund im Zustand solcher Verrücktheit zu verlassen? und da erkannte der einsichtige Bruder, nachdem er alles von den verschiedensten Seiten betrachtet hatte, daß jener ohne ihn durch das Laster zugrunde gehen würde, und darum entschloß er sich bei ihm zu bleiben, bis der Zustand der Besessenheit vorbeigegangen sei.

Allein um in der Stadt leben und sich hinter ‚Umzäunungen‘ vergnügen zu können, mußte man Geld haben, weitere Gelder aber hatten unsere Einsiedler aus der Wüste nicht und mußten daher trachten, Arbeit zu finden. So arbeiteten denn beide mit aller Kraft, der Verständige sowohl als auch der Leidenschaftliche, abends aber nahm der leidenschaftliche Bruder nicht nur seinen eigenen Verdienst, sondern auch was der verständige Bruder verdient hatte, und gab alles dieses nachts für seine Vergnügungen hinter der ‚Umzäunung‘ aus. Den verständigen Bruder jammerte es nicht, und nicht stritt er mit dem leidenschaftlichen des Geldes wegen; es jammerte ihn nur, mit ansehen zu müssen, wie jenes Tugend fiel und er sich Tag für Tag tiefer in den stinkenden Sumpf des Lasters tauchte, von dem der verständige Bruder im Grunde genommen nichts wußte, wenn er auch immer mehr staunen mußte, wie stark die Sünde sei, die jetzt so furchtbar von seinem Bruder Besitz ergriffen hatte. Trotz allem aber glaubte er immer noch daran, daß seine Liebe irgendwann den

Bejessenen retten werde, und darum setzte sich jedesmal, wenn der Leidenschaftliche in die ‚Umzäunung‘ ging, der Verständige auf den Straßenrand gegenüber der Umzäunung, streute sich Straßenstaub aufs Haupt und weinte bitterlich. Der Leidenschaftliche sah es zwar, allein es hielt ihn nicht zurück, und schnellen Schrittes entwich er ins Innere der ‚Umzäunung‘.

So ging das jede Nacht — der eine gab sich seinem Vergnügen hin, während der andere diesen Wahnsinn beweinte.

Tags sprachen die Brüder nicht mehr miteinander, schweigend gingen sie zur Arbeit, schweigend gingen sie fort, und nicht mehr versuchte es der verständige Bruder, dem leidenschaftlichen Vorwürfe zu machen. Und endlich rührte das den leidenschaftlichen so sehr, daß er sich eines Tages dem einsichtigen zu Füßen warf und rief: „Oh, mein geliebter Bruder! Deine Geduld hat meine Seele getroffen! nimm mich denn in deine Hand und tue mit mir, was du für Recht hältst! Ich will nicht länger der bleiben, der ich geworden, allein ich vermag auch nicht, mich selber zu führen.“

Da tat denn der verständige Bruder alsbald das, was er für das Beste hielt: er las den leidenschaftlichen vor dem Thor jener ‚Umzäunung‘ auf, denn eben an dieser Stelle vollzog sich dessen rettende Wandlung, und führte ihn aus der Stadt in die Wüste und ‚gewann also seinen Bruder zurück‘.

Da er die wahnwitzige Leidenschaft des Unglücklichen gesehen, überließ ihn der einsichtige Bruder auch in der Wüste nicht mehr sich selber, sondern schloß ihn in ein

enges Kämmerlein ein, in welchem jener in kurzer Zeit zu großer Vollendung kam und bald darauf starb.

8. Den 15. April. Zwei Mönchen, die miteinander gelebt hatten, wurde eines Tages die Einsamkeit zu viel, und sie gingen in die Stadt. Dort nahmen sie sich alsbald zwei Weiber und trafen alle Anstalten, mit diesen gemeinsam zu leben, ihre Gelübde aber vergaßen sie. Allein schon bald erkannten sie, daß es keineswegs so leicht ist, mit Frauen zu leben, wie sie es erwartet hatten, sondern daß dieses ein ziemlich mühseliges Geschäft ist, da die Frauen unablässig bald das eine und bald das andere fordern und auf gütliches Zureden nicht hören wollen, so daß man sie ernst ermahnen und zum Gehorsam zwingen muß, wodurch das gemeinsame Leben mit ihnen weniger Vergnügen und Freuden bringt als unablässigen Ärger. Da kamen denn die Mönche miteinander überein, daß sie nicht imstande seien, ein solches Familienleben zu ertragen, und beschloßen, die genommenen Weiber zu verlassen; sie entflohen vor ihnen in ein Kloster, wo sie alles beichteten, was sie während der Zeit ihrer Verirrung erlebt, und die Strafe trugen. Die Ältesten ließen sie dableiben, aber sie sperrten die beiden ein, damit sie Buße täten; als nun die Zeit ihrer Buße vorüber war, ging man die beiden anschauen und sah, daß das Eingeschlossensein auf jeden von anderer Wirkung gewesen war: der eine sündhafte Mönch war völlig mager geworden und sah ermattet aus, der andere aber war im Gegenteil rüstigen Leibes und von frischer Gesichtsfarbe. Da fragten sie den Abgemagerten: „Was ist mit dir ge-

schehen?“ Und er entgegnete: „Es steckt mir wie ein Knochen im Halse, wenn ich daran denke, was ich angerichtet.“ Und sie fragten darauf den Rüstigen dasselbe, er aber erwiderte: „Ich muß mich in einem fort selber freuen, vor welchem Elend mich der Herr bewahrt.“

Da berieten die Ältesten die beiden Antworten und kamen zu dem Beschluß, es seien die beiden Brüder gleicherweise zum rechten Verständnis gekommen.

9. Den 1. Mai. Zwei Brüder, die in der gleichen Einsiedelei lebten, waren bewandert in künstlichen Arbeiten und gingen eines Tages, als sie Vorrat genug hatten, in die Stadt, um ihre Erzeugnisse dort zu verkaufen. Kaum waren sie durch das Thor in das Stadttinnere gekommen, da trennten sie sich alsogleich und gingen nach verschiedenen Seiten: der eine nahm die Straße, die vom Thore nach rechts führte, der andere jene, die nach links abbog. Den ganzen Tag über sahen sie einander nicht. Als aber die Stunde geschlagen hatte, in der sie sich am vereinbarten Platze begegnen wollten, um wieder in ihre Einsiedelei zurückzukehren, da sprach der Bruder, der links gegangen war, zu jenem, der nach rechts gegangen war: „Weißt du auch, es ist mit mir etwas geschehen, das mir verbietet, wieder in unsere Einsiedelei zurückzukehren.“

„Was ist dir denn zugestoßen?“ fragte der andere Bruder.

„Dieses nämlich, daß, als wir beide uns voneinander getrennt hatten, ich einem sehr schönen Weibe begegnet bin, dessen verführerischen Lockungen ich endlich unter-

lag, und so habe ich denn mein Gelübde der Keuschheit übertreten.“

„Das ist sehr schlimm,“ erwiderte der andere Bruder, „allein da es bereits geschehen ist, so mußt du um so mehr von hier fortteilen, um zu unserer Wüste zu gelangen.“

„Oh nein, mein geliebter Bruder,“ entgegnete der Gefallene, „ich wage es jetzt nicht mehr, unsere reine Behausung durch meine Anwesenheit zu entweihen.“

Der Bruder, der die Straße nach rechts genommen hatte, bat ihn jedoch nur noch inständiger, möglichst schnell zur Wüste zurückzukehren, und zog ihn sogar an der Hand; der Gefallene aber wollte ihm nicht folgen, sondern erwiderte ihm: „Nein, nein, es wird dir eine Last sein, mit mir zu hausen. Denn du bist ja noch rein.“

Da dachte der andere Bruder ein wenig nach und gab ihm zur Antwort: „Das braucht dich nicht zu bedrücken, daß mir deine Anwesenheit zur Last fallen könnte, denn als wir uns heute trennten und du nach links gingst, während ich meine Erzeugnisse nach rechts trug, geschah mir auf der rechten Seite der Stadt genau das gleiche, was dir auf der linken zustieß.“

Da ermunterte sich der erste Bruder und rief: „Das heißt, wir sind dann gleich!“

„Ja, wir sind einander nun gleich, denn wir sind beide gefallen.“

„Und was sollen wir jetzt tun?“

„Laß uns beide als gleiche in unsere Einsiedelei zurückkehren, und laß uns beide gemeinsam unsere Reue vor den Ältesten tragen.“

„Und was werden uns wohl die Ältesten auferlegen?“

„Was sie uns auferlegen werden, das werden sie uns auferlegen, dem einen das gleiche wie dem andern. Verzage nur nicht, wir werden es nach unserm Verschulden ertragen, und da ich älter als du bin, so werde ich gewißlich die härtere Strafe tragen müssen, während man dich, den jüngeren, leichter strafen wird.“

Der Bruder, der links gegangen war, wurde in seinem Herzen bewegt und folgte ihm in die Einsiedelei. Und dort geschah ihnen, wie der andere Bruder es vorhergesagt hatte, er, der freilich keineswegs sündig war, sondern die Sünde nur auf sich genommen hatte, um den Mut des gefallenen Bruders zu beleben und ihn nicht zur Verzweiflung zu treiben.

10. Den 21. Mai. Einstens ging ein Mönch aus dem Kloster zum Fluß, um dort Wasser zu schöpfen, aber er bemerkte am Ufer des Flusses ein Weib, das Gewänder wälkte, das heißt eine Wäscherin, die dorten wusch, und es geschah dem Bruder, mit dieser gemeinsam zu fallen. Nach Vollzug dieser Sünde schöpfte der Mönch das Wasser und trug den Eimer ins Kloster zurück, unterwegs aber umringten ihn die Scharen der Dämonen und gellten ihm die Ohren voll: „Warum gehst du zum Kloster zurück? Dort ist jetzt kein Platz mehr für dich; bleib lieber bei deiner Wäscherin!“

Diese Worte setzten den Mönch zwar sehr in Verwirrung, allein er begriff sogleich, daß die Dämonen ihn hierdurch nur vom Weg des Heiles abbringen wollten, und entgegnete daher: „Warum heftet ihr

euch an mich, und warum fallet ihr mir zur Last! Ich will mich keineswegs der Verzweiflung ergeben!“

Und so kam er denn wieder in seine Zelle zurück und verdammte sich selber zum Gelübde des Schweigens, doch wurde seine Verfehlung nach einiger Zeit einem der greisen Mönche offenbar. Da beichtete der Mönch und sagte, er hätte seine Sünde verschwiegen aus Furcht, sich der Verzweiflung ergeben zu müssen. Und der Greis lobte ihn seiner Vernunft wegen.

11. Den 24. Mai. Ein greiser Wüstenmönch, der sein ganzes Leben in der Einsiedelei verbracht hatte, ging einst nach Alexandria, um seine Erzeugnisse zu verkaufen, und sah dort einen Mönch in eine Schenke treten. Da setzte sich der Wüstenmönch gegenüber der Türe hin, durch die der Mönch aus Alexandria gegangen war, und hub an zu warten, bis jener wieder herauskäme. Als der Mönch nach kurzer Zeit sich wieder auf der Schwelle zeigte, eilte der Einsiedler auf ihn zu, umfing ihn mit seinen Armen, preßte ihn an sich und redete ihn also an: „Was tust du da, Unglücklicher? Oder weißt du nicht, welche eine Würde du trägst? Warum begibst du dich freiwillig in die Netze des Feindes, weswegen betriffst du eine Schenke, in der sich unwürdige Männer und Weiber versammeln? Ich flehe dich an, flieh zu uns in die Wüste, denn nur so kannst du gerettet werden.“

Allein der junge Stadtmönch schob die Arme des Einsiedlers beiseite und entgegnete ihm: „Zieh deines Weges, Alter, — Gott sucht nichts außer einem reinen Herzen.“

Da schlug der Alte die Arme zum Himmel und sagte: „Ich, der ich in der Wüste lebe, habe mir noch kein reines Herze erworben, dieser aber, der in die Schenken geht, hat es erworben.“

12. Den 3. Juni. Es traf sich, daß der Vater Paphnutius einstens in der Wüste einem nackten Menschen begegnete, dessen Bekleidung nur aus seinen langen Haaren bestand; er begann diesen nach seinem früheren Leben auszufragen. Da sagte ihm der nackte Mann, daß er anfangs in einem Kloster gelebt, wo er das Amt eines Webers bekleidet hätte, aber schließlich des Lebens im Kloster satt geworden wäre und so auf den Gedanken gekommen sei, daß es besser für ihn wäre, allein zu leben: „das tat ich auch und begann für mich zu arbeiten und lebte dabei sehr gut“; allein das ging nur so lange, „bis nicht der Teufel sein Auge auf mich warf. Denn eines Tages bat mich eine Nonne, ihr ein leinen Tuch zu weben. Ich tat's. Da bat sie mich ein andermal wieder um eines. Auch diesen Wunsch erfüllte ich ihr, und da ich mich nunmehr schon gewöhnt hatte, mit ihr zusammenzukommen, und von Stunde zu Stunde die Vermessenheit zunahm, entsprang schließlich daraus die Ungeseglichkeit.“ Aber einige Zeit darauf war die Reue über ihn gekommen, er hatte die Nonne verlassen und war in die Wüste entflohen, in der Paphnutius ihn nackt angetroffen hatte.

Paphnutius kam mit ihm ins Gespräch und fragte ihn schließlich: „Wie ist es, ich sollte wohl meinen, daß dir das Leben hier anfangs schwergefallen ist?“

„Ich war sehr erschöpft,“ entgegnete der Nackte,

„und lag in einer Höhle, voll Kummer und Leiden.“ Auch hätte er darauf wieder zu seiner Nonne zurückkehren wollen, aber da kam ein Mann, und der schnitt mir wie mit einem Messer mein ganzes Inneres heraus, säuberte es, tat es wieder hinein und strich es mit seinen Händen zu, — seit jener Zeit aber haben mich Kummer und Leid verlassen‘.

13. Den 20. Juni. In einer entfernten Wüste lebte ein wohlgesinnter betagter Einsiedler, der nur noch eine einzige nähere Verwandte besaß, die er in der Welt zurückgelassen hatte. Sie hatten einander lange nicht mehr gesehen, und plötzlich bekümmerte dieser Umstand jene Frau, und sie faßte den Entschluß, ihren Verwandten aufzusuchen. Das Weib verfolgte hiermit keinerlei böse Absicht, sondern sie wollte nur ihrer verwandtschaftlichen Gesinnung entsprechend nachforschen, ob der Wüstenmönch schon gestorben oder ob er noch am Leben sei; und wenn er noch lebte, wollte sie mit ihm von göttlichen Dingen plaudern und versuchen, ihm nach Kräften dienstbar zu sein. Sie irrte lange durch die Wüste, endlich aber begegnete sie einem Hirten, der Kamele weidete. Da erzählte ihm das Weib, wen sie suche. Der Kamelhirt kannte den Einsiedler und wies ihr den Weg, auf dem sie die kleine Höhle finden konnte, die gar nicht weit entfernt lag. So fand denn die Frau schließlich ihren Verwandten. Er vermochte sie nicht mehr wiederzuerkennen, allein sie sagte ihm, sie sei seine Unverwandte. Da nahm sie der Wüstenmönch auf. Die beiden gerieten miteinander ins Gespräch, allein kaum

war die Nacht gekommen, da übertrat der betagte Einsiedler mit ihr sein Gelübde der Keuschheit. Dieser Umstand wurde durch folgenden ungewöhnlichen Vorfall sogleich bekannt. In der gleichen Wüste lebte in einiger Entfernung ein anderer betagter Einsiedler, der es sich sonst nicht einfallen ließ, nachzuforschen, wie es beim benachbarten Einsiedler aussieht; allein er ging, wie es seine Gewohnheit war, Wasser schöpfen und hatte kaum seinen Eimer ins Wasser getan, da drehte der Eimer sich mit einmal um. Der Alte staunte darüber weidlich, denn bis zu jenem Tage hatte sich sein Eimer noch niemals umgedreht. Er schöpfte zum andern Male, aber kaum berührte der Eimer die Flut, da drehte er sich aufs neue um.

Und alsbald fuhr es dem Einsiedler durch den Kopf: hier waltet offenbar Gottes Vorsehung.

Da er aber in seiner völligen Einsamkeit sich nicht klar machen konnte, wozu ihm dieses Zeichen geworden war, begab er sich, ohne Zeit zu verlieren, zu dem anderen Einsiedler, der sein Heil, wie er wußte, an einer anderen Stelle derselben Wüste suchte.

„Ich will zu ihm hingehen und es ihm erzählen“, überlegte der Alte, „zu zweien werden wir es sicherlich besser verstehen können.“

Der andere Einsiedler aber, zu dem jener hinzugehen gedachte, war just der gleiche, bei dem sich um die Zeit jene Verwandte befand.

So ging denn der andere Einsiedler zu ihm, um Rat zu holen, allein für einen Tag war der Weg zu lang, und er mußte unterwegs in den Mauern eines

heidnischen Götzentempels übernachteten, wo er alsbald alles erfuhr. Und zwar geschah das so, daß eben in dieser Nacht sich die Scharen der Dämonen in jenem Götzentempel versammelten und mit ungemeiner Freude ein lärmendes Fest feierten, wobei sie heftig damit prahlten, sie hätten einen bekannten und erfahrenen Wüstenmönch betört, dessen Namen sie dabei mehr als einmal nannten.

Das war gerade der, zu dem unser Reisender sich begab. Allein obwohl das Gehörte den Reisenden sehr in Verwirrung setzte, schritt er dennoch weiter des Weges zu dem, der mit seiner Verwandten gesündigt hatte, kam an, begrüßte ihn und fragte: „Was soll ich davon denken, Vater, — kaum wollte ich meinen Eimer mit Wasser füllen, da drehte er sich, während er hoch vollief, um?“

Jener aber sah ihn nur an und legte ihm an Stelle der Antwort selber eine Frage vor: „Und was müßte ich wohl davon halten, wenn ich die Sünde des Fleisches begangen hätte?“

„Das weiß ich bereits,“ entgegnete der Gast, „ich hörte davon in dem Tempel der Götzenbilder sprechen.“

Allein kaum hatte der betagte Einsiedler, der das Gelübde der Keuschheit gebrochen, vernommen, daß bereits die Dämonen davon sprächen, da sprang er auf und rief voller Verzweiflung: „Nun, wenn dem so ist, dann ist mir schon alles gleich — dann will ich die Wüste verlassen und in die Welt gehen!“

Der andere jedoch, jener, dem der Eimer sich um-

gekehrt hatte, redete es ihm aus und gab ihm den Rat, statt dessen lieber die Verwandte ziehen zu lassen.

Der Greis gehorchte ihm und führte fortan ein besseres Leben.

14. Den 27. Juni. Die Väter Daniel und Palladios kamen einst nach Alexandria und begegneten einem jungen Mönch, der gerade das öffentliche Bad verließ. Das kam ihnen verdächtig und wohl auch nicht anständig vor, und darum sagten sie es ihm, er aber entgegnete ihnen statt jeder Reue nur dieses: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Die Wüstenväter baten ihn alsbald um Verzeihung, bejammerten ihn aber insgeheim, zumal ihnen nicht entgangen war, daß zwei Mohren sich beständig in seiner Nähe hielten. Einige Zeit darauf erfuhren sie, daß eben dieser junge bildschöne Mönch aus Konstantinopel nach Alexandria gekommen und hier alsbald in unerlaubte Beziehung zu der Gattin des Eparchen getreten war, doch erfuhren sie auch des ferneren, daß die Diener des Eparchen ihn gefangen und in der Absicht, ihn zum Eunuchen zu machen, so verunstaltet hatten, daß er drei Tage darauf gestorben war.

15. Den 22. Juli. Es lebte in einem Kloster ein vielbetagter Greis, dessen Kräfte schließlich nachließen. So wurden ihm denn die Arbeiten, die er bis zu jener Zeit ausgeführt, abgenommen und auf andere verteilt. Dies bekümmerte den Greis sehr, und er beschloß, um nicht den anderen das Brot wegzueissen, nach Ägypten zu wandern. In jenem Kloster weilte gleichzeitig mit ihm ein anderer betagter Mönch, Moses

genannt, der schon vordem in Ägypten gewesen und überhaupt ein sehr erfahrener Mann war; dieser sagte zu unserem Alten: „Geh nicht nach Ägypten, denn es gibt dort sehr viele Weiber, und es kann leicht geschehen, daß du verführt wirst.“

Der Alte aber glaubte ihm nicht und kränkte sich sogar über die Worte.

„Was sprichst du da für ungereimte Dinge!“ erwiderte er dem Moses. „Du solltest dich schämen, dergleichen vor mir auch nur zu erwähnen! Oder siehst du vielleicht nicht, wie alt ich geworden bin und daß mein ganzer Körper schon welk und erstorben ist?“

Allein Moses blieb bei seinen Worten und fügte sogar noch hinzu, daß, wie alt ein Mensch auch sei, es für ihn nicht gefahrlos wäre, in Ägypten zu weilen, solange er noch lebe.

Der betagte Mönch war über diese Worte so sehr erzürnt, daß er dem Moses sagte, er sei unbescheiden und ein Verführer, selber aber sogleich aufbrach und nach Ägypten wanderte. Der Ruhm dieses Alten war so groß, daß man ihn bereits in Ägypten kannte und daß die Leute untereinander von seinem bemerkenswerten Leben sprachen. Kaum war also der betagte Mönch in Ägypten angekommen, da traten alsbald die verschiedenartigsten Leute vor ihn, geistlichen Zuspruch und Heilung von ihm zu empfangen. Anfangs ging alles sehr wohl vonstatten, allein eines Tages kam auch eine gewisse Jungfrau, ihm nach Gottes Geheiß zu dienen. Sie litt an einer unheilbaren Krank-

heit, wurde aber trotzdem vom Greise geheilt, jedoch verübte er bei der Gelegenheit mit ihr die Sünde der Fleischeslust, worauf sie gesegneten Leibes ward. Die Leute, die zu dem Alten kamen, mußten die Lage des Mädchens nach und nach bemerken und tauschten ihre Meinungen darüber aus. Ein einfältiges Geschöpf aber legte ihr kurz und bündig die Frage vor, von wem sie das habe. Da antwortete das Mädchen: „Vom Wüstenvater.“ Die einen glaubten ihr, allein die anderen versagten ihr den Glauben, da jener Alte schon in der That ungemein betagt war. Als aber der Mönch selber den Streit der Meinungen zu hören bekam, bekräftigte er die Worte des Mädchens. Er sagte: „Ich bin es, der das angestellt hat, ihr aber sollet das Kind, wenn es geboren ist, bei euch aufnehmen.“ Und wie er gebeten, wurde das Kind, nachdem es geboren, aufgezogen.

Einige Zeit darauf wurde in dem Kloster, aus dem er gekommen, ein Fest gefeiert, zu dem sich viele Leute versammelt hatten; da erschien plötzlich in ihrer Mitte jener betagte Mönch und trug auf seinen Armen das Knäblein und betrat mit ihm die Kirche, wandte sich zu den anderen Mönchen und Einsiedlern und sprach zu ihnen: „Sehet ihr dieses Kind? Es ist die Frucht meiner Unbotmäßigkeit. Hütet euch denn davor, denn wenn dieses trotz meines Alters mit mir geschehen konnte, wieviel leichter kann es mit einem jeden von euch in seiner Jugend geschehen.“

Und alle, die es sahen und vernahmen, brachen in Tränen aus.

16. Den 25. Juli. Einstmals lebte in einem ägyptischen Kloster ein berühmter Diakon, dessen Ruf weit durch die Lande ging. Um die gleiche Zeit geschah es, daß ein Fürst jenes Landes einen einfachen Mann mit seinen Verfolgungen heimsuchte, weil dieser eine sehr schöne Gattin hatte. Auf seiner Flucht vor den Verfolgungen des Fürsten kam der einfache Mann mit seiner Familie in das Kloster, um hier seine Gemahlin vor den leidenschaftlichen Nachstellungen des ungestümen Fürsten zu verbergen. Die Mönche nahmen die Ehegatten auf, allein der Mann gewann hierdurch kein besseres Los, denn es kamen über den Diakon die unsauberen Kräfte des Feindes, und alsbald geschah mit der Frau des schlichten Bürgers eben das, womit sie die Ungezügeltheit des Fürsten bedroht hatte. Allein der Diakon, der an die Stelle des Fürsten getreten war, wurde ertappt und geschmäht und schließlich dazu verurtheilt, lebendig im Kerker eingemauert zu werden, was alsbald auch geschah. Lange Zeit mußte der Diakon lebendig eingemauert schmachten; schließlich aber entstand in jenem Lande eine langwierige Dürre, und wieviel man auch Gebete darbrachte, der Himmel möge Regen herabsenden, — es gab keinen Regen. Da erschien einem älteren Mönche ein Gesicht, man solle den eingemauerten berühmten Diakon aus seinem Kerker befreien und wiederum sein Amt verrichten lassen. Die Eingebung wurde befolgt, und als der Kerker aufgebrochen und der Diakon herausgekommen war, sein Amt angetreten und den Gottesdienst be-

gonnen hatte, fiel endlich der Regen auf die Erde herab.

17. Den 12. August. Zur Zeit der Regierung des Kaisers Leo von Konstantinopel lebte ein sehr berühmter und reicher Mann, der zudem ungewöhnlich gütig, aber freilich gleichzeitig auch ein sehr großer Sünder war. Unüberwindlich zog es ihn stets zu der Schönheit der Frauen, und er befand sich in ständigem Umgang mit ihnen und war so sehr daran gewöhnt, daß er die Sitten seiner Jugend auch im Alter gleicherweise befolgte, denn die böse Gewohnheit war in ihm übermächtig geworden. Der berühmte und gutherzige Mann war immer noch besessen von dieser Leidenschaft, als der Tod an ihn herantrat. Bei seiner Beerdigung entstand eine ungeheuerliche Verwirrung, an der sowohl der Patriarch Hermogen, als auch die Bischöfe und die hervorragenderen weltlichen Personen in Byzanz schuld waren: man wußte nicht, wofür man den Verstorbenen ansehen sollte, für einen Gerechten oder für einen Sünder, und wohin er nach seinem Tode wohl kommen würde, ob ins Paradies mit den Gerechten, worauf er in Folge seiner gütigen Seele ein Unrecht hatte, oder in die Hölle mit den Sündern, wohin er wegen seiner wollüstigen Gewohnheiten eigentlich hätte kommen müssen. Lange stritten die bedeutendsten geistlichen Männer in Byzanz darüber hin und her und vermochten nicht, zu einem klaren Beschluß zu kommen. Darum entschlossen sie sich, den Himmel darum anzufragen, und so befahl denn der Patriarch Hermogen allen Klöstern und Ein-

siedlern zu beten, damit dieses Menschen wegen der ganzen Menschheit zu Nuß ein Zeichen gegeben würde. Und der Himmel gab Antwort: ein gewisser Einsiedler hatte folgendes Gesicht: ‚Er sah einen gewissen Ort, der an das äußere Paradies und gleichzeitig an den feurigen See grenzte, zwischen dem nahen Paradiese aber und der entsetzlichen Flamme stand der verstorbene Mann gefesselt und stöhnte kläglich, das Paradies betrachtend. Der Engel aber des Herrn sprach zu ihm: Vergebens stöhnest du, oh Menschlein, denn deiner Barmherzigkeit wegen wurdest du von den Qualen befreit, deiner üblen Wollust wegen aber gingest du des Himmelreiches verlustig.‘

Diese von uns betrachteten siebzehn Beispiele zeigen nur zu deutlich, daß — von den fünfunddreißig Begebenheiten der Heiligenlegende, in denen die Versuchung der Liebe eine Rolle spielt — mindestens aber in den erwähnten siebzehn Fällen die Frau keinerlei verführerische List zur Betörung der Männer gebraucht, sondern daß im Gegenteil die Männer selber mit einer ungewöhnlichen Leichtfertigkeit und Gleichgiltigkeit verführerische Mittel anzuwenden sich bemühen.

Hiermit endet die erste Kategorie weiblicher Personen, und es folgen nun weitere, die uns kompliziertere und interessantere Charaktere vorführen sollen.

2

In folgenden Geschichten treten die Frauen der Heiligenlegende als Verführerinnen auf.

18. (1.) Den 7. Oktober. Es lebte einstmals in Alexandria ein berühmter Künstler, der ungewöhnlich zierliche Gegenstände aus Silber und Gold zu verfertigen verstand. Er hieß Zenon (im Prologe wird er kurzweg der Goldschmied genannt). Er hing insgeheim der Christenlehre an. An Kunstfertigkeit fand er nirgends seinesgleichen. Die allerberühmtesten Frauen der prunkliebenden Stadt bestürmten ihn unablässig, denn jede von ihnen wollte nur Schmuck tragen, den dieser geschickte Meister angefertigt hatte, und Zenon fand kaum Zeit, alle Bestellungen, die ihm zuteil wurden, auszuführen. Die reichen eitlen Frauen Alexandrias waren darauf aus, einander auszustechen, wo sie nur konnten, und so wollten sie gern die höchsten Preise zahlen, wenn sie dafür die anderen in den Schatten stellen konnten, allein auch dieses half ihnen wenig. Zu jener Zeit kam eine junge Schöne aus Antiochia nach Alexandria, die einen ungewöhnlich eigensinnigen und hartnäckigen Charakter hatte. Es war ihre Gewohnheit, bei der Erreichung eines Wunsches, und wäre es auch nur der geringste, vor nichts haltzumachen, ihr Ziel in Alexandria aber war, alle alexandrinischen Frauen an Prunk zu übertreffen. Ihr Name war Nephoris oder Nephora. In Antiochien war sie männiglich als die erste Schönheit anerkannt worden, die alle ihre Nebenbuhlerinnen im Haine der Daphne verdunkelte. Diese wollte nun um jeden Preis einen Kopfschmuck, zu der Schönheit ihres Leibes passend, besitzen und ließ zu diesem Zweck nicht etwa den Künstler zu sich holen, mußte sie doch, daß Zenon

absagen würde, sondern nahm selber das nötige Gold und die Edelsteine und ging zu ihm, um ihn anzuflehen, für sie ein Kopfgeschmeide anzufertigen, das ihr möglichst gut stünde und daher imstande wäre, die Schönheit ihres reizenden Körpers noch mehr zu erhöhen.

Da Zenon sich vom Lärm der Stadt abseits halten wollte, lebte er vor der Stadt in einer hübschen Gegend, zu der der Weg ziemlich weit war. Nephora mußte anfangs durch eine schattige Allee gehen, auf der ihr Sklaven begegneten, die Sänften mit darauf ruhenden Frauen trugen, aber es fuhren auch rasche Wagen donnernd vorüber, von Pferden mit gestutzten Mähnen gezogen; nach und nach jedoch wurde der Weg immer stiller und menschenleerer. Unablässig bogen kleine Seitenwege von der Allee zu kleinen Seitentälern ab, die in reichen Gärten ertranken. Vor einem dieser Seitenpfade saß ein alter Mann unter einem schattigen Baum und fütterte sein Kamel. Diesen fragte Nephora, wo Zenon, der Goldschmied, wohne. Er wies ihr eine Lichtung, auf der zwischen Flieder, Jasmin und Rosen aromatische Melonen reiften, weiter hinten rieselte ein Bach, und hinter diesem stand in einem Dickicht von Büschen das kleine weiße Haus. Ringsum war alles still, auf dem weißen Hausfries saßen die Amseln und sangen. Es war keine Tür zu sehen. Nephora pochte dreimal an die Wand, da glitt vor ihr das Paneel auseinander, und Zenon trat ihr entgegen.

Ihr Besuch überraschte und verdroß ihn zwar, trotzdem jedoch empfing er sie in seiner Werkstatt.

Dies war ein großes quadratisches Zimmer ohne Fenster, Licht drang nur durch die Decke herein, die aus violettem Glimmer bestand, so daß alle Gegenstände im Raum von einem leichten Hauch umspinnen erschienen. In der Mitte des Raumes erhob sich ein bronzener Ibis, aus dessen Schnabel frisches Wasser sprudelte; in den Ecken befanden sich geräumige Becken, in denen goldköpfige Moschuslilien wuchsen, die das ganze Gemach mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. Vortreffliche Kunstwerke bedeckten die grauen Wände. Hier gab es sowohl einen Apis zu sehen als auch die Kasse des Pharaos, dort standen Lanzen und Geräte.

Da der ‚Goldschmied‘ in seinem eignen Hause überrascht worden war, konnte er sich nicht so ohne weiteres von seiner flinken und hartnäckigen Besucherin losmachen und begann deshalb mit ihr zu plaudern, wobei er freilich unwillkürlich bemerken mußte, daß sie ungewöhnlich schön und ihre Kleidung so vortrefflich abgestimmt war, daß ihre Schönheit dadurch nur noch mehr hervorgehoben wurde. Ihr schwarzgelocktes Haupt war von einem breiten, zarten, gestreiften Schleier bedeckt, dessen weiche Falten leicht wie Luft auf ihren fast blauschwarzen Locken lagen. Der Schleier war mit einer gelben Schnur festgehalten. Ihre Ohren, Arme und Finger waren mit Ohrringen, Ringen und Armbändern geschmückt, um den Hals aber trug sie ein goldenes Geschmeide aus einer Unzahl feiner dünner Ketten, an deren Enden je eine kostbare Perle bebt. Ihre Wimpern waren gefärbt,

die Fingerspitzen fein geschminkt, während die schmalen Fingernägel wie irisfarbige Perlmutter schimmerten. An ihrem Gürtel, der die Tunika aus angenehmer grauer Farbe mit einem roten Saum zusammenhielt, hing ein kleines Spiegelchen und ein ebenso kleines Döschen mit einer duftenden indischen Essenz.

Ohne erst die Aufforderung des Hausherrn abzuwarten, nahm sie Platz, sie betrachtete sich in ihrem Spiegel, spritzte ein wenig der Essenz auf sich selber und vor sich auf den Fußboden und forderte den Künstler auf, ihr bei der Überlegung zu helfen, auf welche Weise sie ihre Schönheit wohl noch vermehren könnte. Und da sie sah, daß er verwirrt wurde, begann sie, um ihm nicht erst Zeit zu lassen, sich zu besinnen, sondern um ihn sofort herumzubekommen, damit er ihr ein so zierliches Schmuckstück verfertige, wie es keine andere der berühmten Frauen in Alexandria hätte, ihn mit ihrer Schönheit zu betören, in der Absicht, ihn damit zum äußersten zu bringen. Denn, dachte sie, bin ich erst seine Geliebte, so wird er mir einen Schmuck machen, schöner als je einen zuvor, mein Ruf aber wird keineswegs dadurch geschädigt werden, denn keinem Menschen wird wohl der Gedanke kommen, daß ich, die ich so angesehen und reich bin, mich herbeigelassen habe, um diesen Preis seine Goldschmiedekunst zu kaufen. Das Benehmen der schönen Frau war so klar, daß der Künstler es erkennen mußte, und dennoch tat sie noch ein weiteres, — sie sprach zu ihm: „Es ist hier warm und du sollst meinen Körper ohne jede äußere Verzierung sehen: die graue und

rote Farbe stören die Farben meiner Haut. Ich muß meine Tunika abwerfen.“

Und sie warf sie ab, und gleichzeitig wand und schmiegte sie sich vor ihm, beständig ihre Haartracht verändernd, er aber legte an ihr Gesicht und an ihr Haupt bald diese, bald jene Perlenbänder und Perlen-schnüre und hatte unablässig ihren Leib in seinen Armen, der nur von einem Hemd bedeckt war, das von einer Spange auf der rechten Schulter zusammengehalten wurde und unter dem linken Arm nach unten glitt, so daß der Zauber ihres Körpers ihm in die Augen fallen mußte und er schon fast wie im Rausch war . . . Der Künstler konnte sich an ihr nicht sattsehen, sie aber stachelte ihn nur noch mehr durch süße Blicke und unnatürliches Lachen auf. Er senkte die Lider, um sie nicht mehr zu sehen, aber lachend öffnete sie sie mit Gewalt mit ihren schmalen Fingern, — und da sah er sie von neuem, und es blühte seine Seele und hüpfte sein Herz wie eine junge Gemse in den Bergen oder wie ein Bergquell in den Schluchten des Libanon. Zenon bat sie, sich zu entfernen. Nephora aber lachte nur und flüsterte leise: „Warum?“

„Ich will Herr meines Gewissens bleiben.“

„Ach laß das doch! Glaub mir, viel lustiger ist es, ein Wurm zu sein, der im Hain der Daphne ein Blatt des Maulbeerbaumes benagt, als sich in herrschaftlicher Langerweile zu plagen. Gib mir denn Wein und Liebkosungen im Namen des nackten Kindes!“

Zenon reichte ihr den Pokal; sie trank die eine Hälfte, die andere Hälfte aber goß sie ihm lachend

in die Lippen und hielt ihn dabei die ganze Zeit in ihren Armen, schließlich aber, nachdem sie den leeren Pokal fortgeworfen, küßte sie Zenon zum größeren Ruhme des Bakchos . . .

Wie ein dunkler Berg bedeckte Leidenschaft Zenons Herz.

Der Zufall hätte für die beiden sehr gefährlich werden können, allein der alexandrinische Goldschmied war ja insgeheim ein Anhänger des Christentums, und dieser Umstand rettete die beiden. Denn in dem allertrunkensten Augenblick, als schon die Sünde fast unabwendbar schien, kam dem Manne der Kunst das Wort des Evangeliums in den Sinn: Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir, und wiederum, ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus. Und da blickte er jenem Weibe ins Gesicht und sagte: „Tritt ein wenig beiseite,“ und riß den Dolch aus der Scheide und stach ihn sich ins Auge und rief: „Du siehst, Herr, wie ich Deine Gebote halte, aber, Herr, wenn ich einst Hilfe von Dir heischen werde, so steh auch Du mir bei.“

Da erschraß die Verführerin und lief eilig fort.

Bald darauf kam es in Alexandria zu Christenverfolgungen. Der Verfolger war ein Mann, der nicht nur grausam, sondern auch von spöttischer Gemütsart war, — er wollte seine Lust mit den Christen haben und berief daher deren Bischof, zu dem er also sprach: „Ich finde nichts Begründetes und Festes in eurem Glauben, und ich glaube auch nicht, daß ihr selber daran glauben könnet, wovon ihr sprecht. So

will ich euch denn nunmehr eine entscheidende Aufgabe stellen: wenn ihr diese besteht, dann sollt ihr unangestastet bleiben, und alles, was ihr besizet, soll auch fernerhin euch gehören; solltet ihr sie aber nicht bestehen, dann werde ich euch wie Betrüger behandeln und euch in des Kaisers Namen alles nehmen, was ihr besizet. Die Prüfung aber eures Glaubens entnehme ich euren eignen Büchern; steht dort nicht geschrieben: wenn wer nur Glauben hat und zum Berge spricht, hebe dich auf und stürze ins Wasser, dann muß der Berg unbedingt sich rühren und dem Befehl folgen. Nun schaut einmal, unweit vom Nil befindet sich der Berg Uder. Er steht dort schon seit vielen Jahren, im Anfang, als die Welt erschaffen wurde, hat ihn das Feuer der Erde hinaufgestoßen, zu jener Zeit, als es weder Pyramiden noch Sphinge gab, noch unsere Vorfahren, die mit der Errichtung dieser Gebäude beschäftigt waren. So wählet denn aus eurer Schar einen wahrhaft Gläubigen, der mit dem Berg Uder das bewirken könnte, was in euren Büchern als möglich dargestellt wird; sollte der Berg Uder sich von seinem Standort fortbewegen, dann will ich glauben, daß in euren Büchern die reine Wahrheit geschrieben steht, wenn aber nichts dergleichen geschehen sollte, so werde ich damit als bewiesen erachten, daß ihr alle Lügner seid, und werde euch wie Betrüger behandeln, die man nur geringschätzen kann, euer ganzes Eigentum aber will ich zugunsten des Cäsars einziehen.“

Entsetzt kam über die Christen. Sie wußten, daß

der Regent grausam war und daß man keinerlei Milde von ihm zu erwarten hatte: wenn der Berg Uder sich nicht vom Fleck bewegte und nicht in den Nil stürzte, dann mußten sie alle mit Schimpf und Schande verderben und ihr ganzes Gut, das sie mit so viel Mühe im Laufe ihres Lebens gesammelt, zugunsten der Landeskasse beschlagnahmen und einziehen lassen, so daß ihren Kindern, die dann mit einer verachteten Religion als Bettler und ohne die Obhut der Eltern verlassen dastanden, nichts anderes sicherlich übrigblieb, als den Glauben der Sieger anzunehmen, derer also, die ihre Eltern zugrunde gerichtet hatten . . .

Die Christen, die in der Nähe des Berges Uder lebten, taten in dieser grauenhaften Lage die ungesäumten Kleider des Kummers an und fasteten, beteten und weinten, derweilen aber eilte die Zeit weiter, und schon war nahe der Zeitpunkt herangekommen, den der Regent bestimmt hatte. Und dabei fühlte kein einziger der Christen die Zuversicht in sich, vor allen Zuschauern zum Berge sprechen zu können: „Hebe dich auf und stürze ins Wasser.“

Die Not der Christen wurde alsbald auch den andersgläubigen Bewohnern der Stadt bekannt, und da erschien eines Tages vor dem christlichen Bischof die gleiche ägyptische Schöne, die vormals gegangen war, den ‚Goldschmied‘ zu betören; diese sprach zum Bischof: „Man hat mir von eurem Kummer erzählt, und ich fühle Mitleid mit euch; allein ich glaube, daß ihr euch grundlos der Verzweiflung anheimgebt, denn wenn wirklich für den Glauben nichts Unmögliches be-

steht, so gibt es unter euch einen Menschen, der einen solchen wahrhaften Glauben hat, einen Glauben, der jeder Prüfung gewachsen sein dürfte.“

„Was muß ich hören!“ rief der Bischof: „Und glaubst du, die du keine Christin bist, in der That daran, daß ein Berg sich bewegen kann?“

„Freilich, und zwar glaube ich deswegen daran, weil ich einen Glauben sah, der alle Gesetze der Natur zu überwinden imstande war; mich setzt allerdings das eine sehr in Erstaunen, daß ich dieses Mannes nicht unter der Schar jener gewahr wurde, mit denen du dich hier umgeben hast, um Rates zu pflegen!“

„Sage mir denn schnell, du mitleidige Herrin, wer er ist?“

„Er ist ein Goldschmied und Künstler.“

„Sollte es am Ende der einäugig gewordene Zenon sein, der Götzen anfertigt und Rierate für weiblichen Schmuck?“

„Ja, es ist Zenon.“

„Aber ich bitte dich!“ rief da der christliche Bischof, „du sprichst unmögliche Dinge.“

„Warum?“

„Zenon ist zwar ein geschickter Künstler, kein Wort darüber; in unserem Glauben aber ist er schwach, denn er befindet sich in ständigem Umgang mit Leuten der verschiedensten Glaubensbekenntnisse, und du kannst seinen Namen auch auf dem Gestell verschiedener Götzenbilder lesen, als da sind das widerwärtige Krokodil, der wollüstige Igel, der Stier mit dem schwarzen Flecken und die Rosse der Pharaos; außerdem ist

Zenon häufig träge: er versäumt dann sogar das allgemeine Gebet; am Feiertage arbeitet er, wenn er viele Aufträge hat, genau so, als sei es ein Werktag; er lebt ohne Weib, keineswegs mit dem Gedanken beschäftigt, eine Familie zu gründen oder etwa sich in die Wüste zurückzuziehen, dagegen aber plaudert er gern mit anderen Frauen, die seine Kunst brauchen, und befriedigt ihre Eitelkeit.“

„Es mag sein, daß dies alles wahr ist,“ entgegnete die Besucherin, „allein es mag ebenfalls sein, daß dies alles nicht so wichtig ist, wie es dir scheint.“

„Oh nein, meine Herrin, was den Glauben und seine Grade anbetrifft, das kannst du mir wohl glauben, davon verstehe ich mehr wie du.“

„Darüber will ich auch gar nicht streiten,“ entgegnete Nephoris, „das ist auch ganz in der Ordnung, daß ihr davon mehr versteht; aber vernimm denn, was ich von Zenons Glauben weiß.“

„Was weißt du davon zu berichten?“

„Ich weiß, daß Zenon sich selber dem Willen Eures Meisters unterworfen hat, den ihr als Sohn Eures Gottes bezeichnet, und in meiner Gegenwart eine solche Kraft der Liebe zu Dessen Wort gezeigt hat, wie sie wahrscheinlich noch keiner von euch je erblickt.“

Da bat sie der Bischof, zu erzählen, was sie denn gesehen habe, Nephoris aber schilderte mit voller Offenheit jene verführerische Szene, in die sie den Künstler aus dem Wunsch, einen künstlerischen Kopfschmuck von ihm zu erhalten, hineingelockt hatte.

Der alte Bischof schlug die Hände zusammen. Ihm

war in der That bekannt geworden, daß der Goldschmied vor kurzem auf einem Auge blind geworden war; allein auf welche Weise sich das zugetragen, das hatte er nicht gewußt. Da er nun die Erzählung der schönen Nephora anhörte, erfaßte der Bischof die ganze Schwere des Kampfes, den der Künstler hatte bestehen müssen, und erkannte auch den Wert seiner Handlung. Er bedankte sich bei der Besucherin und sprach zu ihr: „Glaube mir, oh schöne Herrin, unser Volk wird nie vergessen, daß du ihm dein Mitleid geschenkt hast und diesen Vorfall nicht verschwiegest, der bei deiner vollkommenen Schönheit für einen jeden erstaunlich sein muß, ich aber stimme mit dir darin überein, daß Zenon allerdings durch seinen Gehorsam seinen Glauben bekräftigt hat: so will ich denn sogleich nach ihm schicken, damit er den Berg in Bewegung bringe.“

Um die gleiche Stunde schickte der Bischof Boten aus, die Zenon rufen sollten, damit er augenblicks erschiene, die Weltdame aus Antiochia aber ging, nachdem sie ihr und Zenons Geheimnis erzählt hatte, fort, um ihm nicht dort begegnen zu müssen. Allein weder der Bischof noch die Menschen, die ihn umgaben, hatten die wirklichen Absichten ihres Gastes erkannt. Denn nicht war die Ägypterin Nephora, deren Geist in Antiochien bei den tollen Festlichkeiten im Haine der Daphne vergiftet worden, bekannt mit dem Gefühle des Mitleides, sondern sie rächte sich jetzt an Zenon wegen seiner Gleichgültigkeit und schob ihm absichtlich diese verantwortungsvollste

Rolle zu, damit er vom ganzen Volke verhöhnt werden solle.

Es dauerte lange, bis der einäugige Goldschmied aus seinem vor der Stadt gelegenen Hause herbeikam, als er aber schließlich gekommen war und der Bischof ihm erzählt hatte, daß man von ihm erwarte, daß er den Berg verseeze, da geriet er in Erstaunen und entgegnete: „Herr, mein Gott! Was muß ich nur hören! Oder habt ihr euch da einen Scherz erdacht, um mich auslachen zu können?“

„Wie!“ antwortete man ihm, „ja, weißt du denn nicht, welch eine Not über uns gekommen ist?“

„Kündet sie mir schnell! ich lebe ja fern von euch und von den Gerüchten der Stadt und weiß nichts davon.“

„Der Regent hat uns zur Prüfung unseres Glaubens anbefohlen, den Berg Uder von seinem Fleck zu verseezen.“

„Oh großer Gott! Und wer soll das ausführen?“
Hierauf antworteten ihm alle einstimmig: „Du!“
Der Künstler glaubte, er hätte sich verhört und rief daher: „Was? Ich kann nicht verstehen, was ihr da sagtet?“

Aber noch lauter rief das Volk ihm immer wieder das eine zu: „Du, Zenon, sollst den Berg verseezen!“

Zenon verschloß seine Ohren mit den Händen und stand eine Minute lang schweigend da, als er aber die Ohren wieder öffnete, betäubte ihn von neuem der gleiche Schrei: „Du, Zenon, sollst den Berg verseezen!“

„So ist es kein Scherz, daß ihr mir dieses auferlegt habt?“

„Ja, Zenon, ja! Du wirst das tun. Wir bitten dich alle darum.“

Zenon schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wer hat euch unterwiesen, mir eine solche Aufgabe zu stellen? Sollte wirklich keiner in der ganzen Gemeinde sein, dessen Glaube größer wäre als der meine, und kein Mensch zu finden sein, dem man dreist diese große Aufgabe, die Prüfung des Glaubens, anvertrauen kann?“

Allein der Bischof entgegnete ihm: „Umsonst verbirgst du dich hinter deiner Demut, oh Zenon! Zwar hielten auch wir dich für schwach im Glauben, aber da erfuhren wir dein Geheimnis und haben jetzt unsere Meinung verändert. Umsonst versuchst du Ausflüchte zu machen: du allein kannst den Berg versetzen.“

„Aber so erklärt mir doch . . . von welchem Geheimnis spricht ihr denn?“

„Wie hast du dein Auge verloren?“

„Mein Auge?“

„Freilich!“

Zenon geriet in Verwirrung und ließ den Kopf sinken.

„Das ist es ja,“ sagte der Bischof und klopfte ihm mit der Hand auf die Schulter, „es kam eine schöne Dame zu uns und hat uns alles von dir erzählt. Deine innere Natur ist Gott gehorsam. Wir wissen jetzt, wie du dich aus der Verführung befreit hast, die durch dein Auge in dein Herz drang: du stachest dein Auge

aus. Beflecke dich mit keiner Lüge, sondern sage uns, ob dem so war!“

„Dem war so,“ murmelte Zenon.

„Ich bin zwar alt, doch ward ich nicht umsonst zum Bischof erwählt: ich begreife sehr wohl, welche große Verführung du bezwungen hast. Du sollst und darfst nicht länger die Kraft deines Glaubens verheimlichen; als Ältester in unserer Gemeinde streife ich jetzt von dir den dunklen Chiton der Demut ab. Von nun ab, Zenon, sollst du über die ganze Welt leuchten und uns vor dem Verfolger, der uns höhnt, erretten.“

Lange weigerte sich der einäugige Künstler, es zu tun; doch der Bischof wollte ihn nicht von der schweren Pflicht des Gehorsams entbinden, da er aber seine Unbeugsamkeit sah, sagte er zu seiner Umgebung, es sollten alle Anwesenden Zenon bitten, und da begannen alle ringsum zu weinen, sich vor die Brust zu schlagen und laut zu jammern: „Solltest du, Krokodile aus Gold verfertigend, selber bereits zu einem Krokodil geworden und kein Mensch mehr sein und nicht Mitleid mehr fühlen? Und könntest du nur dich selber erretten, die große Menge der andern aber willst du jetzt in ihrer grausamsten Not verlassen? Schäme dich deiner Härtherzigkeit, zeige deinen Glauben, befehl dem Berg Uder, sich aufzuheben und ins Wasser zu gehen, damit wir unangetastet in unseren Behausungen weiter leben können!“

Dieser Ausbruch des allgemeinen kläglichem Jammers war dem Künstler zu viel.

„Meine Brüder,“ sprach er, „machet mir deswegen keine Vorwürfe, daß ich dank meiner Handfertigkeit aus Stein und Gold die Ebenbilder der in der Natur vorhandenen Schöpfungen forme. Niemandem erwächst dadurch Böses, und auch ich selber ward hierdurch weder zu Stein noch zu Gold, und sehr brennt eure Klage in meinem Herzen. Glaubet mir, daß, wenn es zu eurer Rettung notwendig wäre, daß ich mein anderes Auge austäche, ich täte es allsogleich und würde weder Vergeltung noch irgend Ruhm dabei für mich suchen; allein dem Berg befehlen, er solle sich aufheben und in den Nil stürzen, — dieses kann ich nicht, denn ich glaube nicht, daß mein schwacher Glaube hierzu ausreichend ist. Nicht meinetwegen fürchte ich mich dem Hohn auszusetzen, sondern euret- und aller Christen wegen, denn mein vergebliches Bemühen kann eine Schmach für die Lehre Christi nach sich ziehen, indem man nicht mir das Mißlingen anrechnen, sondern Ihm es töricht vorhalten wird.“

Jene aber entgegneten: „Laß das, Zenon, laß diese Worte! Sowohl wir als auch der Bischof, wir glauben alle, daß dein Glaube stark ist, und so zögere denn nicht länger und eile, das allgemeine Vertrauen auf deinen Glauben zu des Herrn Ehre zu rechtfertigen: bete und befehl alsdann dem Berg, sich aufzuheben!“

Der einäugige Goldschmied zog die Achseln in die Höhe und rief: „Allmächtiger und ewiger Vater! Du siehest die Not dieser Menschen, denen Du Dich durch Jesus, Deinen Sohn, geoffenbarest hast! Vor Dir ist offen die Unendlichkeit des Weltalls und alle

Untiefen des Abgrundes, aber Du siehest auch hinwiederum die Not meines Herzens, die nicht die Tränen meiner Brüder ertragen kann. So vergib mir denn, daß ich mich erdreiste Dich zu bitten, — verlasse uns nicht, die wir im Glauben verharren, und mache das Unmögliche möglich, denn Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!“

Und alle Christen aus Alexandria wiederholten dieses kurze Gebet des einäugigen Künstlers, sie erhoben sich alle wie ein Mann, und stimmten den Psalm an und begaben sich als eine demütige Schar aus der Stadt zum Berg Ader, vor ihnen aber schritt, leise betend, ihr Bischof her.

Der Zug der Christen wurde alsogleich dem Regenten mitgeteilt, bei dem sich um die Zeit viele hervorragende Gäste versammelt hatten; er sowohl als auch seine Gäste verspürten alsbald ein Gelüst, zum Berg zu fahren, denn man wollte den Unblick genießen, wie sich die Christen lächerlich machten. Allen voran fuhr der Stadtbefehlshaber in seiner goldgestickten Purpurtoga; sein Wagen war reich mit Silber und Elfenbein verziert, dort aber, wo die Räder an der Achse saßen, stand diese seitlich hervor und trug Löwenköpfe. Seine Kappen stammten in gerader Linie von den Rossen der Pharaonen ab; die Haarschöpfe und die gestutzten Mähnen bedeckte ein schweres goldenes Netz, das Zenon gefertigt hatte, die Zäume waren aus goldfarbener Seide mit goldenen Borten. Auch die Gäste fuhren in reichgeschmückten Wagen.

Untermwegs gesellten sich zu ihnen andere Leute auf geschmückten Eseln und den sehr kostspieligen weißen Kamelen mit dem flockigen Fell. Bald darauf waren sie von einer unzähligen Menge der verschiedenartigsten Fußgänger umgeben. Es erschienen auch Bäuerinnen, die Eimer voll frischen Wassers und Körbe mit Früchten trugen. Immer größer und größer wurde die Menge, und alles scherzte und lachte, denn man erwartete, daß, wenn der Berg sich nicht bewegen sollte, der Regent alsbald der ihm folgenden Truppenabteilung ein Zeichen geben würde, die Christen zum Nil zu treiben, worauf man sie zweifellos vom Ufer ins Wasser stürzen durfte. Auf alten gebrechlichen Eseln tauchten alsbald die Veranstalter von Wetten mit ihren Säcken, angefüllt mit Münzen, auf und den Tafeln, auf welche die Einsätze geschrieben wurden. Allein keiner wollte auch nur eine Zehne dafür setzen, daß der Berg in Bewegung gerieth, sondern es wurde nur darauf gesetzt: ob der Regent wohl alle ertränken lasse oder nur einige, und für die andern Sklaverei bestimme.

Unterdesseu hatten die Christen mit ihrem Bischof an der Spitze, ohne zu hasten, den Fuß des Berges erreicht, dort beteten sie wiederum und machten sich darnach daran, den Berg zu umwandeln. Mit demütigem Gebet umschritten sie den ganzen Fuß des Berges, als sie aber wieder zu jenem Platz, von welchem sie den Umgang angetreten, zurückgekehrt waren, sagte der Bischof dem einäugigen Künstler, er solle nun von neuem beten. Und kaum hatte der Künstler

Leßkov III. 18

das Knie gebeugt, als unter der Erde ein Getöse erscholl und der Berg Ader ins Schwanken geriet, wie die Mütze auf einem schlaftrunkenen Fellah.

Lachen und Einsätze vergessend, fuhr die Menge der Stadtbewohner jäh zurück und erschreckte durch diese unvermutete Bewegung die Pferde und Kamele; es entstand eine allgemeine Verwirrung, die Räder der Wagen gerieten ineinander, die Kamele schnaubten und reckten die Hälse, während die Esel schrien und zu stampfen begannen . . .

Vergebens bliesen die Hörner, und vergebens schrie der Stadtbefehlshaber: „Besinnt euch, ihr Loren! Es ist nichts als der Lärm der Räder, zu dem noch das gewöhnliche Getöse der Nilwellen kommt!“

Ein jeder fühlte, wie die Erde unter seinen Füßen schwankte, und alle bemerkten, wie die Felstripfen des Berges einfielen und sich darauf wieder zusammenzogen, nach außen drangen und in Trümmer fielen. Spitze Steinsplitter und Sand flogen herab, zuweilen aber wurden sie wie von einer Schleuder mit großem Lärm ins Weite geworfen; am Fuß des Berges kroch eine unermessliche Schicht geborstenen Lehmes . . . Es war, als sei der ganze Bau des Berges zerstört, die Entfernung aber, die den Ader vom Nil trennte, begann sich angesichts all der Zuschauer von beiden Seiten merklich zu verringern, denn auch das Wasser im Fluß tobte, strömte über das Ufer und überflutete die Umgebung . . .

Nicht nur jene, die sich an dem Ort befanden, sondern auch alle, die in Alexandria zurückgeblieben waren,

erschrecken so sehr, daß sie die Herrschaft über sich selber verloren; alle stürzten in größter Eile aus ihren schwankenden Häusern und begaben sich laufend zum Fuß des Uder. In der Mitte dieser Scharen, sich bald mit ihnen vermischend, bald wieder nach vorne drängend, schritt Nephorisi in großer Erregung und sprach zu jedem, der es hören wollte, von ihrer Aufführung, von ihrer Schmach, aber auch von der Furcht, die sie bei Zenon ausgestanden, und daß jetzt dieser selbe Zenon durch ihre Schuld zugrunde ginge. Man hielt sie für eine Verrückte. Dort aber, wo ruhig die Christen mit ihrem Bischof und dem einäugigen Künstler standen, dort kreischten und gebärdeten sich jetzt all jene wie toll, die hierher voller Triumph und Hohn gezogen waren, der eine griff den andern, der eine stieß den andern, um nicht schwerer zu werden, weil ein anderer ihn gepackt hielt, und nicht mit jenem zusammen vielleicht in die Spalten stürzen zu müssen, die sich jetzt, zur Vermehrung des Entsetzens, in der Lonerde zu zeigen begannen.

Schon von ferne schrien die herbeieilenden Alexandriner den Christen zu: „Oh ihr ehrlosen Leute! dazu hat uns also die Barmherzigkeit gebracht, mit der wir euch bei uns geduldet haben! Bringt es euch vielleicht Nutzen, uns Böses zu tun? Wozu führt ihr den unregbaren Berg Uder von seinem urewigen Platz fort? Wozu wollet ihr unseren Fluß abdämmen? Der Nil bewässert alle unsere Felder und die Melonengärten; durch sein geregeltes Überströmen wird unsere Erde fruchtbar, ihr aber wollet jetzt bewirken, daß der Berg mit einem Male das ganze Wasser abdämme und der

Nil jäh über die Ufer trete und sich mit gewaltiger Überschwemmung über unsere Felder und Melongärten ergösse! Oh, verdammtes Volk, oh, ihr grausamen Menschen! Und ihr wagt noch die Krokodile vernichten zu wollen! Schlimmer als ihr sind keine Menschen im ganzen Weltall! Ihr seid böser als die gälischen Druiden, und euer Gott, er ist zorniger als der Ahriman der Perser!“

Allein da reckte der Bischof der Christen den Arm empor und entgegnete den Leuten aus Alexandria: „Der Gott der Christen verzeihet euch und rechnet euch das nicht an, was ihr, die ihr Ihn nicht kennt, von Ihm sprecht. Denn Er ist der Vater aller und ist der Vater der Barmherzigkeit. Ihr seid in einem Irrtum befangen. Denn nicht wir, die Christen, wollten, daß gestört würde der geheiligte Frieden des Weltbaues; und daß wir jetzt den Berg in Bewegung gesetzt haben, nicht unser Wille ist es, wonach das geschieht.“

„Wer konnte euch das befehlen?“

„Fraget danach euren Stadtbefehlshaber: er hat es uns befohlen, wir aber, wir Christen, sind der Regierung unterwürfig.“

In diesem Augenblick wurde der Stadtbefehlshaber, dem bei der allgemeinen Verwirrung ein Wagen über die Beine gefahren war, auf einer Sänfte vorübergetragen, er hörte diese Worte und rief vor quälenden Schmerzen laut dabei stöhnend: „Oh, wie bin ich bestraft, und wie bereue ich meine Torheit! Aber genug doch: ich glaube euch, ich glaube, groß ist der Gott der Christen, und ich will mich hinfürder nicht mehr

mit Ihm versuchen! Wenn ihr aber in der That der Obrigkeit unterwürfig seid, so befehle ich euch jetzt dieses: haltet augenblicks den Berg auf!“

„Herr,“ entgegnete ihm der Christenbischof darauf: „Zwar sind wir untertänig der Obrigkeit, allein wir wissen nicht, ob wir deinen zweiten Befehl ausführen können. Du hast ja selber in unseren Büchern gelesen und kennest sie: dort steht in der That zu lesen, daß man einem Berge befehlen könne, sich aufzuheben und ins Wasser zu stürzen; allein erinnere dich, davon steht nichts geschrieben, ob es möglich ist, einen Berg aufzuhalten, wenn er sich schon in Bewegung gesetzt und von seinem Ort fortbegeben hat.“

Der Raum zwischen dem Berge und dem Nil wurde derweilen immer geringer; der kriechende Lehm bedrängte das Volk von der einen Seite, Wasser beneßte es von der andern, und ab und zu fiel Sand über sie, darin sie knietief waten mußten.

„Die Erde verschlingt uns!“ schrien die Menschen. „Verdammnis über den Regenten! Tod dem Verdammten! Groß ist der Gott der Christen!“

Da befahl der Regent, die Sänfte anzuhalten, und bat das Volk von Alexandria, ihm seine Vermessenheit vergeben zu wollen; die aber hörten ihn nicht, sondern fielen vor den Christen auf die Knie und schrien jammernd: „Heilig ist euer Glaube, und wir wollen ihn bekennen, euren Glauben. Nehmet unsern Regenten hin; wir geben ihn in eure Hände und sind sogar bereit, ihn augenblicks vor euren Augen im

Nil zu ersäufen, nur rettet uns, und lasset den Berg still stehen.“

Da sprach der Bischof zu ihnen: „Nein. Ihr wisset nicht, wes Geistes wir sind. Nicht ist uns erwünscht das Verderben eines Menschen. Gott will nicht den Tod des Sünders. Denn mit dem Tod ist auch der Weg der Besserung abgeschnitten. Ein jeder hat hier auf Erden die Pflicht, besser zu werden. Auch unser Regent hat sein Leben von Gott erhalten. Mag er leben, bis seine Tage gezählt sind. Lasset uns denn, das Übel verwerfend, mit nichts als Liebe allein im Herzen alle ohne Unterschied flehen: „Herr, erbarme Dich unser!““

„Erbarme Dich unser! erbarme Dich unser!“ scholl es aus dem Volk, und alles stürzte mit dem Gesicht zur Erde nieder.

Ringsum wurde es still; der Wind war verschwunden, nicht mehr rieselte es von den Einsturzflächen, die Steine platzten nicht mehr, die feuchten Schichten verhärteten sich und trockneten. Immer noch betete der Bischof still vor sich hin. Die Ordnung kehrte wieder zurück. Der Berg, der sich nach dem Glauben des Künstlers in Bewegung gesetzt, begann auf das Gebet des Bischofs hin stillzustehen. Es war, als erwachten Menschen und Tiere aus einem schweren Traum. Alles genoß die Ruhe, die Pferde schüttelten die Köpfe, die Kamele aber lagen ruhig, die breitbehuften Beine unter sich gekreuzt, da und käumten wieder. Lonfarbene Tauben schwangen sich gurrend auf die Bäume. Nephoris schimmerte vor Freude: sie hatte sich unmerk-

lich Zenon mit stillen Schritten genähert, hielt seine Hand und sprach: „Oh, wenn du es wüßtest, wie leid du mir tust, wie sehr ich nunmehr deinen Gott liebe und verehere und welche Vorwürfe ich mir selber mache!“

„Weshwegen machst du dir Vorwürfe?“

„Dein Auge ... wo ist dein Auge, armer Zenon!“

„Still darüber. Zenon ist selig und nicht arm. Glückliche bin ich, Nephora, daß ich mit meinem einen Auge den sanften Sinn der Christin jetzt in dir wahrnehmen kann, und du selber bist mir jetzt viel lieber, als damals ... als ich mit meinen zwei Augen sehen mußte, wie dein Anflitz in der Schamlosigkeit des Lasters glühte.“

„Oh, schweig doch! ... Ich habe ja vor den Menschen bereits alles gestanden ...“

„Und hast damit sehr achtungswert gehandelt, Nephora.“

„Ja, und jetzt will ich mich entfernen ... in die Wüste.“

„In die Wüste? ... Verweile noch, ich habe eine Schuld von dir einzufordern.“

„Eine Schuld von mir! ... Was bin ich dir wohl schuldig?“ fragte Nephora erstaunt.

„Um die Gebote meines Lehrers zu erfüllen, gab ich mein Auge hin; du warst zum Teil die Ursache hiervon; allein als du dich über dich selbst erhobst und vor den Menschen deine geheime Sünde enthülltest, hast du dich gleichzeitig gebessert und mich zu dir mächtig hingezogen. Wir sind jetzt eines Geistes und

können einander leicht als Stütze dienen . . . Warum sollten wir uns jetzt noch trennen? Nephora! werde die Gattin des Zenon!“

Und so geschah es, daß die beiden Eheleute wurden.

.....

Wir sehen hieraus, daß die Betörung, mit der eine Welt-dame des dritten Jahrhunderts den Künstler verführen wollte, keinen Erfolg hatte. Denn die ägyptische Schöne konnte nicht nur den sittlichen Menschen nicht betören, sondern wurde selber von der Festigkeit der christlichen Regeln bewegt, und die ganze Begebenheit diente dazu, eine Menge von Menschen zum Christentum zu bekehren, die bis zu jener Zeit nichts Höheres als die Verlockungen der Sinnlichkeit gekannt hatten.

Der einäugige Künstler hatte auch diesen Berg in Bewegung gesetzt.

Wenden wir uns nun zum zweiten Fall der Verführung.

19. (2.) Den 24. Dezember. Es lebte einst ein Mönch namens Nikolaus, der vormals beim Heere gewesen war. Als nun während der Regierung des Kaisers Nikiphorus ein Krieg ausbrach, hielt es ihn nicht länger bei seinen friedlichen Beschäftigungen im Kloster, und er zog aufs neue aus, um Krieg zu führen.

Nikolaus stammte aus Griechenland und stand im besten Mannesalter. Er war von hohem Wuchs, gut gebaut, stark und schön, und hatte eine verwegene kriegerische Haltung.

Als Nikolaus durch Bulgarien zog, hingen beständig die Blicke der Frauen an ihm, er aber bemerkte es nicht; einstmals jedoch traf es sich, daß er in einem bulgarischen Gasthaus übernachten mußte, und hier stieß ihm etwas Gefährvolles zu.

Derweil er auf und ab ging, zu Nacht speiste und sich schließlich zur Ruhe begab, hatte ihn eine junge Bulgarin ins Auge gefaßt, eine Jungfrau von zartem Alter, die Tochter des bulgarischen Wirtes, und war von seiner Schönheit gefesselt worden. Er aber, der kriegerische Nikolaus, ahnte nichts davon; er speiste in aller Ruhe zur Nacht, betete zu Gott und legte sich schlafen; da er aber vom langen Wege sehr ermattet war, schlief er sogleich tief ein. Als er zur Zeit der zweiten Nachtwache vom ersten Schlaf erwachte, fühlte er plötzlich, daß jemand ihn leise, aber unablässig betastete. Der Mönch öffnete die Arme und empfand einen heißen menschlichen Körper und begegnete jungen und schmalen Händen, die sich leidenschaftlich in die seinen verkrampften, gleichzeitig aber begannen wilde Lippen im Dunkel sein Antlitz mit Küssen zu überschütten. Während dieses geschah, schliefen die anderen Menschen, die in dem Gasthaus übernachteten, in tiefem Schlaf, so daß niemand die leidenschaftliche Szene gehört haben würde, wenn sich der Mönch nicht selber von der Versuchung befreit hätte.

Nikolaus fuhr auf, schob die Reizende fort, die ihm schöntat, und fragte sie, wer sie sei und was sie wolle.

Sie entgegnete ihm: „Ich bin die Tochter des Wir-

tes, — Liebe zu dir ist in mir entbrannt, und meine Leidenschaft hat mich bewogen, zu dir zu schleichen.“

Der Mönch redete der leidenschaftlichen Bulgarin Vernunft zu, er wies darauf hin, wie jung sie noch sei und daß sie sich doch alle Mühe geben müsse, ihre jungfräuliche Reinheit zu erhalten, um mit dieser einstmals in die Ehe zu treten oder etwa Nonne zu werden; allein das Mädchen war so von ihm eingenommen, daß sie seinen moralischen Ermahnungen und Ratschlägen nicht Gehör schenkte, sondern ihre Zuflucht zur List nahm, denn sie wollte Zeit gewinnen, um ihn, ohne dabei Geräusch zu machen, aufs neue überfallen zu können. So schlich sie denn ein wenig abseits, legte sich still in ihr Bett und gab sich den Anschein, eingeschlafen zu sein; kaum aber brach die dritte Nachtwache an, da fiel sie aufs neue über den Liegenden her. Nikolaus nahm wiederum seine Zuflucht zum Wort, aber dieses Mal sprach er bereits streng und laut mit ihr. Das Mädchen erschrak darüber, denn sie wollte nicht, daß am Ende die anderen Anwesenden Zeugen der Unterhaltung würden, und ließ daher ein wenig von Nikolaus ab, aber sie atmete schwer, und schließlich gab sie einen sonderbaren Ton von sich, der wie das Krächzen von jungen Adlern im Nest klang, und überfiel Nikolaus von neuem mit ihren Küffen. Dieses brachte die Schale der Geduld unseres Mönches zum Überströmen. Denn alsbald spie Nikolaus, der Mönch, auf den Boden, rief: „Du bist ein Teufel und keine Jungfrau!“ stand auf und verließ noch in derselben Nacht das Gasthaus. Hiermit war die Sache zu Ende.

Mithin konnte auch die zweite Verführerin einen sittlichen Mann nicht verlocken. Wollen wir jetzt sehen, welchen Erfolg die dritte hatte, die Frau, die nicht nur die verwegenste war, sondern auch in der Kunst der Betörung die hartnäckigste.

20. (3.) Den 27. Dezember. In einer der nieder-ägyptischen Wüsten lebte einst ein sehr enthaltsamer Einsiedler, von dem man viel Ungewöhnliches erzählte und den man ganz besonders deswegen zu loben pflegte, weil er noch niemals Versuchungen erlegen war. Man hielt es für völlig unmöglich, daß er je betört werden könne. Die einen glaubten daran, die anderen hingegen nicht. Einstmals veranstalteten vornehme Männer einer nahebei gelegenen Stadt ein Fest mit Hetären; man kam von dem einen verführerischen Gesprächsstoff auf den andern und sprach schließlich auch von jenem Wüstenmönch, wobei einer von ihnen, ein Spaßmacher und Scherzbold, einer der allerberühmtesten Hetären folgendes sagte: „Dieser Mann, mußt du wissen, ist nicht das, was wir sind, — er verachtet euch Frauen, und keine Schöne ist je imstande, ihn zu verführen.“

Die Hetäre entgegnete: „Das ist leeres Gerede: ich werde niemals daran glauben, daß irgendein Mann einer Frau widerstehen könnte, wenn sie nur hübsch ist und ihn mit ihren Liebkosungen verlocken will.“

Diese Worte verursachten ein lebhaftes Gespräch, an dem sich schließlich alle Tafelnden beteiligten, die Hetären sowohl als auch die bedeutenden Männer, von denen sie bewirtet wurden, und da alle durch

die Wirkung des Weines und der gegenseitigen Näherung der Geschlechter erhitzt waren, begannen sie miteinander zu streiten, ob es wohl möglich sei oder nicht, daß ein Mann, und wäre er auch der wohlgesinnteste und überdies ein Fester, der Versuchung widerstehen könnte, wenn sie ihm in Gestalt einer schönen Frau nahe, die entschlossen wäre, zur Erreichung ihres Zieles vor nichts zurückzuschrecken. Die Hetären sowohl als auch die reichen Männer sprachen in dieser Hinsicht die verschiedenartigsten Ansichten aus, so daß nicht abzusehen war, wann dieser Streit je sein Ende nehmen würde; da jedoch sagte eine der hübschesten von den anwesenden Hetären: „Wozu sollen wir uns hierüber lange den Kopf zerbrechen, ohne Beweise zu haben? Ich schlage darum vor, den Streit durch einen Versuch zu schlichten; man möge mir nur sogleich die Einsätze für und wider nennen: ob ich in der Lage bin, euren Einsiedler zu betören oder nicht. Dies wird beweiskräftiger sein als ein leerer Streit mit Worten und wird auch viel interessanter sein. Darauf aber will ich hingehen und versuchen, was stärker ist, die Kraft meiner Schönheit oder seine Gottesfurcht, und wir werden alsbald klar sehen, wer von uns recht gehabt hat: ihr, die ihr glaubt, daß es auf der Welt beständige Männer gibt, denen weibliche Schönheit nichts anhaben kann, oder ob wir Frauen recht haben, die wir behaupten, daß wir jederzeit Gewalt über die Natur der Männer haben. Umsonst freilich tue ich es nicht: ich will wissen, um wieviel ihr den Einsatz, den ich selber vor euch hinlege, überbieten werdet!“

Die tafelnden Freunde versprachen, ihr einen sehr theuren Gegenstand zu geben.

„Gut,“ sagte die Hetäre, „ich bin überzeugt, daß ich euren Einsiedler bezwingen werde, und will mich daher, ohne Zeit zu verlieren, sogleich zu ihm in die Wüste aufmachen, ihr aber sollet morgen möglichst früh aufstehen, und zwar bevor noch die Sonne über den Bergen steht; nehmet Blumen mit euch und Zweige mit den harzigen Zapfen der Zeder, und Körbe mit saftigen Weintrauben soll man euch nachtragen, denn es soll alles so sein, als ginget ihr zu Neuvermählten, unter den Gewändern aber sollet ihr Flöten versteckt tragen und Harfen aus Lydien; und wenn ihr dann zu der Höhle in der Wüste kommt, nähert euch ohne Lärm und blickt leise durch den Zaun hinein: ich kann euch schon jetzt schwören, daß euer Anachoret, erschöpft von seiner Leidenschaft, in tiefem Schlaf zu meinen Füßen liegen wird, — und das soll euch meine Antwort sein auf euren Streit mit mir!“

Die Tafelnden willigten heiter ein, alles so zu tun. Da kleidete sich die Hetäre, ohne länger zu zaudern, in ein graues ungesäumtes Gewand und wanderte alsbald in dieser Tracht der bescheidenen Pilgerin aus der Stadt, abends aber kam sie zur Höhle des Einsiedlers. Als sie vor der Thür des Einsiedlers stand, gab sie sich den Anschein, bis zur Erschöpfung ermattet zu sein, und begann ihn anzuflehen, er solle sie einlassen, damit sie übernachten könne. Der Einsiedler war vorsichtig und wollte nichts davon hören, eine Frau einzulassen: er wies sie immer wieder fort,

so oft sie auch mit ihrem Jammern begann; allein sie war hartnäckig und spielte zudem ihre Rolle sehr geschickt. Denn nachdem der Mönch sie schon mehrere Male fortgeschickt hatte, brach sie in ein klägliches Schluchzen aus und stellte ihm vor, welche schreckliche Gefahren ihr in Bälde drohten, wenn er sie nicht wenigstens in die Umzäunung, die seine Höhle umgab, einliesse und wenn sie die ganze Nacht auf einem ungeschützten Platz verbringen müsse.

„Überlege doch, Vater,“ sagte sie, „bin ich denn nicht auch ein Mensch und dir ähnlich? . . .“

„Das ist es ja, daß du — mir ähnlich bist,“ antwortete der Mönch leise, als spräche er zu sich selber.

„Wohin soll ich denn gehen?“

„Ist die Wüste etwa klein, und gibt es wenig Höhlen in ihr? Geh und such dir ein Obdach!“

Allein die verkleidete Heuchlerin entgegnete: „Ach, nicht weiß ich, wo ich suchen soll, und zudem bin ich heute schon so viel gegangen, daß meine Füße meinen ermatteten Körper nicht länger mehr tragen wollen; ich kann nicht weitergehen und im Zwielicht durch die Wüste wandern.“

Der Mönch schwieg.

Die Hetäre verstummte ebenfalls, fuhr aber wenige Minuten darauf mit vergrämter Entschlossenheit fort: „Mag es denn nach deinem Willen geschehen! Da du mir die Türe nicht öffnen willst, nun gut, so will ich mich hier auf den nackten Steinen vor den Pfählen deines Zaunes hinstrecken, mag dann ein Tiger oder ein Löwe mich überfallen und hier an Ort und Stelle zerfleischen.“

Der Mönch antwortete nicht, und sie fuhr weiter fort: „Dann wird man meine Gebeine vor der Höhle eines christlichen Einsiedlers finden. Das wird gewiß ein großer Ruhm für dich sein, wie du deinen Ruf aufrechterhalten, indem du eher dazu bereit warst, eine Frau vor deiner Schwelle zerreißen zu lassen als irgendeinem Schwäger in der Schenke oder auf dem Markt den Schein des Rechts zu geben, ein töricht Wort über dich zu sagen, oder dummen Weibern, die ihre Wäsche am Fluß waschen, vielleicht Gelegenheit, einmal über dich zu lachen.“

Ihre Worte wurmten zwar den Mönch, allein noch immer entgegnete er ihr kein Wort, sie aber setzte ihre Rede fort: „Meine Qualen und mein Tod werden ewig wie ein Vorwurf auf dir lasten. Überantworte mich nur den Zähnen eines Raubtieres, — dann wirst du selber vom gleichen Schlage sein wie jenes Raubtier.“

Diese Worte rührten den Einsiedler. Derweil er sie anhörte, hielt er mit der Hand den Fuß eines Holzkreuzes fest, das in einer kleinen Nische seiner Höhle stand, und preßte immer fester und fester das Kreuz in seinen Händen; als aber das Weib ihm in Worten schilderte, wie die Raubtiere sie vor seinem Zaun peinigen würden, erweichte Mitleid das Herz des Einsiedlers, der Griff seiner Hand lockerte sich, er wendete nach und nach sein Gesicht immer mehr der Lüre zu, durch die das Gespräch geführt wurde, und sagte schließlich zu der Angekommenen: „Du Elende! Welch ein Ungemach bereitest du mir, und von woher hat dich das Unheil zu mir gebracht?“

„Oh Mann Gottes!“ erwiderte die Versucherin. „Ist es dir nicht gleichviel zu wissen, von wo ich gekommen bin? Schäme dich doch, mich danach auszufragen! Wenn du gottesfürchtig und nächstenliebend bist, muß es dir genug sein, zu wissen, daß ich ein Mensch bin, daß ich verschmachte und daß mein Leben sich in tödlicher Gefahr befindet; du allein kannst diese Gefahr von mir nehmen und tust dennoch nichts dafür, und es scheint sogar, als glaubtest du, mit deiner Gefühllosigkeit Gott wohlgefällig zu sein, obwohl Er doch alle Menschen erschaffen hat und das Stöhnen und Klagen aller Kreaturen hört. Oh! wie entfernst du dich hierdurch von Gott! Wie erbärmlich auch meine jetzige Lage ist, wisse, daß ich um nichts in der Welt bereit wäre, sie mit der deinigen zu tauschen! Bleibe denn in deinem Verschluß, grausamer Greis! Ich will nicht mehr mit meinem Jammer dein Gewissen belasten, ich will nicht, daß dir die Leute deiner Grausamkeit wegen Vorwürfe machen sollen. Mag denn niemand außer Gott und mir wissen, welch ein mitleidloses Herz du hast, — ich aber entferne mich jetzt in die Wüste, und mögen mich die Raubtiere zerfleischen.“

Unsäglich leid tat sie dem Wüstenmönch. Bei dem Gedanken an die Greuel, die ihrer warteten, zuckte sein Herz zusammen, und so rief er ihr zu: „Geh nicht fort, Elende! Mag es denn nach deinem Sinn geschehen, ich will dich einlassen.“

„Da danke ich Gott, daß Er Mitleid mit mir in dein Herz gesenkt hat,“ äußerte bescheiden die Hetäre.

„Allerdings; trotzdem jedoch werde ich dich nicht

in meine Höhle lassen, sondern dir nur gestatten, in mein Gärtchen zu treten.“

„Gleichviel, für mich genügt auch das; wenn ich nur weiß, daß die Raubtiere mich nicht verschlingen können.“

Der Einsiedler hatte derweilen zwei Pfähle aus dem Zaun gezogen und ließ die Hetäre durch diesen Durchschlupf hinein, ohne ihr ins Gesicht zu schauen; darauf steckte er die Pfähle wieder zurück, wo sie gestanden, ihr aber sagte er nur, sie solle dort im Gärtchen ihr Unterkommen finden und ihn mit keinerlei weiteren Bitten bestürmen, denn in die Höhle selber würde er sie nicht lassen.

Die Hetäre willigte gern ein und versprach ihm, ihn bis zur Morgendämmerung nicht weiter zu belästigen; allein kaum war ein wenig an Zeit verstrichen und der Greis wieder mit seinem Nachtgebet beschäftigt, da fing sie von neuem an leise und mit zartem Finger an seiner Thür zu pochen und klagte mit sanfter Stimme, ihre Gewänder seien viel zu leicht, die Nacht aber wäre sehr kalt, und es friere sie sehr.

Da warf ihr der Mönch durchs kleine Fenster ein paar alte Lumpen zu und sprach dabei: „Da nimm, Elende, das ist alles, was ich habe! Nimm es dir und denke daran, daß in meinem Besitz nichts mehr ist, was dir dienlich sein kann! Bedecke dein stinkendes Fleisch damit und störe mich nicht ferner in meinem Gebet!“

Die Hetäre dankte ihm dafür, freilich warf sie insgeheim die Lumpen des Einsiedlers beiseite, die ihr

ebenso stinkend erschienen wie ihm ihr Fleisch, und versprach ihm, hinfort ruhig zu sein und seine Gebete nicht mehr zu stören.

Allein auch dieses Versprechen gab sie, versteht sich, wiederum nicht aufrichtigen Herzens, denn kurze Zeit darauf, als der Mönch, der sein unterbrochenes Gebet fortsetzte, seinen Geist gerade dem Erhabenen zugewandt hatte, begann die unruhige Hetäre aufs neue leise an seine Tür zu pochen und zu kratzen, wobei sie mit ihrem leichten Körper sich gegen den dünnen Holzeingang lehnte.

Der Mönch geriet in Verwirrung, denn die Tür, die seine ungeschickten Hände gefertigt, saß nicht fest und zeigte an einigen Stellen große Risse.

„Was willst du noch, Glende?“ fragte der Einsiedler.

„Ach, ich leide hier entsetzlich!“ rief die Hetäre. „Natterngezücht springt hier von der Erde auf mich! Oh, weh mir Unglücklichen! Das ist entsetzlich!“

„Fürchte dich nicht vor ihnen, ich werde für dich beten, da werden die Nattern dir nichts anhaben können.“

Allein die Hetäre begann bitterlich zu weinen und sagte, daß sie schon jetzt schrecklich leide, spüre sie doch bereits das gefährliche Brennen von den Verletzungen, die ihr die Nattern zugefügt.

„So will ich auch deswegen beten,“ sagte der Mönch; sie aber schrie, als höre sie nicht auf seine Worte oder als glaube sie nicht an die geheimnisvolle Kraft des Gebetes, voller Schmerz und Zorn auf:

„Nein, nicht recht ist es, was du da sprichst! . . . Du bist ein böser und grausamer Greis oder ein Feigling, mit dem dein Feind, der Teufel, seinen Spott treibt, weil du dich vor einer armen und schwachen Frau fürchtest und nicht mit deiner heiligen Hand meinen leidenden Körper berühren willst, um mich von den Bissen der Nattern zu heilen!“

Da entgegnete ihr der Mönch: „Ich werde ihn keineswegs berühren!“ und preßte seine Finger in die Ohren, schüttelte den Kopf und begann laut zu beten.

Allein kaum gewahrte die Hetäre, daß er sich die Ohren verstopft hatte, da begann sie so heftig an seine Tür zu pochen, daß diese ins Schwanken geriet und der Mönch sich unwillkürlich mit der Frage an sie wandte: „Was willst du denn jetzt wieder, Elende?“

„Ich höre riesige Schlangen kriechen; schon rauschen sie durch das Gras, schon winden sie sich, um zwischen den Pfählen durchzugleiten, gleich werden sie mich beißen und mit ihrem tödlichen Gift bespritzen!“

„Oh, wenn du nur wüßtest, Elende, wieviel schlimmer du für mich als jedwede Schlange bist! Aber da, nimm meinen Stab, er ist aus einem Holz geschnitzt, vor dem sich die Schlangen fürchten. Nimm ihn, lege ihn neben dich und schlafe endlich! Wenn mein Stab neben dir sein wird, werden sich auch die Schlangen von dir entfernen.“

Und schon dachte der Mönch, daß jetzt alle Gefahren von der Frau, die in seiner Umzäunung nächtigte, abgelenkt seien und daß Hausherr wie Besucherin sich ruhig schlafen legen könnten, ein jedes auf seinem Fleck.

Er war schon drauf und dran, die vor ihm flimmernde Leuchte zu verlöschen und sich auf sein hartes Lager aus Schilfrohr zu legen, da stürzte plötzlich das Weib mit furchtbarem Schreien auf seine Thür zu und rief in unbeschreiblichem Entsetzen: „Oh Mönch! oh Mönch! Laß mich schnell zu dir ein! Ich verderbe!“

„Was ist dir denn schon wieder zugestoßen?“ schrie der erzürnte Einsiedler.

„Ist es möglich, daß du so taub bist, wie du grausam bist, und daß du nicht hörst, wie furchtbare Raubtiere rings um deinen Zaun herumschwärmen?“

„Ich höre nichts,“ entgegnete der Mönch.

„Das geschieht nur deswegen, weil du dein Herz verschlossen hast, und darum verschließt sich auch dein Gehör und werden sich bald deine Augen verschließen. Nun aber öffne mir sogleich! — Schon hat sich ein Löwe mit weitaufgesperrtem Rachen auf den Hinterpfoten erhoben, schon schlägt sein Schweif seine Flanken, und nun hat er sogar den Kopf herübergestreckt . . . Oh, schnell doch, schnell! — Schon berührt seine Zunge meinen Körper . . . Deine morschen Pfähle werden gleich brechen, und du wirst in seinem Rachen meine Knochen splintern hören . . .“

Da schob der Einsiedler mit vor Furcht zitternder Hand den Riegel von der Thür fort, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob die arglistige Frau ihm auch die Wahrheit berichtet habe, sie aber ließ ihn gar nicht erst zur Besinnung kommen, sondern fiel alsbald in seinen Verschlagn und schlug die Thür hinter

sich zu und riß dem Mönch den hölzernen Schlüssel aus der Hand und warf ihn durchs Fenster.

„Elende, so bist du also doch eingedrungen!“ sagte der Mönch, der sich betrogen sah.

Sie aber musterte ihn schamlos und erwiderte: „Ja, und jetzt bist du in meiner Gewalt!“

Und alsbald setzte sie sich in eine Ecke, musterte den Mönch immer noch mit ihrem schamlosen Lächeln und begann ihre Kleidungsstücke eines nach dem andern abzulegen, mit einer entsetzlichen Schnelligkeit streifte sie alles ab und machte nicht einmal halt vor der letzten Hülle . . .

Der keusche Einsiedler wurde hierdurch so überrascht, daß ihm kein Mittel einfallen wollte, wodurch er die Handlung seiner dreisten Besucherin hätte verhindern können; als er sie aber völlig entkleidet sah, da schlug er die Hände zusammen und warf sich mit dem Gesicht auf den Fußboden, wobei er die Hetaïre stöhnend anflehte: „Oh Grausame! Oh Elende! Oh, erbarme dich meiner . . . Hebe dich fort!“

Sie aber erwiderte ihm: „Was kümmert dich das? Ich rühre dich ja gar nicht an! Du bist in der Gewalt Gottes und bist deiner Sinne Herr, ich aber kann tun, was ich will; mich drücken meine Gewänder, so streifte ich sie denn ab.“

Der Einsiedler wollte ihr zwar etwas entgegen, allein da fühlte er plötzlich, daß die ‚höllische Flamme‘ auch in ihm brannte, und es kam ihm in den Sinn, mit dem Weibe Unzucht zu treiben. Allein gleichzeitig überwand er sich selber und sie und auch den Lieb-

haber jeglicher Unreinheit — den Satan. Er sprang von der Erde auf, schürte hastig das Feuer in seinem Leuchter, damit es so heiß als möglich brenne, legte seine Hand in die Flamme und ließ sie darin brennen . . .

Wie knisterte da seine Haut! Durch die Höhle aber kroch der scharfe Gestank brennenden Fleisches.

Die Hetäre entsetzte sich und wollte ihm den brennenden Docht aus der Hand reißen, er aber ließ es nicht zu und stieß sie fort. Da trat sie von ihm fort und sprach zu ihm: „Laß ab von diesem Wahnsinn! — Ich will lieber selber von dir fortgehen, denn es ist mir widertwärtig, den Geruch deines brennenden Fleisches riechen zu müssen!“

Doch weh! es war ihr unmöglich die Höhle zu verlassen, da sie in ihrer Arglist selber die Türe versperrt hatte, und so mußte sie wider ihren Willen mit dem Einsiedler die gesamte Nacht verbringen. Vergebens flehte sie ihn während der Nacht an, doch aufzuhören, sich selber zu verbrennen — der Einsiedler blieb unerbittlich und fuhr fort, sich selber zu peinigen, wobei er jedoch immer noch zur Seite blickte, denn trotz der Qual, die die Flamme ihm verursachte, fürchtete er sich, die entblößte Verführerin anzusehen, die, versteinert vor Furcht, nicht einmal dazu mehr Kraft fand, ihre Gewänder wieder anzuziehen, um nicht mehr nackt dazustehen.

So verging die ganze Nacht, zum Morgen war die Hand des Wüstenmönches völlig verkohlt, die Hetäre aber war vor Entsetzen zu Stein geworden.

Als kaum das Morgenrot am Himmel erschienen

war, trafen, wie es die Hetäre mit ihren Freunden verabredet hatte, junge Männer und die Freundinnen der Unglücklichen, die es unternommen hatte, den Einsiedler zu verführen, vor der Höhle ein; sie waren alle mehr oder weniger trunken und näherten sich mit Körben voller Weintrauben und gebratenem Fleisch der Höhle, aber auch mit Weinschläuchen und Büscheln aus den duftenden Zapfen harziger Bäume; vor dem Tor des Holzzaunes machten sie halt und begannen ihr heiteres Flötenspiel, allein die Hetäre gab ihnen keine Antwort. Da erhoben sie sich und schauten durch das Fensterlein in die Höhle und gewahrten, daß der Einsiedler immer noch fortfuhr, seine Hand in die Flamme zu halten, während die entblößte Hetäre versteinert vor Furcht in ihrer Ecke saß.

Da brachen sie die Türe ein und trugen ihre Genossin, der die Sinne geschwunden waren, heraus an die frische Luft; als sie wieder zu sich kam, gestand sie, daß sie den Mönch nicht habe verführen können und bittere Reue über ihr Vorhaben ihr Herz quäle.

.....

So gewahren wir denn, daß auch die dritte Verführerin keinen Erfolg hatte, genau wie die beiden ersten, da sie auf Männer stießen, die nicht nach den Vergnügungen der Liebe suchten. Es verbleibt nunmehr noch die Vierte, die wir zu dieser Gruppe gesellen müssen.

21. (4.) Den 1. April. Das Leben der Heiligen Maria von Ägypten schildert in der ersten Periode ihres Lebens eine ganze Reihe von Sündenfällen, die

immer nur aus Übertretungen des Gebotes der Keuschheit bestehen. Dieser Maria gelang es nämlich in der That, viele junge Leute zu verführen; da sie jedoch zu der Schar der Heiligen gezählt wird und außerdem ihre Lebensbeschreibung allgemein bekannt ist, werden wir hier keinerlei Auszüge daraus mittheilen. Wir wollen hier nur zur Ergänzung unserer systematischen Deduktion bemerken, daß das verführerische Benehmen der Maria von Ägypten während der ersten Periode ihres Lebens im Wesen ihres Berufes begründet lag, so daß mithin auch sie sich keineswegs eigens darum bemühte, keusche Männer oder solche zu verführen, die sich vom Verkehr mit flatterhaften Frauen zurückgezogen hatten, sondern sie gab sich mit sittenlosen und lasterhaften Männern nur darum ab, weil sie in einem Kreise lebte, in dem sie gar nicht anders leben konnte, solange ihr nicht klar war, daß ein solches Leben den Menschen erniedrigt und sie, — wiederum zur Ehre der weiblichen Natur —, von selber dazu kam, dieses schmählische Leben zu verlassen.

Auf die fünfunddreißig Frauen, die in der alten und von den Neueren verworfenen Heiligenlegende geschildert werden, kommen mithin nur drei Verführerinnen oder Versucherinnen; von diesen ist eine aber dazu Heteräre, für die also eine verführerische Handlung aus dem Wesen ihres Gewerbes entspringt und von der man auch keinerlei höhere Sittlichkeit verlangen kann. Die andere Verführerin, jene, die nachts im bulgarischen Gasthaus den Mönch Nikolaus überfiel, war eine minder-

jährige Jungfrau und allem Anschein nach krank oder, was noch wahrscheinlicher ist, nervenleidend. Mithin bleibt als einzige wirkliche Verführerin nur eine übrig, die eitle Weltdame aus Ägypten, die den Zauber ihrer Schönheit dazu benutzen wollte, einen Künstler, der hübschen Frauenschmuck anfertigte, zu betören. Diese Schöne, die aus den höchsten Kreisen der Städterinnen Alexandrias stammte, handelte in der That wie eine wirkliche Verführerin, weil sie um den Preis ihrer Schönheit sich einen Kopfschmuck erringen wollte. Bei Durchsicht der ganzen Galerie finden wir mithin auf fünfunddreißig Frauen nur eine Verführerin. Man muß gestehen, daß dieses ein sehr geringer Prozentsatz ist, und dabei darf nicht vergessen werden, daß sowohl diese elegante Frau, genau so wie das hysterische Bulgarenmädchen und die Hetäre mit ihren Absichten auf die Männer keinerlei Erfolg hatten.

Es ist daher wohl erlaubt zu fragen: woraus man eigentlich den Schluß gezogen hat, daß in der Legendeliteratur die Frauen in viel schlimmerem Lichte als die Männer dargestellt werden? Eine systematische Übersicht unserer Quelle zeigt für einen solchen Schluß keinerlei Grund.

Indem wir nun in unserer Übersicht fortfahren, werden wir etwas noch Interessanteres aufhellen können, das noch mehr dem alten Aberglauben widerspricht.

3

22. Den 29. September. Es lebte einstmals ein Mönch namens Konon, der war zum Priester geweiht

worden. Wenn dieser Kinder taufte oder Männer, so ging alles ganz ordentlich; allein wenn erwachsene Frauen zu Konon kamen, um die Taufe zu empfangen, dann belästigten ihn alsbald Anfechtungen, denn kaum bestrich er die neuzutaufernden Frauen mit dem Öl, so war es eine grausame Versuchung für ihn. Wie große Mühe sich der Priester Konon auch gab, die Anfechtung zu überwinden, sie wich nicht von ihm, und da er sich auf diese Weise mit jeder Neuzutaufernden abzulagen hatte, beschloß der Priester Konon endlich, von diesem Amt voller Versuchungen zu lassen und in die Wüste zu ziehen. Er hatte diese Absicht bereits zur Ausführung gebracht, das heißt, er hatte das Kloster verlassen und war gegangen, wohin seine Augen schauten, um sich nur von dem Kloster zu entfernen und niemals wieder erwachsene Frauen taufen zu müssen; aber noch war Konon fast in Reichweite des Klosters, da trat in der Wüste die Erscheinung Johannes des Täufers vor ihn und sprach zu ihm: „Geh nicht fort, ich werde dich von dieser Last befreien.“

Da vertraute der Priester Konon auf die Worte des Täufers und kehrte aufs neue zu seinem Amt im Kloster zurück. Einige Zeit hindurch brauchte er sich nicht mehr zu beklagen. Denn jetzt war es in der That für den Priester Konon scheinbar erträglicher geworden, so daß er sogar schon die neuzutaufernden Frauen ohne besondere Pein mit Öl bestreichen konnte; plötzlich aber wurde alles durch einen allem Anschein nach unbedeutenden Vorfall verdorben. Es kam nämlich in jenes Kloster eine junge Perserin, die zum Christen-

tum bekehrt worden war, und Konon taufte sie mit Wasser, allein es war ihm ganz und gar unmöglich sie mit seinen Händen zu salben, denn so schön war das Antlitz der Perserin, daß es der Priester nicht fertig brachte, das geheiligte Öl auf ihre Füße zu streichen. Es ging in ihm etwas vor, so daß alle Anwesenden sogleich den Eindruck hatten, er leide sehr, und zwar so sehr, daß er sein Leiden weder verbergen noch überwinden könne. Freilich, was eigentlich mit Konon geschah und in was für einem Anfall es zutage trat, davon sagt die alte Überlieferung nichts. Einen Tag lang ward der Priester Konon von dieser Versuchung gepeinigt und konnte es nicht über sich bringen, die Perserin mit dem Öl zu salben. Man teilte diesen Vorfall alsbald dem Bischof Petrus mit, der Bischof aber befahl sogleich, man solle ihm die Perserin vorsehren; allein auch hierdurch wurde es nicht besser, sondern nur noch schlimmer, denn als der Bischof Petrus die Perserin sah, mußte er weidlich über ihre Schönheit staunen und faßte sogleich den Entschluß, sie zu sich an Diacones Stelle zu nehmen. Aber obwohl die junge Perserin noch keineswegs in den Grundlagen des christlichen Glaubens fest und die Taufe noch nicht einmal richtig beendet worden war, wollte sie dennoch auf den Vorschlag des Bischofs Petrus nicht eingehen, bei ihm in der Rolle eines Diacons zu leben, und lehnte dieses Ansinnen ab, ungeachtet aller Bestürmungen des Bischofs. Ihre Füße blieben auf diese Weise ungesalbt, denn als man die Perserin dem Bischof vorsehrte, erzürnte sich der Priester Konon darüber, ergriff seine

Gewänder und zog in die Berge fort. Jetzt war er durch nichts mehr zu bewegen, ins Kloster zurückzukehren und die Perserin mit dem Öl zu salben. Als aber der Priester Konon in Zorn über seinen Bischof also durch die Wüste irrte, begegnete ihm aufs neue Johannes der Täufer und sprach zu ihm: „Kehre zurück in dein Kloster, Priester, ich werde dich schon von deiner Last befreien.“

Da entgegnete Konon zornig: „Ich werde nicht zurückkehren, denn du hast mir schon einmal versprochen, mich davon zu befreien und es nicht getan.“

Da nahm ihn der Heilige Johannes und öffnete sein Gewand und machte das Kreuzzeichen über ihm und redete also: „Ich wollte, daß du das Schwere des Kampfes verspüren solltest, jetzt aber will ich es nicht mehr und helfe dir, so daß du keine Last mehr fühlen wirst.“

Und so kehrte denn der Priester ins Kloster zurück, tags darauf aber salbte er die Perserin und legte sich dabei nicht einmal Rechenschaft darüber ab, daß sie von Natur ein Weib war.

Der Aufmerksamkeit des Lesers möge hierbei nicht entgehen, daß beide Männer, das heißt, der Priester Konon und der Bischof Petrus, litten und daß Konon ohne ein besonderes Wunder seitens Johannes des Täufers seiner nicht Herr geworden wäre, daß aber die Perserin, dieses junge Mädchen, ohne große Anstrengung sich selber bewahrte und die beiden Gottesdiener nicht zu Fall kommen ließ.

23. Den 29. April. Es lebte ein Mönch in einem ärmlichen Kloster; diesen pflegten seine Brüder zur Sommerszeit in die Welt zu schicken, damit er draußen arbeite und sich selber ernähre und auch wohl noch ein übriges zum Kloster zurückbrächte. Der Mönch kannte einen ehrlichen und zutraulichen Landmann und ging zu diesem, ihm seine Dienste anzubieten. Der Landmann nahm ihn voller Vertrauen ins Haus, und da sich alsbald für ihn die Nothwendigkeit ergab, für einige Zeit sein Haus zu verlassen, ließ er den Mönch in seinem Hauswesen als Aufseher zurück und vertraute ihm sogar noch seine junge Tochter an, die nur ein Jahr verheiratet gewesen und darauf zur Wittve geworden war.

Danach zu schließen, in wie jugendlichem Alter man damals im Osten die Mädchen verheiratete, darf man wohl annehmen, daß diese junge Wittve, bei welcher der Mönch als Aufseher zurückgelassen wurde, nicht viel älter als zwölf bis dreizehn Jahre gewesen sein mochte, das heißt, sie war nach unseren heutigen Anschauungen noch fast ein Kind.

Als der Mönch nun mit diesem jungen Ding, das in seine Obhut gegeben war, allein zurückblieb, fühlte er plötzlich, daß er ‚von ihr besiegt wurde‘. Es wird nicht gesagt, wie sehr der ‚Besiegte‘ mit sich selber kämpfte; es wird nur gesagt, daß er mit einem Male sich so sonderbar aufzuführen begann, daß es auch seiner ‚Besiegerin‘ auffiel, wobei dieser ihr Sieg über ihn keineswegs erwünscht kam. Sie erschrak vor der Lage, die auch in der That keineswegs ungefährlich war,

blieb sie doch mit dem Mönch Auge in Auge zurück, da das Haus nicht einmal in der Nähe etwelche Nachbarn hatte, die ihr hätten helfen können. Die jugendliche Frau stellte sich das alles vor und begriff alsbald, daß sie für den Fall, daß der ‚von ihr besiegte‘ Mönch völlig unterliege, seine Selbstbeherrschung verlöre und zu dreisten Gewaltmaßnahmen überginge, von keiner Seite auf Hilfe rechnen könne. Und auf ihre eigne Kraft konnte sie sich nicht verlassen, um ihn etwa abzuwehren. Zu allem Unglück wurde dies letztere sehr bald notwendig. Denn als eines Tages der Mönch wie immer zu ihr kam, war er auf einmal ganz außer sich und wollte sich an ihr vergreifen. Sein Angriff war so stürmisch, daß es dem jungen Ding fast unmöglich schien, sich dieses Mal seiner zu erwehren; und dennoch fand sie ein Mittel zur Rettung. Das junge Ding war verständig und von guter Gemüthsart, sie dachte nicht daran, sich dem Mönch mit Gewalt zu widersetzen oder etwa unnützen Lärm zu machen, denn sie begriff ja, daß, wenn sie sich gegen den ‚Besiegten‘ zur Wehr setzte, das Übergewicht nicht auf ihrer, der ‚Besiegenden‘, Seite sei, und andererseits wollte sie sich auch nicht gegen das Tierische in ihm wehren, sondern sie erdreistete sich, auf die bessere Seite seiner geistigen Natur einwirken zu wollen, — nicht auf seine aufgerührten physischen Kräfte also, sondern auf seine Gewissenhaftigkeit.

„Oh, Vater!“ sprach sie da zu dem Mönch, „warum greiffst du mich mit solcher Kraft an? Bin ich nicht ohnehin schon in deiner Gewalt? Wir sind doch zu

zweit in diesem ganzen Hause allein, und ich bin viel zu schwach, um mich dir zu widersetzen. Du versperrest vergeblich alle Türen und Fenster: ich bin weder ein Vogel noch eine Fliege und kann von hier weder hinausfliegen, noch anderstwie hinauskommen. Ich werde sowieso sogleich ganz in deiner Gewalt sein, aber laß mir nur noch einen kleinen Augenblick, damit ich das ausführen kann, was ich im Sinn habe.“

Da sprach der Mönch: „Tu es denn!“

Sie aber bat ihn, daß auch er, wenn er barmherzig wäre, das gleiche tun solle, was sie tun würde.

„Was willst du denn tun?“ fragte der Mönch.

„Ich will ein Wort mit meinem Gott sprechen,“ entgegnete das junge Ding, „allein da dieses auch dein Amt ist, so laß uns beide zusammen beten, dann aber, nachdem wir zu Gott gebetet, magst du mit mir tun, wonach dein Gelüsten steht.“

Der Mönch aber fand, daß ihm dieses ganz und gar unerwünscht sei, und weigerte sich nicht nur zu beten, sondern wurde noch immer mehr ‚besiegt‘, ganz außer sich vor Raserei. Da flehte ihn denn das junge Ding an, er solle wenigstens ihr Zeit lassen zu beten. Hierauf ging der Mönch ein, und so begann sie denn alsbald zu beten, und zwar betete sie laut und äußerte in ihren Worten, die zu Gott gerichtet waren, ihre ganze Hilflosigkeit und ihre Untermüßigkeit vor dem Unglück, das gleich über sie hereinzubrechen drohe; außerdem aber gab sie ihrem heißen Mitleid mit dem unglücklichen Menschen Ausdruck, der ihre Keuschheit beleidigen wolle, und bat, ihm seine Sünde zu ver-

zeihen, weil er seiner Leidenschaft eine solche Gewalt über sich gegeben, daß er jetzt schlimmer als ein jedes Raubtier geworden sei, denn er versuche die Reinheit eines Weibes zu beschmutzen, das sich selber seinem Schutze anvertraut . . . Der Mönch lauschte ihren Worten, und plötzlich erwachte das Gewissen in ihm, und das brachte ihn schließlich dazu, daß er in Tränen ausbrach; gleich darauf aber gewahrte er, daß die betende Frau von sonderbaren lichten Erscheinungen umringt war, und da erschrak er und ließ von ihr ab.

Man könnte fast denken, daß dieser legendäre Vorfall Milton bekannt geworden ist und ihm folgende schöne Verse eingegeben hat:

So heilig ist die Jungfrauschaft dem Himmel,
Daß, wenn die Seele ihr Gebot nur hält,
Ihr Legionen Engel dienen werden.

Nach so jugendlichen, zarten und graziösen Frauen, wie es dieses junge Ding und die Perserin waren, begegnen wir aufs neue einer keuschen und energischen Frau gesetzten Alters, die, entsprechend ihrer Lebenserfahrung, nicht nur selber rein aus der Versuchung hervorging, sondern auch dem Versucher eine schöne Lehre erteilte. Auch diese würdige Frau rettete einen Mönch, indem sie ihn zur Vernunft brachte, freilich auf eine ganz andere Weise.

24. Den 13. Juni. Ein gewisser Bruder wurde aus dem Kloster in Geschäften fortgeschickt, und da er seines Weges ging, kam er zu einer Stelle, an der ein Wasser floß. Die Lage hier gefiel ihm sehr gut,

und so setzte er sich hin, um auszuruhen und ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen; allein kaum hatte er sich ausgestreckt, da bemerkte er ein Weib, das am Ufer stand und Linnen wusch. Die Entfernung hinderte den Bruder daran, ihr Alter zu bestimmen und die Gesichtszüge der Frau klar zu erkennen, allein nichtsdestoweniger schaute der Mönch zu, wie sie wusch und sich dabei bückte, und alsbald kam die Anfechtung über ihn. Er war ein noch unerfahrener Bruder und nicht imstande, lange mit sich zu kämpfen; so erhob er sich denn, trat nahe an die Frau heran und machte ihr, ohne sich davon hindern zu lassen, daß das Weib beträchtlich älter war als er, den Vorschlag, sie solle mit ihm die Lust der in ihm entbrannten Leidenschaft teilen.

Man muß annehmen, daß dieses Weib sehr verständig und ruhig war: sie sah den aufgeregten Mönch ohne jede Furcht an und entgegnete ihm mit leisem Spott: „Es fällt mir nicht schwer, dir Gehör zu schenken, allein gib acht, daß du nicht später Trauer darüber empfindest!“

„Was könnte das wohl für eine Trauer sein?“

„Daß dich nicht das Gewissen zu quälen beginnt und du nicht der Verzweiflung anheimfällst.“

„Nein, davor fürchte ich mich nicht,“ entgegnete der Mönch.

„Gib lieber acht! Es sind viele, die es nachher bitter bereuen.“

„Nein, nein, ich kenne mich.“

„Denk lieber gut nach, ob es dir nicht am Ende sehr leid tun wird!“

„Aber nein doch, fürchte nichts: es wird mir nicht im geringsten leid thun!“

„Wie viele Jahre hast du denn schon im Kloster verbracht?“

„Siebzehn.“

„Und thun denn nicht einmal die dir leid?“

„Nicht im geringsten.“

„Und weißt du denn überhaupt, was das ist: eine Frau?“

„Nein, das weiß ich nicht!“

„Wie kommst du denn darauf, das, wozu du erzogen bist und worum du siebzehn Jahre lang gerungen hast, für etwas aufgeben zu wollen, von dem du nicht einmal weißt, was es ist? Du mußt wissen, daß, wenn man eine Frau nimmt, es gleichzeitig bedeutet, daß man eine große Verpflichtung auf sich nimmt. Ich wäre von mir aus mit dem einverstanden, wozu du mich verlockst, und mag es denn nach deinem Willen geschehen; aber denke daran, daß ich danach von dir nicht ablassen werde und daß es leicht geschehen kann, daß du noch eine größere Last auf dich nehmen mußt.“

„Was denn für eine größere Last?“

„Dieses nämlich: hast du auch genug, um mich und die Kinder zu erhalten und uns zu ernähren?“

„Nein, ich habe weder eine Behausung, noch könnte ich euch ernähren.“

„Wie wagst du es denn, mich zu verlocken?“

„Daran habe ich nicht gedacht.“

„Du dachtest gewiß, daß du dich danach entfernen könntest?“

„Ja, eben das war meine Absicht.“

„Nun, dann bist du sehr dumm und sollst dir für die Zukunft merken, daß die Frauen nicht dazu erschaffen sind, eure leidenschaftliche Blut zu stillen, sondern daß sie Scham besitzen und Liebe zu Kindern, daß sie stets an sich und ihre Kinder denken und dem, der schuld an der Geburt der Kinder ist, überallhin zu folgen bereit sind. Wage es nur, rühr mich nur an, und du sollst sehen, ob es dir gelingen wird, dich von mir freizumachen. Ich werde zu deinem Abt gehen und diesem sagen: ‚Abt, gib ihm kein Brot mehr und auch kein Linsengericht und jage ihn fort! Ich bin durch ihn schwanger geworden und kann mich nicht mehr bücken, — mag er jetzt mit mir kommen und mich ernähren und gleichzeitig mit mir auch das Kind ernähren, das zur Welt kommt.‘ Und dann wird dich dein Abt verjagen, ich aber werde dich zwingen an meiner Statt die Wäsche im Wasser zu waschen.“

„Du hast mich ungemein erleuchtet,“ entgegnete der Mönch.

„So ist es. Und nun komm zur Vernunft. Da du schon einmal die Mönchsweihe empfangen, so geh schnell in dein Kloster zurück und halte dich nicht an solchen Orten auf, an denen Frauen im Fluß die Wäsche waschen!“

Der Mönch war sehr beschämt und ungemein von dem erschreckt, womit ihm die Wäscherin gedroht hatte, und lief eilends in sein Kloster zurück; nie wieder schaute er jemals Frauen an, denn immer mußte er sich an jene Wäscherin erinnern, und hatte seit der Begegnung

mit ihr eine lebhafteste Furcht vor der Entschlossenheit weiblicher Charaktere.

Rührend und die lebhafteste Teilnahme erweckend sind die hierauf folgenden Typen der professionellen Dirnen und der Dirnen aus Armut.

25. Den 3. August. Einst kamen zwei Mönche in die Stadt Tyrus; als diese über einen abseits gelegenen Platz gingen, an welchem sich die Dirnen jener Stadt zu verbergen pflegten, sprang eine von diesen unglücklichen Frauen, Porphyria geheißen, vom Hunger getrieben hervor, eilte auf einen der Brüder zu und rief schluchzend: „Vater! rette mich, wie Christus die Buhlerin gerettet hat!“ Allein es gab auf demselben Platz auch Vorübergehende, die das alles mit ansahen.

Der Mönch wußte zwar, daß die Menschen der damaligen Zeit keine hohe Ansicht von der Keuschheit des Mönchstandes hegten und daß sie, die ihn jetzt neben der Buhlerin sahen, sicherlich über ihn spotten und ihn verurteilen würden, zumal wenn er die Bitte der Buhlerin erfüllte und sich um sie bekümmerte; andererseits aber mußte er dennoch überlegen, was wichtiger sei: die eitle Verurteilung der Menge zu tragen oder offenkundig einen Menschen zurückzustößen, der ihn darum anflehte, ihn in Christi Namen zu retten. Die rechte Lösung zu finden, war, versteht sich, nicht schwer, und so entgegnete denn der Mönch der Buhlerin: „Folge mir nach“ und nahm sie an der Hand und führte sie durch die Menge hindurch aus der Stadt.

Als bald lief durch die ganze Stadt und die Um-

gebung das Gerücht, ein Mönch hätte die Buhlerin Porphyría zu sich genommen, worin männiglich eine große Versuchung erblickte; allein weder der Mönch noch sein Abt kümmerten sich um das Gerücht. Die ihrem schmähhlichen Gewerbe entrissene Buhlerin Porphyría aber zeigte, nachdem sie zur Ruhe gekommen und sich bei dem Mönch erholt hatte, eine ungemein große herzliche Güte und Zartheit. So fand sie denn vor einem einsamen armen Tempel ein ausgesetztes Kind und nahm es, da sie sich seiner erbarmte, zu sich, um es aufzuziehen.

Als ein Jahr darauf einige Leute aus dem niedersten Stande aus Tyrus in jenes Kloster zur Andacht kamen, in welchem sich Porphyría barg, und sie erkannten und das einjährige Kind bei ihr sahen, sprachen sie untereinander: „Dieses da stammt von dem guten Mönchlein!“ Die Leute erzählten alsbald in Tyrus, daß sie Porphyría bei jenem gesehen hätten und in ihren Armen ein einjähriges Kind, das eine große Ähnlichkeit mit jenem Bruder zeige, der die Porphyría damals an der Hand genommen und durch die ganze Stadt geführt habe. Dieses Gerücht hörte auch der Mönch, allein er schwieg sieben Jahre lang; in dieser Zeit wuchs Porphyrías Ziehkind heran, sie selber aber wurde Nonne. Als nach Ablauf der Frist der Mönch sein Ende herannahen fühlte, nahm er die Frau an der Hand und ging mit ihr und dem Kinde nach Tyrus. Hier versammelte der Mönch an hundert Menschen auf einem Platz und befahl, ein Räucherfaß, angefüllt mit brennenden Kohlen, herbei-

zutragen, und schüttete vor allen Augen die glühenden Kohlen in sein Chorhemd. Aber das Chorhemd wurde von diesen nicht in Brand gesetzt und schwälte nicht einmal. Und als alle das gesehen hatten und sich darüber wunderten, sagte der Mönch: „Und nun schaut einmal: dies sei euch ein Zeichen dafür, daß mich seit meiner Geburt die fleischliche Sünde nie erfaßt hat.“

Porphyrta, die gleichfalls mit ihm ein Opfer des leeren Geschwätzes geworden war, sie, die vormals eine Buhlerin in Tyrus war und später eine gottselige Einsiedlerin wurde, weihte den Rest ihres Lebens der Rettung anderer Frauen, die sich in Tyrus in der gleichen erniedrigenden Lage befanden, aus der damals die Teilnahme des Mönches sie herausgerissen und den sie niemals versucht hatte, in fleischliche Verbindung mit ihr zu treten, sondern dem sie stets das hohe Gefühl der Dankbarkeit und der Achtung bewahrt hatte.

Eine andere Buhlerin aber wird auf so rührenden Wegen zu ihrem Sündenfall geführt, daß keine dichterische Erfindung etwas Ähnliches aufzuweisen hat.

26. Den 8. April. Es lebte einmal in Alexandria ein sehr junges und sehr reiches Mädchen, eine Ägypterin. Sie war eine Waise. Als sie noch kaum den Kinderschuhen entwachsen war, da waren ihre Eltern gestorben und hatten ihr ein reichliches Erbe hinterlassen. Die Jungfrau besaß ein wohl eingerichtetes Haus und einen schönen Weingarten am Abhange des Niles. Das Vermögen, das sie geerbt hatte, konnte dazu ausreichen, ihr ganzes Leben im Überfluß zu ver-

bringen; allein die junge Ägypterin war allzu weichherzig gegen jeden menschlichen Kummer, und ihr war nichts zu viel, wenn sie Menschen helfen konnte, die in Noth geraten waren. Dieser Umstand wurde die Ursache, daß sich folgende schicksalschwere Begebenheit mit ihr zutrug.

Einmal um die Abendzeit, da die sengende ägyptische Hitze nachgelassen hatte, ging die Ägypterin mit ihren Sklavinnen zum Nil baden. Nachdem sie ihr Bad genommen, kehrte sie, nur von einer leichten Hülle bedeckt, erfrischt durch ihren Weingarten nach Hause zurück. Ihre Sklavinnen waren dertweilen noch am Flusse zurückgeblieben, um die Gegenstände, die zum Bade benötigt wurden, fortzuräumen.

Nach dem schwülen Tage war ein prächtiger Abend angebrochen; die Arbeiter, die ihr Tagwerk beendet hatten, waren gegangen, und so befand sich kein Mensch mehr im Weingarten. Die Ägypterin konnte daher sicher sein, allein in ihrem Garten zu weilen; plötzlich aber bemerkte sie zu ihrem Erstaunen in einem Busch die Anwesenheit eines ihr unbekanntes Mannes. Es war, als verberge er sich und als hantiere er doch gleichzeitig sehr geschäftig in der Nähe eines Fruchtbaumes. Es machte den Eindruck, als reißer er Früchte ab und als schaue er sich gleichzeitig besorgt um, ob ihn nicht der Weingärtner dabei ertappe.

Da kam der Ägypterin der Gedanke, sich dem Unbekannten zu nähern, um ihm zu helfen, schneller möglichst viel Früchte abzureißen und ihn darauf still durch den Gang zu bringen, der zur Badehütte am

Nil hinausführte. Mit dieser Absicht schritt sie auf den Unbekannten zu.

Als jedoch die Ägypterin nähergekommen war, bemerkte sie, daß dieser Unbekannte keineswegs Früchte pflückte, sondern etwas völlig anderes tat: er heftete aus irgendeinem Grunde einen Strick an einen Ast des alten Baumes. Dies kam ihr unbegreiflich vor, und darum verbarg sie sich, um zu sehen, was weiter kommen würde; der Unbekannte aber machte aus dem Strick eine Schlinge und legte sich diese alsbald um seinen Hals... Eine Minute noch und er wäre erstickt, da es die Kräfte der schwachen Jungfrau überstieg, ihn aus der Schlinge zu lösen, wenn das Gewicht des Körpers erst wirklich an ihr hing; bis aber Hilfe von ihr herbeigerufen wurde, wäre der Mann längst gestorben... So mußte er denn unverzüglich aufgehalten werden.

Die Ägypterin schrie: „Halte ein!“ und stürzte sich auf den Selbstmörder und packte mit ihren Händen die Schlinge des Stricks.

Der Unbekannte war bereits bei Jahren, ein Grieche mit traurigem Gesicht und in kümmerlicher ungesäumter Gewandung. Als er die Ägypterin erblickte, erschrak er weniger, als daß er sich ärgerte, und so sprach er zu ihr: „Welch ein Ungemach! Hat dich am Ende ein böser Dämon hierhergebracht, um meinen Entschluß aufzuhalten?“

„Warum willst du sterben, da doch das Leben so schön ist?“ erwiderte die Ägypterin.

„Es mag sein, daß das Leben für dich und deines-

gleichen schön ist, die ihr in reichlichem Auskommen lebt. Vormals fand auch ich viel Gutes darin, nunmehr hat sich aber das Schicksal von mir abgewandt, und ist mir das Leben nur noch eine unerträgliche Last; du tust nicht recht daran, daß du mich hinderst, zu sterben. Zieh deines Weges und laß mir die Möglichkeit, über diesen Strick hinüber mich aus dem Loch des Lebens fort zu begeben, da ich keinen Wunsch mehr habe, mich zwischen Schmutz und glühenden Kohlen weiter quälen zu müssen.“

Allein die Jungfrau willigte nicht ein, ihn zu verlassen, und entgegnete: „Ich werde es nicht zulassen, daß du dich erhängst, ich werde schreien, und alsbald werden meine Leute herbeigelaufen kommen. Nimm lieber deinen Strick, verbirg ihn unter deinem Gewande und folge mir in mein Haus; dort kannst du mir deinen Kummer erzählen, und wenn es eine Möglichkeit gibt, ihn zu lindern, so will ich es tun, sollte aber deiner Not in der That nicht abzuhelfen sein, wie du glaubst, dann . . . dann kannst du von mir mit deinem Strick fortgehen, wohin du willst, ich werde dich daran nicht hindern, und dann ist es immer noch nicht zu spät für dich, an einem Baume zu hängen.“

„Gut,“ entgegnete der Unbekannte, „wie schwer es mir auch fällt, noch auf Erden zu verweilen, so scheinst du mir doch so teilnahmsvoll zu sein, und ich lese in deinen Augen so viel Verstand und höre aus deiner Stimme so viel Sanftmut, daß ich dir gerne unterwürfig sein will. Und schau, schon habe ich mei-

nen Strick unter meinem Gewande verborgen und bin bereit, dir zu folgen.“

Die Ägypterin führte alsbald den Verzweifelten in ihr wohleingerichtetes Haus und befahl einer Dienerin, Früchte und ein erfrischendes Getränk zu bringen; sie hieß ihren Gast sich inmitten weicher Kissen auf einem prunkvollen Teppich niederzulegen, selber jedoch ging sie hinaus, um ihr Badegewand gegen ein anderes zu vertauschen. Als sie zurückkam, setzte sie sich neben ihren Gast, hinter ihnen aber nahmen zwei schwarze Sklavinnen Aufstellung und setzten mit sanften Bewegungen der seidenen Quasten einen von der Decke herabhängenden, ungeheuer mächtigen, mit Wohlgerüchen getränkten Fächer aus großen bunten Federn in Thätigkeit.

Die Ägypterin wünschte so schnell wie möglich die kummervolle Geschichte des Unbekannten zu hören, welches Verlangen er auch alsbald befriedigte. Seine Erzählung war einfach und wenig verwickelt. Der Grieche, der soeben einen Selbstmordversuch gemacht hatte, war noch unlängst Besitzer eines großen Vermögens gewesen, allein er hatte Unfälle in seinen Geschäften erlitten und dabei so große Schulden gemacht, daß es ihm nicht mehr möglich war, mit seinem Geldgeber abzurechnen. In dieser schwierigen Lage versuchte er dessen Mitleid anzurufen; allein auch das war vergebens: der Reiche erklärte sich freilich zur Nachsicht bereit, aber nur unter einer entsetzlichen Bedingung.

„Und worin besteht denn diese Bedingung?“ fragte die Ägypterin.

„Das kann ich dir vor deinen Sklavinnen nicht sagen.“

Sie befohl den Sklavinnen, sich zu entfernen.

„Ich habe eine Tochter, eine Jungfrau deines Alters. Sie ist wie du schlanken Leibes und schönen Antlitzes, ihr Herz aber kannst du aus folgendem beurteilen. Mein Geldgeber, der ein großer und sittenloser Wüstling ist, sprach nämlich zu mir: ‚Gib mir deine Tochter als Beischläferin, dann will ich dich vor dem Gefängnis retten, sonst aber wirst du im Bloß verschmachten müssen.‘ Seine Worte kränkten mich sehr, und ich wollte nichts davon hören. Sie fielen mir um so bitterer aufs Herz, als ja meine unselige Tochter einen Verlobten hat. Er ist arm, aber von hohem Verstande, und meine Tochter liebt ihn heiß seit ihrer Kinderzeit; auch ertrüge meine Gattin nie die Schmach, daß unsere Tochter eine Buhlerin würde. Aber stets jagt ein Unglück das andere. Stelle dir nur meinen Kummer vor, meine Tochter hat alles erfahren und sprach heute leise zu mir:

‚Vater, ich weiß alles . . . ich bin kein Kind mehr . . . ich bin entschlossen, oh Vater . . . Damit man keinen Klop um deinen alten Hals zu schlagen braucht . . . Vergib mir, Vater . . . ich habe mich dazu entschlossen . . .‘

Sie begann zu schluchzen, und ich schluchzte fast noch mehr als sie und wollte sie davon abbringen, allein sie entgegnete: ‚Liebe zu dir und zu meiner Mutter, die deine Erniedrigung nicht überstehen wird, sprechen jetzt stärker in mir, als die Liebe zu meinem

Verlobten; er ist jung,' fuhr sie fort, fast erstickt von ihren Tränen, ‚er wird eine andere lieb gewinnen und soll an deren Seite das Glück des ehelichen Lebens kennen lernen; ich aber . . . ich bin deine Tochter . . . ich bin die Tochter meiner Mutter . . . ihr habt mich aufgezogen . . . und nun wurdet ihr alt . . . Sage mir kein Wort weiter, oh Vater, denn ich bin fest entschlossen.‘

Sie drohte mir außerdem, daß sie, wenn ich ihr widerspräche, nicht erst auf den morgigen Tag warten, den der Geldgeber als Frist bestimmt hatte, sondern sich im gleichen Augenblick zu ihm begeben würde.“

Der Unbekannte wischte die unwillkürlich über sein Gesicht rinnenden Tränen ab und endete: „Was soll ich dir noch mehr sagen? Meine Tochter hat einen entschlossenen Charakter und liebt mich und die Mutter zärtlich . . . Und wenn sie sich einmal zu etwas entschlossen hat, ist es völlig nutzlos, es ihr ausreden zu wollen . . . Ich habe sie gebeten, nur noch bis morgen zu warten, indem ich ihr vorlog, ich hätte noch eine gewisse Hoffnung . . . Den ganzen Tag über irrte ich wie ein Narr durch die Stadt, darauf kehrte ich nach Hause zurück, umarmte Weib und Tochter und ließ sie so zurück, selber aber nahm ich insgeheim einen Strick und eilte, einen einsamen Platz zu suchen, wo ich meine Leiden beenden könnte. Du hast mich darin gestört, dafür freilich hast du meinen Kummer durch deine zart sinnige Teilnahme gelindert. Es ist mir angenehm, dein Gesicht zu sehen, das schön und gütig ist wie das Antlitz meiner Tochter. Möge der Himmel

dir seinen Segen spenden, jetzt aber lebe wohl und störe mich nicht länger; ich will gehen und ein Ende mit mir machen. Denn wenn ich nicht mehr am Leben sein werde, wird meine Tochter den Bloß nicht fürchten müssen, den man um den Hals ihres Vaters schlagen könnte, und wird ihren Verlobten heiraten und sich nicht ihres Vaters wegen zu einem reichen Mann auf ein ehrloses Lager legen.“

Aufmerksam hatte die Ägypterin der ganzen Erzählung des Unbekannten gelauscht und sagte nun, ihm fest ins Gesicht blickend: „Ich kann deine liebe Tochter sehr wohl verstehen, sie ist ein gütiges Mädchen.“

„Um so schwerer aber ist es für mich,“ entgegnete der Unbekannte.

„Auch das kann ich verstehen; aber sage mir: wieviel schuldest du dem Geldverleiher?“

„Oh, sehr viel,“ entgegnete der Unbekannte und nannte eine sehr bedeutende Summe.

Sie war genau so groß wie das ganze Vermögen der Ägypterin.

„Komm morgen wieder her zu mir, ich will dir diese Summe geben.“

Der Unbekannte erstaunte: zwar freute er sich einerseits, wagte andererseits aber kaum seinen Ohren zu trauen und sagte ihr daher, daß er eine so gewaltige Hilfe nicht von ihr annehmen könne. Er brachte ihr dabei in Erinnerung, daß seine Schuld zu groß wäre, und bat sie, doch gehörig darüber nachzudenken, ob sie nicht hierdurch ein zu großes Opfer

bringe, da er ja kaum in der Lage sei, ihr versprechen zu können, daß er es ihr je zurückzahlen werde.

„Das geht dich nichts an,“ entgegnete die Ägypterin.

„Außerdem,“ sagte er, „solltest du dir auch überlegen, daß ich aus einem anderen Volke stamme — ich bin ein Grieche und eines anderen Glaubens als du.“

Die Ägypterin senkte die Wimpern ihrer länglichen mandelförmigen Augen und entgegnete ihm: „Ich weiß nicht, welcher Art dein Glaube ist, dies ist eine Angelegenheit, die unsere Priester angeht; allein ich glaube, daß der Fuß einer Griechin genau so vom Schmutz befleckt wird, wie der Fuß einer jeden anderen, und daß glühende Kohle in jedem Falle gleich weh tut. Bringe mich dadurch nicht in Verwirrung, Grieche; deine Tochter hat mein Herz gewonnen, — geh denn hin, umarme deine Tochter und deine Gattin und komm morgen zu mir.“

Kaum war der Unbekannte verschwunden, da hüllte sich die Jungfrau sogleich in ihren Mantel und ging zu einem reichen Wucherer. Sie verpfändete ihm um einen hohen Preis ihr gesamtes Eigentum und gab das Gold, das sie dafür erhalten hatte, am nächsten Tage dem Unbekannten.

Als kurze Zeit darauf die Frist verstrichen war, die man für das Pfand gesetzt hatte, erschien der Wucherer mit der Verschreibung und nahm alsbald von dem ganzen Eigentum der Ägypterin Besitz, sie mußte ihr Haus und ihren Weingarten mit nichts als einem einzigen dürftigen Gewande verlassen. Und jetzt hatte sie weder Mittel mehr, noch irgendein Obdach.

Als die früheren Bekannten ihrer Eltern sie in dieser Lage sahen, sprachen sie zu ihr: „Du bist ein hirnverbranntes Mädchen und selber an allem schuld, denn deine unvernünftige Gutmütigkeit hat dich dazu gebracht!“

Sie aber entgegnete ihnen, daß ihre Gutmütigkeit keineswegs unvernünftig war, da jetzt sie allein Not leiden müsse, während sonst eine ganze Familie zugrunde gerichtet worden wäre. Sie erzählte ihnen die Geschichte vom Unglück des Griechen.

„So bist du doppelt hirnverbrannt, da du solches für Leute fremden Glaubens getan hast!“

„Aber es waren doch weder der Stamm, noch der Glaube, die da litten, sondern es waren Menschen,“ entgegnete sie.

Die Bekannten, da sie eine solche Antwort vernahmen, wurden nur noch mehr aufgebracht.

„Da du mit deiner Güte zu andersgläubigen Fremdlingen glänzen willst, so lebe denn fürder, wie du magst!“ wonach alle sie ihrem Schicksal überließen, dem Schicksal, das sie auf eine grausame Probe stellte.

Denn nicht konnte die großherzige Jungfrau bitterem Elend entgehen, aus Gründen, die in ihrer Erziehung lagen: sie war keineswegs darauf vorbereitet worden, sich die Mittel zum Lebensunterhalt durch eigne Arbeit zu erringen. Sie war jung und hübsch, sie hatte einen hellen und sogar durchdringenden Verstand und eine erhabene Seele, allein sie hatte kein einziges Handwerk gelernt. Ihr schöner jungfräulicher Körper war viel zu schwächlich, um irgend grobe Arbeit verrichten

zu können — die Tagelöhnerinnen am Flußufer stießen sie fort; sie vermochte weder die Körbe mit Früchten zu tragen, noch Ziegel zu Neubauten, als sie aber Wäsche im Fluß zu waschen sich anschickte, da zeräzte ihr die Asche des verbrannten Schilfrohres die zarten Hände, während das fließende Wasser ihr Schwindel im Kopf verursachte, so daß sie in die Flut stürzte und man sie halb bewußtlos aus dem Nil ziehen mußte.

Sie befand sich in einer verzweifelten Lage: ihre Kleider waren naß, und sie war hungrig. Eine Uferdirne teilte mit ihr ein trockenes Gerstenbrötchen, — eine von jenen, die in großer Zahl am Ufer des Nils entlang strichen, um hier die abends vorüberkommenden fremdländischen Matrosen abzufangen; eine dieser Frauen teilte mit ihr nachts die Bastmatte und deckte sie außerdem mit ihrer trockenen Kleidung zu, damit sie nicht friere, und schließlich . . . wurde die schöne Ägypterin genau so wie diese, eine Uferdirne.

Alle, die Usa vormals gekannt hatten, wendeten sich jetzt von ihr ab — sie war zugrunde gegangen. Manchmal aber schlich sie insgeheim in den Weingarten, der ihr einstmals gehört, und verweilte unter dem gleichen Baum, an dessen Zweigen sich der Unbekannte, den sie errettet, hatte aufhängen wollen, dann gedachte sie seiner Erzählung und mußte sich stets das gleiche sagen, daß sie nicht anders hätte handeln können, als sie gehandelt hatte. Mochte sie leiden, dafür waren die andern gerettet! . . . Immer noch freute dieses die Ägypterin und gab ihr Kraft, ihre Erniedrigung zu erdulden; ab und zu freilich

kamen dann auch Minuten der Schwäche, da sie am Rande der Verzweiflung war und bereit, sich in den Nil zu stürzen. Dann pflegte sie auf dem schroffen Abhang eines wie dicke Blutstropfen roten Sandhügels zu sitzen und darüber nachzudenken: ob es wirklich unumgänglich immer so sein müsse, daß der Gute zwischen Schmutz und glühenden Kohlen sein Leben zu verbringen habe?

Entweder sei teilnahmslos gegen menschliches Unglück oder versinke selber in Unglück? Der dritte Weg — ein Wandern zwischen Schmutz und glühenden Kohlen. Aber wozu ist dann unsern Herzen gegeben, Mitleid fühlen zu können? Oder sollte der Himmel grausam sein? Und warum kommt niemand von dort herab und unterweist uns, wie die Menschen ihr Leben besser machen könnten, damit es keine Ausgestoßenen mehr gäbe und wiederum auch keine Hochmütigen und Übersättigten und auch keine Bettler mehr? Oh, wenn doch nur ein solch hoher Lehrer von dort herabkäme, wenn es doch nur einen solchen Menschen gäbe, wie gerne wollte sie zu seinen Füßen schluchzen und während ihres ganzen Lebens nur das erfüllen, was er ihr befehlen würde!

In solcher Gemütsverfassung wanderte sie einmal langsam an einer einsamen Stelle längs des Ufers des Niles, an diesem Tage waren ihr nicht einmal die wilden Seefahrer begegnet. Sie hatte bereits seit zwei Tagen nichts gegessen und spürte einen quälenden Hunger. Ihre Augen schauten trübe. Sie näherte sich dem Strom und bückte sich, um zu trinken, allein

sie sprang sogleich voller Schrecken zurück: so furchtbar war es ihr selber, ihr ausgemergeltes Gesicht mit den erloschenen Augen zu sehen. Und dabei hatte man sie noch vor kurzem schön gefunden.

„Oh, ich verstehe jetzt, was das bedeutet. Ich bin nicht mehr schön, sogar die allerverworfensten Menschen haben Furcht vor mir bekommen! . . . Und dabei nähert sich der Hunger, der quälende Hunger . . . allein ich murre nicht . . . Ich sende meinen letzten Gruß dem Himmel, der mir den Willen eingeflößt hat, andere mehr zu lieben als mich selber, und will gerne sterben!“

Sie eilte zum Fluß, um sich darin zu ertränken, und hätte ihre Absicht zweifellos ausgeführt, wenn nicht jemand sie unerwartet an der Schulter festgehalten hätte; sie schaute sich um und erblickte vor sich einen bejahrten Mann bescheidenen Aussehens, der ein fremdländisches Gewand trug.

Die Ägypterin hielt ihn anfangs für einen jener Ausländer, die diese abgelegenen Orte nur mit Absichten aufsuchten, die ihr bekannt waren, und sprach daher: „Laß mich in Ruhe: ich will heute nicht mit dir gehen.“

Alein der Fremde ließ nicht von ihr ab, sondern blickte sie zärtlich an und sprach zu ihr: „Ohne Grund denkst du, meine Schwester, daß ich den Wunsch gehabt hätte, dir etwas Schlechtes zu sagen. Mir schien jedoch, daß du dich in einem innerlichen Kampf befindest.“

„Allerdings; ich zog meine Füße aus dem Schmutz

und wollte nun über glühende Kohlen gehen. Das erfordert Kräfte.“

„Du bist sehr schwach.“

„Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen.“

„So isß schnell: ich habe Brot und gebackenen Fisch bei mir.“

Eilig nahm der Fremde seinen leinenen Sack vom Rücken und gab dem Mädchen Brot und Fisch und reichte ihr eine Flasche, in der Wasser mit Wein gemischt war.

Die Ägypterin begann zu essen und trank in kurzen Schlucken Wasser dazu, als aber der erste quälende Hunger gestillt war, blickte sie den Fremden an und sagte leise: „Es ist nicht gut von mir, daß ich deine Speise wegeße: du bist ein Wanderer und brauchst deinen Vorrat für dich selber.“

„Kümmere dich darum nicht, Schwester, ich kann es ertragen, und glaube mir, daß es viel leichter ist, selber zu dulden, als mit anzusehen, wie andere dulden.“

Die Ägypterin erbebte.

„Fremder!“ sagte sie, „du hast mich gespeist und sprichst gute Worte zu mir . . . allein warum hast du mich schon zweimal als deine Schwester bezeichnet? Weißt du denn nicht, wer ich bin?“

„Du bist genau solch ein Geschöpf Gottes wie ich und meine Schwester. Was geht es mich an, welch ein Leid oder welche Grausamkeit der Menschen dich dazu gemacht haben.“

Das Mädchen heftete ihre Augen, die plötzlich mit ihrem früheren Feuer glänzten, auf ihn und rief:

„Deine Worte brennen in mir! Bist du vielleicht ein Sendling der Götter?“

„Nein, ich bin genau so ein Mensch wie du.“

„Wer aber hat dich dann gelehrt so zu sprechen, daß mein Herz davon brennt und zittert?“

„Wollen wir uns hier niederlassen, so will ich dir erzählen, wer mich gelehrt hat, diese Worte zu sprechen.“

Die Unglückliche wurde hierdurch nur noch immer verwirrt.

„Wie,“ sagte sie, „du willst hier neben mir sitzen? Dich könnten die achtbaren Menschen neben der Buhlerin gewahren, und was willst du ihnen dann zu deiner Rechtfertigung sagen?“

„Sagen werde ich ihnen, daß der, der achtbarer war als alle, sich nicht vor einer solchen gescheut hat, wie du dich eben benannt.“

„Allein, wer war denn er? . . . Ich habe von einem solchen noch nie gehört . . . jedoch du sprichst von ihm, und deine Worte lassen neues Leben in mein Herz strömen . . . Wäre es möglich, daß der, von dem du sprichst, dein Lehrer ist?“

„Du täuschest dich nicht. Es ist Er — mein Lehrer.“

Die Ägypterin brach in Tränen aus.

„Wie glücklich bist du dann zu nennen, wie glücklich, oh Fremder! Wo ist er denn, wo ist dieser himmlische Gesandte?“

„Er ist mit uns.“

„Mit uns! . . . mit mir! . . . Oh spotte nicht über mich, die arme Buhlerin! . . . ich bin so unglücklich . . . Sage mir, wo er ist, und ich will eilen . . . Wie werde

ich ihn anflehen . . . und vielleicht wird er auch mir ein neues Leben schenken!“

Auch der Fremde war nun erregt.

„Beruhige dich,“ sagte er, „du wirst es besitzen, das neue Leben, — werde nur erst mit dem alten fertig, — löse dich nur erst von dem, was dich im vergangenen bedrückt.“

„Vernimm denn, wer ich bin!“ rief das Mädchen voller Bewegung und erzählte ihm, was sich mit ihr zugetragen hatte, als aber ihre Erzählung zu Ende war, fügte sie zu ihrer Rechtfertigung hinzu: „Man sagt, ich hätte anders handeln müssen, aber ich konnte nicht anders: mein Herz war damals stärker als mein Verstand.“

„Wer die Hand an den Pflug legt und sich dann noch lange umschaut, der ist kein Pflüger. Bedauere darum nicht, daß du so gehandelt.“

Sie senkte den Blick und sagte leise: „Nicht das bereue ich . . . aber bitter ist es, zu denken, was dann später kam . . .“

„Was später kam, nachdem du das heiligste Werk der Liebe vollzogen,“ unterbrach sie der Fremde, „was später kam, nachdem du dich selber über der Rettung der anderen zurückgestellt . . . Laß deinen Jammer! . . . Wenn die glühenden Kohlen zu sehr die Füße verbrennen, gleiten diese leicht in den kalten Schmutz ab, aber die Liebe deckt viele Sünden zu und macht die roten Flecken so weiß wie die geschorene Wolle eines Lämmchens . . . Erhebe dein Antlitz nach oben . . . Empfange von mir den Gruß der Christen und wisse,

daß Er, zu Dem deine Seele verlangt, deine Sünde mit dem Finger auf rinnenden Sand geschrieben und es dem Winde überlassen hat, sie zu verwehen.“

Da richtete die Ägypterin ihr Antlitz auf und weinte, der Christ aber blickte sie an, und unmerklich beugten sich seine Knie, er neigte sich vor ihr tief und flüsterte leise: „Du warest tot und bist lebendig geworden!“

Der Trost war vollzogen, — in die verwirrte Seele der Ägypterin war neues Leben gedrungen. Der Christ erzählte ihr, worin die Lehre Christi bestünde, und die Ägypterin fragte ihn sogleich, ob es wohl Menschen gäbe, die nach dieser Lehre in gemeinsamer Liebe lebten und die weder Verurteilung kannten, noch Übeltaten, noch Armut.

„Es hat sie gegeben,“ entgegnete der Christ.

„Warum sind denn nicht auch jetzt alle so?“

„Es ist schwierig, Schwester.“

„Worin liegt denn die Schwierigkeit?“

„Höre denn, wie sie lebten.“

Und da sprach ihr der Christ aus dem Gedächtnis die Stelle aus der Apostelgeschichte: „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; und man gab einem jeglichen, was ihm not war.“

„Oh wie schön das ist!“ rief Afa.

„Für manche freilich ist es wiederum sehr schwer!“

Und er sprach weiter: „Joses aber, mit dem Zunamen von den Aposteln Barnabas genannt, das heißt

„Sohn des Trostes“, von Geschlecht ein Levit aus Cypern, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füßen.“

Zum ersten Male nach den vielen verschatteten Tagen erhellte ein freudiges Lächeln das Antlitz der Ägypterin: Barnabas hatte seinen Acker verkauft, und man hatte ihn „Sohn des Trostes“ genannt. . . .

Höher richtete sie ihr Antlitz auf und sagte: „Das ist gar nicht so schwer. Denn das muß so sein!“

„Dann gehe dorthin, wohin ich zu gehen dich lehren will, und erzähle den Menschen, zu denen du kommen wirst, alles, was du mir erzählt hast.“

Da nannte ihr der Fremde den Ort, an dem sich die Christen in Alexandria zu versammeln pflegten, und sagte ihr, wer der Bischof sei.

Ohne einen Augenblick zu zögern, erhob sich die Ägypterin und folgte seiner Weisung.

Als sie dort angelangt, wurde sie alsbald von einem Kleriker erkannt, der zu ihr sprach: „Hübsches Mädchen! dein Antlitz kommt mir sehr bekannt vor: du siehst einer Buhlerin ähnlich, die man häufig am Ufer des Niles gewahren kann.“

„Ich bin diese Buhlerin,“ entgegnete die Ägypterin: „allein das ist nun zu Ende, denn ich will Christin werden.“

„Nun, nun, das geht nicht so schnell: du mußt dich vorher durch Fasten und Reue läutern.“

„Ich will alles tun, was nötig ist.“

Da erklärte man ihr, wie sie fasten müsse; und sie ging hin und fastete lange und nährte sich nur von

dem, was man ihr aus Mitleid darbot. Endlich, nachdem sie ganz von Kräften gekommen war, kam sie mit der Bitte wieder, man möge sie taufen und in die Gemeinschaft der andern aufnehmen. Da sprachen die Kleriker zu ihr: „Du hast vor aller Augen ein so unziemliches Leben geführt, daß du jetzt deine Buße vor allen vollziehen mußt.“

„Freilich, und ich bin auch deswegen gekommen, um es allen zu sagen, wie schlimm mein Leben war, aber ich bin so von Kräften, daß ich fürchte, bald sterben zu müssen. So bitte ich euch denn, ihr wollet dem Bischof sagen, ich flehte darum, möglichst schnell in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden.“

Die Kleriker meldeten es dem Bischof, und jener ernannte alsbald einen Katechisator, der ihr das Symbol und die Dogmata des Glaubens erklären sollte und darauf ihre Kenntnisse prüfen mußte, hierauf aber war beschlossen worden, der Ägypterin die Taufe nicht länger vorzuenthalten.

Allein sie konnte es nicht mehr erwarten; ihr ungeduldiger Wunsch, einen Christennamen zu bekommen und mit den Christen zusammenzuleben, zehrte an ihr; sie klagte und weinte, die anderen aber achteten ihrer gering.

Und da geschah das Wunder: als die mißachtete Ägypterin krank in einem kleinen Kober lag, erschienen bei ihr zwei lichte Gestalten mitten in der Nacht und kleideten sie in völlig weiße Taufgewänder. In diesen verblieb auf Erden ihr toter Körper, ihre lebendige Seele aber schwang sich auf zu den Wohnungen der Lebenden.

Viel Kopfzerbrechen machte den Klerikern das Ende der in Taufgewänder gekleideten Ägypterin: sie mußten nicht, nach welchem Ritus sie diese Frau bestatten sollten, unvermutet aber erschien da jener Fremde, der mit der Verstorbenen am Ufer des Nils gesprochen hatte. Er war ein Philosoph und Priester aus Syrien, ein Freund Isaaks des Syriers, und hatte auf seiner Reise hierher einen Umweg gemacht, weil eine Eingebung es ihm so befohlen. Er beugte sich über die Verbliehene und sprach die Gebete der Christen, dertweil er aber betete, wurde ihr Leib in die Erde gebettet, allein noch lange blieb der Syrier an der Stelle stehen und schaute ins Weite — er dachte etwas und schien verzückt zu sein und bewegte stumm die Lippen.

Da fragte man ihn: „Du siehst gewißlich ein wunderbares Gesicht?“

„Ja,“ erwiderte er: „es ist, als ob der Himmel geöffnet sei . . . und dort . . . jemand tritt dort ein. . .“

„Wäre es möglich, daß es die Buhlerin ist?“

„Oh nein! . . . die Buhlerin habt ihr im Schmutz verscharrt: aber ich sehe . . . wie ein leichter Rauch, aufsteigend von glühenden Kohlen, verschmilzt es dort mit dem Licht; es scheint mir, als steige dort „eine Tochter des Trostes“ gen Himmel.“

4

Der folgende weibliche Charakter tritt in einer andern, aber nicht weniger die Rührung erweckenden Umgebung auf und vermag uns ein ebenso klares

allgemeines Bild der Sitten des fünften Jahrhunderts zu bieten, wie der vorhergehende.

27. Den 14. Juni. Eusebios aus Askalon erzählt, daß in einer Stadt einst ein Kaufmann lebte, der eigene Schiffe besaß, auf denen er kostbare Waren nach Afrika verschickte. Einst kam es zu einem Schiffbruch, dessen Folge war, daß dieser Kaufmann mit einem Male verarmte: seine Schiffe waren untergegangen, die ans Ufer gespülten Waren aber wurden geplündert. Da setzten die Geldgeber diesen Kaufmann in den Kerker, seine junge und schöne Gattin aber mußte auf Taglohn ausgehen, und was sie erwarb, das reichte gerade hin, Nahrung zu bereiten, die sie ihrem Gatten in den Kerker brachte. Bei diesen Besuchen verweilte sie manchmal lange bei dem Eingekerkerten, bemüht seinen unerträglichen Zustand zu lindern. Die vornehmen Leute in Askalon hatten einen Brauch, der darin bestand, daß sie an besonderen Tagen in die Kerker gingen und an die Insassen Almosen verteilten. So erschien denn auch eines Tages ein vornehmer Mann im Kerker zu einer Zeit, da gerade die Gattin des ruinierten Kaufmanns bei ihrem Gemahl war, allein kaum hatte der Vornehme sie erblickt, da war er von ihr gefesselt. Sie verwundete das Herz des angesehenen Mannes, denn ihre Schönheit war in Wahrheit sehr groß. Der Vornehme sandte alsbald einen Jüngling zu ihr, sie solle zu ihm kommen, um ein Almosen zu empfangen.

Da das Weib hierin nichts Übles erblickte, erhob sie sich und näherte sich ihm, um eine Spende von ihm entgegenzunehmen, er aber begann sie allsogleich aus-

zufragen, wesswegen sie im Kerker säße? Das Weib entgegnete ihm, daß ihr Mann ins Gefängnis geworfen worden sei, sie aber wäre nur gekommen, ihn zu besuchen, und bliebe bei ihm aus Liebe und Mitleid, um sein Los zu erleichtern. Da sagte ihr der Vornehme: „Ich will dir helfen: Komm heute Abend zu mir und verbring mit mir die Nacht, morgen aber will ich deinen Gatten aus dem Gefängnis loskaufen.“

Das Weib äußerte weder Zorn noch Ärger und schalt auch den Vornehmen nicht aus, daß er die Notlage ihrer Armut so ausnützen wolle, sondern sprach zu ihm: „Ich muß hierüber meinen Gatten befragen, und wie er es haben will, so werde ich handeln. Willst du, so gehe ich und frage ihn danach?“

Der Vornehme scheute hiervor nicht zurück, sondern entgegnete ihr: „Frage ihn denn.“

Da eilte sie auf ihren Gatten zu und theilte ihm mit völliger Einfalt den Vorschlag mit, den ihr der Vornehme gemacht hatte.

Der Kaufmann brach in Tränen aus und entgegnete mit einem tiefen Seufzer: „Ich sehe, daß nicht ohne Grund geschrieben steht: bauet nicht auf die Fürsten und auf die Kinder des Menschengeschlechtes. So möge Gott ihm denn die Kränkung verzeihen, durch die er uns nur noch mehr erniedrigen wollte, als wir ohnehin schon erniedrigt sind. Gehe zu ihm und sage ihm, daß wir die Freiheit um einen solchen Preis nicht erkaufen wollen.“

Das Weib begab sich zum Vornehmen zurück und übermittelte ihm mit gleicher Einfalt die Worte ihres

Gatten. Da erzürnte sich der vornehme Mann und verließ den Kerker.

Allein es saß unweit vom Kaufmann in einer andern Ecke des Kerkers ein Wegelagerer, der alles dieses mit angesehen und gehört hatte. Die beiderseitige Liebe und Treue der Gatten hatten ihn gerührt, und so winkte er denn das Weib zu sich heran und sprach zu ihr: „Es hat mich ergriffen, die Reinheit von euch beiden zu sehen. Ich bin ein Räuber und besitze viel Gold, das ich in einem Gebäude der Stadt versteckt habe. Begib dich denn hin zu dem Platz, den ich dir nennen werde, grabe es aus und nimm das verborgene Gold zur Bezahlung der Summe, die dein Gatte schuldig ist, und zu eurem weiteren Unterhalt.“

Und das Weib ging hin und fand das Gold und kaufte ihren Gatten dank der Barmherzigkeit des Räubers los.

Hierauf folgt nunmehr ein Typus erhabenster Zart-sinnigkeit.

28. Den 30. Mai. Der selige Vater Markus fuhr einmal auf einem Schiff nach Konstantinopel, während der Fahrt aber erhob sich ein Sturm und trieb sein Schiff an eine wüste Insel. Derweil die Schiffsmannschaft die beschädigten Masten und das Takelwerk wieder richtete, besuchte der selige Markus die menschenleere Insel, plötzlich aber bemerkte er zu seinem Erstaunen auf dem Ufersande die Spuren eines Menschenfußes. Er folgte dieser Spur und gewahrte alsbald in einiger Entfernung einen Menschen, der

übrigens von sonderbarem und unbegreiflichem Aussehen zu sein schien und sich, was Markus ebenfalls bemerken mußte, sichtlich bemühte, sich vor ihm zu verbergen. Der selige Markus, den die unerwartete Begegnung naturgemäß interessieren mußte, eilte dem vor ihm fortlaufenden Bewohner der im übrigen unbesiedelten Insel nach und holte ihn bald ein. Als der verfolgte wilde oder halbwilde Mensch einsah, daß er dem ihm nacheilenden Fremdling nicht länger entkommen konnte, hockte er sich vor ihm nieder, wobei er sich tief zur Erde bückte und mit unverständlicher und kläglichem Stimme zu sprechen begann. Als der selige Markus dieses jämmerliche und schwächliche Stöhnen oder Flehen vernahm, blieb er stehen und sagte: „Flieh nicht länger vor mir: ich bin ein Christ und keineswegs gewillt, dir Leides zu tun.“

Der hingekauerte Wilde aber beugte sich nur noch tiefer und entgegnete: „Ich fürchte dich nicht; allein ich schäme mich, denn ich bin ein nacktes Weib und du ein Mann, und darum fliehe ich vor deinen Blicken. Wenn du jedoch gütig sein und mit mir sprechen willst, so wirf mir irgend etwas von deiner Gewandung zu, damit ich mich wenigstens zum Teil bedecken kann, — dann will ich mich gern mit dem Gesicht dir zuwenden, worauf wir plaudern können.“

Der selige Markus hatte zufällig zwei Gewänder. Das eine behielt er an, das andere aber wickelte er zusammen und warf es der nackten Frau zu, wobei er sich selber abkehrte. Das Weib fing das Gewand auf, bekleidete sich damit und näherte sich nunmehr dem

seligen Markus. Nun setzten sich die beiden und kamen ins Gespräch, und da erfuhr der selige Markus folgendes von ihr:

Dieses Weib stammte aus einer einfachen und armen Familie, ihre Eltern waren sehr bald nach ihrer Geburt gestorben und hatten sie als völlig hilflose Waise zurückgelassen. Zum guten Glück geriet sie einige Zeit darauf einem vornehmen und reichen Mann unter die Augen, den ihre Lage rührte und der sie aus Mitleid in sein eigenes Haus nahm und mit seinen eigenen Kindern aufziehen ließ. In diesem Hause nun wuchs sie auf und wurde sehr hübsch, zeigte aber gleichzeitig Verstand und einen guten Charakter, wodurch sie sich nach und nach immer mehr das Wohlwollen ihres Erziehers errang, so daß er zum Schluß für seinen eignen Sohn keine andere Gattin suchen wollte, als eben diese Waise. Auch der junge Mann liebte sie und träumte von keiner anderen Braut, die weiblichen Verwandten von seiten der Mutter des jungen Mannes aber hielten hartnäckig an ihrer Absicht fest, ihn, den Erben des gesamten Besitztumes, mit einem Mädchen aus reichem und vornehmerm Hause zu verheiraten. Dies führte zu großen häuslichen Mißhelligkeiten, unter denen der junge Mann sehr zu leiden hatte, so daß er schließlich ernsthaft krank wurde; aber auch im Feuer seiner Schmerzen sprach er immer nur ein und dasselbe: „Ich liebe nur die, die mein Vater erzogen hat.“

Um sein Leben nicht in Gefahr zu bringen, wurden die beiden schließlich vereinigt. Das junge Ehepaar war sehr glücklich, zumal der Gatte auch nach der

Hochzeit immer wieder ein und dasselbe wiederholte:
„Ich liebe nur die, die mir mein Vater gegeben hat!“

Allein seine Mutter und ihre Verwandten waren beständig darauf aus, Unfrieden im Hause zu säen, und schalten den jungen Mann wegen seiner Liebe zu seiner Frau, die er aus armem und niedrigem Stande erwählt hatte.

Da entschloß sich die junge Frau, als sie sah, daß weder der häusliche Unfrieden noch der Kummer ihres geliebten Gatten vorübergehen würden, so lange sie noch im Hause weile, — sich selber zu opfern, und floh aus dem Hause zur Wiederherstellung des häuslichen Friedens. Sie zog anfangs aufs Geratewohl des Weges, bestieg darauf ein Schiff, allein dieses Schiff ging unter, und so wurde sie vom Meer an den Strand dieser selben menschenleeren Insel geworfen, auf der sie der selige Markus gefunden hatte. Hier mußte sie viel Hunger, Kälte und Einsamkeit ausstehen und fühlte zudem in sich ein Kind wachsen, das sie schließlich auch zur Welt brachte und aufzog; und nun lebten die beiden bereits seit dreißig Jahren hier und hatten noch nie ein menschliches Antlitz auf der Insel wahrgenommen. Der selige Markus sah auch den Sohn dieser großmütigen Frau; er war völlig nackt und versteckte sich vor der Erscheinung eines dritten Menschen, der zudem noch bekleidet war, voller Schaudern und Staunen alsbald in seiner Höhle.

Der folgende Abschnitt wird uns mit einem sehr energischen Frauentypus bekannt machen, der zudem

einer eigenartigen Ironie nicht entbehrt und ein wenig an die russische Großfürstin Olga in ihrem Streit mit den Drowljanen erinnert.

29. Den 14. August. In einem am Ufer des Meeres gelegenen Handelsplatz wohnten einst zwei Kaufleute, die in großer Freundschaft miteinander lebten: der eine von ihnen war verheiratet, der andere dagegen noch ledig. Der verheiratete hatte eine sehr schöne Gattin, die zudem sehr klug und keusch war, allein ihr eheliches Glück war nicht von langer Dauer: denn ganz unversehens starb der Gatte und ließ seine schöne Gemahlin als Witwe zurück, die, da sie ihren Mann sehr geliebt hatte, von keiner zweiten Ehe mehr wissen wollte, sondern ihr ganzes ferneres Leben nur noch guten Werken zu widmen beschloß. Allein ihre Schönheit und die allen bekannte Zurückhaltung während ihrer Ehe mit ihrem ersten Gatten lockten eine Menge von Freiern herbei, denen sie jedoch stets abschlägige Antwort erteilte und ihnen riet, lieber junge Mädchen zu heiraten. Mit solchen Worten gelang es ihr auch viele loszuwerden; aber da trat mit einem Male ein viel feurigerer Bewerber auf, von dem sie sich nicht so schnell zu befreien vermochte. Und zwar war das der nämliche aufrichtige Freund ihres ersten Gemahls, von dem sie nicht einmal geahnt hatte, daß er von ihrer Schönheit so angezogen war und daß die unheilbare Leidenschaft ihn so verzehrt hatte, daß sie ihm fast das Leben nahm.

Als nunmehr die Schöne, die eine erfahrene Frau war und nicht wenig verliebte Männer gesehen hatte,

den Kummer des Freundes ihres verstorbenen Gatten gewahr wurde, erriet sie alsbald ganz richtig, welcher Art er war. Sie hielt es darum für das beste, nicht stillschweigend darüber hinwegzugehen, da sie hoffte, jenem Menschen helfen zu können.

„Freund!“ sprach sie zu ihm: „Ich sehe ja, daß du ein jedesmal, wenn du mit mir sprichst, außer dir bist. Muß ich nicht etwa daraus schließen, daß du sicherlich mir etwas besonderes zu sagen wünschest, das du dich nur nicht zu sagen getraust. Ich bitte dich, fahre in diesem für dich gefährlichen und auch für mich nicht sorglosen Verhalten nicht weiter fort, denn ich möchte dich nicht länger leiden sehen. Sage mir, was du von mir willst, und sei davon überzeugt, daß ich alles tun werde, so gut ich es kann, und dein Eingeständnis nicht verlachen will.“

Als jener diese Ermunterung hörte, freute er sich ungemein und sagte ihr in voller Aufrichtigkeit, daß ihre Schönheit ihn gefesselt habe und daß er, da er ja ihre seelischen Eigenschaften kenne, nichts sehnlicher wünsche, als sie zur Gattin zu nehmen.

Die verständige Witwe dankte ihm für die Schätzung, die er ihr angedeihen ließ, entgegnete ihm aber, daß sie, da sie ja die Freuden der Ehe mit ihrem geliebten Verstorbenen kennen gelernt habe, zum zweitenmal das gleiche mit einem anderen Manne nicht erleben wolle, denn sie meine, daß die schönste Zeit ihres Lebens sich nicht wiederholen lasse, daß sie aber, wenn es schlimmer käme, als es gewesen, das Vergangene immer beklagen würde, so daß also weder für den

Leßtorw III. 22

einen noch für den anderen Theil ein Glück bei der Sache herauskommen könne. Sie zöge darum vor, in keine neue eheliche Verbindung zu treten, sondern wolle für die Kinder leben und für allgemein nützliche Aufgaben, die der Mühe wert seien, um so mit Erfolg die müßige Zeit zum Nutzen der Mitmenschen zu vertreiben. Sie wies den jungen Mann auf die Jungfrauen hin, die bereits das heiratsfähige Alter erreicht hatten, und riet ihm, nur mit einer solchen in die Ehe zu treten, denn mit einer Jungfrau könne er einen Liebesbund schließen, der frei sei von Erinnerungen an das Vergangene.

Der junge Mann aber war völlig erfüllt von seiner Liebe zu der Witwe und wollte von keiner anderen etwas wissen, er hörte auf keinerlei Gründe und auch nicht auf die Hinweise auf Jungfrauen, sondern fiel ungeduldig vor der Witwe nieder und flehte sie an, seine Gattin zu werden; er suchte geradezu hin, war stets trübsinnig und irrte wild durch die Straßen, als sei er besessen.

Diese ermüdende Aufdringlichkeit und sein unangenehmes Drängen wurden der Witwe nach und nach unerträglich, denn sie war sich längst darüber klar geworden, daß sie nicht seiner Neigung zuliebe erfüllen konnte, was er wünschte! . . . Um endlich ein Ende zu machen, sprach sie darum zu ihm: „Warum quälst du dich und mich? Wird das noch lange so fortgehen?“

Er aber erwiderte ihr: „So wird es in Ewigkeit sein, so lange du oder ich auf der Welt leben, denn

meine ganze Seele und mein Herz streben zu dir, und völlig nutzlos sprichst du mir immer von Jungfrauen. Sie sehend, sehe ich sie dennoch nicht, denn fremd sind sie den Wünschen meines Herzens, da nur nach dir alle Kräfte meines Lebens verschmachten, nur nach dir sich das Mark meiner Knochen verzehrt. Heile mich denn, der von deiner Schönheit verfehrt ist, werde mein Weib, oder ich muß sterben.“

„Wieviel Sorge habe ich doch mit dir!“ entgegnete die Witwe, die sich bereits einen Plan zurechtgelegt hatte, und fuhr fort: „aber wie ist es, betrügst du mich auch nicht, wenn du sagst, du liebest mich so, daß du ohne mich nicht leben kannst? Gibt es wirklich für dein Glück nichts auf der Welt, außer daß ich deine Liebe erwidere?“

Der Kaufmann schwur ihr, daß dieses zuträfe, sie jedoch antwortete scheinbar ungläubig: „Laß ab, mir zu schwören, denn ich bin kein junges Ding mehr und glaube den leidenschaftlichen Worten der Männer nicht viel. Ihr seid alle so, wenn euch eine Frau fesselt, dann verliert ihr die Vernunft, und über eure Lippen strömen überschwänglich Lobpreisungen, später aber ist es ganz anders. Ich verlange von dir Beweise, daß dir für dein Glück mein Besitz wichtiger ist, als alles andere, und daß nichts dich davon abziehen kann.“

Da rief der Kaufmann voller Freude: „Oh, wie gerne bin ich dazu bereit, und wenn mir einer die ganze Welt böte, ich schaute sie nicht, sondern strebte immerfort nur dir zu.“

Allein die Witwe lächelte und erwiderte: „Die ganze Welt gehört nicht uns, sondern Gott, und ein so gewaltiges Gebiet will ich gar nicht vorschlagen, um dich zu prüfen; ich will dir ein viel geringeres auferlegen, und dann wollen wir sehen, ob du nicht doch nach diesem viel geringeren greifen, mich aber, die dir so unumgänglich notwendig erscheint, verschmähen wirst.“

„Das wird nie geschehen!“ rief da der Verliebte.

„Begib dich denn von hier sogleich nach Hause, schließ dich dort in deinem oberen Gemach ein und wirf mir den Schlüssel durchs Fenster zu; und dort sollst du verweilen, bis ich dich rufen lasse. Versprichst du mir, das zu erfüllen?“

„Oh, warum von solchen Kleinigkeiten sprechen!“

„Schon gut, und wenn darnach dein Streben immer noch das gleiche sein wird wie jetzt, so gebe ich dir mein Wort, daß ich nicht mehr an meinen verstorbenen Gatten denken, sondern mich ganz und gar dir anheim geben werde. Denn von jetzt, von dieser Minute ab, soll alles, was sein soll und was nicht sein soll, einzig von dir abhängen.“

Bergnügt eilte der Kaufmann nach Hause, denn nun hielt er seine Sache für gewonnen. Er betrat sein Haus und schloß sich mit fröhlicher Hand in dem oberen Gemach ein, den Schlüssel aber warf er durchs Fenster und befahl, ihn sogleich zu der Witwe zu bringen, als Beweis dafür, daß seine Prüfung bereits begonnen habe. Die Witwe nahm den Schlüssel entgegen, ließ aber dem Freier kein Wort bestellen.

Der Kaufmann verbrachte den Tag in dem Gemach, die Stunden vergingen ihm in verliebten Träumereien und in der Erwartung, was ihm wohl noch für Prüfungen bevorstünden; allein es verstrich ein voller Tag, und noch war keine weitere Mitteilung von der Witwe gekommen. Tags darauf waren seine Gedanken aufs neue bei der Witwe, freilich dachte er auch einige Male an seinen Magen, der leer war und nach Nahrung verlangte, am dritten Tage meldete sich der Hunger bereits so stark, daß der Kaufmann die süßen Träume von der Witwe vergaß und zornig auf sie war und nur noch an Speisen dachte, nachts aber konnte er nicht schlafen, denn sein Traum war keineswegs mehr von Erscheinungen der bezaubernden Witwe erfüllt, sondern nur noch vom Duft verschiedener Leckerbissen. Als der Morgen des vierten Tages anbrach, empfand der Kaufmann quälenden Schmerz in seinem Magen und sandte einen Mann, dem er völlig vertraute, zur Witwe mit der Frage, ob sie ihn am Ende schon vergessen habe? Die Witwe entgegnete, sie habe ihn nicht vergessen.

„Aber er stirbt doch!“ sagte sein Bote.

„Damit sollst du mich nicht schrecken,“ entgegnete die Witwe mit einem Lächeln: „bis zum Tode ist es noch weithin. Allein, ich will ihn nicht länger schwächen lassen. Mag er denn jetzt sein Feiertagsgewand anlegen, ich will ihn bald holen lassen, und dann soll er alles erhalten, was immer er wünscht.“

Eine Stunde vor der Zeit, da man das Mittagmahl einzunehmen pflegte, erschien die Vertraute der

Witwe im Hause des Kaufmanns mit dem Schlüssel zur Thür des Freiers, öffnete diese und sagte: „Freue dich, Herr! du hast dein Versprechen gehalten, so geh denn jetzt zu meiner Herrin: sie erwartet dich und wird ihrerseits ihr Versprechen ebenfalls erfüllen.“

Der Kaufmann aber, der seine Feiertagsgewänder angezogen hatte, schaute die Botin mit eingefallenen Augen an und entgegnete trübe und mit ganz schwacher Stimme, daß er bereit wäre, ihr zu folgen. Er war so erschöpft, daß man Menschen rufen mußte, die ihn stützen sollten und ihm beim Gehen halfen.

Die Witwe empfing ihren Gast in der Thür ihres Wohnhauses. Sie strahlte im vollen Glanz ihrer Schönheit, denn auch sie hatte ihre Wittventracht abgelegt und gegen ein leichtgewebtes Gewand vertauscht, das auf ihren Schultern von Spangen aus Edelsteinen zusammengehalten wurde und ihren Hals und ihre Arme entblößt zeigte, von denen ein Wohlgeruch vom Ambra aufstieg.

Sie nahm den Arm des eintretenden Gastes und führte ihn alsbald in den großen Saal, der durch einen an Ringen hängenden Teppich in zwei Hälften geteilt war. Auf der einen Seite, jener nämlich, die an den Eingang stieß, war bereits der Tisch gedeckt, dort standen durchsichtige Gefäße mit funkelnden Getränken und Schüsseln, von denen die eine verdeckt war; auf der anderen Seite aber ragte ein prunkvolles Lager mit doppeltem Kopfkissen.

„Du bist jetzt der Herr meines Hauses,“ sprach die Witwe, „und ich bin dir unterwürfig. Hier ist

das Mahl, und dort wartet unser das Lager. Wähle denn von beiden, was du willst; ich bin bereit, das eine wie das andere mit dir zu teilen.“

Aber der Kaufmann entgegnete: „Ach, erbarme dich meiner, ich bin so entkräftet, erlaube mir, mich vorher zu sättigen!“ und mit diesen Worten begab er sich zum Tisch, streckte sich auf den Polstern aus und musterte die Schüsseln.

„Wir haben noch genügend Zeit, denn die Speisen in der Küche sind noch nicht gar,“ sagte die Witwe.

„Was ist denn in dieser Schüssel, die verdeckt ist?“

„Es ist Hirse, freilich ist sie noch ohne Geschmack, da die Brühe noch nicht aufgetragen ist.“

„Mir schmeckt jetzt alles!“ rief der Kaufmann, nahm den Deckel von der Schüssel und begann gierig die Hirse, die noch ohne Brühe war, zu verspeisen, da aber sprach die Witwe zu ihm: „Nun siehst du es selber: es gibt eben verschiedene Notwendigkeiten: ohne das eine kann der Mensch nicht leben, aber ohne das andere kann er leben!“ und befahl bei diesen Worten, die Speisen aufzutragen und ließ den Teppich vor ihr Lager sinken, das von nun ab dem Kaufmann auf ewig verdeckt blieb.

30. Den 5. April. So zeigen uns viele Frauen der Heiligenlegende in ihrem Bestreben, sich über die Gewalt der Leidenschaften zu erheben, einen gleich erhabenen Charakter, und von einer Frau wird sogar berichtet, daß ihr Erfolg und wolkenloses Glück zur Last wurde.

Ein Geistlicher aus Alexandria erblickte einst ein

Weib, das ungemein eifrig betete und dabei bittere Tränen vergoß. Der Anblick rührte ihn, und so fragte er denn die Betende, welch ein Kummer sie drücke? Da entgegnete sie ihm: „ach, ich bin sehr glücklich, und ich habe keinen Kummer, allein ich lebe doch inmitten der Menschen und sehe täglich so viel Bekümmerte, und da bete ich nun zu Gott, daß Er mir einen Teil ihrer Leiden gäbe, damit ich das irdische Leben nicht zu lieb gewinnen möge.“ Da wunderte sich der Geistliche aus Alexandria über diese verständige Frau, die so viel besser als viele anderen wußte, worin für einen jeden Menschen die höchste Gefahr besteht.

Hiermit endet die Gruppe jener Frauen der Heiligenlegende, die bald die Männer durch die Erhabenheit ihrer Bestrebungen in Erstaunen setzen, bald wieder sie reinigen, indem sie sie von der Roheit ihrer Sinnenslust abziehen, und die mit voller Selbstaufopferung Menschen retten und ohne das geringste Murren selber Verwerfung, Not und alle erdenkbaren Erniedrigungen tragen. Wir fanden in der Heiligenlegende neun Frauen, die diese Würde der vollkommenen Reinheit ihr eigen nennen.

5

Unsere systematische Übersicht zeigt uns jetzt folgende Proportion: von den fünfunddreißig Frauen, die etwa ein Drittel jener Personen bilden, die im Rahmen des Prologs die Möglichkeit epischer Darstellung zulassen, haben siebzehn keine Männer verführt, sondern sind

die Opfer von deren Verführungen und Gewalttaten geworden; dagegen spielten vier die Rolle der Versucherin, wobei eine Erfolg hatte, drei aber erfolglos abziehen mußten, und zwar war eine von diesen eine Welt dame aus Alexandria, die andere eine Hetäre die von reichen Leuten hierzu aufgestachelt wurde, und die letzte ein hysterisches Bulgarenmädchen. Erfolg in ihren Unternehmungen hatte eigentlich nur Maria von Agypten, aber auch diese führte sich bis zu dem erhabenen Umschwung in der zweiten Hälfte ihres Lebens wie eine gewöhnliche Buhlerin auf. Dagegen muß erwähnt werden, daß neun Frauen die Männer nicht nur von ihren wilden Leidenschaften zurückhielten, sondern sie sogar lehrten, ihre Natur zu zügeln und sich höheren Zielen zu weihen.

Nur zwei Frauen stellt die Heiligenlegende in schlimmem Lichte dar, die eine davon zeigt ein grausames Herz, verschattet von Leidenschaft zu einem Manne, während die Geschichte der andern so wenig verständlich ist, daß man sie nach den Worten Geofan Prokopowitschs augenscheinlich der Reihe der ‚leeren Fabeln‘ zuzählen muß.

31. Den 19. März. Es lebte eine junge Witwe, genannt Maria, die zwei kleine Kinder hatte; diese hatte sich in einen Krieger verliebt und wollte ihn ehelichen. Der Krieger aber führte zwar vertrauten Umgang mit ihr, wollte sich jedoch zu einer Ehe nicht verstehen. Seine nackte Eigenliebe trat dabei aufs deutlichste zutage, denn er begründete seine Weigerung damit, er wünsche nicht, sich der Kinder des ersten

Gatten wegen sorgen zu müssen. Da erstach die verliebte Maria, getrieben von ihrer Leidenschaft, ihre beiden Kindlein und schickte alsbald dem Krieger Nachricht, daß sie keine Kinder mehr habe. Als der Krieger diese Nachricht erhielt, erriet er alsobald, was geschehen sei, und fand eine neue Ausflucht: er schwor, er wolle keine Kindsmörderin zur Frau nehmen. Er behielt recht, die Frau aber ging zugrunde.

Fälle dieser Art, die sowohl im Motiv als auch in den Einzelheiten eine überraschende Ähnlichkeit mit diesem Bericht aufweisen, kommen in reichlichem Maße auch noch heutigen Tages vor.

32. Den 5. Mai. Es lebte einst eine strenge Beobachterin der Fasten, die sich nie gehen ließ: sie fastete viel und betete, sie vermied jedes Zusammentreffen mit weltlich gesinnten Menschen und ging nur mit Klerikern um, trotzdem aber kam es aus Unvorsichtigkeit zu einer allzu vertraulichen Näherung mit einem Sänger, der, wie geschrieben wird, selber nicht die geringste Schuld dabei hatte, da sie sich eigentlich selber ,schändete und dabei empfang'.

Da die Fasterin alsbald die ernsthaften und, wie man sieht, unerwünschten Folgen dieses Zusammenseins gewahren mußte, wandte sie sich aufs neue zu Gott mit flammenden Gebeten, es möge das in Sünden empfangene Kind tot geboren werden, was auch geschah.

Die zwei oben angeführten Beispiele (31 und 32) bilden das Allerschlimmste, was der Prolog an Frauen-

geschichten auszusagen weiß; allein wenn man selbst diese zwei schlimmsten Beispiele vorurteilslos betrachtet, was doch von jeder Kritik zweifellos verlangt werden kann, so sieht man, daß die beiden oben geschilderten Frauen keineswegs irgendeine besondere List gebrauchten, um Männer zugrunde zu richten, sondern daß sie im Gegenteil aus eigener Vernunftlosigkeit und Leidenschaft nur sich selber und ihre Kinder ins Verderben brachten.

Es muß ebenfalls hervorgehoben werden, daß in der Heiligenlegende alle Frauen höheren Schwunges trotz der großen Primitivität ihrer Formen stets klar in ihren Zielen und eindeutig in ihren Handlungen sind, was man in den Schilderungen der Männer, welche die Frauen bessern wollen, meist vermißt. Außerdem fehlt den Frauen (mit Ausnahme der zwei Kindsmörderinnen) völlig jede Roheit, die sich dagegen bei den Männern stets offenbart.

33. Ein gewisser Vitalius aus Kairo, der beim Vater Spiridon sechzig Jahre lang gedient hatte, zog schließlich nach Alexandria, da es ihn nicht länger mehr nach asketischem Ruhm verlangte; er begann dort ein anstößiges Leben zu führen, das heißt sich dumm zu stellen. Das alleranstößigste in den Narrheiten des Alten, der nicht weniger als siebenzig Jahre zählte, war, daß Vitalius eine jede Nacht dort verbrachte, wo sich die Buhlerinnen zu versammeln pflegten. Er tat das freilich, wie wir weiter unten sehen werden, nicht aus böser, sondern aus guter Absicht, allein es kostete ihn viele Mühe und Sorgen, denn um ein

Leben solcher Art zu führen, muß man stets hübsch viel Geld bei sich haben. Drum gab sich auch Vitalius Mühe, die nötigen Mittel zum Lebensunterhalt zu erwerben: er erhob sich sehr früh und begab sich sogleich auf Taglohn, tagsüber arbeitete er und erhielt dafür einen Silberling, allein sobald es Feierabend geworden war, trug er alsbald diesen Silberling ins Haus der Buhlerinnen, nahm sich um diesen Preis eine Buhlerin und gab ihr, war er schließlicly mit ihr allein, den Silberling mit folgenden Worten: „Nimm ihn hin, meine Tochter, um diesen Preis habe ich einen ganzen Tag lang arbeiten müssen, jetzt aber sollst du ihn haben und darfst dafür eine ganze Nacht hindurch ungestört schlafen.“

Das Weib, dem Vitalius auf diese Weise die Möglichkeit erkaufte hatte, eine ruhige Nacht verbringen zu können, legte sich darauf hin und schlief, Vitalius aber pflegte dann neben ihr zu stehen wie neben einem Kinde und begann, ohne sich von ihrer Anwesenheit noch von den aus den engen Winkeln und Verschlägen des von wilden Gästen erfüllten Lusthauses an sein Ohr dringenden Lauten und Geräuschen stören zu lassen, sich im Geist zu Gott in einem Gebet für die Welt zu erheben, sobald es aber tagte, eilte er von neuem an seine Arbeit. So hielt es der närrische Vitalius jeden Tag, wobei zu bemerken ist, daß er die Frauen, bei denen er war, jedesmal bat, keiner Menschenseele zu erzählen, was er mit ihnen getrieben habe, sondern stets nur zu sagen, er sei genau so verbuhlt, wie alle anderen, die dieses Haus be-

traten. Es sprachen denn die Frauen auch von ihm, wie er es ihnen geheißten, und so blieb Vitalius' Geheimnis lange Zeit unbekannt; allein plötzlich tauchte eine Frau auf, die erzählte, sie liebe Vitalius deswegen, weil er, wenn er mit ihr allein bleibe, sie nicht störe, sondern die ganze Nacht hindurch bete. Da stritten die anderen Frauen mit ihrer Freundin und sagten dagegen das aus, was Vitalius sie gelehrt hatte, das heißt, daß er aus keinem anderen Grunde wie alle Männer, die sie besuchen, bei ihnen weile.

Als Vitalius diesen Streit vernahm, kränkte es ihn sehr, daß eine Frau das Geheimnis seiner Narrheit verraten hatte, — und da betete er, und alsbald ward die Frau von Sinnen. Dieser Umstand entsprach den weiteren Zielen des närrischen Vitalius, denn die Worte einer Berrückten konnten freilich nirgends Glauben erwecken, er aber wollte ja, daß kein Mensch von seiner Tugend Kenntniss bekam, sondern daß man ihn für einen Buhler hielt.

Auf diese Weise behütete eine ganze Gruppe öffentlich mit ihrem Körper Handel treibender Buhlerinnen das Geheimnis des Narren, der ihnen eine so rührende Theilnahme erwies.

34. und 35. Zum Schluß gewahren wir zwei Frauen mit einem Male: eine Mutter und deren Tochter in grauenhafter Lage.

Es lebte eine Mutter, die zwei Kinder hatte, einen Sohn und eine Tochter. Da der Sohn nicht arbeiten wollte, um für den Unterhalt seiner Mutter und

seiner Schwester aufzukommen, verließ er sie und ward Mönch. Er wurde als Mönch eingekleidet und führte im Kloster ein sehr strenges Leben. Die alte Frau blieb mit der einsamen Tochter zurück, die freilich nicht vermochte, mit ehrlicher Arbeit so viel zu verdienen, um die alte Mutter damit zu ernähren und zu kleiden. Da geschah es denn, daß sie vor Armut in Sünden fiel und eines Tages hierbei auf dem Hofe einer Badestube ertappt wurde. In jenem Lande, da dieses geschah, wurden die Frauen für Ausschweifungen hart gestraft, und so wurde denn dieses Mädchen vor den Fürsten geführt, der sie nach dem Gesetze zu töten beschloß. Nach der Strenge dieses Urtheils zu schließen, muß man annehmen, daß der Vorfall innerhalb der Mauern jener Badeanstalt in irgendeiner besonders widernatürlichen Handlung bestanden hat, für welche, nach dem Gesetz, allerdings die Todesstrafe drohte, um andere abzuschrecken. Es gab viele solche Vorfälle, allein es ist unschicklich, sie wiederzugeben. Da begab sich die Mutter des zum Tode verurteilten Mädchens zum Fürsten und bat ihn, ihre Tochter nicht hinrichten zu lassen, denn sonst hätte sie, die Alte, niemand, der ihr auch nur einen Schluck Wasser geben würde. Sollte es aber ganz und gar nicht angehen, daß man ihre Tochter ihrer Ausschweifung wegen begnadige, so bat die Alte den Fürsten, er möge alsdann befehlen, daß man sie gleichzeitig mit ihrer Tochter hinrichte. Da fragte der Fürst: „Hast du denn keine Kinder mehr?“

„Ich habe einen Sohn,“ erwiderte die Alte, „allein er ist Mönch und lebt nicht mit uns.“

„Mag denn dieser Mönch zu mir kommen und für seine Schwester sprechen“, sagte der Fürst.

Da begab sich die Alte zum Kloster, darin ihr Sohn lebte, aber ihre Mühe war umsonst: der Mönch ging nicht zum Fürsten, um bei diesem für seine Schwester zu sprechen.

Die Alte berichtete dies dem Fürsten, und dieser begnadigte darauf die Tochter der Alten, ohne mit dem Mönch gesprochen zu haben.

Mit diesen fünfunddreißig Frauen ist eine volle Übersicht der Frauentypen der Heiligenlegende gegeben, dieser alten Quelle, die von der kirchlichen Kritik verworfen, aber vom einfachen russischen Volk noch heutigen Tages verehrt wird. Indem wir uns der gedrängtesten Knappheit befleißigten, wollten wir nur deutlich machen, daß in dieser Legendensammlung die Frauen keineswegs so abschreckend dargestellt sind, wie manche behaupten, die sich nicht die Mühe genommen haben, derartige Sammlungen leidenschaftslos und genau zu prüfen. Und wenn wir dieses nur ein wenig erreicht haben, so wollen wir uns sehr darüber freuen.

C. S. Bed'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

Sechster Band

N i k o l a i L e s s e w

Militärische Geschichten

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Inhalt

| | |
|------------------------------------|-----|
| Figura | I |
| Der hilfreiche Wachtposten | 43 |
| Interessante Männer | 77 |
| Der Betrug | 175 |
| Die Stimme der Natur | 235 |
| Platzhalter | 251 |
| Die Erscheinung im Ingenieurpalais | 307 |

Deutsch von Erich Müller

Interessante Männer.

**‚Es gibt nichts Reizvolleres als den
Gefühlsausbruch eines heißen Tem-
peramentes.‘**

Bercler.

In einer mir befreundeten Familie erwartete man ungeduldig das Eintreffen des Februarheftes der Moskauer Zeitschrift ‚Mysl‘. Die Ungeduld war begreiflich, denn in diesem Hefte sollte eine neue Erzählung des Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoj erscheinen. Ich begab mich allabendlich zu meinen lieben Freunden, um das sehnlich erwartete Werk unseres großen Künstlers gemeinsam mit ihnen am runden Tisch bei trautem Lampenlicht zu lesen. Gleich mir fanden sich auch andere aus dem engeren Freundeskreise mit derselben Absicht Abend für Abend ein. Endlich kam das ersehnte Heft. Allein es enthielt die Erzählung Tolstoj's nicht. Ein kleiner rosafarbener Zettel verkündete, daß die Erzählung nicht gedruckt werden dürfe. Alle waren wütend und jeder brachte das seinem Charakter und Temperament entsprechend zum Ausdruck. Der eine runzelte schweigend die Stirn und schürzte die Lippen, der andere sprach in ärgerlichem Tone, die dritten zogen Parallelen zwischen der Gegenwart, die wir erlebten, der Vergangenheit, deren wir uns entsannen, und der Zukunft, die wir erhofften. Ich sagte nichts, sondern blätterte unterdessen das Heft durch und überflog eine darin stehende neue Skizze Gleb Iwanowitschs Uspenskijs, eines der wenigen russischen Schriftsteller, die nie den Zusammenhang mit der Wirklichkeit verlieren, nicht lügen und auch nicht um sogenannter Richtungen willen schaffen. Daher eine Beschäftigung mit ihm stets sympathisch und nicht selten sogar von Nutzen ist.

Diesmal beschrieb Uspenskiij seine Begegnung und seine Unterhaltung mit einer alten Dame, die ihm die letzten Jahrzehnte ins Gedächtnis zurückrief und bemerkte, daß damals die Männer interessanter gewesen seien. Sie hätten zwar einen sehr steifen Eindruck gemacht und seien in enge Uniformen eingezwängt gewesen, hätten jedoch eine große Begeisterungsfähigkeit, Herzensfeuer, Edelmut und andere sympathische Eigenschaften besessen, — mit einem Wort: alles, was einen Mann interessant macht und wodurch er gefällt. Heute begegne man, nach der Bemerkung der Dame, solchen Eigenschaften nur noch selten, und zu Zeiten seien sie überhaupt nicht mehr zu finden. Die Männer hielten sich allerdings jetzt nicht mehr an gewisse Berufe gebunden, kleideten sich auch wie es ihnen behage und seien manchmal Träger großer Ideen; aber aus allen diesen Gründen seien sie auch ohne Eigenart, langweilig und uninteressant geworden.

Die Bemerkungen der alten Dame schienen mir sehr richtig zu sein, und ich machte den Vorschlag, nicht länger dem nachzutruern, was in dem Hefte nicht enthalten war, sondern Uspenskijs Skizze vorzunehmen. Mein Vorschlag wurde angenommen. Uspenskijs Meinung erschien allen gerechtfertigt. Man tauschte Erinnerungen und stellte Vergleiche an. Einige Anwesende hatten den unlängst verstorbenen dicken General Rostislaw Andrejewitsch Fadejew persönlich gekannt und sprachen davon, wie es möglich war, daß dieser Mann, der wegen seines plumpen Äußeren so wenig anziehend gewesen sei, dennoch ein so starkes, ungewöhnlich

lebhaftes Interesse erwecken konnte. Man erinnerte daran, wie leicht es ihm selbst im Alter gewesen war, das Interesse der klügsten und schönsten Frauen zu gewinnen, und daß es keinem der jungen und von Gesundheit strotzenden Stutzer gelang, ihm den Rang streitig zu machen.

„Worauf machen Sie eigentlich aufmerksam?“ ließ sich auf meine Worte hin ein Freund vernehmen, der der älteste in unserm Kreise war und sich durch einen scharfen Blick für die Wirklichkeit auszeichnete. „Ist es denn für einen so klugen Mann, wie es der verstorbene Fadejew war, eine große Sache, die Aufmerksamkeit einer klugen Frau auf sich zu ziehen? Kluge Frauen haben es schwer, mein Lieber. Erstens gibt es ihrer sehr wenige auf der Welt und zweitens — sie begreifen zwar mehr als die anderen, haben aber auch mehr zu leiden. Deshalb sind sie froh, wenn sie einem wirklich klugen Manne begegnen. Hier gilt das Wort: ‚simile simili curatur oder gaudet‘ — ich weiß nicht, wie man besser sagt. ‚Gleich und gleich gesellt sich gern.‘ Nein, mein Lieber, Sie wie die Dame, mit der unser lieber Uspenskiij plauderte, halten sich zu sehr an die Größten. Sie stellen Männer von den hervorragendsten Talenten als Beispiel hin. Meines Erachtens ist es weit bemerkenswerter, daß auch in den unteren Sphären der Gesellschaft, unter den ganz gewöhnlichen Leuten, von denen man nichts Besonderes erwarten sollte, lebensvolle und anziehende Persönlichkeiten oder wie Sie sagen ‚interessante Männer‘ existiert haben, und auch die Frauen, die von ihnen gefesselt wur-

den, gehörten nicht zu den Auserwählten, die fähig sind, sich vor Verstand und Talent zu beugen, sondern sie waren in ihrer Art ganz gewöhnliche Durchschnittsgeschöpfe, zartfühlende und empfindsame Frauen. Wie tiefe Wasser haben auch sie ihre latente Wärme. Gehen Sie, diese Durchschnittsmenschen sind meines Erachtens noch viel bemerkenswerter als die Männer vom Typ der Vermontischen Helden, in die sich natürlich jede Frau verlieben muß.“

„Kennen Sie ein Beispiel solcher Art interessanter Durchschnittsmenschen mit der latenten Wärme tiefer Wasser?“

„Ja, ich kenne einige.“

„Dann erzählen Sie uns etwas von ihnen, damit wir wenigstens einen kleinen Ersatz dafür haben, daß wir des Vergnügens beraubt sind, Tolstoj zu lesen.“

„Nun, einen Ersatz kann meine Erzählung nicht bieten, um Ihnen aber die Zeit zu verkürzen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die unter dem Landadel und den Offizieren einer kleinen Garnison spielt.“

2

„Ich diente bei der Kavallerie. Unser Regiment lag im Gouvernement L. und war in verschiedene Dörfer verteilt. Der Kommandeur und der Regimentsstab befanden sich natürlich in der Gouvernementsstadt. L. war auch damals schon ein freundliches, sauberes, nettes Städtchen und besaß ein Theater, einen Adelsklub und ein großes, übrigens ziemlich unschönes Gasthaus, das wir sozusagen okkupiert hatten, denn

über die Hälfte aller Zimmer war von uns besetzt. Ein Teil war von den Offizieren bewohnt, die sich ständig in der Stadt aufhielten, und die anderen Zimmer waren von Kameraden besetzt, die von Zeit zu Zeit in die Stadt kamen, um sich von ihrer ländlichen Einsamkeit zu erholen. Diese Zimmer wurden keinem Fremden gegeben, sondern gingen von einem Offizier an den andern über. Wenn die einen abreisten, kamen sofort wieder andere; die Zimmer blieben also immer in Besitz von unseren Offizieren.

Die Zeit vertrieb man sich natürlich mit Kartenspielen, sowie im Dienste des Bacchus und auch der Göttin der Herzensfreuden. Man spielte zuweilen sehr hoch, besonders im Winter und zur Zeit der Wahlen. Das Spiel fand nicht im Klub statt, sondern in irgendeinem Hotelzimmer, wo man größere Freiheit hatte, die Röcke ablegen durfte und an keine Vorschriften gebunden war. Es gab Zeiten, wo man Tag und Nacht mit dieser Beschäftigung verbrachte. Blöder und sinnloser kann man sich wohl kaum die Zeit vertreiben, und Sie können daraus entnehmen, was für ein Volk wir damals waren und von welchen Ideen begeistert. Wir lasen wenig, schrieben noch weniger — nämlich nur, wenn wir nach einem starken Spielverlust gezwungen waren, unsere Eltern anzulügen und um einen Zuschuß zu bitten. Mit einem Wort, Gutes vermochte niemand von uns zu lernen. Wir spielten teils unter uns, teils mit den Gutsbesitzern, die in die Stadt kamen, ebenso seriösen Leuten wie wir selbst. Zwischendurch betranken wir uns, verprügelten die Gerichts-

schreiber und entführten Kaufmannstöchter oder Schauspielerinnen, die wir jedoch nach kurzer Zeit wieder abzuliefern pflegten.

Wir waren eine ganz erschreckend blöde und verkommene Gesellschaft. Die Jüngeren bemühten sich, es den Älteren gleich zu tun, und allen war gemeinsam, daß sie jeder Vernunft und jeder achtenswerten Eigenschaft bar waren.

Von Ehre und Adel war niemals die Rede. Man trug seine Uniform und lebte wie es üblich war, betäubte sich in Orgien und stumpfte Herz und Seele gegen alles Barte, Hohe und Ernste ab. Und dennoch gab es auch in unserem seichten Gewässer jene latente Wärme, die sonst nur tiefen Wassern eigen ist.

3

Wir hatten einen schon ziemlich bejahrten Regimentskommandeur. Er war ein ehrenhafter und korrekter Offizier, jedoch ein Rauhbein und, wie man damals sagte, „ohne angenehme Vorzüge für das weibliche Geschlecht“. Er zählte ungefähr fünfzig und einige Jahre, war bereits zweimal verheiratet gewesen, in T. abermals Witwer geworden und gedachte nunmehr, eine neue Ehe mit einem jungen Mädchen einzugehen, das aus einer im Kreise ansässigen unbegüterten Gutsbesitzerfamilie stammte. Das Fräulein hieß Anna Nikolajewna, und alles an der Kleinen war genau so unbedeutend wie ihr Name. Sie war mittelgroß, mittelstark, nicht schön und nicht häßlich. Sie hatte blonde Haare, blaue Augen, purpurrote Lippen,

weiße Zähnen, ein rundes Gesicht und Grübchen in den roten Wangen. Mit einem Wort, sie war keine Persönlichkeit, die einen jungen Menschen in Laumel versehen konnte, sondern das, was man ‚Trost der Greise‘ zu nennen pflegt.

Unser Kommandeur wurde mit ihr auf der Adelsversammlung durch ihren Bruder bekannt, der bei uns als Kornett diente, und machte den Eltern auch durch ihn einen Antrag.

Die Sache ging ganz einfach vor sich, kameradschaftlich sozusagen. Der Kommandeur ließ den Kornett zu sich rufen.

‚Hören Sie, Ihre werthe Schwester hat einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht, aber Sie wissen, bei meinen Jahren und bei meiner Stellung wäre es mir sehr unangenehm, einen Korb zu erhalten. Wir beide sind jedoch Soldaten und Kameraden, Ihre freimütige Antwort würde mich also niemals verletzen, mag sie ausfallen wie sie will . . . Wenn sie gut lautet, dann ist's gut, sollten Sie mir jedoch eine Absage bringen, dann bewahre mich Gott vor dem Gedanken, Sie dies auf irgendeine Weise persönlich fühlen zu lassen. Erkundigen Sie sich also!‘

Der Kornett antwortete genau so schlicht: ‚Bitte sehr, ich will mich erkundigen.‘

‚Gehr verbunden.‘

‚Darf ich zu diesem Zweck drei oder vier Tage Urlaub haben?‘

‚Aber ich bitte Sie, eine Woche, wenn Sie wollen.‘

„Und gestatten Sie, daß auch mein Vetter mitkommt?“

Sein Vetter war ein ebenso junges, rothwangiges Bürschchen wie der Kornett. Wegen seiner Jugend und mädchenhaften Reinheit nannten ihn alle „Gascha, die Rose!“ Eine besondere Beschreibung verdient keiner der beiden jungen Leute, da sich weder der eine noch der andere durch etwas Bemerkenswerthes und Hervorragendes auszeichnete.

Der Kommandeur fragte den Kornett: „Wozu brauchen Sie denn Ihren Vetter bei dieser Familienangelegenheit?“

Der antwortete, daß sein Vetter eben der Besprechung wegen durchaus dabei sein müsse: „Während ich mit Vater und Mutter rede, wird sich der Vetter meiner Schwester widmen und ihre Aufmerksamkeit so lange ablenken, bis ich die Angelegenheit mit meinen Eltern erledigt habe.“

Der Kommandeur erwiderte: „Wenn die Sache so liegt, fahren Sie meinetwegen alle beide, ich werde Ihren Vetter beurlauben.“

Die Kornetts reisten ab, und ihre Mission war von vollem Erfolg gekrönt.

Nach einigen Tagen kam der Bruder zurück und berichtete seinem Kommandeur: „Wenn es Ihnen beliebt, können Sie meinen Eltern schreiben oder Ihren Antrag mündlich machen. Sie haben keine Absage zu gewärtigen.“

„Und was meint Ihre Schwester dazu?“ fragte der Kommandeur.

„Meine Schwester ist ebenfalls einverstanden.“

„Aber wie will sie . . . das heißt . . . freut sie sich oder freut sie sich nicht?“

„Ich weiß nicht“ . . .

„Nun, Sie werden doch wenigstens wissen, ob bei ihr Zufriedenheit oder Unzufriedenheit überwiegt.“

„Die Wahrheit zu sagen, hat sie weder das eine noch das andere zum Ausdruck gebracht. Sie sagte: Wenn es Ihnen angenehm ist, Papachen und Mamaschen, will ich Ihnen gehorchen.“

„Nun ja, es ist ja sehr schön, daß sie so spricht und sich fügt, aber man kann doch einem jungen Mädchen am Gesicht, an den Augen ablesen, wie seine Gedanken sind.“

Der Kornett entschuldigte sich, daß er als Bruder an das Gesicht seiner Schwester zu sehr gewöhnt sei und auf den Ausdruck ihrer Augen nicht geachtet habe. Er könne also in dieser Hinsicht nichts Bestimmtes sagen.

„Aber vielleicht hat Ihr Vetter etwas gemerkt, Sie haben doch gewiß auf dem Rückweg mit ihm darüber gesprochen!“

„Nein,“ antwortete der Kornett, „wir konnten nicht darüber sprechen, weil ich mich beeilte, Ihren Auftrag zu erledigen, und allein zurückgekehrt bin. Ich mußte ihn bei den Meinen zurücklassen und habe die Ehre, ihn hiermit krank zu melden. Er wurde von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, und wir haben sogleich seinen Vater und seine Mutter benachrichtigt.“

„So so! Was war denn los mit ihm?“

‚Er bekam einen Schwindelanfall und eine plötzliche Ohnmacht.‘

‚Schau einer an, also unpäßlich geworden wie ein junges Mädchen. Na, schön! Ich danke Ihnen sehr, und da wir nun sozusagen Verwandte sind, bitte ich Sie, dazubleiben und mit mir zu Mittag zu speisen.‘

Während des Mahles brachte der Kommandeur immer wieder die Rede auf den Vetter, fragte, was er für ein Mensch sei, welche Stellung er im Hause des Kornetts einnehme, und erkundigte sich noch einmal, unter welchen Umständen er in Ohnmacht gefallen sei. Dabei goß er dem jungen Mann immer wieder Wein ein und machte ihn so trunken, daß er sich sicher verplappert hätte, wenn ein Anlaß vorgelegen hätte. Doch dies war zum Glück nicht der Fall, und der Kommandeur führte bald danach Anna Nikolajewna als seine Gattin heim. Wir waren alle bei der Hochzeit und tranken uns einen gehörigen Rausch an. Die beiden Kornetts, der Bruder und der Vetter, waren sogar Brautführer, und beide benahmen sich auch nicht im geringsten auffällig.

Die jungen Leute setzten ihr früheres tolles Leben fort, unsere neue Obristin aber begann bald an Leibesfülle zuzunehmen und besondere Gelüste zu äußern. Der Kommandeur war darüber hoch erfreut, und wir waren alle nach Kräften bemüht, ihre Launen zu befriedigen; am meisten taten sich darin die beiden Kornetts, ihr Bruder und ihr Vetter hervor. Bald aus diesem, bald aus jenem Grunde jagten die Troiken nach Moskau, um herbeizuholen, wonach die junge Frau Verlangen hatte.

Ich entsinne mich, daß sie nie ausgesuchte Delikatessen, sondern stets einfache Sachen haben wollte, die jedoch nicht immer leicht zu beschaffen waren. Bald hatte sie ein Gelüste nach Sultan-Datteln, bald nach griechischer Konfitüre, mit einem Wort, nach etwas Kindlichem. Und sie schaute auch selbst so naiv wie ein Kind drein. Schließlich nahte ihre schwere Stunde, und man holte für Anna Nikolajewna eine Hebamme aus Moskau herbei. Wie mir eben einfällt, langte diese Dame während des Abendläutens in der Stadt an und wir machten uns noch darüber lustig: ‚Sieh mal einer an, die weise Frau wird mit Glockengeläut empfangen! Was wird sie wohl für Freuden mit sich bringen!‘ Und wir warteten auf das Ereignis, als ob es eine unmittelbare Angelegenheit des ganzen Regiments wäre. Indessen ereignete sich ein ganz unerwarteter Vorfall.

4

Wenn Sie bei Bret Harte gelesen haben, mit welcher Anteilnahme ein Häuflein Bagabunden in der amerikanischen Prärie vor Langeweile die Geburt des Kindes einer ihnen ganz fernstehenden Frau verfolgte, werden Sie nicht staunen, wie brennend wir verbummelten Offiziere, die ebenfalls eine Art Bagabunden waren, mit dem Ereignis beschäftigt waren, daß Gott unserer jungen Obristin ein Kindlein schenkte. Dieses Geschehnis erhielt plötzlich aus irgendeinem Grunde in unseren Augen eine so umfassende Bedeutung, daß wir sogar beschlossen, das Erscheinen des neuen Erden-

bürgers mit einem großen Trinkgelage zu feiern und zu diesem Zweck unserm Wirt befehlen, einen möglichst großen Vorrat von Sekt bereit zu halten. Um uns unterdessen die Zeit nicht lang werden zu lassen, setzten wir uns während des Abendläutens an den Kartentisch und begannen, wie wir uns damals ausdrückten, ‚für Majestät zu schuften‘.

Ich wiederhole, daß das Spiel für uns eine Unterhaltung, eine Gewohnheit und eine Arbeit bedeutete und zudem das beste uns bekannte Mittel war, die Langeweile zu überwinden. Die Sache begann an diesem Abend wie immer. Den Anfang machten die Älteren, die Rittmeister und Stabsrittmeister, deren Bart und Schläfenhaare schon zu ergrauen begannen. Sie setzten sich eben nieder, als die Glocken zur Abendmesse läuteten und die Bürger, sich tief vor einander verneigend, in die Kirchen zogen, um zu beichten. Ich muß erwähnen, daß sich der von mir geschilderte Vorgang in der fünften oder sechsten Fastenwoche vor Ostern abspielte.

Die Rittmeister betrachteten diese braven Christen, nahmen sodann auch die Hebamme in Augenschein, wünschten ihr mit ihren schlichten Soldatengemütern Erfolg und bestmögliches Wohlergehen, ließen aber dann in dem großen Gastzimmer die grünen Kattunvorhänge herunter, zündeten die Kandelaber an und begannen ihren Dienst.

Die Jugend machte unterdessen noch einige Runden durch die Straßen, spazierte an den Kaufmannshäusern vorbei, liebäugelte mit den Töchtern der Kauf-

herren und fand sich bei Einbruch der Dunkelheit ebenfalls bei den Kandelabern ein.

Ich habe noch sehr gut in Erinnerung, wie dieser Abend diesseits und jenseits der grünen Vorhänge verlief. Draußen war es prachtvoll. Ein lichter klarer Märztag verlosch in flammendem Abendrot; die Pfützen, die tagsüber aufgetaut waren, überzogen sich wieder mit einer festen Eisschicht; obwohl es frisch war, wehte in der Luft doch schon ein Hauch von Frühling und hoch droben hörte man die Lerchen singen. Die frommen Bürger, die ihre Sünden gebeichtet hatten, schritten still aus den halberleuchteten Kirchen heraus. Langsam und bedächtig ging jeder für sich, ohne mit den andern zu plaudern, seinem Hause zu und verschwand in tiefem Schweigen. Sie alle kannten keine andere Sorge, als sich durch nichts ablenken zu lassen und den Frieden und die Ruhe, die ihre Herzen erfüllten, nicht zu verlieren.

In der auch ohnehin nicht sehr geräuschvollen Stadt herrschte mit einem Mal tiefe Stille. Die Tore wurden geschlossen, hinter den Zäunen hörte man die Hunde an ihren Ketten zerrn; die kleinen Gasthäuser schlossen ihre Pforten und nur vor dem von uns mit Beschlag belegten Gasthaus hielten zwei bessere Droschken in der Erwartung, daß wir sie aus irgendeinem Grunde nötig haben würden.

In diesem Augenblick vernahm man das Getrappel eines vor einem großen Reiseschlitten laufenden Dreigespanns auf der Hauptstraße. Der Schlitten hielt vor dem Gasthaus. Ein unbekannter großer Herr

in einem Bärenpelz mit langen Ärmeln stieg aus und fragte: „Ist hier ein Zimmer frei?“

Dies geschah in dem gleichen Augenblick, als ich und noch zwei junge Offiziere am Portal des Gasthofes erschienen. Wir hatten die letzte Promenade vor den Fenstern gemacht, in denen sich die sprödesten Kaufmannstöchter allabendlich zu zeigen pflegten.

Wir hörten, wie der Ankömmling ein Zimmer verlangte, und wie der alte Zimmerkellner Marko, der zu ihm hinausgesprungen war, ihn mit „August Matweitsch“ anredete, ihm zu seiner glücklichen Rückkehr gratulierte und dann auf seine Frage antwortete: „Ich wage nicht, Herr August Matweitsch, Euer Gnaden vorzulügen, daß wir kein Zimmer frei hätten. Es gibt schon Zimmer, aber ich habe die Befürchtung, daß Sie nicht damit zufrieden sein werden!“

„Warum denn?“ fragte der Ankömmling. „Schlechte Luft oder Wanzen?“

„Keineswegs, Sie wissen ja, bei uns herrscht Sauberkeit, nein, ich meine, bei uns wohnen so viele Offiziere...“

„Und die machen solchen Lärm, was?“

„hm . . ja . . nun, Sie wissen doch, die Herren sind alle Junggesellen, laufen hin und her, pfeifen . . . Ich möchte nur, daß Sie nicht hinterher böse auf uns sind und Ihre Unzufriedenheit äußern. Wir sind nämlich nicht imstande, die Herren zur Ruhe zu bringen.“

„Das wäre ja auch noch schöner, wenn ihr es wagtet, Offiziere zur Ruhe zu weisen. Das dürfte euch auch schlecht bekommen . . . Immerhin, ich bin

so müde, daß ich die eine Nacht schon werde schlafen können.'

„O bitte sehr, ich wollte ja Euer Gnaden auch nur vorher darauf aufmerksam machen. Ein Zimmer steht Ihnen natürlich sofort zur Verfügung. Darf ich Ihren Koffer und die Kissen hinaufschaffen?“

„Ja, mein Lieber, bringe sie in mein Zimmer. Ich bin von Moskau ohne Unterbrechung bis hierher gefahren und habe solch starkes Bedürfnis zu schlafen, daß ich mich vor keinem Lärm fürchte; mich wird nichts stören.“

Der Kellner geleitete den Gast. Wir begaben uns in das Zimmer des Schwadronsrittmeisters, das größte im Gasthaus.

Das Spiel war in vollem Gang. Fast die ganze Kumpanei nahm daran teil. Nur einer fehlte, Gascha, der Vetter unserer Obristin. Er klagte über Unwohlsein, wollte weder trinken noch spielen und ging die ganze Zeit im Korridor auf und ab.

Der Bruder der Obristin war mit uns bei der Fensterpromenade gewesen und nahm nun auch mit uns am Spiele teil. Gascha jedoch kam nur einmal für kurze Zeit in das Spielzimmer, ging sogleich wieder hinaus und begann wieder auf und ab zu wandeln.

Er benahm sich so seltsam, daß wir auf ihn aufmerksam werden mußten. Es machte in der That den Eindruck, als ob er sich nicht ganz wohl fühle; wir wußten nicht, war er krank oder traurig oder zerstreut. Betrachtete man ihn jedoch genauer, so konnte man

Um zwei Uhr nachts erschien in dem Zimmer, wo wir spielten, der alte Kellner Marko. Nachdem er eine Weile mit der Sprache zurückgehalten hatte, meldete er, daß der im Zimmer so und so untergebrachte ‚fürstliche Hauptverwalter‘ ihn zu uns schicke. Er bitte um Entschuldigung und lasse mitteilen, daß er nicht schlafen könne und sich langweile. Er erlaube sich deshalb die Anfrage, ob ihm die Herren Offiziere nicht gestatten möchten, zu ihnen zu kommen und an ihrem Spiel teilzunehmen.

‚Kennst du den Herrn?‘ fragte unser ältester Offizier.

‚Ich bitte Sie, wie soll ich August Matweitsch nicht kennen! Hier wie überall in Rußland, wo sich Besitzungen des Fürsten befinden, kennt ihn jedes Kind. August Matweitsch ist der Generalbevollmächtigte des gesamten fürstlichen Vermögens und Besitztums und erhält nahe an die vierzigtausend Rubel Gehalt im Jahre. (Damals rechnete man noch nach Assignaten.)

‚Er ist Pole, was?‘

‚Ja wohl, aber ein wirklich vornehmer Herr. Er war früher aktiver Offizier.‘

Wir alle hielten den Kellner, der uns dies berichtete, für einen ordentlichen und uns ergebene Mann. Er war ziemlich intelligent und sehr fromm. Jeden Morgen ging er zur Frühmesse, und er sammelte Geld, um eine Glocke für die Kirche seines Heimatdorfes zu stiften. Als Marko sah, daß wir nicht abgeneigt waren, den

Herrn zu empfangen, schürte er das Interesse für ihn noch mehr.

„August Matweitsch kommt eben aus Moskau,“ sagte er, „wo er zwei Güter des Fürsten bei der Vormundschaftsbank verpfändet haben soll. Er muß eine Menge Geld bei sich haben. Er hat den Wunsch, sich etwas zu zerstreuen.“

Wir blinzelten einander zu, flüsterten eine Weile und kamen zu dem Entschluß: „Mag er nur seine Füchse in unsere Börse hinüberwechseln lassen. Der neue Mann soll ruhig kommen und neuen Zug in die Gesellschaft bringen!“

„Sage uns nur noch das eine,“ sagten wir zu Marko, „hat er Geld bei sich?“

„Aber ich bitte Sie! August Matweitsch pflegt niemals ohne Geld zu sein!“

„Nun schön, dann mag er herkommen und sein Geld mitbringen. Wir sind sehr erfreut, nicht wahr, meine Herren?“ wandte sich der älteste Rittmeister an uns.

Alle stimmten zu.

„Also schön! Marko, sage dem Herrn, wir ließen bitten.“

„Zu Befehl!“

„Halt, warte noch einen Augenblick! . . . deute ihm auf jeden Fall an oder sage es ihm frei heraus, daß wir auch im Kameradenkreise prinzipiell nur um bares Geld spielen. Bei uns gibt es unter keinen Umständen Kredit und Schuldscheine.“

„Zu Befehl! Ich glaube, Sie brauchen sich deshalb

nicht zu beunruhigen. Er ist immer mit Bargeld versehen.'

„Nun, dann bitte ihn zu uns!“

Nach einer kleinen Weile, die eben groß genug war, daß sich ein Mann, der kein Stutzer war, ankleiden konnte, tat sich die Thür auf und in unserer Qualmwolke erschien der Unbekannte. Er sah recht gut aus, war groß, stattlich und bereits etwas bejahrt. Obwohl er Zivil trug, hielt er sich wie ein Offizier. Ja, man kann fast sagen, er besaß jene Haltung des Gardeoffiziers, die damals Mode war, das heißt, sein Auftreten war feck und selbstbewußt, aber mit einer von Gleichmut und Blasiertheit zeugenden lässigen Grazie. Er hatte ein hübsches Gesicht, dessen Falten ebenso sorgsam verteilt waren wie die Strahlen auf dem metallisch glänzenden Zifferblatt einer englischen Standuhr von Graham, deren vielgestaltiger Mechanismus den Gang der Zeiger genau reguliert.

Der Unbekannte war auch so lang wie eine Standuhr, und seine Stimme klang wie das Schlagwerk einer Grahamschen Uhr.

„Ich bitte die Herren um Verzeihung,“ begann er, „weil ich mir erlaubte, um Zutritt zu Ihrem Kameradenkreis zu bitten. Ich heiße so und so (er nannte seinen Namen), bin auf der Heimreise von Moskau und gedachte hier etwas zu rasten. Inzwischen hörte ich jedoch Ihre Stimmen, und die Ruhe floh meine Augen. Mich riß es wie ein altes Kampfroß zusammen, und ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie mich bei sich aufnehmen.“

Man antwortete: ‚Aber bitt' schön! Aber bitt' schön! Wir sind einfache Leute und machen nicht viel Umstände. Wir sind lauter Kameraden und bewegen uns hier ganz ungezwungen.‘

‚Einfachheit‘, versetzte er, ‚ist das Schönste, was es gibt, Gott liebt sie und in ihr ist alle Poesie des Lebens enthalten. Ich habe selbst bei der Armee gestanden, und wenn ich auch trotz einer glücklichen Karriere wegen einer Familienangelegenheit den Abschied nehmen mußte, habe ich mir doch die militärischen Gewohnheiten bewahrt und bin ein Feind aller Zeremonien. Aber ich sehe, daß Sie in Röcken dazusitzen, meine Herren, obwohl es hier heiß ist!‘

‚Offengestanden, wir haben unsere Röcke soeben erst zum Empfang des uns unbekanntem Herrn angezogen.‘

‚Ach wie peinlich! Sehen Sie, das fürchtete ich ja eben! Wenn Sie jedoch schon so liebenswürdig waren, mich bei sich aufzunehmen, könnten Sie mir sogleich zum Beginn unserer Bekanntschaft kein aufrichtigeres Vergnügen bereiten, als wenn Sie sich Ihrer Röcke wieder entledigen und sich genau so benehmen wollten wie vor meinem Erscheinen.‘

Die Offiziere gaben nach, zogen ihre Röcke aus und saßen alsbald wieder in Weste und Hemdärmeln da: Sie forderten jedoch von dem Unbekanntem das gleiche. August Matweitsch willigte sofort ein, legte seine elegant und solid gearbeitete Joppe ab, deren Ärmel mit blauer Seide gefüttert waren, und weigerte sich nicht, ‚auf die Bekanntschaft mit allen Anwesenden‘ ein Gläschen Schnaps zu trinken.

Wir tranken alle ein Gläschen und aßen einen Happen. Dabei fiel uns unser Vetter Gascha wieder ein, der noch immer seinen Spaziergang durch den Korridor machte.

‚Verzeihung,‘ sagte man zu dem Herrn, ‚einer unserer Kameraden fehlt noch. Wir wollen ihn herbeirufen.‘

August Matweitsch sagte: ‚Sie meinen gewiß den interessantesten jungen Kornett, der draußen im Korridor in so rührender Versunkenheit auf und ab geht?‘

‚Jawohl.‘

‚Rufen Sie ihn her, meine Herren.‘

‚Er will nicht kommen.‘

‚Was für Albernheiten! . . . Er ist ein lieber junger Kamerad und hat sich im Trinken und Spielen schon allerhand Kenntnisse erworben. Heute ist er jedoch plötzlich ganz verändert und wie vor den Kopf geschlagen. Bringt ihn mit Gewalt her, Herrschaften!‘

Man vernahm Widerspruch und einige meinten, Gascha könne möglicherweise wirklich krank sein.

‚Was zum Teufel! ich wette meinen Kopf, daß er einfach müde ist oder sich wegen seines großen Verlustes Gedanken macht. An derartige Dinge ist er noch nicht gewöhnt.‘

‚Hat denn der Kornett viel verloren?‘

‚Ja, in der letzten Zeit hatte er schreckliches Pech, er war niemals bei der Sache und verlor immerzu.‘

‚So, so, na das kommt vor. Aber er sieht mir aus, als ob er nicht so sehr Unglück im Spiel, als Unglück in der Liebe hätte.‘

„Haben Sie ihn denn gesehen?“

„Ja. Und noch dazu ganz zufällig. Er war so versonnen und abwesend, daß er aus Versehen in mein Zimmer kam, statt in das seinige zu gehen. Ohne mich im Bett zu sehen, begab er sich geradewegs auf die Kommode zu und begann dort etwas zu suchen. Ich dachte sogar, er sei ein Schlafwandler, und rief Marko herbei.“

„Wie seltsam!“

„Als ihn Marko fragte, was er hier suche, verstand er ihn scheinbar nicht gleich. Plötzlich begriff das arme Kerlchen jedoch sein Versehen und wurde sehr verwirrt. . . Ich entsann mich der alten Zeiten und dachte: sicherlich Liebeskummer!“

„Ach was, Liebeskummer! Das wird schon vergehen. Sie in Polen, mein Herr, legen solchen Sentiments allzuviel Bedeutung bei, doch wir Russen sind ein rauhes Volk.“

„Ja, aber in dem Aussehen dieses jungen Mannes ist nichts Rauhes, im Gegenteil, er scheint mir sehr zart zu sein und kam mir sehr aufgereggt oder unruhig vor.“

„Er ist einfach müde und nach unserer Philosophie hilft hier nichts anderes als Gewalt. Ich bitte zwei von Ihnen, meine Herren, hinauszugehen und Gascha hereinzubringen; er soll sich gegen den Verdacht, hoffnungslos verliebt zu sein, verteidigen.“

Zwei Offiziere gingen hinaus und kehrten mit Gascha zurück, auf dessen jungem Gesicht Müdigkeit, Verwirrung und ein Lächeln einander zu überwinden suchten.

Er sagte, daß er sich tatsächlich nicht wohl fühle, und daß er nur deshalb so verwirrt sei, weil man sich unablässig mit ihm zu schaffen mache. Als man scherzend bemerkte, daß sogar der unbekannte Herr, sein vor Liebe leidendes Herz' bemerkt habe, schoß Gascha plötzlich das Blut ins Gesicht; er blickte unsern Gast mit unsagbarem Haß an und rief mit bissiger Schärfe: „Unsinn!“

Er bat um die Erlaubnis, in sein Zimmer zu gehen und sich schlafen zu legen. Man erinnerte ihn jedoch daran, daß man heute ein wichtiges Ereignis erwarte, das alle gemeinsam begrüßen wollten. Darum sei es unstatthaft, die Gesellschaft zu verlassen. Bei Erwähnung des ‚freudigen Ereignisses‘ wurde Gascha abermals leichenblaß.

Man sagte ihm: ‚Weggehen darfst du nicht, aber wenn du nicht spielen willst, dann trinke ein Gläschen Schnaps, zieh deinen Rock aus und lege dich hier auf den Divan. Wenn wir hören, daß drüben das Kind schreit, wecken wir dich.‘

Gascha gehorchte, doch nur zum Teil. Das Gläschen Schnaps trank er, aber den Rock zog er nicht aus; er legte sich auch nicht auf den Divan, sondern setzte sich in die dunkle Fensternische, woher wegen des schlecht schließenden Rahmens ein kühler Luftzug ins Zimmer wehte, und begann auf die Straße hinauszuschauen.

Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, ob er jemand erwartete und nach ihm Ausschau hielt oder ob er nur innerlich aufgereggt war; jedenfalls stierte er die ganze

Zeit auf die flackernde Laterne, die kreischend im Winde hin und her schaukelte, lehnte sich in das Dunkel zurück und machte zuweilen den Eindruck, als ob er aufspringen und davonlaufen wollte.

Unser Unbekannter, neben dem ich saß, bemerkte, daß ich Gascha beobachtete, und tat dasselbe. Ich konnte es an seinen Blicken sehen und auch an dem erkennen, was er mir sagte. Ich werde mein Leben lang nicht die schrecklichen Worte vergessen, die er mir zuflüsterte: ‚Dieser Kamerad ist wohl ein intimer Freund von Ihnen?‘

Dabei warf er einen schnellen Blick zu dem niedergeschlagenen Gascha hinüber.

‚Gewiß!‘ antwortete ich ein wenig hitzig — ich war ja ein Jüngling —, denn ich sah in dieser Frage eine unangebrachte Vertraulichkeit.

August Matweitsch merkte es und drückte leise meine Hand unterm Tisch. Ich blickte in sein korrektes, hübsches Gesicht und abermals kam mir infolge irgendeiner Ideenassoziation eine sich stets gleichbleibende Grahamsche Uhr in langem Gehäuse in den Sinn. Jeder Zeiger legt seinen bestimmten Weg zurück, weist Stunden, Tage, Minuten und Sekunden, die Mondphasen und die Tierbilder; das Zifferblatt aber bleibt immer gleich kühl und unberührt; die Uhr kann alles, zeigt alles und bleibt unverändert.

Nachdem mich August Matweitsch mit seinem lebenswürdigen Händedruck versöhnt hatte, fuhr er fort: ‚Seien Sie mir nicht böse, junger Mann! Glauben Sie, ich will von Ihrem Kameraden nichts Übles

sagen; aber ich habe ziemlich viel erlebt, und sein Aussehen frappiert mich.'

„Wieso?“

„Er erscheint mir irgendwie . . . wie soll ich es Ihnen sagen . . . gezeichnet. Er rührt mich tief und beunruhigt mich.“

„Er beunruhigt Sie?“

„Ja.“

„Nun, ich darf Sie versichern, daß Sie sich vollkommen unnütz beunruhigen. Ich kenne meinen Kameraden genau und schwöre Ihnen, daß es in seinem Leben nichts gibt, was dessen ruhigen Verlauf stören oder zerreißen könnte.“

„Zerreißen!“ wiederholte er. „C'est le mot! Den ruhigen Verlauf seines Lebens zerreißen!“

Mir war unangenehm zu Mute. Warum hatte ich mich nur so ausgedrückt und dem Unbekannten Gelegenheit gegeben, sich an meine Worte zu klammern!

August Matweitsch begann mir plötzlich zu mißfallen, und ich sah ihm feindselig ins Gesicht, das so sehr dem Zifferblatt einer Grahamschen Uhr glich. Ich sah darin etwas Harmonisches, doch zugleich Bedrückendes und Unwiderstehliches. Der Zeiger läuft und läuft . . . das Läutwerk ertönt . . . und wieder geht es weiter. Alles, was der Mann an sich hatte, war von ausgesuchter Güte. Dort schauten die Manschetten seines Hemdes hervor, das unvergleichlich feiner und weißer als unsere Hemden war, und darunter schimmerte wie Blut eine rotseidene Weste. Es sah aus, als ob er sich die Haut abgezogen und umgekehrt wieder

aufgelegt hätte. Am Handgelenk trug er ein goldenes Frauenarmband, das bald bis auf die Knöchel herunterrutschte, bald wieder im Ärmel verschwand. Man konnte deutlich den mit polnischen Buchstaben geschriebenen russischen Namen ‚Olga‘ darauf lesen.

Ich ärgerte mich aus irgendeinem Grunde über dieses ‚Olga‘. Wer sie war, ob seine Angehörige oder seine Geliebte, dünkte mich gleich ärgerlich.

‚Warum, wozu, weshalb?‘ ich weiß es nicht. Es war eine der tausend Dummheiten, deren Grund man nicht kennt und die nur kommen, ‚um den Sinn des Sterblichen zu verwirren‘.

Ich entsinne mich jedoch, daß ich das Bedürfnis hatte, mich von meinem Wort ‚zerreißen‘, dem er eine so unerwünschte Bedeutung gegeben hatte, loszumachen, und sagte: ‚Ich bedauere, mich so ausgedrückt zu haben, aber der von mir gebrauchte Ausdruck kann keinen Doppelsinn haben. Mein Kamerad ist jung, vermögend, der einzige Sohn seiner Eltern, allgemein beliebt.‘ . . .

‚Und dennoch . . . er gefällt mir nicht.‘

‚Ich verstehe Sie nicht.‘

‚Er ist doch sterblich?‘

‚Gewiß, genau wie Sie und ich, wie jeder Mensch.‘

‚Vollkommen richtig, nur sehe ich weder an den andern noch an mir und Ihnen dieselben verhängnisvollen Merkmale wie an ihm.‘

‚Was für verhängnisvolle Merkmale? Wovon reden Sie?‘ Ich lachte sehr unangebracht.

‚Warum lachen Sie denn darüber?‘

‚Verzeihen Sie,‘ sagte ich, ‚ich gestehe, daß mein Lachen nicht am Platze war, aber stellen Sie sich meine Lage vor. Wir betrachten beide die gleiche Person, und Sie erzählen mir, daß Sie etwas Ungewöhnliches an ihr sehen, während ich durchaus nichts anderes an meinem Freund erblicke als das, was ich immer vor Augen gehabt habe.‘

‚Immer? Unmöglich!‘

‚Ich versichere es Ihnen.‘

‚Den hypokratischen Zug?‘

‚Davon verstehe ich nichts.‘

‚Warum nicht? Es ist der sogenannte agent psychique.‘

‚Das verstehe ich nicht,‘ sagte ich und fühlte, daß dies Wort eine törichte Furcht in mir auslöste.

‚Agent psychique oder der hypokratische Zug sind unerklärliche, verhängnisvolle, seltsame Merkmale, über die man schon längst Bescheid weiß. Diese unerklärlichen Linien erscheinen auf den Gesichtern der Menschen nur in verhängnisvollen Minuten ihres Lebens, nur kurz bevor sie den großen Schritt in jenes Land tun, woher noch nie jemand wieder zu uns zurückgekehrt ist . . . Die Schottländer und die Hindus aus den Blauen Bergen verstehen es ausgezeichnet, diese Linien zu erkennen.‘

‚Waren Sie in Schottland?‘

‚Ja, ich studierte in England Landwirtschaft und reiste auch durch Hindostan.‘

‚Nun, und Sie sagen, daß Sie die Ihnen vertrauten Schicksalszeichen jetzt bei unserem guten Cascha sehen?‘

„Ja; wenn dieser junge Mann jetzt noch Gascha heißt, dann wird er, denke ich, schon bald einen andern Namen erhalten.“

Ich fühlte, wie mich das Grauen packte, und war unsagbar froh, als in diesem Augenblick einer von unseren Offizieren, der schon stark angeheitert war, an uns herantrat und mich fragte: „Na, worüber streitest du dich denn mit diesem Herrn?“

Ich antwortete, daß wir gar nicht stritten, sondern eine sehr seltsame und mich in hohem Maße beunruhigende Unterhaltung führten.

Der Offizier, ein einfacher und entschlossener Bursche, warf einen Blick auf Gascha und sagte: „Er sieht in der That scheußlich aus!“ Doch gleich darauf wandte er sich an August Matweitsch und fragte ihn trocken: „Sind Sie Phrenologe oder Wahrsager?“

Der antwortete: „Ich bin weder Phrenologe noch Wahrsager.“

„Sondern weiß der Teufel was.“

„Nun, das stimmt auch nicht, ich bin auch nicht ›weiß der Teufel was‹“, gab August Matweitsch ruhig zurück.

„Also sind Sie ein Zauberer?“

„Auch kein Zauberer.“

„Aber was?“

„Ein Mystiker!“

„Aha! Sie sind ein Mystiker! Das heißt ein guter Whistiker. Weiß, weiß, derlei Leute kennen wir!“ sagte der Offizier gedehnt. Obwohl er schon ziemlich betrunken war, wandte er sich wieder

dem Schnaps zu, um sich mit einem Gläschen zu stärken.

August Matweitsch blickte ihm halb bedauernd, halb verächtlich nach. Die Zeiger auf seinem Zifferblatt rückten weiter. Er stand auf und trat zu den Spielern, während er Krasinskis Verse vor sich hinhurmurmelte:

„Ich will keinen Gott, was schert mich der Himmel,
Ich will nicht hinein . . .“

Ich fühlte mich plötzlich selbst nicht mehr, und es war mir, als ob ich mich mit dem berüchtigten Pan Iwardowski selbst unterhielte. Um die Herrschaft über mich zurückzuerlangen, trat ich vom Kartentisch zu der Imbißtafel und gesellte mich zu dem Kameraden, der das Wort Mystiker auf seine Weise erklärt hatte. Als mich nach geraumer Zeit wieder eine Woge an den Spieltisch zurücktrug, sah ich, daß August Matweitsch bereits die Bank hielt.

Neben ihm lagen Zettel, auf denen außerordentlich hohe Gewinne und Verluste verzeichnet waren. Auf allen Gesichtern lag eine Feindseligkeit gegen ihn, die sich zuweilen sogar in törichten Bemerkungen äußerte. Sie konnten jeden Augenblick noch schärfer ausfallen und vielleicht die Ursache ernsthafter Unannehmlichkeiten werden.

Ich zweifelte gar nicht daran, daß die Sache unangenehm ausgehen würde. Ein böses Ende schien uns vorherbestimmt zu sein.

Als ich zu den Spielern zurückkam, machte einer der Offiziere zu August Matweitsch gewandt die Bemerkung, daß ihm das am Arm auf- und abrutschende Armband doch beim Austeilen hinderlich sein müsse, und fügte bei der Gelegenheit hinzu: ‚Es wäre besser, Sie legten diesen Frauenschmuck ab!‘

August Matweitsch wahrte jedoch auch diesmal die Ruhe und antwortete: ‚Sie haben Recht, es wäre besser, ich würde es abnehmen; ich vermag jedoch Ihren guten Rat nicht zu befolgen, denn das Armband ist festgenietet.‘

‚Eine merkwürdige Idee, sich selbst zum Sklaven zu machen!‘

‚Warum nicht? Zuweilen ist es recht angenehm, sich als Sklave zu fühlen.‘

‚Aha! Endlich sehen dies auch die Polen ein!‘

‚Wie denn? Was mich betrifft, so habe ich vom ersten Tage an, da mir die Begriffe vom Guten, Wahren und Schönen aufgingen, erkannt, daß sie wert sind, über die Gefühle und den Willen des Menschen zu herrschen.‘

‚Und worin finden Sie all diese Ideale verkörpert?‘

‚In der schönsten Schöpfung Gottes natürlich, im Weibe.‘

‚Die Olga heißt, scherzte einer, der den Namen auf dem Armband gelesen hatte.‘

‚Ja, Sie haben es erraten. Der Name meiner Frau lautet Olga. Nicht wahr, ein prachtvoller russischer

Name! Wie tröstlich ist doch der Gedanke, daß die Russen wenigstens diesen einen Namen nicht von den Griechen entlehnt, sondern in ihrem eigenen Sprachschatz gefunden haben!

„Sie sind mit einer Russin verheiratet?“

„Ich bin Witwer. Das Glück, dessen ich gewürdigt wurde, war so vollkommen und groß, daß es nicht von langer Dauer sein konnte. Aber die Erinnerung an die russische Frau, die ihr Glück in mir fand, macht mich noch heute froh.“

Die Offiziere blickten sich an. Die Antwort kam ihnen ein wenig zweideutig und anzüglich vor.

„Hol ihn der Teufel!“ murmelte einer vor sich hin, „will der Hergereifte etwa damit sagen, daß die Herren Polen ein Ausbund von Zärtlichkeit und Ritterlichkeit seien und unseren Frauen den Kopf verdrehen?“

Der Pole mußte dies unbedingt gehört haben, ja er blickte sogar schweigend nach der Richtung des Sprechenden hin und lächelte, begann jedoch gleich darauf sehr ruhig und korrekt von neuem die Karten auszuteilen. Die Spieler folgten natürlich jeder seiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit, allein keiner vermochte etwas Regelwidriges wahrzunehmen. Zudem war auch keinerlei Verdacht am Platze, denn August Matweitsch hatte ganz bedeutend verloren. Gegen vier Uhr nachts hatte er schon über zweitausend Rubel ausgezahlt, und nachdem er abgerechnet hatte, sagte er: „Wenn Sie noch weiter spielen wollen, meine Herren, setze ich noch einen Tausender ein.“

Die Offiziere, die gewonnen hatten, hielten es nach dem ungeschriebenen Spielkomment für unschicklich, das Spiel abzubrechen und sagten, sie wollten weiterhalten.

Nur einige traten beiseite, um die von August Matweitsch ausgezahlten Banknoten auf ihre Echtheit hin zu untersuchen.

Alles war vollkommen in Ordnung, er hatte nur mit echten und vertrauenswürdigen Noten gezahlt.

„Ich muß jedoch bemerken, meine Herren,“ sagte er, „daß ich keine kleinen Scheine mehr ins Spiel bringen kann; ich habe alles, was ich davon besaß, bereits ausgegeben. Ich habe nur noch Fünfhundert- und Tausend-Rubelscheine der Vormundschaftsbank bei mir. Ich stelle Ihnen anheim, die Scheine zu prüfen und bitte Sie, mir der Bequemlichkeit halber zuerst zwei davon zu wechseln.“

„Das kann man wohl machen“, wurde ihm geantwortet.

„In diesem Fall werde ich sofort die Ehre haben, Ihnen zwei Scheine auszuhändigen: wollen Sie sie, bitte, prüfen und wechseln?“

Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Plaze, ging zu seinem Rock, der nicht weit von dem in tiefer Versunkenheit dazinsenden Gascha auf dem Divan lag, und begann in den Taschen herumzuwühlen. Dies dauerte ziemlich lange. Plötzlich schleuderte August Matweitsch den Rock von sich, griff sich an die Stirn, schwankte und wäre beinahe hingefallen.

Diese Bewegung ward sogleich allgemein bemerkt

und erschien derartig wahr und ungeheuchelt, daß August Matweitsch bei vielen lebhafteste Theilnahme erweckte. Zwei oder drei Herren, die ihm am nächsten standen, riefen: ‚Was ist Ihnen?‘ und eilten, ihn zu stützen.

Unser Gast war leichenblaß und sich selbst nicht mehr ähnlich. Ich sah zum ersten Male in meinem Leben, wie ein großes und unerwartetes Leid einen sehr starken und selbstbeherrschten Mann plötzlich verändern und alt machen kann. Und für einen solchen mußte man den zu seinem und unserem Unglück zwischen uns gerathenen fürstlichen Hauptverwalter doch wohl halten. Ein plötzliches Unglück bringt den Menschen völlig aus der Fassung und läßt ihn dem Wäschestück gleichen, das die Wäscherin so lange auf dem Waschprahm reibt und knetet und walzt, bis nichts mehr herauszuwinden ist. Ich bin nicht imstande, Ihnen das Gesicht und die Blicke August Matweitschs zu beschreiben, aber ich entsinne mich noch lebhaft des ärgerlichen und seinen Schmerz entwürdigenden Vergleichs, der mir in den Sinn kam, als ich mit anderen Kameraden auf den Hauptverwalter zustürzte und ihm mit einer Kerze ins Gesicht leuchtete. Der Vergleich bezog sich abermals auf die Uhr und das Zifferblatt und dazu noch in einem ganz komischen Zusammenhang.

Mein Vater hatte eine Leidenschaft für alte Gemälde. Viele, die er ausfindig machte, verdarb er, indem er sie abwusch und mit einer neuen Firnissschicht überzog. Wir sahen zuweilen, wie er von irgendwoher

ein altes Bild herbeischleppte, und staunten über die nachgedunkelte, glatte Oberfläche, auf der alle Farben friedlich ineinander übergingen und unter der Schicht des dunklen Lackes ein zwar nicht ganz genau abgestimmtes, aber doch harmonisches Ganze bildeten. Sobald jedoch nun der in Terpentin getauchte Schwamm über das Gemälde fuhr, begann sich der Lack aufzulösen, schmutzige Bäche rannen herunter und alle Farben des Bildes kamen in Bewegung, veränderten sich und das Ganze schien auseinanderfließen zu wollen. Das Bild sah sich selbst nicht mehr ähnlich, weil es sich jetzt den Augen in seinem wahren Zustand, ohne die verbindende und glättende Lacksschicht, offenbarte. Und ich entsinne mich, wie wir einmal nach dem Beispiel unseres Vaters das Zifferblatt unserer Uhr im Kinderzimmer auf gleiche Weise waschen wollten und zu unserem Schrecken sahen, daß der darauf abgebildete Weihnachtsmann mit dem Korb, in dem die ungezogenen Kinder steckten, plötzlich seine Linien verlor und an Stelle seines verwegenen Gesichts eine im höchsten Grade zweideutige und komische Frage erschien.

Daselbe kann man bei jedem Menschen, und sei er noch so beherrscht, ja sogar stolz, beobachten, sobald ihn ein Unglück trifft. Der Schmerz entfernt den Firnis, und plötzlich kommen alle nicht ganz tadellosen Töne und die längst bis zum Grunde reichenden Risse und Sprünge zum Vorschein.

Unser Gast war jedoch stärker als die meisten andern, er beherrschte sich sofort wieder, bemühte sich,

seine frühere Haltung zurückzugewinnen und sagte: ‚Verzeihen Sie, meine Herren, es ist ganz und gar nichts Wichtiges . . . Ich bitte Sie, keine Aufmerksamkeit darauf zu wenden und mich in mein Zimmer gehen zu lassen, denn . . . mir ist . . . ich fühle mich plötzlich nicht wohl. Verzeihen Sie, ich kann das Spiel nicht fortsetzen.‘

August Matweitsch blickte uns an. Sein Gesicht sah jetzt genau so aus wie jenes abgewaschene Zifferblatt. Er bemühte sich jedoch noch immer, liebenswürdig zu lächeln. Er wollte offenbar ohne Eklat aus unserer Mitte gehen. In diesem Augenblick rief jedoch einer von uns, der offenbar ein Glas über den Durst getrunken hatte, mit herausforderndem Ton: ‚Vorher war Ihnen wohl noch nicht schlecht?‘

Der Pole wurde bleich.

‚Nein,‘ sagte er schnell, mit erhobener Stimme, ‚nein, mir ist noch nie so schlecht gewesen. Wer anders sagt und denkt, irrt sich . . . Ich habe eine unerwartete Entdeckung gemacht . . . ich habe hinreichenden Grund, meine Absicht, das Spiel fortzusetzen, zu ändern, und begreife nicht, was Sie von mir verlangen.‘

Daraufhin sagten alle: ‚Was will er? Von Ihnen, verehrter Herr, verlangt niemand etwas. Aber es wäre interessant zu wissen, was für eine Entdeckung Sie in unserer Mitte gemacht haben können.‘

‚Nicht die mindeste,‘ erwiderte der Pole, und indem er den Offizieren, die ihn bei seinem Schwächeanfall gehalten hatten, mit einem Kopfnicken dankte, fügte er hinzu: ‚Meine Herren, Sie kennen mich nicht,

und die Auskunft, die Ihnen der Zimmerkellner über mich gegeben hat, kann Ihnen nichts zu meinen Gunsten sagen. Ich halte es daher für unmöglich, die Unterhaltung fortzusetzen und möchte mich von Ihnen verabschieden.'

Man ließ ihn jedoch nicht gehen.

„Mit Verlaub,“ sagte man zu ihm, „das ist unmöglich.“

„Ich weiß nicht, warum dies unmöglich ist. Ich habe bezahlt, was ich verspielt habe, und wünsche das Spiel nicht fortzusetzen. Ich bitte Sie also, mich aus Ihrem Kreis zu entlassen.“

„Hier handelt es sich nicht ums Bezahlen . . . Ganz richtig.“

„Aber worum denn? . . . Ich frage, was Sie von mir wollen, und Sie antworten, daß Sie nichts von mir wollen. Ich will mich schweigend zurückziehen, und Sie machen mir abermals Schwierigkeiten . . . Zum Teufel, was soll das bedeuten, frage ich Sie?“

Jetzt trat einer von unseren alten bärtigen Reitmeistern an ihn heran, „ein in Schlachten ergrauter Kamerad“, der schon die mannigfachsten Konflikte beim Kartenspiel erlebt hatte, und sagte: „Gestatten Sie, verehrter Herr, daß ich mich im Namen sämtlicher Anwesenden mit Ihnen auseinandersetze.“

„Sehr erfreut. Allerdings sehe ich beim besten Willen nicht ein, worüber Sie sich mit mir auseinandersetzen wollen.“

„Das werde ich Ihnen gleich sagen.“

„Bitte sehr!“

„Ich und meine Kameraden, verehrter Herr, kennen Sie tatsächlich nicht. Wir haben Sie jedoch mit unserer schlichten russischen Gutmütigkeit in unsere Gesellschaft aufgenommen. Sie waren nun durchaus nicht imstande zu verbergen, daß Sie eine unvermutete Entdeckung gemacht haben . . . und dies in unserem Kreise . . . Sie liebten auf Ihre Reputation anzuspieren, verehrter Herr. Hol's der Teufel, ich hoffe, daß wir ebenfalls eine Reputation besitzen. Jawohl! Wir glauben Ihnen, aber auch wir bitten Sie, unserer Ehrlichkeit Vertrauen zu schenken.“

„Mit Vergnügen,“ unterbrach ihn der Pole, „mit Vergnügen!“ und streckte ihm die Hand hin, die der Rittmeister indes nicht zu bemerken schien, denn er fuhr sogleich fort: „Ich setze Kopf und Hand dafür ein, daß Sie hier nicht die geringste Unannehmlichkeit zu gewärtigen haben. Jeder, der sich erlaubt, Sie mit irgend etwas, und sei es auch nur mit einer Anspielung, zu beleidigen, ehe die Angelegenheit geklärt ist, wird in mir Ihren Verteidiger finden. Allein wir können die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Ihr Verhalten kommt uns eigentümlich vor. Ich bitte Sie im Namen aller meiner Kameraden, sich zu beruhigen und uns ernsthaft zu erklären, ob Sie in der That plötzlich krank geworden sind oder ob Sie eine unvermutete Entdeckung gemacht haben, und welcher Art sie ist. Wir bitten Sie, uns dies offen und freimütig mitzuteilen.“

Alle stimmten ihm zu: „Ja, wir bitten Sie alle darum, alle!“ Und wirklich taten es alle. Es ent-

stand eine allgemeine Bewegung. Der einzige, der sich nicht daran beteiligte, war Gascha. Er saß noch immer in seiner törichten Versunkenheit da, stand jedoch plötzlich von seinem Platze auf, stieß hervor: ‚Ach, wie widerlich!‘ und drehte sein Gesicht dem Fenster zu.

Obwohl wir den Polen so hart bedrängten, verlor er seine Selbstbeherrschung nicht; im Gegenteil, er nahm eine noch würdevollere Haltung ein, breitete die Arme aus und sagte: ‚Nun, dann bitte ich Sie um Verzeihung, meine Herren. Ich hatte die Absicht, nichts zu sagen und alles bei mir zu behalten, wenn Sie jedoch bei meiner Ehre wissen wollen, was mir widerfahren ist, so gehorche ich und will Ihnen als Ehrenmann und Adeliger . . .‘

Einer konnte sich nicht zurückhalten und rief: ‚Mir wird hier zu viel von der Ehre geredet.‘

Der Rittmeister blickte ärgerlich nach der Seite des Zwischenrufers. August Matweitsch fuhr fort: ‚Als Ehrenmann und Adeliger sage ich Ihnen, meine Herren, daß sich außer dem Betrag, den ich verspielt habe, noch zwölftausend Rubel in Banknoten zu fünfhundert und tausend Rubeln in meiner Brieftasche befanden.‘

‚Sie hatten sie bei sich?‘ fragte der Rittmeister.

‚Jawohl, bei mir.‘

‚Das wissen Sie ganz genau?‘

‚Es besteht nicht der mindeste Zweifel.‘

‚Und jetzt sind sie nicht mehr vorhanden?‘

‚Wie Sie sagen: sie sind nicht mehr vorhanden.‘

Der betrunkene Offizier schrie abermals: ‚Waren sie denn auch wirklich da?‘

Aber der Rittmeister antwortete noch strenger: ‚Ich bitte um Ruhe! Der Herr, den wir vor uns sehen, wird sich nicht erköhnen zu lügen. Er weiß, daß man mit solchen Dingen in Anwesenheit anständiger Leute keinen Spaß treibt, weil einen so etwas den Kragen kosten kann. Doch daß wir tatsächlich anständige Leute sind, müssen wir erst durch die That beweisen. Meine Herren, keiner rührt sich vom Fleck. Sie, Herr Leutnant so und so, und Sie und Sie (er nannte drei Kameraden) wollen sogleich sämtliche Türen verschließen und die Schlüssel hier vor uns niederlegen. Wer den Versuch macht, das Zimmer zu verlassen, bleibt auf der Stelle liegen, aber ich hoffe, daß es keiner von uns wagen wird, meine Herren. Wir alle sind überzeugt, daß keiner von uns an dem Verlust schuld sein kann, von dem dieser unbekannte Herr spricht, allein dies muß bewiesen werden.‘

‚Ja, ja, in der That,‘ wiederholten die Offiziere.

‚Und wenn es bewiesen ist, beginnt der zweite Akt. Doch jetzt sind wir zur Wahrung unserer Ehre und unseres Stolzes verpflichtet, im Zimmer zu bleiben und diesem Herrn unverzüglich zu gestatten, uns einer gründlichen Durchsuchung zu unterziehen.‘

‚Jawohl, jawohl, einer gründlichen Durchsuchung!‘ riefen die Offiziere.

‚Bis aufs Hemd, meine Herren!‘ sagte der Rittmeister.

‚Bis aufs Hemd, bis aufs Hemd!‘

„Wir werden uns jetzt alle der Reihe nach vor diesem Herrn entkleiden. Nackt, wie wir aus dem Mutterleibe gekommen sind, wollen wir uns vor ihn hinstellen. Keiner soll etwas verbergen können. Dann mag er einen nach dem anderen durchsuchen. Ich bin nach Alter und Rang der älteste unter Ihnen und werde mich als erster der Durchsuchung unterziehen, in der für einen Ehrenmann nichts Erniedrigendes liegt. Ich bitte Sie, zurückzutreten und sich in einer Reihe aufzustellen. Ich werde mich jetzt entkleiden.“

Und er begann mit schnellen und übereilten Bewegungen alles von sich abzuwerfen; sogar die Socken zog er von den Füßen. Dann legte er seine Kleider auf den Boden vor den Verwalter hin, hob die Arme über den Kopf und sagte: „Hier stehe ich wie ein Rekrut vor der Aushebungskommission. Ich bitte Sie, meine Sachen zu durchsuchen.“

August Matweitsch begann sich zu weigern und berief sich ganz mit Recht darauf, daß er keinen Verdacht ausgesprochen und die Durchsuchung nicht verlangt habe.

„Ne, mein Herr, das ist ein alter Trick!“ schrie der Rittmeister, der purpurrot wurde, zornfunkelnde Augen bekam und mit den nackten Fußsohlen auf den Boden stampfte. „Jetzt ist's zu spät, verehrter Herr, delikat zu sein . . . Ich habe mich nicht umsonst vor Ihnen ausgezogen . . . Ich bitte Sie, meine Sachen genau zu durchsuchen! Andernfalls schlage ich Ihnen, nackt wie ich bin, noch in diesem Augenblick mit dem Stuhl hier den Schädel ein!“

Und sein behaarter Arm führte einen der schweren Gasthausstühle über August Matweijtschs Kopf saugend durch die Luft.

7

August Matweijtsch bückte sich widerwillig zu den auf dem Boden ausgebreiteten Kleidern des Rittmeisters und begann, sie oberflächlich hin- und her-zuwenden.

Die nackten Sohlen stampften noch stärker auf die Dielen und zwischen dem dumpfen Gestampf ertönte die nach Atem ringende, fast pfeifende Stimme des Rittmeisters: ‚So sucht man nicht, so nicht! Haltet mich oder ich werfe mich auf ihn und erwürge ihn, wenn er nicht so sucht, wie es sich gehört!‘

Der Rittmeister war buchstäblich außer sich und bebte derartig vor Zorn, daß sogar das schwarze Moos in den Achselhöhlen seiner muskulösen Arme zitterte, die er jetzt von neuem über den Kopf hielt.

Der Pole erwies sich jedoch als ein furchtloser Mann und zeigte bei diesem Wutausbruch des Rittmeisters nicht die mindeste Angst; er streifte sein Gesicht und seine Achselhöhlen, in denen sich zwei schwarze Ratten zu tummeln schienen, mit einem ruhigen Blick und sagte: ‚Wie Sie wollen. Wenn ich auch überzeugt bin, daß Sie ein Ehrenmann sind, will ich Sie doch auf Ihren Wunsch hin wie einen Dieb untersuchen.‘

‚Ja, zum Teufel, ich bin ein Ehrenmann, und verlange unbedingt, daß Sie mich wie einen Dieb durchsuchen.‘

August Matweijtsch durchsuchte ihn und fand natürlich nichts.

„Ich bin also frei von jedem Verdacht,“ sagte der Rittmeister. „Ich bitte die anderen, meinem Beispiel zu folgen.“

Ein zweiter Offizier kleidete sich aus und wurde auf dieselbe Weise untersucht, danach ein dritter, und so einer nach dem andern. Der einzige, der noch übrig blieb, war Gascha. Allein in dem gleichen Augenblick, da die Reihe an ihn kommen sollte, polterte ein kräftiger Schlag gegen die Tür, die in den Korridor hinausführte.

Wir schraaken alle zusammen.

„Niemand wird hereingelassen!“ kommandierte der Rittmeister.

Das Klopfen wiederholte sich beharrlich.

„Wer zum Teufel klopft dort so? Wir können keinen Fremden zum Augenzeugen dieses schmachvollen Schauspiels machen. Wer es auch sei, man jage ihn zum Teufel!“

Allein das Klopfen wiederholte sich noch einmal, und zugleich vernahmen wir eine bekannte Stimme: „Machen Sie, bitte, auf, ich bin's.“

Es war die Stimme unseres Regimentskommandeurs.

Die Offiziere blickten sich an.

„Öffnen Sie doch, bitte, die Tür, meine Herren“, bat der Oberst.

„Schließen Sie auf!“ sagte der Rittmeister und schnallte um.

Die Thüre ging auf, und der bei uns wenig beliebte Kommandeur trat kameradschaftlich mit einem so freundlichen Lächeln, wie es selten auf seinem Gesicht zu sehen war, ins Zimmer.

„Meine Herren,“ sagte er, ehe er noch Zeit gefunden hatte sich umzuschauen, „bei mir daheim ist alles wohl und munter. Nach den unruhigen Stunden, die ich zu Hause ausgehalten hatte, ging ich noch etwas an die frische Luft, um mich zu erholen, und da ich Ihren kameradschaftlichen Wunsch kenne, an meinem Familienglück teilzuhaben, komme ich selbst, um Ihnen mitzuteilen, daß mir Gott eine Tochter geschenkt hat!“

Wir begannen ihm zu gratulieren. Aber unsere Glückwünsche waren begreiflicherweise nicht so lebhaft und freudig, wie der Oberst erwarten durfte, nachdem er von unserer Zusammenkunft erfahren hatte und darüber tief gerührt gewesen war. Als er nun das Gegenteil von der Stimmung, die er erwartet hatte, bemerkte, ließ er seine gelben Augen im Zimmer umherwandern. An dem Fremden blieben sie haften.

„Wer ist der Herr?“ fragte er leise.

Der Rittmeister gab ihm mit noch leiserer Stimme Antwort und teilte ihm rasch mit kurzen Worten den aufregenden Vorfall mit.

„Wie ekelhaft!“ rief der Oberst. „Und wie endete das, oder sind Sie noch nicht fertig?“

„Wir haben ihn gezwungen, uns alle zu durchsuchen, es blieb nur noch der Kornett N. übrig, der eben an die Reihe kommen sollte, als Sie anklopften.“

„So führen Sie's zu Ende!“ sagte der Oberst und setzte sich mitten im Zimmer auf einen Stuhl.

„Kornett N., Sie sind an der Reihe, sich auszu-
kleiden,“ gebot der Rittmeister.

Gascha stand am Fenster und hatte die Arme über der Brust gekreuzt.

Er gab keine Antwort und rührte sich nicht vom Fleck.

„Nun, Kornett, hören Sie nicht?“ rief der Rittmeister.

Gascha machte eine Bewegung und antwortete: „Herr Oberst und meine Herren Offiziere, ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich das Geld nicht gestohlen habe.“

„Pfui, pfui! Wozu das Schwören!“ antwortete der Oberst. Sie sind alle über jeden Verdacht erhaben. Wenn jedoch ihre Kameraden beschlossen haben, sich der Untersuchung zu unterziehen, müssen Sie es ebenfalls tun. Der Herr mag Sie vor aller Augen durchsuchen, — und dann beginnt der zweite Akt.“

„Ich kann es nicht.“

„Wie? . . . was können Sie nicht?“

„Ich habe das Geld nicht gestohlen, und es befindet sich nicht bei mir, aber ich erlaube nicht, daß man mich untersucht.“

Man hörte ein unwilliges Flüstern und Murren, alles kam in Bewegung.

„Was soll das heißen? Das ist doch blöd . . . Warum haben denn wir alle die Durchsuchung gestattet? . . .“

„Ich kann nicht.“

„Aber Sie müssen! Sie müssen schließlich und endlich einsehen, daß Ihre Halsstarrigkeit den für uns alle schimpflichen Verdacht verstärkt . . . Es ist Ihre Pflicht, wenn Ihnen nicht Ihre eigene, so doch die Ehre aller Ihrer Kameraden, die Ehre des Regiments und der Uniform teuer ist! . . . Wir fordern allesamt von Ihnen, daß Sie sich sofort, noch diese Sekunde, entkleiden und sich durchsuchen lassen . . . Und da Ihr Benehmen den Verdacht bereits verdoppelt hat, sind wir froh, daß Sie im Beisein des Herrn Oberst durchsucht werden können . . . Wollen Sie sich ausziehen!“

„Meine Herren!“ rief der bleiche, mit kaltem Schweiß bedeckte Jüngling, „ich habe das Geld nicht gestohlen . . . Ich schwöre es Ihnen bei meinem Vater und meiner Mutter, die ich mehr als alles auf der Welt liebe. Das Geld dieses Herrn befindet sich nicht bei mir. Ich werde sofort das Fenster zertrümmern und mich auf die Straße hinunterstürzen, doch ich werde mich um nichts in der Welt entkleiden. Dies verlangt die Ehre von mir.“

„Was für eine Ehre? Welche Ehre sollte über der Ehre der Gesamtheit, über der Ehre des Regiments und der Uniform stehen? Wessen Ehre ist dies?“

„Ich werde Ihnen nichts mehr antworten, und ich werde mich nicht entkleiden. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich eine Pistole in der Tasche habe und jeden niederschießen werde, der mich mit Gewalt anrührt.“

Während dieser Worte wurde der Jüngling bald bleich, bald flammend rot; er atmete mühsam und schaute mit flackerndem Blick nach der Tür. Man sah ihm an, daß er das quälende Verlangen hatte, hinauszustürzen; man hörte, wie seine Hand, die in der Tasche seiner Reithose steckte, knackend den Hahn der Pistole spannte. Mit einem Wort, Gascha war außer sich. Sein Zustand brachte alle gegen ihn gerichteten Meinungen zum Schweigen und ließ uns alle nachdenklich werden.

Der Pole war der erste, der die größte und eine geradezu rührende Teilnahme für ihn bekundete. Seine isolierte und sehr unvorteilhafte Lage ganz vergessend, rief er mit einem Entsetzen, das ansteckend wirkte: ‚Fluch! Fluch über diesen Tag und dieses Geld! Ich will es nicht, ich suche es nicht, ich bedaure seinen Verlust nicht, ich werde keinem Menschen davon sagen; aber um des Allerhalters, um Christi willen, der für die Wahrheit und Liebe gelitten hat, um alles willen, was uns lieb und teuer ist, lassen Sie diesen Knaben in Ruhe‘ . . . Er sagte wirklich ‚Knabe‘ statt Jüngling und fügte plötzlich mit einer völlig andern, scheinbar aus dem tiefsten Herzen quellenden Stimme hinzu: ‚Beschleunigen Sie nicht sein Verhängnis . . . Sehen Sie denn nicht, wohin er geht?‘ . . .

Und er, das heißt Gascha ging in diesem Augenblick wirklich fort, oder besser gesagt, er stürzte sich an den Offizieren vorbei zur Türe.

Der Oberst verfolgte ihn mit seinen schnellen, beweglichen Blicken und sagte: ‚Laßt ihn laufen‘ . . .

Und dann fügte er etwas leiser hinzu: ‚Ich glaube, ich begreife etwas.‘

Als Sascha die Schwelle erreicht hatte, blieb er stehen, wandte sich um und sagte: ‚Meine Herrn! Ich weiß, wie ich Sie beschimpft habe, und wie dumm meine Handlungsweise in Ihren Augen wirken muß. Verzeihen Sie mir! Ich konnte nicht anders handeln . . . Es ist mein Geheimnis . . . Verzeihen Sie! . . . Es ist die Ehre‘ . . .

Er vermochte vor Erregung nicht mehr weiterzusprechen. Es war, als ob in seiner Stimme seine reinen Kinderzähnen zitterten und er sich ihrer schäme und sie verbergen wolle. Er verdeckte die Augen mit der Hand, schrie ‚Lebt wohl!‘ und lief hinaus.

8

Wenn mich alle diese Erlebnisse jetzt auch nicht mehr erregen, ist es doch sehr schwer, sie vor ruhigen Zuhörern zu schildern. Jetzt, wo ich Ihnen erzählen will, was weiter geschah, fühle ich mich ganz außerstande, Ihnen die Lebendigkeit, Bedrängtheit, Schnelligkeit und Intensität der sich überstürzenden Ereignisse wiederzugeben. Eines jagte das andere, und alles schien sich nur deshalb so hoch zu türmen, um von ewiger Schicksalshöhe auf den menschlichen Überwitz hinabzuschauen und sich dann irgendwo in der Natur wieder aufzulösen.

Wenn Sie die Berichte Jacollios oder die Schilderungen unserer Landsmännin Rada-Bay über rätselhafte Vorgänge gelesen haben, dann haben Sie viel-

leicht noch im Gedächtnis behalten, was sie von der ‚psychischen Kraft‘ der Hindus und der von dieser Kraft abhängenden ‚geistigen Stimmung‘ schrieb. Die psychische Kraft besitzt möglicherweise auch der Stutzer, der übers Trottoir schlendert, sein Stöckchen schwingt und aus dem Orpheus ‚Nun sind wir da, nun sind wir da‘ pfeift. Nun gehe man aber einmal hin und suche zu ergründen, wo diese Kraft ihre Grenzen hat und zu welchen Wirkungen man sie bringen kann. Der Prediger Salomonis stellt dies sehr gut an dem Beispiel des Schattens dar, den ein Baum in der Richtung des auf ihn fallenden Lichtes wirft . . . Wenn bei einem allgemeinen Durcheinander alle den Kopf verlieren und das für das Wichtigste halten, was gar nicht wichtig ist, und wenn nur ein einziger anders eingestellter Mensch in diesem Augenblick das Wesentliche und Hauptsächlichste sieht und bemerkt, — sehen Sie, das nennt man ‚psychische Kraft‘.

Ein Fünklein jener Kraft scheint in mir aufgeflammt zu sein, als Gascha hinauseilte. In seiner Bewegung und seiner Wendung war etwas Schreckliches, dergleichen in seinem jähen Sprung, nicht Sprung, sondern in seiner Entfernung . . . er hatte sich gleichsam losgerissen und war spurlos davongetragen worden . . . Man hörte nicht einmal seine Schritte im Korridor, sondern nur ein dumpfes Klatschen . . . Der Pole stürzte ihm sogleich nach . . . Nun kam uns doch wieder der Gedanke, er wolle ihn stellen und des Diebstahls überführen, da Gascha, wie Sie sich erinnern, das verhängnisvolle Unglück gehabt hatte, vorher

irrtümlicherweise in das Zimmer des Fremden einzudringen, und sich dadurch in Bezug auf das abhanden gekommene Geld noch verdächtiger gemacht hatte. (Wir glaubten bereits wider Willen daran, daß das Geld vorhanden gewesen und gestohlen worden war.) Einige von uns machten eine schnelle Bewegung, um August Matweijtsch den Weg zur Türe zu versperren, doch der Oberst schrie ihm zu: ‚Bleiben Sie, verehrter Herr, Ihr Geld wird Ihnen bezahlt werden.‘

Allein der Pole riß sich mit erstaunlicher Kraft los und rief dem Obersten zur Antwort zu: ‚Der Teufel soll das Geld holen!‘ Dann eilte er Gascha nach.

Jetzt erst kam uns unser unverzeihlicher Fehler zum Bewußtsein, daß wir die Durchsuchung an uns selbst gestatteten, jedoch nicht auch von dem Polen verlangten, der all dies Ungemach verursacht hatte. Wir eilten ihm nach, um ihn zu fassen und ihm die Gelegenheit zu nehmen, das Geld zu verstecken und den erniedrigenden Vorwurf des Diebstahls auf uns sitzen zu lassen. Allein in dem gleichen Augenblick, der schneller und kürzer war als es sich erzählen läßt, hörten wir in einiger Entfernung im Korridor einen Schlag. Es war, als ob jemand in die Hände geflascht hätte . . .

Vor uns in der Türe stand schwankend die lange, einer Standuhr gleichende Gestalt August Matweijtschs mit dem Grahamschen Zifferblatt, dessen Zeiger nach unten wiesen . . .

‚Zu spät,‘ keuchte er, ‚er hat sich erschossen.‘

Wir stürzten allesamt in das kleine Zimmer, das Gascha gehörte, und erblickten ein erschütterndes Bild. Mitten in dem von einer niedergebrannten Kerze schwach erhellten Raum stand der bleiche, erschrockene Bursche Gaschas und umsing seinen Herrn, dessen Kopf ihm auf die Schulter herabgefallen war. Gaschas Arme hingen wie Ranken an ihm herunter und nur seine in den Knien zusammengeknickten Beine zuckten noch krampfhaft, als ob man ihn kitzle und zum Lachen brächte.

Die Geldgeschichte, die dies alles verursacht oder zumindest imstande gewesen war, dem Erscheinen des ‚hypokratischen Zugs‘ auf dem jungen Antlitz unseres armen Gascha eine Begründung zu geben, war vergessen . . . Die Gefahr eines Skandals war ebenfalls in weite Ferne gerückt, alle liefen hin und her, Hilfe zu leisten. Der Verwundete wurde aufs Bett gelegt, und man ließ den Arzt kommen, um ihn zu retten. Allein hier war keine Hilfe mehr möglich . . . Man bemühte sich, das Blut zu stillen, das unaufhörlich aus der Wunde quoll, aber vergeblich. Die große Kugel war direkt ins Herz gedrungen. Wir riefen ihn bei Namen und schrien ihm ins Ohr: ‚Gascha, Gascha, lieber Gascha!‘ Aber er hörte nichts mehr, er erlosch, wurde kalt und lag nach einer Minute steif und starr auf dem Bett.

Viele weinten; der Bursche schluchzte herzbrechend . . . Der Zimmerkellner Marco drängte sich aus der

Menge zu dem Leichnam vor und sagte leise, getreu seiner frommen Art: ‚Meine Herren, es ist nicht gut, vor einer entwichenen Seele zu weinen. Beten Sie lieber!‘ Und bei diesen Worten drängte er uns etwas zurück und stellte einen tiefen Teller mit frischem Wasser auf den Tisch.

‚Was ist das?‘ fragte man Marfo.

‚Wasser‘, antwortete er.

‚Wozu?‘

‚Daß sich seine Seele darin wasche und bade.‘

Und Marfo legte den Toten zurecht und drückte ihm die Augenlider zu . . .

Wir bekreuzten uns und weinten. Der Bursche fiel auf die Knie und schlug so heftig mit der Stirn gegen den Boden, daß es deutlich zu hören war.

Zwei Ärzte, der Polizeiarzt und unser Regimentsarzt, kamen herbeigeeilt. Beide konnten nichts anderes tun, als die Tatsache des Todes feststellen.

Gascha war tot.

Warum, für wen hatte er sich getötet? Wo war das Geld, wer war der Dieb, wer hatte es gestohlen? Was würde sich weiter aus dieser Geschichte entwickeln, die wie ein in den Wind gewirbeltes Daunenkissen über uns gekommen war und an uns klebte?

All das ging uns wirr durch den Kopf. Der Leichnam mußte jedoch alle Gedanken auf sich zu lenken und zwang uns, uns vor allem um ihn zu kümmern.

In Gaschas Zimmer erschienen Polizeiarzte und Feldschere; man begann ein Protokoll aufzunehmen. Wir waren überflüssig und wurden gebeten, uns zu

entfernen. Man entkleidete Gascha und durchsuchte seine Sachen in Gegenwart von Zeugen, unter denen sich der Zimmerkellner Marko, der Regimentsarzt sowie einer von uns Offizieren befand, der uns alle vertrat. Das Geld wurde natürlich nicht gefunden.

Unter dem Tische fand sich die Pistole und auf dem Tisch lag ein Zettel, auf den Gascha mit flüchtiger Hand geschrieben hatte: ‚Papa, Mama, verzeiht, ich bin unschuldig!‘

Um dies hinzuschreiben, hatte es wohl nur einiger Sekunden bedurft.

Der Bursche, der beim Tode Gaschas zugegen gewesen war, sagte, der Kornett sei ins Zimmer gestürzt, habe am Tische stehend diese Zeile geschrieben, sich in der gleichen Stellung in die Brust geschossen und sei ihm in die Arme gefallen.

Jedem, der ihn fragte, — und es waren viele — erzählte der Soldat den Hergang mit den gleichen Worten; dann stand er schweigend da und zwinkerte mit den Augen. Als jedoch August Matwejitsch an ihn herantrat, ihm in die Augen schaute und ihn ausführlicher fragen wollte, wandte sich der Bursche von ihm ab und sagte zum Rittmeister: ‚Gestatten Euer Hochwohlgeboren, daß ich hinausgehe. Ich möchte mich waschen, an meinen Händen klebt Christenblut.‘

Man gestattete ihm hinauszugehen. Er war in der That ganz mit Blut besudelt, was einen bedrückenden, furchtbaren Anblick bot.

All dies spielte sich schon bei Tagesanbruch ab.

adunang nri sad 'salimiasa' sa'ia' gung'ad ad
 jua' jua' i'ia' ad 'adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 ad sad 'salimiasa' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'

... adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'

adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'

adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'
 adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'

adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri' adunang' nri'

gerichtet hat? . . . Oh, er ist rein, gewiß, er ist rein von diesem schimpflichen Verdacht . . . und verflucht sei, wer ihn zu diesem Schritt getrieben hat!

Über wer hatte es getan?

10

Das Zimmer August Matweitsch war ebenso wie die Offizierszimmer nach dem Korridor zu geöffnet, doch brannte kein Licht darin, und bei dem schwachen Dämmerchein konnte man nur mit Mühe einen eleganten Koffer und anderes Reisegepäck unterscheiden. In der Ecke stand das leicht zerwühlte Bett.

Kamen wir an diesem Zimmer vorüber, so gelüstete es uns unwiderstehlich, stehen zu bleiben und von weitem hineinzuschauen. Was war darin? Woher und warum mußte solches Unglück über uns kommen?

Mich zog es mit aller Macht dorthin, um nachzuforschen und zu suchen, ob das abhanden gekommene Geld nicht hier wäre, ob der Pole es nicht irgendwo versteckt, dann vergessen und so die ganze Geschichte, die uns all den Schrecken und den Verlust eines prächtigen jungen Kameraden gekostet, herbeigeführt hätte. Ich war sogar nahe daran, meine Absicht auszuführen. Ich wollte in das Zimmer des Polen hineinlaufen und alles durchsuchen. Ich näherte mich bereits der Türe, wurde jedoch zu meinem Glück in meinem leichtsinnigen Unterfangen plötzlich gestört.

Vom Ende des Korridors, aus der Richtung, wo das geräumige Zimmer des Rittmeisters lag, in dem wir nachts gespielt und getrunken hatten, riefen mehrere

Stimmen: ‚Wohin? Wohin? . . . Diese Dummheit fehlte uns gerade noch.‘

Ich wurde verlegen und verlor den Mut. Ich fühlte plötzlich das Unbedachte und Gefährliche meines Tuns, das mich leicht in den Verdacht bringen konnte, an dieser Affäre besonders interessiert zu sein.

Ich bekreuzte mich und ging mit beschleunigtem Schritt jener Ecke zu, aus der die Warnungsrufe gekommen waren.

Hier saßen an dem nach Norden gerichteten, noch halbdunklen Fenster auf einer schmutzigen Decke, die über eine ebenso schmutzige Bank gebreitet war — sie diente dem Burschen des Rittmeisters als Bett —, drei von unseren Offizieren nebst unserem Regimentspopen. Er hatte sein Haar zu einem Zopf geflochten und zeichnete sich durch einen mächtigen rotblonden Bart aus, weshalb er von uns den Spitznamen ‚Bater Barbarossa‘ erhalten hatte. Er war ein sehr gutmütiger Mann, der an allen Regimentsangelegenheiten lebhaften Anteil nahm. Er äußerte sich jedoch niemals genauer, sondern bezeugte sein Interesse nur durch ein vielbedeutendes Kopfnicken und durch die häufige Wiederholung des Wörtchens ‚Ja‘. Er sprach nur im Falle der höchsten Not, erwies sich jedoch dann als klug und findig.

Die drei Offiziere und der Pope rauchten zusammen aus zwei Pfeifen, die sie sich untereinander reichten. Der Pope saß in der Mitte, und sowohl die Pfeife, die von rechts, wie jene die von links kam, mußte bei ihm Halt machen. Er hatte deshalb im Gegensatz zu

den anderen den doppelten Genuß, den er überdies noch dadurch vergrößerte, daß er nach jedem kräftigen Zug das Gesicht mit dem Bart bedeckte und den Rauch ganz langsam durch diesen eigentümlichen Respirator entweichen ließ.

Die Bank, auf der diese Braven saßen, stand dicht neben der Thür des Rittmeisters, die jetzt geschlossen war und hinter der eine lebhaftere, aber sehr gedämpfte Unterhaltung geführt wurde. Man vernahm nur ein Stimmengewirr, das hin und wieder zugunsten einer einzelnen Stimme verstummte, doch war kein Wort zu unterscheiden.

Hinter dieser verschlossenen Thür befanden sich unser Regimentskommandeur, unser Rittmeister und der Urheber all unseres Unglücks, August Matwejitsch. Sie waren auf Aufforderung des Obersten in dieses Zimmer gegangen. Worüber sie dort sprechen wollten, war keinem von uns bekannt. Die drei Offiziere und der Pope hatten diese Stellung nächst dem Zimmer aus eigenem Antrieb und mit der vorsorglichen Absicht bezogen, ihren Kameraden Hilfe zu bringen, wenn sich die Aussprache zuspitzen und gefährlich werden sollte.

Die Befürchtungen waren indessen unangebracht. Die Unterredung ging, wie ich schon sagte, in anständiger Weise vor sich. Die Stimmen wurden immer sanfter und schließlich klangen sie sogar höchst freundschaftlich und herzlich. Gleich danach hörte man ein Stuhlrücken und die Schritte zweier Herren, die sich der Thüre näherten.

Der Schlüssel wurde herumgedreht und in der offenen Thür erschien unser Oberst mit August Matweitsch.

Der Ausdruck ihrer Mienen war zwar nicht ruhig, aber immerhin ganz friedfertig und sogar freundschaftlich.

Der Oberst drückte dem Polen noch auf der Schwelle die Hand und sagte: ‚Ich freue mich, daß ich die Gefühle für Sie hegen darf, die Sie mir unter diesen furchtbaren Umständen einzulösen gewußt haben. Ich bitte Sie, meiner Aufrichtigkeit ebenso Glauben zu schenken, wie ich an die Ihrige glaube.‘

Der Pole antwortete ihm mit einer ehrerbietigen Verbeugung und begab sich sodann schweigend in sein Zimmer. Der Oberst wandte sich an uns und sagte: ‚Ich eile nach Hause. Ich bitte Sie alle, zum Rittmeister zu gehen und sich von ihm sagen zu lassen, wie wir uns zu verhalten haben.‘

Damit nickte uns der Kommandeur zu und schritt zum Ausgang. Wir aber, soviel unser waren, hatten uns bereits im Zimmer des Rittmeisters versammelt, noch bevor sich unten das schwere Eingangstor hinter unserem Kommandeur geschlossen hatte.

I I

Unser Rittmeister war ein prächtiger Mann, doch sehr nervös, aufbrausend und hitzig. Er war klug und findig, zeichnete sich jedoch nicht durch Selbstbeherrschung aus. Seine Art zu reden war ganz militärisch. Er konnte wohl poltern, aber es war ihm nicht ge-

geben, seine Gedanken fein säuberlich auseinanderzusetzen.

So zeigte er sich auch in diesem Augenblick. Als wir eintraten, riß er sich eben die Halsbinde ab und warf uns allen wütende Blicke zu.

„Was? . . . eine schöne Geschichte? . . .“ wandte er sich an den Popen.

Der antwortete: „Ja, ja, ja!“

„Sie wissen weiter nichts zu sagen als ‚ja, ja, ja!‘ Aber ein anständiger Zeitvertreib hat auch keine schlechten Folgen!“

Der Pope wiederholte abermals sein gedehntes: „Ja, ja, ja!“

„Eigentlich wäre es doch Ihre Sache . . .“

„Was?“

„Unsereinem eine ganz andere Stimmung einzufloßen“ . . .

„Ja.“

„Aber Sie besitzen nicht den mindesten Einfluß.“

„Unsinn.“

„Nichts Unsinn! Wozu sind Sie jetzt hier? Jetzt brauchen wir einen Küster, der die Psalmen liest und weiter nichts.“

„Ja, worum handelt es sich denn? . . . was sollen wir nun tun?“ begannen wir den Rittmeister zu fragen. „Der Oberst ist fort, und Sie sind aufgeregt und waschen dem Popen den Kopf . . . Wir gehorchen ihm ja doch nicht, wenn er uns etwas sagt . . . Und wo ist der Pole? Weiß der Teufel, ob er das Geld überhaupt besessen hat, — was macht er jetzt allein

in seinem Zimmer? Sagen Sie uns bitte, was Sie beschlossen haben. Wer ist der Schuldige, wer ist der Halunke?’

„Der Teufel ist der Halunke, sonst keiner“, antwortete der Rittmeister.

„Aber dieser Pole“ . . .

„Dieser Pole ist frei von jedem Verdacht“ . . .

„Wer hat Ihnen das eröffnet?’

„Wir selbst, meine Herren, wir selbst. Ich und Ihr Regimentskommandeur bürgen für ihn. Wir sagen nicht, daß er der ehrlichste Mensch von der Welt ist, aber wir sehen deutlich, daß er die Wahrheit spricht, daß er das Geld gehabt hat, und daß es jetzt fort ist. Nur der Teufel kann es gestohlen haben . . . Daß es vorhanden gewesen ist, wird dadurch bewiesen, daß ihm der Oberst zur Vermeidung jeden Skandals hier vor meinen Augen angeboten hat, noch heute die ganzen zwölftausend Rubel zu ersetzen, doch der Pole lehnte es ab . . .“

„Lehnte ab?’

„Ja wohl, und noch mehr! Er erbot sich von selbst, den Verlust nicht anzuzeigen und von diesem verdamnten Vorfall niemand etwas zu sagen. Mit einem Wort, er benahm sich so ehrenhaft, anständig und taktvoll, wie man nur wünschen kann.“

„Ja, ja, ja!“ sagte der Pope gedehnt.

„Der Oberst und ich gaben ihm unser Wort, daß wir, das ganze Korps, volles Vertrauen zu ihm haben und uns ein Jahr lang als seine Schuldner betrachten werden. Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Un-

gelegenheit nicht geklärt ist und das Geld nicht gefunden wird, ersetzen wir ihm die zwölftausend Rubel, und er willigte ein, sie unter dieser Bedingung anzunehmen . . .‘

„Einverstanden, das lassen wir gelten, und wir werden unseren Verpflichtungen getreulich nachkommen“, stimmten die Offiziere zu.

„Aber, meine Herren,“ fuhr der Rittmeister mit gedämpfter Stimme fort, „er ist überzeugt, daß wir ihm das Geld nicht bezahlen werden; er glaubt aus irgendeinem Grunde ganz fest, daß sich dieses Geld finden wird. Er spricht so fest und so überzeugt davon, daß es eintreffen muß, sofern es richtig ist, daß der Glaube Berge versetzen kann . . . ja wohl, es muß sich wiederfinden, denn es ist mit Blut erkaufte . . . Er verstand es, auch mir und dem Obersten diesen Glauben einzulösen, und obwohl er sodann bat, ihn zu durchsuchen, verzichteten der Oberst und ich darauf . . . Ich gebe Ihnen anheim, zu tun, was Ihnen beliebt . . . Er ist in sein Zimmer gegangen, das er nicht verlassen wird, und erwartet Sie dort. Sie können ihn durchsuchen. Es steht Ihnen frei. Aber eine Bedingung, meine Herren: wahren Sie Stillschweigen vor jedermann. Geben Sie mir darauf alle Ihr Ehrentwort!“

Wir gaben unser Ehrentwort und begaben uns dann in das Zimmer August Matweitschs. Aber wir durchsuchten ihn nicht, sondern drückten ihm nur voll Anteilnahme die Hand.

Nichtsdestoweniger blieben wir alle in bedrückender Ratlosigkeit zurück. Dazu kam der Schmerz um unsern Sascha, dessen Leichnam soeben geöffnet wurde. Man fälschte den Tatbestand und nahm zu Protokoll, daß er sich ‚in einem Anfall von Geistesstörung das Leben genommen‘ habe. Der Pope hielt eine Seelenmesse ab und der Küster sang monoton die Worte des Psalms: ‚Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gotte!‘

Qualvolle Stunden! Man geht hin und her, raucht bis zur Bewußtlosigkeit, geht hinaus, und weint. Ach, diese Jugend, diese blühende Frische, die da verlosch! . . . Wahrlich, kaum hatte er vom Honig gekostet, mußte er schon sterben!

Alle wir Kämpferproben oder zumindest zum Kampf ausersehenen Männer waren plötzlich ganz sanft und weich geworden. Der Pole reiste nicht ab, er wollte unserm Sascha das Grabgeleit geben und seinen Vater begrüßen, nach dem man in aller Frühe bereits einen Boten gesandt hatte und den man gegen Abend in der Stadt erwartete.

Wenn nicht der Zimmerkellner Marko gewesen wäre, hätten wir Essen und Trinken vergessen, doch er sorgte für uns und sorgte auch für den Leichnam. Er wusch ihn, kleidete ihn an, sagte uns, was wir einkaufen und wo wir es hinstellen mußten, und suchte uns immerfort zu beruhigen.

„Alles ist Gottes Wille!“ sagte er, „wir sind alle wie Gras.“

Und gleich darauf kümmerte er sich wieder um etwas anderes. Die übrigen Bediensteten waren unter diesem und jenem Vorwand in Haft genommen und ihre Sachen durchsucht worden. Den Burschen des Verstorbenen hatte man gleichfalls ausgeforscht und gefragt, ob ihm Cascha vor seinem Tode etwas übergeben habe.

Der Soldat schien diese Frage nicht gleich zu verstehen, gab jedoch dann zur Antwort: „Ihre Wohlgeboren haben mir kein Geld übergeben.“

„Du weißt, was dir für Hehlerei droht?“

„Gewiß weiß ich das!“

Natürlich stellten nicht wir diese Fragen an ihn, sondern die Untersuchungsbehörde, die sich nicht von irgendwelchen Zartgefühlen leiten lassen darf.

Der Bursche wurde entlassen. Er ging sofort hinaus und begann Caschas Reservestiefel zu reinigen.

13

Abends traf der Vater ein. Er war ein sehr stattlicher, noch nicht sehr alter Mann. Er mochte vielleicht zweiundfünfzig oder dreiundfünfzig Jahre zählen. Er wahrte eine militärische Haltung und hatte seinen Uniformrock sowie Sporen angelegt, trug jedoch keinen Schnurrbart. Wir hatten ihn nie zuvor gesehen, und es fiel uns deshalb nicht auf, wie er in das Zimmer seines Sohnes hineinging. Erst als er wieder herauskam, erfuhren wir, wer er war.

Er hatte sich gleich nach der Ankunft nach dem Burschen erkundigt, und der hatte ihn ins Zimmer geleitet und war ungefähr zwei, drei Minuten mit dem alten Herrn allein bei dem Toten geblieben. Nach dieser kurzen Frist war der Vater sogleich zu uns in den Saal gekommen. Seine Miene fiel uns durch ihre hehre Ruhe auf.

„Darf ich mich vorstellen, meine Herren!“ begann er mit einer Verbeugung, „ich bin der Vater Ihres unglücklichen Kameraden. Mein Sohn ist tot, er hat sich getötet, . . . mich und seine Mutter verlassen, . . . aber er konnte nicht anders handeln, meine Herren, . . . er starb, wie es einem Ehrenmann und einem adeligen Jüngling geziemt, . . . dessen versichere ich Sie, meine Herrn, und . . . darin will ich meinen Trost suchen“ . . .

Mit diesen Worten ließ sich der Vater, der uns sofort für sich eingenommen hatte, auf einen Stuhl vor dem runden Tisch sinken, deckte die Hände über die Augen und begann laut zu weinen wie ein Kind.

Ich beeilte mich, ihm mit bebender Hand ein Glas Wasser zu reichen.

Er nahm es, trank zweimal einen Schluck, drückte meine Hand und sagte: „Ich danke Ihnen allen, meine Herren!“

Dann fächelte er sich mit seinem Taschentuche Kühlung zu und sagte: „Ach es ginge ja noch, wenn nur ich da wäre! Aber meine Frau, wie soll ich es meiner Frau sagen? . . . Das Mutterherz wird es nicht ertragen.“ Und er fuhr sich wieder mit dem Tuch übers Gesicht.

Dann begab er sich zum Oberst, um ihm seine Aufwartung zu machen.

Dem Obersten sagte er ebenfalls, daß Gascha gestorben sei, wie es ‚einem Ehrenmann und adeligen Jüngling geziemt‘ und daß ‚er nicht anders habe handeln können‘.

Der Oberst sah ihn lange an, wobei er nach seiner Gewohnheit ein Stück Kandiszucker lutschte, und sagte dann: ‚Sie wissen, daß dem traurigen Geschehnis ein unglücklicher Umstand voranging . . . Wir sind ja gewissermaßen verwandt, und darum kann und muß ich Ihnen alles sagen. Ich glaube an nichts, aber das Benehmen des Kornetts war immerhin so seltsam . . .‘

‚Oh, es war vollkommen gerechtfertigt, Herr Oberst.‘

‚Ich glaube es Ihnen, aber wenn Sie vor meinen Augen auch nur einen Zipfel des Schleiers lüften würden, der über diesem Geheimnis ausgebreitet ist‘ . . .

‚Ich kann es nicht, Herr Oberst.‘

Der Oberst zuckte mit den Schultern.

‚Was ist da zu machen,‘ sagte er, ‚mag denn alles so bleiben.‘

‚Mit einer Ausnahme, Herr Oberst. Das Geld des fürstlichen Hauptverwalters wird nicht das Regiment ersetzen, sondern ich. Das ist mein trauriges Recht.‘

‚Ich wage es nicht zu bestreiten.‘

Und Gaschas Vater gab in der That noch am gleichen Tage August Matweitsch unter vier Augen die zwölftausend Rubel.

Der Pole nahm das Paket, sagte: ‚Niemals!‘ und steckte es wieder in die Tasche des alten Herrn. Dann

setzten sie sich einander gegenüber und begannen zu weinen.

„Großer Gott! Großer Gott!“ schluchzte der Alte. „Er hat so ehrenhaft, so edel gehandelt: Doch es muß noch ein Schurke da sein, der den Diebstahl verübt hat.“

„Er wird gefunden werden.“

„Ja, aber mein Sohn wird davon nicht wieder lebendig.“

14

Worin bestand nun das Geheimnis?

Um meine Erzählung endlich abzuschließen, will ich es enthüllen.

An Caschas Brust hing ein kleines Aquarellbildnis seiner geliebten rosigten Cousine Anja, die jetzt die Frau seines Obersten war und zu gleicher Stunde einem neuen menschlichen Wesen das Leben gab, als Cascha sich aus freien Stücken vom Leben trennte.

Dieses Bildnis war ein Pfand nicht so sehr leidenschaftlicher Liebe als reiner kindlicher Freundschaft und keuscher Gelübde. Als die rosige Anja jedoch die Frau des Obersten geworden war und Cascha auf ihn eifersüchtig wurde, fühlte er die Qualen eines Don Carlos. Als ihn diese schon fast zur Verzweiflung und zum Wahnsinn getrieben hatten, ereignete sich die Geschichte mit dem Gelde und der Durchsuchung, zu der verhängnisvoller Weise auch noch der Oberst hinzukam.

Cascha gab das Geheimnis seiner Cousine nicht preis. Als er bereits die Pistole an die Brust gesetzt hatte,

händigte er das Bildnis seinem Burschen aus und sagte: ‚Ich beschwöre dich bei Gott, übergib es meinem Vater!‘

Dies tat der Bursche denn auch am Sarge des Toten.

Der Vater sagte, daß sein Sohn gestorben sei, ‚wie es einem Ehrenmann und adeligen Jüngling gezieme‘.

Das kleine, sauber gemalte Bildchen war ganz unschuldig und nicht einmal sehr ähnlich. Es trug in zierlicher kleiner Schrift die Widmung: ‚Dem lieben Cascha seine treue Anja.‘

Weiter nichts . . .

Heute kommt uns das lächerlich vor oder sogar recht töricht. Ja, ja, vielleicht war es das auch. ‚Wie die Zeit, so die Vögel, wie die Vögel, so die Lieder.‘ Ich habe niemand zu rechtfertigen und nichts zu kritisieren, sondern ich wollte Ihnen nur an einem Beispiel erzählen, für was für Männer Frauen zuweilen Interesse empfinden.

Was war dieser Cascha denn? Doch nichts oder nicht mehr als ein rosiger Knabe, ein Junkerlein, ein zartwangiges Mutter söhnchen in Uniform. Er besaß nichts, keine fesselnden Gaben außer seiner Jugend und einem unbedingten Gefühl für die persönliche Ehre einer Frau . . . Es ist möglich, daß Sie fragen werden: ‚war denn das hinreichend, um vor ihm niederzufallen und sich zu verneigen?‘ Ich will Ihnen aber gleich erzählen, wie man vor ihm niedergefallen ist und sich verneigt hat!

Das Geheimnis, das ich Ihnen soeben notwendiger-

weise eröffnete, war damals in der Stadt noch nicht bekannt geworden, weil ja nur der Bursche etwas davon wußte und im übrigen der Vater des Verstorbenen der Einzige war, dem alles offenbar wurde. Infolge einer irreführenden Andeutung Markos kam jedoch das Ganze noch viel mehr in Verwirrung, und es konnte auch gar nicht anders sein. Marko hatte nämlich gesehen — und er erzählte es dem und jenem im Vertrauen, wobei er sich bekreuzte, — wie der Bursche des Verstorbenen dem Vater etwas in die Hand gedrückt hatte. Was konnte es sein, das der eine übergab und der andere nahm und mit solcher Heimlichkeit verbarg? . . . Gott weiß es. Marko bekreuzte sich und sagte: ‚Ich will die Sünde nicht auf mich nehmen, ich habe nicht genau beobachten können, was es eigentlich war; ich sah nur, daß der Bursche ein kleines Paket in einem Umschlag überreichte.‘ War dies das Geld gewesen? Warum hätte man es nicht denken sollen unter den verworrenen Umständen, die ich Ihnen geschildert habe? Der Verdacht, den sie verursachten, wurde von Stunde zu Stunde sinnloser und griff mit seinem demoralisierenden Einfluß immer weiter um sich . . . Besitzt nicht jeder, der eine Hand hat, auch die Möglichkeit, mit ihr etwas zu nehmen? Den Dieb zu entdecken war die vorwiegende Aufgabe, und jeder war verpflichtet, auch nicht das geringste verdächtige Anzeichen außer acht zu lassen . . .

Jawohl, jeder hatte diese Verpflichtung, der dachte, daß die scheelen Augen des Argwohn besser sehen als der lichte Blick eines zerrissenen Herzens. Aber zum

Glück der Menschheit pflegen ihr auch erhabene seelische Offenbarungen zuteil zu werden, wenn die Menschen die unsichtbare Wahrheit instinktiv erfühlen und sich durch nichts zurückhalten lassen, Unglück mit elementarem Drang durch schmerzbewegte Anteilnahme zu ehren. Das ist wie ein heiliger Strom, der vom Himmel herabgesandt ist, um den stickigen, dunstigen Brodem zu zerreißen. In solchen Stürmen spürt man den Hauch Gottes, durch sie wird alles klar und offenbar, was verborgen und verworren war.

Man ließ Marko nicht einmal erzählen, was er gesehen hatte. Jeder wußte, was der Bursche dem Vater des armen Gascha übergeben hatte: es war ein Frauenbildnis gewesen . . . Daran wollte niemand auch nur einen Augenblick zweifeln, davon sprachen alle Leute, die durch das Fenster in das Zimmer geblickt, wo die geheimnisvolle Übergabe unter vier Augen stattgefunden hatte. So sprach es jeder Windhauch, so klang es im Gesang der Lerchen . . .

Das Leichenbegängnis Gaschas war nicht nur feierlich und rührend, es war erschütternd und furchtbar. Sie haben gewiß alle schon sogenannte pompöse Leichenbegängnisse gesehen, meine Herren . . . Ich spreche nicht von den Beerdigungen mit Paradeprunk, worin nur die menschliche Eitelkeit zum Ausdruck kommt. Entsinnen Sie sich des Begräbnisses von Gogol, von dem man so ausgezeichnete Schilderungen lesen kann; denken Sie an die Begräbnisse von Nekrassow und Dostojewskij, die man ‚geschichtliche Ereignisse‘ genannt hat. All dem fehlte natürlich nicht die Be-

deutung, und es war vielleicht viel Aufrichtigkeit dabei, nur war diese Aufrichtigkeit von allzuviel Nebensächlichem erdrückt. Ich war Zeuge, wie man den General Skobelew in Moskau begrub . . . Hierbei kam vielleicht etwas mehr echte Trauer zum Durchbruch, aber — lachen Sie mich meinertwegen aus — wenn ich heute an jenen Tag zurückdenke, da wir Sascha beerdigten, muß ich sagen: dieses Leichenbegängnis war das feierlichste, das ich je sah, und war unvergleichlich erhabener als das des Generals. Auch Sascha wurde als Offizier mit militärischen Ehren beigesezt, aber diesen äußeren Prunk sah und achtete niemand, obwohl er auffallend genug war. Was die wahre Trauer der Menschen, die von allen Seiten zu Saschas Ehrung herbeigeströmt waren, ausmachte: dieses Schluchzen und dieser tiefe Gram angesichts seines jungen, im Tod erblaßten Antlizes erstickten alles andere und schienen sogar die Luft aufzurühren.

15

Man hatte zum Leichenbegängnis niemand als die Schwadron eingeladen, der der Verstorbene angehört hatte, aber die Leute waren dennoch in Scharen von überall her zusammengekommen. Längs der Straße vom Gasthaus bis zur Friedhofskapelle standen Menschen aller Klassen und Stände. Man sah mehr Frauen als Männer. Obwohl ihnen niemand gesagt hatte, worüber sie trauern sollten, wußten sie selbst, was sie zu beweinen hatten, und sie bejammerten das junge Leben, das sich ‚aus Edelmut‘ selbst ausgelöscht hatte.

Ja, ich gebrauche dieses Wort mit Absicht, denn so hieß es allgemein.

„Wegen seines Edelmutts ist er gestorben, das Täubchen!“

„Hat sich für ein geliebtes Herz geopfert!“

Wohin man sich auch wenden mochte, überall hörte man warme und traute, zu Herzen gehende Worte murmeln. Alle reden ihn mit ‚Du‘ an, um möglichst zärtlich und innig von ihm zu sprechen.

„Du liebes Kerlchen! . . . du edler Junge!“

„Ach, du Engel meiner Seele . . . Wie soll man dich nicht lieben!“ . . . Nichts anderes vernahm man . . . Die adeligen Damen, die Kaufmannsfrauen, die Popenfrauen, die Kleinbürgerinnen, die Dienstmädchen und die Mädchen vom Zigeunerchor — besonders diese letzteren, als die berufenen Hüterinnen des tragischen Stils in der Liebe, — alle murmelten mit bebenden Lippen einige Roseworte und weinten um Cascha wie um ihren besten Freund, als ob sie ihren eigenen Geliebten zum letzten Mal umarmten und ans Herz drückten.

Und dies alles, obwohl diese Frauen keine ‚gefühlvollen Seelen‘ waren, obwohl sie Cascha überhaupt nicht gekannt, ja nicht einmal gesehen hatten und ihm möglicherweise gar nicht freundlich gesinnt gewesen wären, wenn sie ihn mit all seinen Fehlern und Vorzügen kennen gelernt hätten. Aber nun, da er ‚aus Edelmut‘ und für sein ‚geliebtes Herz‘ in den Tod gegangen war, stellte man auch nicht einen Augenblick irgendeine Erwägung oder Überlegung an, son-

dern man mußte jammern und wehklagen, . . . man mußte seine Seele vom Körper losbeten . . .

Dem Bischof Innozentij gelang es einmal, seine sämtlichen Zuhörer in gleichem Maße zu rühren. Er trat an den Leichnam heran und sagte statt einer Predigt nur: ‚Nun liegt er im Sarge, — laffet uns weinen!‘ Das war alles, aber den Leuten flossen unaufhaltsam die Tränen aus den Augen. Es war ein Augenblick, in dem alle Herzen im gleichen Schlag erzitterten. Als die Frauen das Gesicht Caschas betrachteten, während der Leichnam an ihnen vorbeigetragen wurde (in dieser Gegend werden die Toten im offenen Sarge zum Friedhof getragen), fanden sie alle sein an sich ganz gewöhnliches Gesichtlein überaus majestätisch und schön . . . ‚Getreu bis in den Tod! steht darin geschrieben‘ sagten sie.

Was tat es, wenn es nicht ganz stimmte? Sie lasen, was ihre Augen sahen, und das genügte ihnen.

Trug, der unser Herz erhebt,
Ist uns teurer als die Wahrheit,
Die im Dunst der Niedrung schwebt.

Die Lippen zitterten wie im Fieber, und alle Gesichter waren naß von Tränen; alle waren tief erschüttert und sprachen immer wieder: ‚Schlummere, schlummere, mein Märtyrer!‘

In der Kirche war die Stimmung noch weihevoller. Kein Prediger wagte, mit seiner Kunst auch nur einen Augenblick jene heilige Stille zu stören, zu der aller Herzen durch die dichterische Kraft des Johannes von Damaskus emporgetragen wurden. Sein Klage-

gesang war Feuer und Balsam zugleich für unsere Wunden.

Ich wandere ins dunkle Land
Den Pfad durch Licht und Grauen.
Mein Mund ward still, mein Leben schwand,
Mein Aug' wird nichts mehr schauen.
Ich liege stumm und starr im Schrein,
Hör' nicht das Rufen eurer Herzen,
Ich spüre nicht den lichten Schein
Geweiheter Grabeskerzen.
Doch schlaf ich auch in tiefer Ruh,
Wird meine Liebe dauern
Und immerdar erklingt ihr Ruf:
Laßt euer Leid und Trauern!
Und wenn dereinst mit lautem Ton
Die Trommeln zum Gerichtstag schlagen,
Wirfst Du, Allmächt'ger, Deinen Sohn
Selbst in die Himmelswohnung tragen.

Und ich muß Ihnen sagen, meine Herren, daß wir uns tatsächlich vor Gott niederwarfen. Wir schluchzten alle herzbrechend. Die Weinenden wußten nicht, wie groß wohl die Sünde Saschas, des Rösleins, in den Augen der Theologen sein mochte, sondern sie beteten einfach: „Nimm ihn in Deine Himmelswohnung auf!“ Und dies geschah so inständig, daß ich wirklich nicht weiß, wie man in diesem Falle die Klage der reinen Herzen mit den Grundsätzen der theologischen Wissenschaft in Einklang bringen soll . . . ich weiß mir keinen Rat.

Man wirft heute unseren Popen oft vor, sie seien schlechte Prediger.

Ist das richtig? Gewiß gibt es schlechte Prediger,

aber es ist ja gar nicht nötig, daß immerzu schön geredet wird. Es gibt Fälle, wo es besser ist, nur zu weinen, wo der Klageruf ‚Nimm ihn auf!‘ oder ‚Vergib!‘ viel wirksamer ist als eine Predigt, die zuweilen so überschwenglich wird, daß sie entweder die Vernunft beleidigt oder das Gefühl verletzt. Erinnern Sie sich nur an Schillers Großinquisitor. Deshalb liebe ich auch eine Beerdigung nach östlichem Ritus. Man kommt und geht gleichsam wie auf den Ruf des Propheten Jesajas: Kommt herbei und lasset uns miteinander rechten! . . . Aber wo ist hier von rechten die Rede? Es ist doch klar, wer siegen wird. ‚Du vermagst alles, Du hast den Menschen geschaffen, Du hast sein Antlitz geformt und es schön oder unheimlich gemacht, so vergiß Du auch, verzeihe und vergib ihm alles, worin er sich vor Dir nicht rechtfertigen kann‘ . . .

Wir sind nur Asche, Wahn und Rauch
Verlöschen wie ein flücht'ger Hauch,
In Staub zerfällt, was Fleisch einst war,
Und unster Kraft verwest.
Nimm den Entschlafenen, Herr, Gott,
In Deine Himmelswohnung auf!

Und abermals beteten alle mit Inbrunst: ‚Vergib!‘
Man denkt an den Mächtigen, der ‚niemand fürchtete und nichts scheute‘.

Als man aber mit herzerreißendem Klageruf in ihn drang, sagte er endlich: ‚Ich will es tun‘, und aller Herzen wurden ruhig.

Sollte Er, der selbst das Ohr erschaffen hat, um

alles zu hören, sollte Er schlummern, schlafen, nicht tun, was so viele zerrissene Herzen von Ihm ersehnen? . . .

Mag auch, dem Gläubigen der Tod ein Schrecken sein, doch die Zeremonie des Begrabens edler und rührender zu gestalten als es von den östlichen Christen getan wird, erscheint unmöglich. Johannes von Damaskus war wirklich ein Dichter, der seine Kunst verstand.

Bei Caschas Beerdigung ereignete sich ein Zwischenfall, den die Witwe eines ehemaligen Würdenträgers herbeiführte. Obwohl sie eine hochgeborene, fluge und wohlerzogene Dame war, wurde sie allgemein ‚Schlange‘ genannt. Dieser Beiname war dumm, denn ‚Schlange‘ wurde die Dame nicht wegen ihrer Bosheit genannt — sie hatte den Leuten noch nie etwas Böses getan —, sondern wegen ihres verächtlichen hochmütigen Wesens, über das viel gesprochen wurde. Sie schien nichts Russisches zu lieben, weder die Sprache, noch den Glauben oder die Sitten. Alles verachtete sie, und zwar nicht aus Leichtsinne, oder einfältiger Spottsucht, was leichter zu verzeihen gewesen wäre, sondern mit vollem Bewußtsein, tief und aufrichtig. Sie lehnte nichts ab und tadelte nichts, sie hielt alles Russische einfach nicht ihrer Beachtung für wert . . . Sie wunderte sich sogar, daß die Geographen Rußland auf der Landkarte verzeichneten . . . Solche Damen gab es damals! Als sie hörte, daß alle wegen eines Offiziers wehklagten, der ‚sich aus Edelmuth erschossen‘ habe, ließ sie die Doppeltüren ihres Balkons öffnen und trat mit ihrem Vornamen hinaus, als Cascha

vorbeigetragen wurde. Ich erinnere mich ihrer noch gut. In einem granatroten, mit Zobel gefütterten Mantel stand sie da und schaute durch ihre Vorgnette.

Und unser Jüngling Gascha, dessen Antlitz frei und unbedeckt war, schwamm gleich einem abgerissenen Zweig auf den Wogen der Menge an ihr vorüber.

„Die Schlange“ unterdrückte einen Seufzer und sagte zu der neben ihr stehenden Engländerin: „Die Jugend ist allenthalben wahnsinnig geworden. Zuweilen hat dieser Wahnsinn eine Ähnlichkeit mit Heldentum, und Heldentum gefällt der Masse immer.“

Die Engländerin antwortete „O yes!“ und fügte hinzu, daß das Gefühl der Verbundenheit, das die Menge ergriffen habe, sie außerordentlich interessiere. Aus Höflichkeit stimmte die „Schlange“ dem Wunsch der Ausländerin zu und ging mit ihr in die Kirche. Dort soll der Hammer, mit dem der Tischler den Sarg zunagelte, den Schlußpunkt hinter diese Geschichte setzen.

Gegen alle Gesetze der Architektur und der Ökonomie im Aufbau einer Erzählung habe ich aber am Schluß diese neue Person eingeführt. Ich muß Ihnen noch etwas von dieser Dame erzählen, damit Sie wissen, wie giftig sie war. Als ihr Mann noch am Leben war, machte eines Tages eine Persönlichkeit in ihrem Hause Besuch, vor der sich der Gatte in seinem ganzen Glanze zeigen wollte. Die Dame verachtete jedoch ihren Mann genau so wie alle anderen, ja vielleicht

noch ein wenig mehr. Er mußte dies und bat sie um Schonung. Nur um das eine flehte er sie an: ‚Widersprechen Sie mir nicht in Gegenwart meines hohen Vorgesetzten!‘ Sie schaute ihn an und willigte ein: ‚Ich bin sogar bereit, Ihnen beizustehen.‘

Der Mann dankte ihr herzlich dafür. Der hohe Gast war ein umgänglicher Herr und liebte zuweilen ein einfaches Gespräch. So wünschte er auch bei dem erwähnten Besuch, seinen Untergebenen beim Tee zu hören, den die Frau des Hauses mit sorglichen Händen bereitete. Der Hausherr begann alsbald seine Litanei, wie er alles genau sehe, wie er alles kenne, bewahre, voraussehe und für das allgemeine Wohl Sorge . . . Er redete und redete: schließlich täuschte er sich auch einmal und sagte die Wahrheit. Und bei dieser Gelegenheit nun unterstützte ihn die ‚Schlange‘ sogleich und zischte: ‚Voilà, ça c'est vrai!‘

Mehr sagte sie nicht, aber der Gast konnte sich nicht enthalten, das Gesicht zu verziehen und zu lachen. Er küßte der Dame die Hand und sagte zu ihrem Gatten: ‚Nun gut, gut, genug; ich will glauben, daß tout ça est vrai.‘

Durch diese Geschichte brachte sie den Mann ins Grab. Dann ließ sie sich mit ihrer Engländerin hier nieder und beschäftigte sich ausschließlich mit der Lektüre ausländischer Bücher.

Da sie sich niemals unter den Leuten zeigte, erregte sie mit ihrer Begleiterin allgemeines Aufsehen, als sie in der Kirche erschienen, wo Gascha eingesegnet wurde.

Alle schauten sich nach ihr um, und jeder drängte sich zur Seite, so daß für die beiden Platz wurde. Es schien, als ob die Menge die Frauen nach vorn schöbe, um sie besser sehen zu können. Es lag jedoch im Willen des Höchsten, daß nichts Nebensächliches die allgemeine Aufmerksamkeit von dem armen Cascha ablenkte.

In dem gleichen Augenblick, da die beiden vornehmen Damen nach vorn geschoben wurden, erschien in der Kirchenpforte noch eine Frau. Sie machte einen scheuen Eindruck und hatte einen schwarzen Pelzmantel an, der vom Straßenstaub wie mit Asche bestreut war. Ihre Miene drückte namenlosen Kummer aus . . .

Niemand kannte sie, aber alle wußten gleich, wer sie war, und durch die Menge lief der Ruf: ‚Die Mutter!‘

Alle wichen vor ihr zurück, sodaß eine breite Gasse bis zu dem Sarg entstand.

Die Mutter schritt hindurch; beide Arme vor sich hinstreckend, erreichte sie den Sarg, umfaßte ihn und war entrückt . . .

Und alles fiel auf die Knie und war entrückt gleich der Mutter . . . und es wurde im gleichen Augenblick so still, daß wir alle die Mutter flüstern hörten, als sie sich erhob und den toten Sohn bekreuzte: ‚Ruhe sanft, mein armer Junge . . . du bist als Ehrenmann gestorben!‘

Ihr Mund bewegte sich bei diesen Worten nur ganz leise, fast unmerklich, und doch klangen sie in aller Herzen wider, als ob wir alle ihre Kinder gewesen wären.

Der Hammer des Sargmachers ertönte, und der Sarg wurde zur Ausgangsthüre getragen. Der Vater geleitete die kummervolle Mutter am Arm hinaus; ihre Augen schauten still gen Himmel . . . Sie wußte wohl, wo sie die Kraft zu suchen hatte, um ihren Schmerz zu ertragen, und merkte gar nicht, wie die jungen Frauen und Mädchen von allen Seiten zu ihr hindrängten und ihr wie einer Heiligen die Hände küßten . . .

Von der Kirche bis zur Friedhofspforte sah man nur eine Bewegung, ein Gewoge.

Am Tore, wo die Equipage stand, schien die Mutter ihrer Umgebung bewußt zu werden, sie wandte sich um und wollte ‚Danke‘ sagen, wankte jedoch. Die neben ihr stehende ‚Schlange‘ stützte sie und . . . küßte ihr die Hand.

So sehr hatte unser armer Gascha alle erschüttert und für sich eingenommen, so hoch wurde sein einfacher, vielleicht gar nicht so überlegter Entschluß, ‚eine Frau nicht zu verraten‘, geschätzt. Niemand fragte danach, was für eine Frau dies war und ob sie auch eines solchen Opfers wert sei. Das war allen gleichgültig. Und was war das für eine Liebe gewesen — worauf hatte sie sich gegründet? Es hatte gleichsam in der Kinderstube angefangen, war vom ‚Vater und Mutter spielen‘ gekommen. Dann hatten sich die beiden getrennt. Sie, die unbedeutende kleine Frau, war möglicherweise sehr glücklich, liebte ihren Mann, gebar ihm Kinder, und er bewahrte irgendein kleines Andenken von ihr und tötete sich darum . . . das war

ja alles völlig gleich! Die Hauptsache war, er war schön, er war allen interessant! Es tat einem wohl und erleichterte das Herz, wenn man um ihn weinte.

Die Engländerin, von der ich sprach, war doch zum Beispiel eine ganz fernstehende Person. Gaschas Tat mußte ihr sicherlich ganz anders vorkommen als den Mädchen vom Zigeunerchor, die so bitterlich um ihn weinten. Man hätte meinen sollen, es hätte ihr genügt, hinzugehen, sich das Schauspiel anzusehen und wieder heimzuzwandern. Aber weit gefehlt, auch sie wollte einen Pinselstrich zum Gemälde beitragen. Sie schrieb kritische Aufsätze über Rußland und tat dies natürlich sehr gründlich, indem sie ihre Beobachtungen mit den Berichten verglich, die von früheren Reisenden über die Sitten unseres Landes niedergeschrieben worden waren, und sie durch ihre eigenen Wahrnehmungen vervollständigte. Aus alten Werken hatte sie entnommen, daß ‚die Frauen nirgends gemeiner behandelt würden als bei den Moskowitern‘. Um die veränderte Sachlage richtig zu begründen, wartete sie einen geeigneten Zeitpunkt ab und wandte sich dann an Gaschas Vater. Sie sandte ihm einen sehr höflichen Brief, in dem sie ihm ihr Beileid aussprach und der außerordentlichen Würde, mit der er und seine Gattin ihren Schmerz getragen hätten, Bewunderung zollte. Zum Schluß bat sie ihn, ihr mitzuteilen, wer ihre Erziehung geleitet und ihnen so hehre Empfindungen eingeflößt habe.

Der alte Herr antwortete, daß seine Frau in einem

französischen Pensionat erzogen worden sei, während seine eigene Erziehung ein Monsieur Ravel aus Paris geleitet habe.

Die Engländerin fand diese Mitteilung frappant, doch die ‚Schlange‘ kam ihr zu Hilfe und sagte: ‚Wenn sie von einem Seminaristen erzogen worden wären, hätten Sie wahrscheinlich überhaupt keine Antwort erhalten.‘

Damals glaubte man, daß alles Rohe und Plumpe aus den Seminaren käme, und klagte sie deswegen ebenso leichtfertig und grundlos an, wie man uns in der darauffolgenden Zeit nötigen wollte, diese Dinge mit der Grazie eines Denkers aus Pomjalowskij's Roman ‚Bursa‘ zu beurteilen.

17

Mir bleibt nur noch die kriminelle Seite meiner Geschichte zu erledigen, die ihr innerwohnen mußte. Sie entsinnen sich, daß beschlossen war, dem Polen das Geld zurückzuerstatten, ganz gleich, ob es gestohlen war oder nicht. Und hier knüpft die Fortsetzung an.

Zu den Regimentskameraden gesellte sich noch ein freiwilliger und dabei sehr hartnäckiger Schuldner, nämlich Gaschas Vater. Dem Polen kostete es große Mühe, die Annahme des Geldes zu verweigern. Aber August Matwejtich benahm sich in dieser ganzen Geschichte höchst taktvoll und anständig, und wir hatten nicht den mindesten Grund, verächtlich von ihm zu denken oder ihm einen Vorwurf zu machen. Daran, daß das Geld abhanden gekommen war, zweifelte bei uns nie-

mand mehr. Wie konnte es anders sein? Wenn er nicht einmal das ihm angebotene Geld annahm, aus welchem Grunde hätte er dann diese ganze unglückselige Geschichte, die ein so blutiges Ende nahm, einfädeln sollen?

In der Stadt, wo unser nächtliches Erlebnis natürlich nicht ganz unbekannt bleiben konnte, war man derselben Meinung. Nur ein einziger dachte anders über die Sache und gab uns dadurch ein schweres Rätsel auf.

Es war der unbedeutende und von mir bereits einige Male beiläufig erwähnte Zimmerkellner Marko. Er war ein verschmitzter Bursche. Obwohl wir August Matweitsch durch ihn kennen gelernt hatten, stand Marko jetzt durchaus nicht auf seiner Seite, was er uns gegenüber auch äußerte.

„Ich bin bereit, mich jeder Kirchenstrafe zu unterziehen,“ sagte er, „weil ich seine Bekanntschaft mit Ihnen vermittelt habe. Ich bin jedoch heute der Meinung, daß es nicht so sehr meine Schuld als Gottes Ratschluß war. Und Ihre jetzige Geneigtheit für ihn erkläre ich mir mit nichts anderem als damit, daß er — verzeihen Sie — kein Russe ist. Ich werfe ihm jedoch vor, daß er unser Gasthaus in schlechten Ruf gebracht hat, daß die Polizei unter allen möglichen Vorwänden grundlos unsere Bedienten verhaftet und nach dem verloren gegangenen Geld sucht, was ja doch vergeblich ist . . . Es ist eine Sünde und Schande, nichts weiter“, schloß Marko und begab sich in sein finsternes Kämmerchen, wo er ein großes Heiligen-

bild stehen hatte, vor dem ein ewiges Lämpchen brannte.

Zuweilen tat er uns geradezu leid. Stundenlang pflegte er auf einem Fleck zu stehen und nachzudenken.

„Was sinnierst du denn immer, Marko?“

Er zuckte mit den Schultern und antwortete: „Wie soll man da nicht sinnieren, gnädiger Herr . . . so ein Unglück . . . Schande und Verdacht und Tod hat es einer Christenseele gebracht!“

Die sich öfter mit ihm unterhielten, kamen zuerst auf den Gedanken, der sich dann allmählich auch den anderen mitteilte! „Was wollt ihr,“ sagten sie, „Marko ist natürlich ein einfacher Mann vom Lande, gewiß; aber er besitzt jene schlichte, echt russische Schlaubeit.“

„Und Ehrlichkeit.“

„Ja wohl und Ehrlichkeit. Sonst hätte ihn der Besitzer nicht zu seinem Stellvertreter gemacht. Er ist ein treuer Mann.“

„Ja, ja!“ bekräftigte unser Pope und blies den Rauch in den Bart.

„Und er sieht mit seinem geraden Blick möglicherweise das, was wir nicht sehen. Er denkt so: Warum hat er das getan? — wenn er das Geld nicht nehmen will, so wird er es eben nicht brauchen“ . . .

„Augenscheinlich braucht er es nicht, wenn er es trotz unserem Anerbieten nicht nimmt.“

„Also hat er es nicht des Geldes wegen getan“ . . .

„Weswegen denn?“

„Da müssen Sie nicht mich, sondern Marko fragen.“

Und der Pope pflichtete ihm bei: ‚Ja, ja, ja! wollen wir gleich mal hören, was Marko sagt.‘

‚Und was meint Marko?‘

‚Marko meint: Glaube dem Pole nicht!‘

‚Warum?‘

‚Darum, weil er ein Pole und deshalb nicht glaubwürdig ist.‘

‚Aber erlauben Sie mal! Nicht glaubwürdig sein und ein Dieb sein sind zwei verschiedene Sachen. Die Polen sind ein ehrgeiziges Volk, und ich halte es nicht für ehrenhaft, so etwas von ihnen zu glauben.‘

‚Mit Verlaub!‘ unterbrach der von Marko inspirierte Erzähler, ‚so etwas glauben, so etwas glauben, aber Sie wissen ja gar nicht, was Sie glauben sollen. . . Von Diebstahl ist hier keine Rede, dafür liegt auch nicht der leiseste Verdacht vor; der Pole hat jedoch eben das, was Sie ihm selbst zuschreiben, nämlich Ehrgeiz.‘

‚Was für einen Vorteil soll er aber dann von dem Verschwinden des Geldes haben?‘

‚Der Pole?‘

‚Ja.‘

‚Fällt Ihnen das nicht von selbst ein?‘

Alle begannen zu denken: ‚Fällt es mir nicht von selbst ein?‘

‚Nein, es fällt mir nicht von selbst ein.‘

‚Das kommt davon, mein Lieber, daß unsere Köpfe vom Adelsstolz vernagelt sind, aber der einfache, echte Russe sieht, was der Pole für einen Vorteil hatte.‘

‚So sagen Sie doch endlich, was für einen, es interessiert uns doch alle außerordentlich.‘

‚Nun denn, so will ich es Ihnen sagen: Es ist für sein Heimatland von Vorteil, wenn unser guter Ruf verunglimpft wird . . .‘

‚Ach, ihr Himmelsväter!‘

‚Jawohl! Nun kann er überall austreuen, daß man in Gesellschaft russischer Offiziere gewärtig sein muß, bestohlen zu werden . . .‘

‚Und Sie meinen wirklich, es verhält sich so?‘

‚Hier gibt es nichts zu meinen: so ist es und nicht anders.‘

‚Dann hole ihn der Teufel!‘

‚Ein heimtückisches Volk, diese Polacken!‘

Und der Pope bekräftigte es mit einem dreimaligen ‚Ja!‘

Nachdem wir eine Weile nachgedacht hatten, kamen wir zu der Überzeugung, daß man Markos Ansicht dem Kommandeur nicht verheimlichen dürfe, doch durfte man hinwiederum nicht verraten, daß diese Meinung auf Marko zurückführte, weil das den Eindruck abschwächen konnte. Man mußte irgendeine authentischere und vertrauenerweckendere Quelle auffindig machen.

‚Im Gasthof, im Billardzimmer hat es jemand erzählt . . .‘

‚Nein, das ist nicht gut. Der Oberst wird sagen: Wie konnten Sie eine solche Ansicht anhören, ohne einzufreten! Der Verbreiter dieses Gerüchts hätte verhaftet werden müssen.‘

„Man muß etwas anderes ersinnen.“

„Aber was?“

Jetzt kam uns unser Pöpe zu Hilfe.

„Am besten ist es,“ meinte er, „wenn man sagt, man habe es im öffentlichen Bade gehört.“

Dieser Vorschlag gefiel allgemein. In der That, das war das Vernünftigste. Das Bade ist ein öffentlicher Ort, dort wird geschrien, gelärmt, gesprochen, dort sind alle nackt, dort dampft alles, und das Wasser plätschert ununterbrochen . . . „Wer hat's gesagt?“ . . . geh mal einer hin und suche ihn oder verhafte ihn! . . . Da müßte man schon alle festnehmen, denn dort sind alle Leute gleich, alle splitternackt.

So tat man denn auch. Man bat den Pöpen, die Sache in die Hand zu nehmen.

Er willigte ein und brachte am nächsten Tage alles zur Ausführung.

Der Oberst zeigte für das Gerücht gleichfalls Interesse und sagte: „Das Schlimmste ist jedoch, daß es schon zum allgemeinen Gerede geworden ist und im Bade darüber geschwaßt wird.“

Der Pöpe antwortete: „Ja, ja, ja! Im Bade . . . Ich habe es im Bade gehört.“

„Ja, konnten Sie denn nicht in Erfahrung bringen, wer es gesagt hat?“

„Leider nicht.“

„Sehr schade.“

„Ich hätte es ja gern getan, aber ich konnte es nicht, denn dort, Sie wissen ja, im Bade sind alle gleich. Uns Geistliche kann man immerhin noch einigermaßen

unterscheiden, weil wir sozusagen Männer mit Zöpfen sind, aber von dem einfachen kurzgeschorenen Volk sieht einer aus wie der andere.'

‚Sie hätten doch den, der es gesagt hat, an der Hand fassen können.‘

‚Barmherziger Gott! . . . ein Eingeseifter entschlüpft einem doch sofort! . . . Außerdem dampfte ich in dem Augenblick gerade auf der höchsten Bank, so daß ich ihn unmöglich hätte packen können.‘

‚Nun ja, wenn es nicht möglich war, ging es eben nicht . . . Ich meine jedoch, es ist das Beste, die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen . . . Es ist ja bereits eine ganze Zeit verstrichen, und der Pole hat uns sein Wort gegeben, in einem Jahre zurückzukommen . . . ich meine, er wird sein Wort halten. Sagen Sie mir lieber, wie Sie als Geistlicher über Träume denken! Haben sie eine Bedeutung oder nicht?‘

Der Pope antwortete: ‚Das kommt ganz auf die Anschauung an.‘

‚Wieso auf die Anschauung?‘

‚Ja, das heißt, nein, — das wollte ich nicht sagen . . . es gibt Träume, die von Gott kommen und erleuchten, es gibt auch andere, es gibt Träume, die eine Folge der Böllerei sind, es gibt verderbliche Träume, die vom Bösen kommen.‘

‚Gewiß,‘ antwortete der Oberst, ‚doch das stimmt noch nicht ganz. Wo würden Sie zum Beispiel folgenden Traum unterbringen? Meine Frau ist, wie Sie wissen, sehr jung, und der verstorbene Kornett war ihr Verwandter und ihr Jugendfreund. Deshalb

hat sein Tod sie sehr erschüttert, und sie ist etwas abergläubisch geworden. Außerdem haben wir unser Kindlein wieder verloren. Kurz zuvor hatte sie nun einen Traum.'

‚Was Sie nicht sagen!‘

‚Ja, ja, ja. In bezug auf Träume hat sie die gleiche Ansicht, die Sie eben äußerten. Ich teile diese Meinung nicht, will aber auch nicht dagegen streiten, denn ich weiß selbst sehr gut, daß man schlecht träumt, wenn man spät zu Nacht gegessen hat. Es kommt offenbar vom Magen.‘

‚Jawohl, auch vom Magen, sogar meistens vom Magen‘, bestätigte der Pope. Aber er mußte noch eine Weile zappeln.

‚Ganz recht,‘ fuhr der Oberst fort, ‚doch darum handelt es sich nicht, meine Frau hatte weniger einen Traum als eine Erscheinung . . .‘

‚Eine Erscheinung?‘

‚Ja, verstehen Sie, sie träumte nicht, sie hatte nicht die Augen geschlossen, sondern sie sah alles klar vor sich und hörte es . . .‘

‚Seltsam!‘

‚Sehr seltsam! Um so mehr, da sie ihn noch nie gesehen hat.‘

‚Ja, ja ja! Wen denn?‘

‚Nun, das können Sie sich doch denken, den Polen.‘

‚Aha! Ja, ja, ja! Ich verstehe!‘

‚Meine Frau hat ihn damals nicht zu Gesicht bekommen, denn sie lag ja während dieser unglückseligen Geschichte im Bett. Sie konnte nicht einmal von dem

unglücklichen Wirrkopf Abschied nehmen, denn wir verheimlichten ihr seinen Tod, damit ihr die Milch nicht zu Kopf stiege.'

„Gott bewahre sie davor!“

„Nun ja . . . schon lieber tot, als wahnsinnig werden. Aber stellen Sie sich vor, er verfolgt sie auf Schritt und Tritt.“

„Der Verstorbene?“

„Nein doch, der Pole! Ich bin sogar sehr froh, daß Sie nach dem Bade zu mir gekommen sind und mir von dem Gerücht Mitteilung gemacht haben . . . Vielleicht können Sie mir auf Grund Ihrer geistlichen Erfahrung doch einen Rat geben!“

Und nun erzählte der Oberst dem Popen, daß unserer armen, jungen, rosigten Obristin immer wieder August Matweitsch erscheine, und daß er vor ihr stehe wie er leibt und lebt, und er komme ihr vor wie eine alte englische Uhr in einem langen Gehäuse . . .

Der Pope sprang förmlich in die Höhe.

„Was sagen Sie, bitte!“ rief er. „Eine Uhr! Aber so nennen ihn doch auch die Offiziere.“

„Darum erzähle ich es Ihnen ja eben, weil es so seltsam ist! Stellen Sie sich vor, daß wir in unserm Salon ebensolch eine Standuhr haben, die außerdem noch einen Perpendikel hat. Das geht die ganze Zeit: din-din-din-din-din, und nimmt kein Ende. Meine Frau mag in der Dämmerung vor Angst gar nicht mehr dort vorbeigehen, wir können die Uhr jedoch auch nicht fortschaffen, sie soll ein sehr kostbares Stück sein. Ja,

und überdies beginnt meine Frau sie auch allmählich liebzugewinnen.'

„Wie kommt denn das?“

„Es macht ihr Vergnügen zu träumen . . . sie glaubt aus dem Pendelschlag etwas herauszuhören, und es kommt ihr vor, als ob sie die Worte vernehme: Ich such, ich such! Jawohl, wissen Sie, es reizt sie und graut ihr zugleich, zuweilen schmiegt sie sich eng an mich, und ich muß sie in meine Arme nehmen. Ich halte es für sehr möglich, daß sie wieder in anderen Umständen ist.“

„Ja, ja . . . bei einer verheirateten Frau ist das leicht möglich . . . sogar sehr leicht möglich“, griff der Pope auf, und es gelang ihm diesmal sich freizumachen. Er kam sogleich zu uns gelaufen. Er sah in der Tat so aus, als ob er geradestwegs aus dem Bade käme. Dann erzählte er uns alles in einem Zug, bat uns jedoch, keinem Menschen etwas davon zu sagen.

Wir waren übrigens mit dieser Unterhaltung nicht recht zufrieden. Wir waren der Meinung, daß der Oberst die ihm mitgeteilte Entdeckung nicht genug beachtet und ganz unangebrachterweise mit seinen eigenen Ehegeschichten verquickt hätte.

Einer von uns, ein gebürtiger Kleinrusse, fand auch sogleich die Erklärung dafür.

„Seine Mutter heißt Veronika Stanislawowna!“ sagte er vom Kommandeur.

Die anderen fragten: „Was wollen Sie damit sagen?“

‚Nichts anderes, als daß sie Veronika Stanislawowna heißt.‘

Alle begriffen, daß die Mutter des Obersten eine Polin war, und daß er infolgedessen nicht gern etwas Unangenehmes über die Polen hören wollte.

Nunmehr beschlossen wir, uns nicht wieder an den Oberst zu wenden, sondern wir wählten einen Kameraden, der die Gabe besaß, jeden beliebigen Menschen zu beleidigen. Der sollte zum Schein in Urlaub fahren, in der That aber unverzüglich August Matweitsch aufsuchen und ihm das Geld aufzwingen. Wenn der Pole es nicht annähme, sollte er ihn beleidigen.

Hätte er ihn wirklich aufgesucht, wäre es unbedingt so gekommen; doch das Schicksal wollte es anders.

18

An einem heißen Tage Ende Mai kam plötzlich und unerwartet August Matweitsch in einer Reisekalesche vor unserem Gasthaus vorgefahren, sprang die Treppe hinauf und rief: ‚He, Marko!‘

Marko war in seinem Kämmerchen, wo er sicherlich vor dem ewigen Lichte betete. Auf den Ruf kam er sofort herausgesprungen.

‚Gnädiger Herr!‘ sagte er, ‚August Matweitsch! Sind Sie's wirklich?‘

‚Ja, Bruder,‘ antwortete der, ‚ich bin's wirklich! Und du Halunke läßt noch immer deine Glocken gießen, und damit sie lauter schallen, nicht wahr, verbreitest du unsinnige Gerüchte über ehrliche Leute, und schon saß eine klatschende Ohrfeige auf Markos Backe.‘

Marko kippte um und winselte: ‚Was soll das heißen? . . . Wofür?‘

Wir sprangen aus unseren Zimmern heraus und waren bereit, für ihn einzutreten. In der That, wofür schlug er ihn? Marko war ein ehrlicher Mensch.

Doch August Matweitsch kam uns zuvor.

‚Gedulden Sie sich bitte einen Augenblick,‘ sagte er, ‚mir folgen auf dem Fuße andere Gäste, vor denen ich Ihnen gleich seine Ehrlichkeit beweisen werde. Inzwischen bitte ich Sie, sich nicht mit ihm abzugeben und ihn nicht anzurühren, damit er mir keinen Augenblick aus den Augen kommt.‘

Wir traten zurück und sahen schon die Polizei herbeikommen.

August Matweitsch wandte sich zu den Polizisten und sagte: ‚Packen Sie ihn, bitte, ich übergebe Ihnen einen vollkommen überführten Dieb. Er hat mein Geld gestohlen. Hier sind die Beweise.‘

Und er übergab eine Bestätigung, daß die Glockengießerei von Marko einen Geldschein mit der gleichen Nummer erhalten hatte, die August Matweitsch einen Tag vor dem Verlust des Geldes von der Vormundschaftsbank empfangen hatte.

Marko fiel auf die Knie und gestand reumütig, wie sich die Sache verhielt. Als sich August Matweitsch schlafen gelegt, hatte er die Scheine aus der Tasche gezogen und unters Kopfkissen gesteckt.

Dies war ihm aus dem Gedächtnis gekommen, als er sie später in seiner Tasche zu suchen begann. Marko jedoch, der in August Matweitschs Zimmer gegangen

war, um das Bett zu richten, hatte das Geld gefunden und sich verleiten lassen, es zu stehlen, indem er hoffte, andere Leute in die Sache verwickeln zu können, was ihm, wie wir gesehen haben, auch glückte. Um seine Sünde vor Gott wieder gutzumachen, bestellte er zu der bereits früher erstandenen Glocke noch ein Geläute und bezahlte es mit einem der gestohlenen Scheine.

Die übrigen Scheine fand man in einem Kasten unter dem Heiligenschrein.

Jetzt ging uns endlich ein Licht auf! Noch einmal schlugen wir die Hände zusammen und wischten uns die Zähren ab, die wir um unseren armen Cascha vergossen, dann gingen wir frohen Herzens zehen.

August Matweitsch fühlten wir uns alle zu großem Dank verpflichtet. Um ihm unsere Achtung und Ergebenheit zu beweisen, veranstaltete unser Kommandeur ein offizielles Fest, wozu der gesamte Adel eingeladen wurde. Sogar die Mutter des Obersten, jene selbe Veronika — sie zählte schon an die siebenzig Jahre —, erschien dazu. Es erwies sich bei dieser Gelegenheit, daß sie gar nicht ‚Stanislawowna‘ sondern Veronika Wassiljewna hieß und aus dem geistlichen Stande stammte. Sie war die Tochter eines Protopopen, und überdies kommt der Name ‚Veronika‘ auch bei Rechtgläubigen vor. Warum man geglaubt hatte, daß sie ‚Stanislawowna‘ heiße, ließ sich nicht feststellen.

Auf diesem Fest behandelte die Obristin den Polen mit besonderer Aufmerksamkeit. Sie stand bei seinem Erscheinen auf, ging ihm entgegen und reichte ihm ihre beiden Hände. Er hat wegen seiner ‚polnischen Sitte‘

um Vergebung und küßte ihr beide Hände. Am nächsten Tage sandte er ihr einen Brief in französischer Sprache, worin er ihr schrieb, daß er die ganze Zeit nach dem Gelde geforscht habe. Allerdings nicht, um wieder in seinen Besitz zu kommen, sondern aus Gründen der Ehre . . . Und obwohl sich das Geld nunmehr wiedergefunden habe, wolle er es doch nicht nehmen, denn es ‚sei mit Blut erkaufte‘ und flöße ihm Schrecken ein. Er bitte die Frau Obristin deshalb, ihm die ‚Gnade‘ zu erweisen, für dieses Geld ein Waisenmädchen aufzuziehen, das er ausfindig gemacht habe. Es sei in derselben Nacht geboren worden, in der Sascha aus dem Leben schied. ‚Vielleicht ist seine Seele in dieses Mädchen übergegangen!‘

Die junge Obristin war tief gerührt und erbot sich, das Kind anzunehmen. August Matweitsch brachte es ihr denn auch sogleich in einem weißen sauberen Körbchen, wo es zwischen weißem Mull und Bändern lag.

‚Der gewandte Pole!‘ Alle beneideten ihn, wie er die Sache in einer so schönen, zarten und sympathischen Form zum Abschluß brachte. Ein Mystiker!

Die Obristin soll geweint haben, als er ging. Wir verabschiedeten uns von ihm, indem wir Bruderschaft mit ihm tranken, im Haine vor der Stadt.

Dies war ein Zufall. Er fuhr weg, als wir eben im Haine zechten. Wir hielten ihn an, entschuldigten uns, zogen ihn aus dem Wagen und tranken, tranken ohne Ende, wobei wir ihm freimütig erzählten, wie häßlich wir von ihm gedacht.

„Und nun erzähle auch du uns,“ drang man in ihn, „wie du das bewerkstelligt hast.“

Er sagte: „Ich habe selbst gar nichts bewerkstelligt, meine Herren, es hat sich alles von selbst gemacht.“

„Gemach,“ riefen wir, „keine Ausflüchte, Bruder, du bist Pole, wir machen dir keinen Vorwurf daraus: sag uns nur, wie konntest du ein Waisenmädchen finden, das zufällig in derselben Nacht geboren worden ist, in der Gascha starb, so daß dieses Kind mit dem verstorbenen Mädchen der Obristin gleichalterig ist . . .“

Der Pole lachte. „Ja, wie kann man nur so etwas bewerkstelligen!“ rief er.

„Ja, darum handelt es sich! Der Teufel kennt sich mit Ihnen aus, wie fein Sie sind!“

„Glaubt mir, ich erfahre heute zum ersten Male, daß ich so fein bin, daß ich mich sogar selbst nicht zu sehen vermag. Aber laßt mich jetzt weiterfahren, sonst spannt mir der Postillon nach seiner Gewohnheit die Pferde aus.“

Wir ließen ihn los, plazierten ihn selbst in der Kalesche und schrieen: „Los!“

Er beabsichtigte, eine elegante Verbeugung aus der Kalesche heraus zu machen, aber sicher hatte er sich noch nicht richtig hingesezt, als die Pferde bereits anzogen, so daß er sich nur in zweideutiger Weise mit dem Hinterteil vor uns verbeugte.

Damit endet unsere traurige Geschichte. Sie enthält keine irgendwie bedeutende Idee, sondern ich erzählte sie nur um des Begriffes ‚interessant‘ willen. Damals war es so, daß etwas höchst unbedeutend begann,

dann zu wachsen anfing und immer größer wurde, bis sich endlich die interessanten Füßchen und Hörnerchen zeigten. Heute ist es umgekehrt. Heute ist eine Sache im Anfang groß, dann schrumpft sie zusammen und wird immer kleiner, bis schließlich überhaupt nichts mehr von ihr vorhanden ist. Manchmal fängt sogar jemand an zu lieben, ja wohl, und hört plötzlich auf — es ist ihm zu langweilig geworden. Woher kommt das? Es hat wohl viele Gründe, aber möchte man nicht meinen, daß die Hauptursache in der Gleichgültigkeit gegen das besteht, was persönliche Ehre genannt wird?“

!

Der Betrug

!

Zu der Christnacht fuhr ich einmal nach dem Süden. Im Waggon unterhielten wir uns über jene zeitgenössischen Fragen, die nach einer raschen Lösung verlangen und deshalb viel Stoff zu Erörterungen geben. Wir sprachen von der Schwachheit des russischen Charakters, von der mangelhaften Energie einiger staatlicher Organe, vom Klassenkampf und von den Juden. Für die dringlichste Aufgabe hielt man allgemein, für Festigung der Staatsgewalt zu sorgen und sämtliche Juden auszuweisen, wenn es nicht möglich sein sollte, sie zu bessern oder doch mindestens auf die Höhe unseres eigenen sittlichen Niveaus zu heben. Die Sache machte indes einige Schwierigkeiten: keiner von uns wußte irgendein Mittel, wie man die Staatsgewalt festigen oder wie man erreichen könnte, daß alle jüdisch Geborenen wieder in den Mutterleib zurückgingen und dann von neuem mit ganz anderen Naturen geboren würden.

„In der Tat, wie soll man das machen?“

„Es ist eben nichts zu machen.“

Wir ließen resigniert die Köpfe hängen.

Wir waren eine sehr nette Gesellschaft; lauter bescheidene und unzweifelhaft gut situierte Leute.

Die Person, die unter den Passagieren am meisten auffiel, mußte man mit vollem Recht für einen entlassenen Militär halten. Es war ein alter Herr von athletischem Körperbau. Sein Rang war nicht zu erkennen, weil ihm von seiner ganzen militärischen

Ausrüstung nur eine Mütze übrig geblieben und alles andere durch Zivilkleider ersetzt worden war. Der alte Herr hatte so weiße Haare wie Nestor und so starke Muskeln wie Samson, als ihn Delila noch nicht geschoren hatte. Der vorherrschende und klar bestimmte Ausdruck der kantigen Linien seines braunen Gesichts war Energie und Entschlossenheit. Er hatte gewiß einen unbeugsamen Charakter und war oben-drein ein gewiegter Praktiker. Solche Leute passen ebensogut in unsere Zeit wie in jede andere.

Alles, was der alte Herr tat, war klug, berechnet und bedacht. Er war früher als alle anderen in den Waggon eingestiegen und hatte darum den besten Platz bekommen. Außerdem hatte er auch noch auf geschickte Weise die beiden Nachbarplätze okkupiert und hielt sie mittels einer meisterhaften, offenbar vorher ausgedachten Verteilung seines Reisegepäcks fest in seinem Besitz. Er hatte drei Kissen von sehr großem Umfang bei sich. Diese Kissen allein hätten für eine einzige Person schon ein ganz stattliches Gepäck gebildet; zudem waren sie noch so eigenartig überzogen, daß sie den Eindruck erweckten, als ob jedes einem anderen Passagier gehöre. Der Überzug des ersten Kissens bestand aus indigoblauem Kattun mit gelben Bergißmeinnicht, wie es zumeist die Dorfpfarrer auf Reisen mit sich führen, das zweite war mit rotem Barchent überzogen, wie es am häufigsten bei der Kaufmannschaft in Gebrauch ist, und das dritte, mit einem dicken gestreiften Zwillichstoff ausgestattete, war die richtige, echte Stabskapitänsausrüstung. Der Passagier hatte

offenbar nicht die Absicht, eine Kissenausstellung zu veranstalten, sondern er erstrebte damit ein weit ernsthafteres und praktischeres Ziel.

Die drei Kissen aus den verschiedenen Stoffen konnten nämlich jedermann zu der irrigen Meinung verleiten, daß die mit ihnen belegten Plätze drei verschiedenen Personen gehörten, und der Reisende verlangte in kluger Voraussicht auch nichts anderes von ihnen.

Im übrigen hatten die drei meisterhaft gearbeiteten Kissen durchaus nicht bloß die einfache Bedeutung, die man ihnen beim ersten Blick zumessen mochte. Das Kissen im gestreiften Zwillichstoff war eigentlich ein Koffer und Vorratskeller und genoß aus diesem Grunde die besondere Aufmerksamkeit seines Besitzers. Er hatte es auf den Platz gelegt, der sich ihm gerade gegenüber befand, und sobald sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, begann der alte Herr, seine Speisekammer zu erleichtern und seinen Vorräten zu Leibe zu gehen. Er knöpfte den mit weißen Steinknöpfen besetzten Überzug auf. Aus der großen Öffnung, die sich nunmehr bildete, begann er verschieden große, fein säuberlich eingeschlagene Päckchen herauszuholen, deren Inhalt sich als Käse, Kaviar, Wurst, Semmeln, Antoniusäpfel und Obstpaste erwies. Am vergnügtesten schaute ein Kristallfläschchen in die Welt, das die bekannte Aufschrift ‚Alter Klosterlikör‘ trug und worin sich eine Flüssigkeit von wunderbar schöner Farbe befand. Die tiefe, amethystene Färbung der Flüssigkeit sah prächtig aus, und der Geschmack entsprach offenbar der Reinheit der Farbe. Kenner versichern

angelegenheiten, in die er Politik und Moralkritik nur leicht, sozusagen linker Hand, hineinflocht, so daß sie die realen Vorgänge des stetig dahinströmenden Lebens nicht langweilig machen oder stören konnten.

2

Er begann seine Erzählung sehr taktvoll mit einer außerordentlich freundlichen und in ihrer Art sogar schönen Wendung zu der hier versammelten ‚Gesellschaft‘; dann aber ging er sofort auf das alte und heute wieder so viel umstrittene Thema über.

„Sehen Sie,“ sagte er, „mir ist all das, worüber Sie reden, nicht nur nicht fremd, sondern um es recht zu sagen, sogar sehr vertraut. Wie Sie sehen, bin ich kein junger Mann mehr, ich habe viel erlebt und — das kann ich wohl behaupten — viel gesehen. Was Sie von den Juden und Polen sagen, ist durchaus richtig, aber es rührt von unserem eigenen russischen, törichten, taktvollen Benehmen her. Wir wollen immer noch taktvoller als die anderen sein. Mit den Fremden sind wir nachsichtig, und die eigenen Leute bedrücken wir. Mir ist das alles zu meinem Bedauern sehr bekannt, und nicht nur dies, nein, ich habe es sogar am eigenen Leib erfahren. Es ist falsch, wenn Sie meinen, es wäre erst in unserer Zeit so weit gekommen. Früher war es genau dasselbe. Das erinnert mich an eine verhängnisvolle Geschichte, die ich einmal erlebte. Ich gehöre, wie Sie sehen, nicht dem schönen Geschlecht an, zu dem Scheherazade zählte, wäre jedoch gut und gerne imstande, einen neuen Sultan mit ergötzlichen

Geschichten auf lange Zeit zu unterhalten. Die Juden kenne ich sehr gut, weil ich in diesen Distrikten wohne und sie immer vor Augen habe; aber auch früher, als ich noch im Militärdienst stand, und in der Zeit, da ich infolge jener Geschichte Stadtkommandant gewesen war, hatte ich nicht wenig mit Juden zu tun. Es kam vor, daß man sich Geld von ihnen lieh, es kam vor, daß man sie wegen ihrer Stückchen mal am Kragen packte und etwas herumwirbelte, alles ließ uns Gott erleben, besonders wenn der Jude wegen seiner Prozente erschien und man kein Geld zum Bezahlen hatte. Es kam jedoch auch oft vor, daß ich bei ihnen zu Gast war, an ihren Hochzeiten teilnahm, Mazzen, Gugel und Hamannsohren bei ihnen verzehrte und zum Tee ihre Rummelsemmeln aß. Noch heute bevorzuge ich Semmeln, die nicht ganz durchgebacken sind. Aber was man heutzutage mit den Juden machen will, begreife ich nicht. Heute spricht man allenthalben von ihnen und schreibt sogar in den Zeitungen über sie . . . Warum denn? Bei uns war es Brauch, daß man einfach den Rohrstoß auf dem Rücken des Juden tanzen ließ oder eine Moosbeere gegen ihn abschob, und da rannte er schon davon. Mehr ist doch der Jude nicht wert; für ganz unnötig aber halte ich es, ihn des Landes zu verweisen, denn bei Gelegenheit ist der Jude ganz brauchbar.

Was jedoch die Erörterung der vielen Schurkenstreiche betrifft, die man den Juden zuschreibt, so sage ich Ihnen, daß dies alles noch gar nichts ist gegen die Untaten der Moldauer und erst der Wallachen. Ich

meinerseits würde vorschlagen, die Juden nicht wieder in den Mutterschoß zurückzudrängen, was ja auch nicht gut möglich ist, sondern stets eingedenk zu sein, daß es Menschen gibt, die noch viel schlechter als die Juden sind.“

„Wer denn zum Beispiel?“

„Na, zum Beispiel die Rumänen.“

„Ja, von denen hört man auch nicht viel Gutes“, ließ sich ein solid aussehender Mitreisender vernehmen, der eine Tabakdose in der Hand hielt.

„Oh, oh, oh! mein lieber Herr!“ rief, ganz lebhaft geworden, unser alter Militär, „glauben Sie mir, das sind die schlimmsten Menschen auf der ganzen Welt. Sie haben von ihnen nur erzählen hören, aber auf die Worte fremder Leute mag der Teufel was geben; doch ich habe alles am eigenen Leibe verspürt und schwöre Ihnen als rechtgläubiger Christ, daß wir gewiß noch einmal gegen sie, und wenn sie auch desselben Glaubens sind wie wir, zu Felde ziehen müssen, denn das sind ja solche Schufte, wie es keine zweiten auf der ganzen Erde gibt.“

Und er erzählte uns einige Schurkenstückchen, wie sie sich in den Moldaugegenden, die er während seiner Militärzeit besucht hatte, ereignen oder einmal ereignet haben. Doch all dies war nicht eben neu und machte so wenig Eindruck, daß einer der Zuhörer, ein alter Kaufmann mit einer Glase, sogar zu gähnen anfing und sagte: „Die Melodie kennen wir schon lange!“

Dieser Ausspruch beleidigte den Reden; er runzelte ein wenig die Brauen und sagte: „Na, versteht sich,

einen russischen Handelsmann kann man mit Gaunerstückerchen nicht in Erstaunen setzen.“

Darauf wandte sich der Erzähler an diejenigen, die ihm aufgeklärter zu sein schienen, und sagte: „Meine Herren, wenn es sein muß, kann ich Ihnen von dieser privilegierten Klasse ein Geschichtchen erzählen und Ihnen etwas von den Sitten ihrer Gutsbesitzer berichten. Sie werden dabei auch gleich Gelegenheit haben, zu erkennen, daß wir Russen sozusagen einen Schleier vor den Augen haben, weshalb wir auch niemals klar sehen, und daß uns unser taktvolles Benehmen nur Schaden bringt.“

Man bestürmte ihn natürlich mit Bitten, zu erzählen, und er begann, indem er vorausschickte, daß die Geschichte zugleich eines der denkwürdigsten Erlebnisse in seiner ganzen militärischen Laufbahn sei.

3

Der Erzähler begann folgendermaßen:

„In finanziellen Angelegenheiten, beim Spiel und in der Liebe zeigt sich die Art eines Menschen am besten. Es heißt, daß man den wirklichen Charakter eines Menschen auch bei einer Gefahr auf dem Meere erkennen kann, aber daran glaube ich nicht so recht; in der Gefahr schlägt sich ein Feigling zuweilen wie ein Held, während der Mutige verzagt. Die Karten und die Liebe . . . Die Liebe kann sogar noch wichtiger sein als die Karten, weil sie immer und überall in Mode ist. Der Dichter drückt dies ganz richtig mit den Worten aus: ‚Die Liebe herrscht in aller Herzen‘; ohne Liebe

leben nicht einmal die wilden Völker, wie Militärs aber ‚stehen und fallen‘ mit ihr. Zugegeben, daß die Worte des Dichters auf eine andere Art von Liebe Bezug haben, es ist doch jede Liebe — was auch die Popen nicht bestreiten — ‚die Zuneigung zu einem Gegenstand‘. So heißt es bei Kurganow. Nun schön, zwischen Gegenstand und Gegenstand ist ein Unterschied, das ist wahr; aber trotzdem bildet in der Jugend, und für viele auch noch im Alter, den gebräuchlichsten Liebesgegenstand die Frau. Da kann kein Prediger was dran ändern, weil Gott älter ist, als sie alle zusammen, und wie Er gesagt hat: ‚es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei‘, so bleibt es auch.

In unserer Zeit war es bei den Frauen noch nicht wie heute Sitte, von Unabhängigkeit zu phantasieren, was ich übrigens nicht in Bausch und Bogen verurteile; denn es gibt Männer, die ganz unfähig zu irgend etwas sind, so daß man es ihren Frauen sogar zur Sünde anrechnen muß, wenn sie ihnen treu bleiben. Es gab auch noch nicht die Ziviltrauungen, wie sie heute eingeführt sind. Die unverheirateten jungen Leute waren in dieser Hinsicht vorsichtiger und schätzten ihre Freiheit sehr hoch. Als wirkliche Ehen galten zu meiner Zeit gewöhnlich nur die in der Kirche besiegelten; doch war die freie Liebe zu uns Militärs darum nicht etwa verwehrt. Diese Sünde, von der auch in Vermontows Romanen die Rede ist, konnte man in der That sehr oft beobachten, nur ging die ganze Zeremonie natürlich auf Raskolnikenart, das heißt ‚ohne Zeugen und Ausweise‘ vor sich. Besonders gut machte

sich das mit uns Soldaten: wir waren ein umherziehendes Volk, schlugen niemals Wurzel, heute waren wir hier, und morgen bliesen die Trompeten, und wir erschienen an einem anderen Ort. Andre Städtchen, andre Mädchen, die alten waren vergessen. Wir legten uns keine Beschränkungen auf; dafür hatte man uns auch gern und wartete auf uns. Wenn das Regiment in ein Städtchen einrückte, dauerte es gar nicht lange, und es brodelte in allen Pfannen, wie bei einem bestellten Festschmaus. Sobald sich die Offiziere gesäubert und umgekleidet hatten, gingen sie promenieren, und alsobald wurden die Fenster der reizenden kleinen Häuser von den jungen Mädchen und Frauen weit geöffnet und die Klänge des Klaviers und eines lustigen Liedes schallten heraus. Die Lieblingsromanze hieß:

Ist er nicht entzückend, Mama,
Unser einquartierter Held?
Uniform mit Gold behangen,
Feurig glänzen seine Wangen!
Lieber Gott, ich fleh' dich an,
Mach ihn doch zu meinem Mann!

Sobald dieses Lied aus irgendeinem Fenster herausklang, begann man natürlich sogleich Blicke hineinzuworfen, und das hatte immer den gewünschten Erfolg. Noch gegen Abend desselben Tages pflegte man durch seinen Burschen ein Briefchen zu der Schönen zu schicken, und zu dem Herrn Offizier kamen die Zöfchen gehuscht . . . nicht solche Soubretten wie heute, sondern es waren noch leibeigene Mädchen ohne jeden

Eigennutz. Versteht sich, wir konnten ihnen oftmals kein anderes Trinkgeld geben als Küsse. Auf diese Weise begannen die Liebeserfolge zuweilen bei den Abgesandten, um bei den Absenderinnen zu enden. Das kommt sogar in einem Einakter des Schauspielers Grigorjew vor, wo es in einem Couplet heißt:

Um die gnäd'ge Frau zu rühren
Mußt die Zose du pouffieren.

Die Zosen pflegten wir nicht bei ihrem Leibeigenennamen zu nennen, sondern wir sagten einfach ‚Mädels‘ zu ihnen.

Nun, es ist verständlich, daß wir Militärs wegen dieser unserer schmeichelhaften Aufmerksamkeit von den Frauen mordsmäßig verwöhnt wurden. Wir wurden von Großrußland nach Kleinrußland verlegt; dort war es genau das gleiche. Dann kamen wir nach Polen, da gab's des Guten noch mehr. Nur waren die Polinnen geschickt, sie gingen bald darauf aus, die Kameraden zum Heiraten zu veranlassen. Unser Kommandeur sagte: ‚Vorsicht, meine Herren, aufgepaßt!‘ und Gott schickte uns tatsächlich einen Schutzengel; keiner von uns verheiratete sich. Einer der Kameraden war so hochgradig verliebt, daß er loslief, um einen Antrag zu machen; er traf jedoch seine erhoffte Schwiegermutter allein zu Hause an und ward zu seinem Glück von ihren Reizen so hingerissen, daß er darauf verzichtete, der Tochter noch einen Antrag zu machen. Es war nicht weiter verwunderlich, daß wir Erfolge hatten, denn wir waren ein junges Völkchen und begegneten allent-

halben Frauen, deren Herzen uns in Leidenschaft entgegenflamnten. Die gebildeten Leute führten damals ein anderes Leben als heute . . . Die Mädchen aus dem Volke quietschten natürlich, aber die gebildeten Leute überwandten ganz einfach den Kitzel, den die Liebe verursachte, und legten zudem viel Wert auf die äußere Form. Die Mädchen und jungen Frauen gestanden freimütig ein, daß sie eine gewisse, man kann wohl sagen, instinktive Beklommenheit beim Anblick jeder Uniform empfanden . . . Nun, und wir wußten, daß die Flügel des Entenrucks nur deshalb spiegeln, damit sich die Ente darin beschauen kann. Wir hinderten sie also nicht daran, sich an uns zu ergötzen . . .

Von uns Offizieren waren nicht viele verheiratet, denn unser Gehalt war zu gering, und außerdem war's langweilig. War man verheiratet, so hieß es: du selbst schleppst dich auf dem Pferde dahin, die Frau auf der Kuh, die Kinder auf Kälbern und die Diener auf Hunden. Ja und wozu, wenn man dank Gottes Gnade niemals das bittere Weh des Alleinseins zu verspüren brauchte. Von den Kameraden, die besondere Vorzüge besaßen, oder singen, zeichnen, französisch sprechen konnten, will ich gar nicht erst reden; die wußten oft überhaupt nicht, wohin sie mit ihrem Überfluß an Geliebten sollten. Zuweilen kam es sogar vor, daß man als Zugabe zu den Liebesungen auch noch kostbare Angebinde erhielt, und zwar in einer Form, verstehen Sie, daß man sie unmöglich zurückweisen konnte . . . Es kamen Fälle vor, wo das arme Geelchen nach einer einzigen Nacht so gerührt

war, daß es einem plötzlich all ihren Reichtum enthüllte, als hätte man mit einem Zauberwort einen geheimen Schatz ans Tageslicht gebracht; dann mußte man unbedingt alles annehmen, was sie einem anbot, sonst hat sie zuerst auf den Knien darum, und war dann sogar beleidigt und begann zu weinen. Sehen Sie, hier an meiner Hand hängt noch heutigen Tages so eine heilige Schelle.“

Der Erzähler zeigte uns einen seiner steifen Finger, an dem sich ein goldgefaßter, altertümlischer Emaille- ring mit einem ziemlich großen Diamant befand. Dann erzählte er weiter:

„An die heutigen Gaunereien, daß man nämlich von den Männern seinen Nutzen zieht, war damals überhaupt nicht zu denken. Warum denn auch? Damals waren ja alle Mädchen ziemlich vermögend, und außerdem herrschte noch Einfachheit. Besonders in den Kreisstädten lebte man sehr schlicht und zurückgezogen. Es gab weder Klubs wie heutzutage, noch Banketts, die viel Geld kosten und hinterher fortgeworfen werden. Die Mädchen kleideten sich mit Geschmack, gefällig, aber schlicht. Die Gewänder waren aus Seidenstoff oder aus buntem Musselin, sehr oft verachtete man nicht einmal Kattun oder irgendeinen billigen, bunten Leinenstoff. Viele trugen aus Sparsamkeit Schürzen und Pelerinen, die mit Franzen und Besätzen verziert waren, was oft recht hübsch und schmuck wirkte und manchen sehr gut stand. Und die Spaziergänge und all diese Rendezvous gingen durchaus nicht so vor sich wie das heute geschieht. Man bestellte seine

Dame nie in irgendein vor der Stadt gelegenes Restaurant, wo man für alles das Zehnfache bezahlen muß und obendrein noch durch eine Rixe beobachtet wird. Gott bewahre! Damals wäre ein Mädchen oder eine Dame schon beim Gedanken an so etwas vor Scham vergangen und wäre um keinen Preis an einen Ort mitgegangen, wo man zuerst an der Beschließerin vorbeigehen muß, genau als ob man Spießruten liefe. Und Sie selbst, der Sie Ihre Dame am Arm führen, merken, wie die schurkischen Weiber hinter ihrem Rücken den Schnabel weßen, weil es in den Augen dieser hündischen Kreaturen ganz gleich ist, ob die Dame, die sich in Ihrer Begleitung befindet, ein ehrenhaftes Mädchen oder eine von Liebesleidenschaft getriebene Frau oder irgend so ein Dämchen aus Amsterdam ist. Und je bescheidener und zurückhaltender sich eine ehrenwerte Frau benimmt, desto niedriger urteilen sie über sie. ‚Da wird nicht viel zu holen sein,‘ tuscheln sie, ‚irgend so ein gnädiges Frauchen und ein Eisenbeißer.‘

So wird die Sache heute gehandhabt. Aber eine Dame von damals wäre gar sehr beleidigt gewesen, wenn man ihr einen solchen Ort zu einer auch noch so verlockend schönen Zusammenkunft vorgeschlagen hätte.

In jener Zeit hatte man noch Geschmack; alle suchten diese Angelegenheit zu veredeln, und zwar nicht, indem man sie an die große Glocke hängte, sondern namentlich durch eine ausgesuchte Vornehmheit. Den Gedanken an das verächtliche Geld ließ man gar nicht

aufkommen. Meistens gingen die Verliebten zum Beispiel vor der Stadt spazieren, pflückten Blumen auf den blühenden Wiesen oder sangen irgendwo im Gesträuch an einem kleinen Bach Fischchen oder taten irgend etwas anderes Unschuldiges und Herzerfreuendes. Sie kam mit ihrer Zofe aus der Stadt, während man bereits auf einem Grenzstein saß und sie erwartete. Das Böschen ließ man natürlich irgendwo am Rain zurück und mit dem gnädigen Fräulein zog man sich in die Tiefe der reinen, reisenden Roggenfelder zurück... Ringsum die Ähren, der Himmel, die mannigfaltigen Käferchen, die an den Halmen und auf der Erde entlang kriechen... Und neben einem das junge Wesen, das zumeist in seiner Institutsunschuld nicht wußte, was es mit dem Offizier sprechen sollte, und ihn wie ihren Lehrer fragte: „Was meinen Sie, ist dies ein männlicher oder ein weiblicher Käfer?“ Nun, was gab's da zu denken, männlich oder weiblich, wo man mit diesem lebendigen reinen Engel allein im Korn spazieren ging und sich einem die Kleine so eng an den Arm drückte. Es begann einem vor den Augen zu kreisen, und niemand schien schuld zu sein und keiner war verantwortlich zu machen, wenn einen die Füße nicht mehr trugen, sondern das Feld selbst in den Wald hineinschwamm, wo man sich im Schatten der Eichen und Ahornbäume mit seiner Dryade niederließ!... Mit nichts, mit nichts auf der Welt war diese Seligkeit zu vergleichen! Es war ein heiliges, ungetrübtes Glück!“

Der Erzähler war von der Erinnerung an diese

seligen Stunden so bekommen, daß er einige Zeit schwieg. Währenddem bemerkte jemand mit leiser Stimme, daß dies den Dryaden vielleicht im Anfang sehr hübsch erschienen wäre, die üblen Folgen aber meist hinterher gekommen seien.

„Nun ja,“ ließ sich der Alte wieder vernehmen, „was nachher kam, ging uns natürlich nichts mehr an. Ich spreche nur von mir, von uns Kavalieren: Wir waren an die Aufmerksamkeit der Frauen und an ihre schlichte Hingabe, die uns ohne jede Berechnung zuteil wurde, wie dem Mars das Geschenk der Venus, so gewöhnt, daß wir die Gunst einer Frau nicht für dauernd forderten und auch unsererseits keine Versprechungen für die Zukunft gaben; wir kamen und nahmen und waren am nächsten Tage wieder über alle Berge. Aber plötzlich trat ein jäher Umschwung ein! Wir bekamen ganz unerwartet Ordre, von Polen nach der Moldau zu rücken. Die polnischen Herren konnten sich gar nicht genug tun, uns die Schönheiten des rumänischen Landes zu preisen. Diese Püppchen dort, das heißt diese moldauischen Damen sind von einer Schönheit und Vollkommenheit, wie man sie kein zweites Mal auf Erden findet. Ihre Liebe zu gewinnen, kostet kaum eine Anstrengung, denn sie sind furchtbar hitzig.“

Nun, was soll ich sagen, wir waren natürlich von der Aussicht auf solche Schätze hoch erfreut. Unsere Jungens begannen auf ihr Äußeres wieder viel Wert zu legen. Man krazte den letzten Heller zusammen, kaufte vor dem Ausmarsch in Warschau Handschuhe,

Pomade und Parfüm ein und nahm sich einen ganzen Vorrat davon mit, damit die Püppchen sofort begriffen, daß wir von heute und nicht gestern waren und nicht Bastische über die Hände zögen.

Der Trompeter blies, die Trommeln wirbelten, und wir rückten mit fröhlichem Gesang aus der Stadt:

Herzliebste, ich muß scheiden
Und du, mein Freund, hab Dank.
Wir müssen weiterreiten
Zu Kampf und Schwerterklang!

Wir machten uns auf Wohltaten gefaßt, allein die Sache entwickelte sich in einer Weise, die niemand von uns für möglich gehalten hätte.

4

Wir rückten mit echt russischer Treuherzigkeit ein, weil die Rumänen ja auch Rechtgläubige sind, aber das Land mißfiel uns vom ersten Augenblick an. In den weiten Niederungen wuchsen Mais sowie ausgezeichnete Melonen und Erdäpfel, aber das Klima war sehr ungesund. Schon unterwegs wurden viele von uns krank, und zudem trafen wir nirgendwo auf freundliches Entgegenkommen oder auf Dankbarkeit.

Für alles, was man brauchte, mußte man bar bezahlen. Wenn man einem Rumänen, auch nur aus Spaß, etwas wegnahm, erhob der Schmutzfinf gleich ein solches Geschrei, als ob man sein leibliches Kind fortschleppte. Brachte man ihm die Sachen wieder zurück — ‚behalte deinen Kram für dich, nur schreie nicht!‘ — so versteckte er sich oder lief gar davon, so

daß man des Lumpenhundes nicht habhaft werden konnte. Mitunter war sogar nicht einmal jemand da, der uns führen oder den Weg weisen konnte, alles war auf und davon. Das waren die größten Mermens von der Welt, und außerdem sahen wir in dem niederen Volk auch nicht eine einzige hübsche Frau. Es gab nichts als halbfügge, schmutzige Mädel und überaus schupstiche alte Weiber.

Un, dachten wir, so ist es vielleicht nur auf dem Lande, da ist das Volk ja immer häßlich; wenn wir in die Stadt kommen, wird es schon anders werden. Die Polen konnten uns doch nicht ganz ohne Grund verstoßen haben, daß es hier hübsche Püppchen gebe. Wo waren sie aber, diese reizenden Käser? Nun, wir werden ja sehen.

Obald wir in die Stadt kamen, erlebten wir auch hier die gleiche Geschichte; wir mußten alles, was wir brauchten, unter allen Umständen bezahlen.

Un Bezug auf die Schönheit der Frauen hatten die Polen mit ihrem Utheil recht gehabt. Die Frauen und Mädchen gefielen uns gar sehr, sie waren so schlant und geschmeidig, daß sie sogar die Polinnen übertrafen, und die Polinnen, wiffen Sie, sind doch wegen ihrer Ölentigkeit berühmter, wenn sie nach meinem Geschmack auch einen etwas zu großen Mund und oft einen sehr launenhaften Charakter haben. Zum Beispiel kommt es so, daß man mit Utheilswort zu einer Frau sagt: 'Meine Liebe, wozu uns überwerfen?' und sich ihrem Willen fügt. Aber in Rumänien war es ganz anders. Da machte alles der Jude. Garwohl, der sich-

tige Jude. Ohne den gab's keine Poesie. Der Jude erschien im Gasthaus und fragte: ‚Langweilen Sie sich nicht so ohne Gesellschaft, und haben Sie keine Lust zu einer Frau?‘

Man sagte ihm, daß einem seine Dienste nicht gelegen kämen, weil einem das Herz beispielsweise bereits von der und der Dame entflammt sei, die man in dem und dem Hause unter dem seidenen Schutzdach auf dem Balkon gesehen habe. Aber der Jude gibt einem gleich zur Antwort: ‚Wird gedeichselt!‘

Unwillkürlich fragt man zurück: Was heißt ‚gedeichselt‘?

Der Jude antwortet, daß es möglich sei, sich mit dieser Dame zu amüsieren, und teilt einem auch gleich mit, in welches Kaffeehaus vor der Stadt man zu fahren habe, und daß die Dame dorthin kommen würde, um mit einem Kaffee zu trinken. Erst dachte man, das sei erlogen, aber nein, es stimmte. Nun, wir Männer machten unsererseits natürlich keine Schwierigkeiten; wir hatten uns schon alle in der Stadt umgesehen, um etwas aufzuspüren, und waren alle bereit, mit irgendeinem Püppchen draußen vor der Stadt Kaffee zu trinken.

Ich sprach auch von einem Püppchen, das ich auf dem Balkon gesehen hatte; es war sehr hübsch. Der Jude sagte, daß die Dame reich und schon ein Jahr verheiratet sei.

Wissen Sie, das erschien mir so entzückend, daß ich es kaum glauben konnte. Ich erkundigte mich noch einmal und erhielt die gleiche Auskunft; sie war reich,

verheiratet, jawohl, und Kaffee konnte man mit ihr trinken.

„Lügst du auch nicht?“ sagte ich zu dem Juden.

„Warum lügen?“ antwortete er, „ich arbeite nur reell. Sie bleiben also heute abend zu Hause, und so wie es dunkelt, kommt ihre Dienerin zu Ihnen.“

„Was soll mir denn ihre Dienerin, zum Teufel nochmal!“

„Anders geht's nicht. Das ist hier so Sitte.“

„Nun, wenn es so Sitte ist, dann ist nichts dagegen zu machen; in ein fremdes Kloster geht man nicht mit eigener Regel. Schön, sag also ihrer Dienerin, ich würde zu Hause bleiben und auf sie warten.“

„Zünden Sie aber kein Licht an“, sagte er.

„Warum denn nicht?“

„Damit man denkt, Sie seien nicht daheim.“

Achselzuckend ging ich auch auf diese Bedingung ein.

„Schön“, sagte ich, „ich werde kein Licht anzünden.“

Zum Schlusse verlangte mir der Jude für seine Dienste einen Gulden ab.

„Was!“ rief ich, „einen Gulden! Ich habe noch nichts zu sehen bekommen und schon einen Gulden! Das ist aber doch ein bißchen happig!“

Doch der Schelm war gerissen.

Er lächelte und sagte: „Nein, hinterher, sehen Sie, wird es zu spät sein, und ich werde nichts mehr bekommen. Die Offiziere wollen dann nicht mehr . . .“

„Nun“, sagte ich, „über die Offiziere erlaube dir ja kein Urteil, das ist nicht deine Sache, sonst zerschlage

ich dir deine freche Schnauze und sage dir, was es mit einem Offizier auf sich hat.'

Nun, ich gab ihm den Gulden dennoch, schimpfte ihn einen krummen Juden und rief dann meinen treuen Burschen herbei.

Dem gab ich zwei Groschen und sagte zu ihm: 'Lauf wohin du willst und tolle dich aus wie ein Schuster, nur sei am Abend nicht zu Hause.'

Sie bemerken schon, es kam eine Ausgabe auf die andere. Es war durchaus nicht so wie damals, als wir Kornblumen pflückten. Vielleicht mußte man nun auch noch der Dienerin ein Trinkgeld geben.

Der Abend kam. Die Kameraden waren sämtlich in die Kaffeehäuser gegangen. Dort wurde man auch von Mädchen bedient, und es gab sogar recht interessante darunter. Ich belog jedoch meine Kameraden und tat, als ob ich Zahnweh hätte und zum Feldscher ins Revier gehen müßte, um mir Zahnwehtropfen zu holen oder, wenn's sein müßte, den Zahn ziehen zu lassen. Ich lief schnell um unseren Häuserblock herum und schlüpfte dann unbemerkt wieder in mein Quartier zurück, ließ die Tür offen stehen und setzte mich ans Fenster, ohne Licht anzuzünden. Wie ein Dummer saß ich da und wartete. Mein Puls hämmerte, und in den Ohren pochte es. Ich wurde meiner Sache immer unsicherer und dachte zweifelnd: hat mich der Jude auch nicht betrogen, hat er nicht bloß deshalb von dieser Dienerin gesprochen, um sich einen Gulden zu ergattern? . . . Und nun brüstet er sich irgendwo vor den andern Juden, wie er einen Offi-

zier hinters Licht geführt hat, und alle wollen vor Lachen bersten. In der Tat, warum sollte auch die Dienerin hierher kommen, und was sollte sie hier zu suchen haben! . . . Die Situation war so dumm, daß ich zu dem Entschluß kam: ich warte noch so lange, als ich bis hundert zähle, und dann gehe ich zu meinen Kameraden.

5

Ich war noch nicht bei fünfzig angelangt, als plötzlich ein leises Pochen an der Türe hörbar wurde, etwas ins Zimmer hereinhuschte und es rauschte wie von einem starken, steifen Stoff. Damals trugen die Frauen lange Umhänge aus Wollstoff, und von diesem rührte das Geräusch her.

Da ich kein Licht angezündet hatte, war es um mich herum so finster, daß ich nicht genau sehen konnte, was da für ein Mäuschen zu mir hereingehuscht war.

Das spärliche Licht einer Straßenlaterne ließ nur so viel erkennen, daß die Besucherin ein sehr großes altes Frauenzimmer war, und auch dies konnte man nur mit einem gewissen Vorbehalt behaupten, denn ihr Gesicht war von einem Schleier bedeckt.

Ins Zimmer gekommen, flüsterte sie: ‚Wo bist du?‘

Ich antwortete: ‚Habe keine Angst, sprich laut. Es ist niemand hier, und ich warte, wie es verabredet worden ist. Sag, wann kommt deine Dame zum Kaffeetrinken?‘

‚Dies hängt von dir ab‘, gab sie zur Antwort.

Sie sprach nach wie vor im Flüsterton.

„Ich bin immer bereit“, sagte ich.

„Schön. Was befehlst du mir also, ihr zu übermitteln?“

„Übermittle ihr, daß ich von ihrer Schönheit betroffen und leidenschaftlich in sie verliebt sei. Wenn es ihr paßt, werde ich mich, nun sagen wir, morgen abend einfänden.“

„Schön, morgen kann sie kommen.“

Man hätte meinen sollen, nun wäre die Unterredung beendet gewesen und die Frau hätte gehen können, nicht wahr? Aber sie stand wie ein Pfahl.

„Was willst du denn noch?“

Es war nicht zu verkennen, ich mußte sie mit einem Gulden verabschieden. Ich hätte ihn zwar selbst sehr nötig gehabt, aber da war nichts zu machen. Ich wollte ihr schon den Gulden geben, als sie plötzlich fragte, ob ich gewillt sei, der Dame sofort durch sie dreihundert Gulden zu übersenden.

„Wi—ie bit—te, waaas?“

Sie wiederholte in aller Seelenruhe: „Dreihundert Gulden!“ und begann mir dann im Flüsterton zu erzählen, daß der Gatte ihrer Dame zwar ein sehr reicher Mann sei, aber seiner Frau nicht die Treue halte und sein Geld mit einer italienischen Gräfin durchbringe, während er seine eigene Frau völlig vernachlässige, so daß sie sogar gezwungen sei, sich auf eigene Kosten ihre ganze Garderobe aus Paris kommen zu lassen, weil sie nicht schlechter gekleidet sein wolle als die anderen Frauen . . .

Das war, Sie begreifen — weiß der Teufel, was

das war! Dreihundert Gulden, nicht mehr und nicht weniger! . . . Das waren also tausend Rubel, das Gehalt eines Obersten für ein ganzes Jahr! . . . Millionen Kartätschen! Wie kann man wagen, so etwas von einem Offizier zu verlangen und diese Forderung noch so unverhüllt zum Ausdruck zu bringen! Indes hatte ich mich wiedergefunden. ‚So viel Geld‘, dachte ich, ‚habe ich natürlich nicht, aber ich habe die Pflicht, meine Ehre zu wahren.‘

Laut aber sagte ich: ‚Wir Russen sehen das Geld als Dreck an. Wir sprechen nicht vom Geld. Wer gibt mir, übrigens die Versicherung, daß du meine dreihundert Gulden der Dame überbringen wirst und sie nicht für dich selbst behältst?‘

‚Ich werde sie ihr selbstverständlich aushändigen‘, sagte sie.

‚Nein,‘ sagte ich, ‚um das Geld handelt es sich mir auch gar nicht so sehr, aber ich wünsche nicht, von dir zum Narren gehalten zu werden. Ich muß erst mal mit ihr zusammenkommen, dann gebe ich ihr das Geld selbst, und vielleicht gebe ich ihr dann sogar noch mehr.‘

Jetzt begann die Alte einen Angriff auf meinen Ehrgeiz zu machen und mir gute Lehren über mein Benehmen zu geben.

‚Hälst du es vielleicht für möglich,‘ sagte sie, ‚daß die Dame das Geld selbst entgegennimmt?‘

‚Nein, das glaube ich nicht.‘

‚Nun dann,‘ meinte sie, ‚anders wird nichts draus.‘

‚Ist auch nicht nötig.‘

Ich hatte in diesen wenigen Minuten mit dieser

Frau soviel Neues erfahren und erlebt, daß ich geradezu eine körperliche Müdigkeit verspürte und höchst erfreut war, als sie der Satan endlich gehen hieß.

Ich selbst begab mich ins Kaffeehaus zu meinen Kameraden, trank Wein, bis ich nicht mehr konnte, und verbrachte die Zeit, wie alle anderen, auf Kavaliersart. Als ich am nächsten Tage an dem Hause vorbeipromenierte, wo die Erwählte meines Herzens wohnte, sah ich sie wie eine Madonna am Fenster sitzen. Sie trug ein grünes Sammtkleid, an dem tiefen Brustausschnitt leuchteten voll erblühte Rosen. Durch den weiten Schnitt ihres goldbestickten Ärmels konnte man ihren Arm bis weit hinauf sehen, und das Fleisch, dieses wundervoll rosige Fleisch schaute aus dem grünen Sammt heraus wie das Fleisch einer Melone, von der die Schale gelöst ist.

Ich hielt es nicht aus, sprang zum Fenster und sagte: ‚Sie quälen mich so sehr, wie es eine Frau von Herz nicht tun darf! Vor Sehnsucht leidend habe ich auf den Augenblick des Glücks gewartet, daß ich Sie irgendwo sehen dürfe, aber statt dessen kam eine gierige und verächtliche Alte daher; als Ehrenmann halte ich es für meine Pflicht, Sie vor dieser Person zu warnen, denn sie beschmutzt Ihren Namen.‘

Die Dame zeigte sich nicht erzürnt. Ich sagte ihr offen und frei heraus, daß die Alte Geld verlangt habe. Auch dafür hatte die Dame nur ein Lächeln . . . Aber wie sie lächelte! Ach, daß dich doch der und jener! Sie enthüllte ihre Zähne: einfach eine Perlenschnur mit Korallen gemischt! Ganz bezaubernd! Es schien

mir jedoch, als ob das Lächeln zugleich etwas von einfältiger Verschlagenheit zeigte.

„Schön,“ sagte sie, „ich werde die Dienerin noch einmal schicken.“

„Wen? Diese selbe Alte?“

„Ja, sie wird heute abend wieder zu Ihnen kommen.“

„Um Gottes Willen,“ sagte ich, „Sie wissen offenbar nicht, daß diese schrumpelige Alte nicht der Ehre würdig ist, Sie zu vertreten.“

In diesem Augenblick ließ die Dame plötzlich ihr Taschentuch zum Fenster hinausfallen, und als ich mich bückte, um es aufzuheben, beugte sie sich ein wenig vor, so daß der verfluchte Ausschnitt ihres Kleides ganz dicht vor meinen Augen wie ein Papierschiffchen auseinanderging. Dabei flüsterte sie mir zu: „Ich werde ihr sagen, sie soll netter gegen Sie sein.“ Und mit diesen Worten schloß sie das Fenster zu.

„Sie wird heute abend wieder zu Ihnen kommen... Ich werde ihr sagen, sie soll netter gegen Sie sein.“ Das war schon keine Naivität mehr, sondern zeugte von Berechnung und kühner Listkraft... Und dies bei einem so jungen, niedlichen Frauchen!

Ich war gespannt auf den weiteren Verlauf des Abenteuers, und wer wäre das nicht gewesen! Sie war ein Kind und mußte doch unzweifelhaft über alles Bescheid, hatte selbst die Fäden in der Hand, hatte auch selbst diesen Satan zu mir geschickt und schickte ihn heute abend ein zweites Mal.

Ich faßte mich in Geduld und dachte: „Nichts zu

machen, — ich werde noch einmal warten und zusehen, wie dies alles endet.'

Als es dämmerig wurde, versteckte ich mich abermals und wartete dann in dem dunklen Zimmer auf das Kommen der Alten. Es dauerte nicht lange, und die lange Gestalt im wollenen Umhang und mit einem Schleier vor dem Gesicht trat ins Zimmer.

‚Was hast du mir zu sagen?‘ fragte ich.

Sie antwortete im Flüsterton: ‚Meine Dame ist in dich verliebt und sendet dir diese Rose von ihrer Brust.‘

‚Ich danke vielmals‘, sagte ich, ‚und weiß diese Gabe zu schätzen.‘ Dann nahm ich die Rose und drückte einen Kuß darauf.

‚Sie verlangt von dir nicht dreihundert Gulden, sondern nur hundertfünfzig.‘

Ein schöner Trost! Der Preis war zwar ziemlich herabgesetzt, aber dennoch, man bedenke: hundertfünfzig Gulden! Das sagt sich so leicht hin. Aber von uns Offizieren hatte damals auch nicht ein einziger so viel Geld, weil wir uns beim Ausmarsch aus Polen ganz andere Hoffnungen gemacht und alles Mögliche und Unmögliches zusammengekauft hatten. Ohne auch nur daran zu denken, was hier in Rumänien für Sitten herrschten, hatten wir uns zum Beispiel alle neue Uniformen machen lassen, um uns in dem neuen Lande möglichst hübsch zu präsentieren.

‚Sage deiner Dame verbindlichen Dank,‘ versetzte ich, ‚aber auf ein Rendezvous mit ihr verzichte ich.‘

‚Warum?‘

‚Wozu das viele Fragen? Ich will nicht und damit basta!‘

‚Bist du denn so arm? Ich denke, bei euch sind alle reich. Oder ist die Dame nicht hübsch genug?‘

‚Ich bin nicht arm,‘ erwiderte ich, ‚bei uns gibt es überhaupt keine armen Offiziere, und deine Dame ist eine hervorragende Schönheit, aber wir sind nicht gewöhnt, daß man so mit uns umgeht.‘

‚Wie seid ihr es denn gewöhnt?‘

Ich sagte: ‚Das ist nicht deine Sache.‘

‚Nein,‘ erwiderte sie, ‚sage mir doch, wie ihr es gewöhnt seid: vielleicht kann man’s auch so machen.‘

Da stand ich auf, nahm eine würdevolle Haltung an und sagte: ‚Wir sind gewöhnt, uns nach dem Grundsatz zu richten: der Enterich hat deshalb Spiegel auf den Flügeln, damit die Ente selbst hinter ihm herläuft, um hineinzuschauen.‘

Sie lachte plötzlich laut auf.

‚Da gibt’s nichts zu lachen,‘ sagte ich.

‚Nein, nein, nein, nein,‘ rief sie, ‚das ist furchtbar lächerlich.‘

Und sie war so schnell verschwunden, als ob sie davongeflogen wäre.

Um mich zu zerstreuen, ging ich abermals ins Kaffeehaus und betrank mich.

Der Wein ist in Rumänien billig. Wenn er auch ein wenig säuerlich schmeckt, so ist er doch gut trinkbar.

Am anderen Morgen, meine Herren, liege ich noch im Bett, da kommt jener Jude zu mir, der eigentlich an dieser ganzen verfluchten Geschichte schuld war, und erbittet sich plötzlich noch einen zweiten Gulden von mir.

‚Wofür willst du denn noch einen Gulden haben, mein lieber Freund?‘ sage ich.

‚Sie haben ihn mir doch selbst versprochen,‘ erwiderte er.

Ich entsinne mich, ihm tatsächlich einen zweiten Gulden versprochen zu haben, aber erst wenn mein Rendezvous mit der Dame stattgefunden hätte.

Ich kläre ihn also auf. Doch er versetzt: ‚Aber Sie sind doch zweimal mit ihr zusammengewesen.‘

‚Ja wohl, am Fenster. Aber das genügt mir nicht.‘

‚Nein,‘ sagt er, ‚sie war zweimal bei Ihnen.‘

‚Bei mir war irgendein alter Satan, aber nicht die Dame.‘

‚Das stimmt nicht,‘ entgegnet er, ‚bei Ihnen war die Dame.‘

‚Lüge nicht,‘ schreie ich, ‚sonst verprügle ich dich!‘

‚Ich lüge nicht,‘ sagt er. ‚Die Frau, die bei Ihnen war, war die Dame in eigener Person, aber kein alter Satan. Sie hat Ihnen auch selbst die Rose gegeben, während die Alte . . . sie hat gar keine alte Frau als Dienerin.‘

Ich wahrte gute Haltung, war aber dennoch wie mit kochendem Wasser überschüttet. Mir wurde so

ärgerlich und bitterweh zumute, daß ich auf den Juden losstürzte und ihn furchtbar durchbläute; dann ging ich fort und trank bis zur Sinnlosigkeit moldauischen Wein. Doch auch in diesem Zustand konnte ich nicht vergessen, daß die Dame bei mir gewesen war, und daß ich sie nicht erkannt hatte, sondern wie einen Raben aus der Hand davonflattern ließ. Dieser lange wollene Umhang war mir doch nicht umsonst so verdächtig gewesen! . . . Mit einem Wort, ich war krank, ich platzte fast vor Ärger und schämte mich, daß ich in die Erde hätte versinken mögen . . . Ich hatte den Schatz in Händen gehabt und nicht zu halten gewußt! Und nun saß ich da wie ein Dummkopf.

Aber zu meinem Trost passierten meinen anderen Kameraden in der gleichen Zeit ganz ähnliche Geschichten. Vor Ärger tranken wir nur immerzu, aßen Melonen mit den Kaffeehausmädchen, und beschloßen, die wirklichen Damen mit Verachtung zu strafen.

Die Zeit, da wir beim Kornblumenpflücken so leichte Erfolge errangen, war vorüber. Auf die Dauer wurde das Leben ohne Frauen aus den anständigen gebildeten Kreisen öde; und es war uns schon zuwider, immer nur in Gesellschaft der Kaffeehausmädchen zu sein. Aber unsere Erzpriester, die alten Hauptleute, sprachen uns gut zu.

„Wenn in einem Garten die Äpfel nicht gedeihen, bedeutet das etwa, daß es keinen Herbst gibt? Nur Mut, Brüder! es wird schon alles werden. Wenn's beim ersten Mal nicht klappt, muß man's halt besser machen.“

Wir trösteten uns mit der Hoffnung, daß man uns bald aus der Stadt herausziehen und auf die Dörfer verlegen würde. Dort gab es Gutsbesitzerfrauen und -Töchter, und die ganze Gesellschaft war überhaupt anders als in der Stadt. Solch widerliche Geschichten wie hier würde man dort wohl nicht erleben. So dachten wir und konnten uns nicht vorstellen, daß unser dort noch viel schlimmere Dinge harrten und wir noch weit mehr Ärger haben würden. Es war ja auch nicht vorauszusehen, welche Ungelegenheiten man uns in der ländlichen Einfachheit bereiten würde. Als der ersehnte Tag herangerückt war, schmetterten die Trompeten und raselten die Trommeln. Wir sangen das Lied von der schwarzen Dohle und ritten frohgemut in Gottes schöne Welt hinaus.

„Vielleicht“, dachten wir, „blühen dort wieder die blauen Kornblumen für uns!“

7

Da wir uns in Rumänien auf dem Feldzug befanden, wurden die Truppen in die verschiedensten Quartiere verteilt. So große Dörfer wie in Rußland gab es dort nicht, sondern nur Meierhöfe und Vorwerke. Wir Offiziere strebten an, in dem Vorwerk Cholujan einquartiert zu werden, weil dort auch der Gutsherr, der ebenfalls Cholujan hieß, wohnte. Er war verheiratet, und seine Frau sollte eine große Schönheit sein; von ihm selbst erzählte man, daß er sehr berechnend und geschäftstüchtig sei; man konnte alles bei ihm

haben, sowohl Speise als Trank, aber nur gegen Bezahlung. Vor uns hatten bis vor kurzem andere russische Truppen in Cholujan gelegen, und wir begegneten unterwegs dem Zahlmeister, der sich von Cholujan die Quittung für die Einquartierung hatte ausstellen lassen. Wir bestürmten den Zahlmeister mit Fragen über die näheren Umstände des Quartiers. Der Zahlmeister war jedoch einer von den Verseschmieden des Regiments und liebte es, stets in Reimen zu antworten.

„Nur keine Angst,“ sagte er, „das Vorwerk ist sehr hübsch, Sie werden es schon sehen, wenn Sie da sind. Cholujan, der gier'ge Reiber, sitzt am Berg und sitzt am Weiher.“

Eine zu dämliche Art, über jede Sache in Versen zu sprechen! Von solchen Leuten kann man nie eine richtige, klare Antwort erlangen.

„Na, und gibt es auch Mädels, ja?“

„Natürlich,“ antwortete er, „Püppchen gibt's dort nicht zu knapp, doch ohne Schnippchen geht's nicht ab.“

„Sind sie gut, das heißt hübsch?“

„Ja, ja,“ sagte er, „nette Sachen, da kann man schon was machen.“

Wir fragten, ob die Offiziere seines Regimentes dort eine gute Aufnahme gefunden hätten.

„Dort?“ versetzte er. „Beim Tanzen und beim Beten ging unsere ganze Habe flöten.“

Hol der Teufel diese Ausdrucksweise! Er gab uns ein Rätsel nach dem andern zu raten.

Indes, soviel verstanden wir doch, daß der Zahl-

meister ein ganz gewiegter Mensch war und uns nichts mitteilen wollte.

Nun also, Sie mögen an Vorgefühle glauben oder nicht — heute ist der Unglaube ja Mode —, aber ich glaube an Vorgefühle, weil ich in meinem vielbewegten Leben oftmals Beweise von ihrer Bedeutsamkeit erhalten habe. Wie wir uns also dem Vorwerk näherten, wurde ich plötzlich so niedergeschlagen, und mir ward so traurig ums Herz, als ob ich geradewegs zur Richtstätte schritte.

Als ich so, Weg und Zeit vergessend, in tiefem Sinnen dahinmarschierte und mit den Stiefeln durch den Schmutz stapfte, kam aus den vorderen Marschreihen der Ruf: ‚Cholujan!‘

Dieser Ruf wurde durch die ganze Kolonne weitergegeben. Ich schrak plötzlich vor irgend etwas zusammen, bekreuzte mich jedoch sofort und begann ebenfalls nach diesem verheulenen Cholujan Ausschau zu halten.

Doch auch daß ich ein Kreuz schlug, war nicht imstande, meine trübe Stimmung zu verscheuchen. Mir war so weh ums Herz, wie Jonathan, als er unterwegs den süßen Honig auf dem Felde erblickte. Wäre es nicht besser gewesen, der arme Jüngling hätte sich gesagt: ‚Wenn ich auch nur ein wenig von dem Honig genieße, muß ich sterben.‘

Bald hatten wir das Vorwerk Cholujan ganz vor unsern Augen. Es lag in einem hügeligen Gelände, in dessen Vertiefungen sich kleine, schmutzig graue Weiher gebildet hatten.

Der erste Eindruck war höchst abstoßend.

Wir marschierten hin und wieder an leeren Gruben vorbei, die wie Gräber wirkten. Weiß der Henker, wann und von welchen Teufeln und zu welchem Zweck sie ausgeworfen waren, aber sie waren jedenfalls sehr tief. Ich weiß nicht, ob es Longruben waren oder ob man, wie einige behaupteten, heilkräftigen Lehm, mit dem sich schon die Römer eingeschiert haben sollen, daraus geholt hatte. Die ganze Gegend war jedenfalls höchst seltsam und stimmte mich traurig.

Hin und wieder tauchten kleine Kirchhöfe mit spärlichem Baumwuchs auf. Der Boden war sumpfig und troff vor Feuchtigkeit. Wir waren in den eigentlichen Herd des berüchtigten moldauischen Fiebers hineingeraten, das man mit jedem Atemzug in sich aufnimmt.

Als wir gegen Abend bei dem Ort anlangten, war der ganze Himmel von einem tiefen, satten Rot überzogen und von der Erde stieg ein feiner, blauer Nebelbrodem auf, so daß es aussah, als wäre blauer Tüll vor den Himmel gespannt. Blumen oder gar Kornblumen gab es nirgends, man sah nur wie mit Mehl bestreute Dolden, an denen schwere, gelbe lilienartige Blüten hingen, die jedoch außerordentlich giftig waren. Wenn man nur daran roch, schwooll einem gleich die Nase an. Noch erstaunlicher waren die ungeheuer vielen Reiher, die gleichsam aus allen Ecken und Enden der Welt hier zusammengekommen waren; die einen flogen umher, die andern standen auf einem Bein im Wasser. Ich kann es nicht leiden, wenn dieser pharao-

nische Vogel in Menge auftritt, er hat etwas, was an alte ägyptische Hinrichtungsstätten erinnert.

Das Vorwerk Cholujan war ziemlich groß, aber weiß der Teufel, ob man es schön oder häßlich nennen sollte. Es gab ziemlich viele Wirtschaftsgebäude, aber alles war wie mit Absicht zwischen ‚Berg und Weiber‘ verteilt. Man konnte fast nie von einem Gebäude zum andern sehen, das eine lag in einer Senkung und das andere auch, dazwischen aber erhob sich ein Hügel. Es war genau so, als sollte hier etwas Geheimnisvolles unter der größten Verschwiegenheit ausgeführt werden. Höchstwahrscheinlich wurde hier falsches russisches Geld fabriziert. Das Gutsgebäude war niedrig und sehr unschön; an den Wänden trat das Mauerwerk zutage; das Haus hatte einen sehr hohen Schornstein und sah von außen nicht sehr groß aus, sollte aber, wie man uns erzählte, sehr geräumig sein und sechzehn Zimmer haben. Der äußere Eindruck war fast der gleiche, den unsere von dem verstorbenen Kleinmichel an der Moskauer Chaussee erbauten Stationshäuser machen. Da gab es auch Gaststuben, Büros, Fremdenzimmer, die Wohnung für den Inspektor und seine Familie; aber es konnten, weiß der Teufel, noch so viele absteigen, so war immer noch Platz. Das Gutsgebäude war ohne jeden Stil und sah aus wie eine Fabrik; in der Mitte war die Treppe, im Vorzimmer stand ein Buffet und im Saal ein Billard, während die Wohnzimmer ganz besonders versteckt lagen, als ob es überhaupt keine gäbe. Mit einem Wort, das Ganze machte den Eindruck eines Stations-

gebäudes oder einer Straßenherberge. Zur Vervollständigung dieses Vergleichs erinnere ich Sie daran, daß im Vorzimmer ein Buffet errichtet war. Dies war natürlich ,zur Bequemlichkeit der Herren Offiziere‘ geschehen, aber es bot trotzdem einen seltsamen Anblick. Zudem war die Aufstellung dieses Buffets auch noch mit einer anderen Gemeinheit verbunden. Es hieß: alles, was wir haben, steht den Offizieren zu Diensten, aber umsonst bewirten wir niemand, sondern bei uns werden Speisen und Getränke nur ,gegen bar‘ verabreicht. Kredit wurde uns freigebig gewährt, aber alles, was uns von einem besonderen Buben in blauem Rock mit schwarzen Besätzen gebracht wurde, ob es nun Schnaps oder der hier gewohnte Wein war, wurde bis auf die geringste Kleinigkeit in das Rechnungsbuch eingetragen. Sogar für das Mittagessen verlangte man Bezahlung. Ich muß Ihnen erzählen, auf welche geschickte Art sie das zuwege brachten. Auch eine ganz kuriose Sache! In Rußland oder Polen hätte sich der Gutsbesitzer, bei dem wir einquartiert wurden, geschämt, solchen Handel mit uns zu treiben. Aber hier erschien gleich am ersten Tage schon dieser Junge und fragte, ob es uns Offizieren gefällig sei, mit dem Gutsbesitzer zu speisen.

Unsere treuherzigen, einfachen Jungens bedankten sich natürlich sehr.

„Sehr angenehm,“ sagten sie, „freut uns sehr!“

„Und wo befehlen Sie den Tisch zu decken?“ fragte der Junge weiter. „Im Saal oder auf der Veranda?“

Wir haben sowohl einen großen Saal wie auch eine geräumige Veranda.'

‚Das ist uns ganz gleich, mein Täubchen,‘ sagten wir, ‚das macht nur, wie ihr wollt.‘

‚Nein, nein,‘ erwiderte er, ‚der Herr läßt Sie ausdrücklich fragen und hat befohlen, den Tisch unbedingt Ihren Wünschen gemäß zu decken.‘

Sieh einer diese Zuvorkommenheit an! dachten wir. ‚Na also, mein Lieber, decke den Tisch, wo es am schönsten ist.‘

‚Am schönsten ist's auf der Veranda,‘ sagte er.

‚Also bitte: dort wird auch die Luft frischer sein.‘

‚Ja, und dann ist auch der Fußboden aus Lehm.‘

‚Was hat denn das für Vorteile?‘

‚Wenn Rotwein oder etwas anderes vergossen wird, ist es bequemer aufzuwischen, und es bleiben keine Flecken zurück.‘

‚Gehr richtig, sehr richtig.‘

Er stellte sich offenbar so etwas wie ein Meer von vergossener Flüssigkeit vor. Der Wein ist ja auch recht billig bei ihnen, das stimmt; der kleine Beigeschmack macht nicht viel, es gibt auch recht gute Sorten.

Als die Essenszeit gekommen war, stellten wir uns alle ein und setzten uns zu Tisch. Alles ging ganz korrekt zu. Die Gastgeber nahmen am Mahl teil. Cholujan war ein hagerer, schwarzhaariger Mann mit einem Gesicht wie aus gebranntem Lehm. Er sprach mit einer leisen, gepreßten Stimme, als ob er krank wäre.

‚Meine Herren, ich habe einen Wein von einem

guten Jahrgang,‘ sagte er, ‚wollen Sie ihn nicht probieren?‘

‚Sehr gern.‘

Er rief sofort dem Diener zu: ‚Gib dem Herrn Leutnant den und den Wein.‘

Der brachte denn auch augenblicks eine volle Flasche herbei. Vor dem letzten Gang aber erschien der junge Bursch plötzlich mit einer leeren Schale und ging von einem zum andern.

‚Was soll denn das bedeuten?‘

‚Die Bezahlung für das Essen und den Wein.‘

Wir wurden sehr verlegen, am meisten diejenigen, die kein Geld bei sich hatten. Wir steckten diesen das Geld heimlich unter dem Tisch zu.

Das war wirklich starker Tobak!

Dieser Streich war es indes noch nicht, wodurch uns Cholujan so großen Kummer bereitete und uns so wütend machte, sondern es war etwas anderes, wozu er seine Frau benutzte, um deretwillen wir alle unser Hab und Gut verloren, und ich für immer, ich kann wohl sagen, das einbüßte, was mir das Teuerste, Liebste, ja sogar das Heiligste auf Erden war.

8

Die Familie unserer Wirtsleute bestand aus folgenden Personen. Da war zuerst Herr Cholujan, den ich Ihnen schon einigermaßen geschildert habe. Er war ein magerer, sehniger, noch nicht sehr alter Mann, dessen Füßchen wie aus Ton zu sein schienen. Er stützte sich immer auf einen Stock, den er keinen Augen-

blick aus den Händen ließ. Wenn er saß, hatte er den Stock zwischen den Knien. Es hieß, daß er irgend einmal im Duell verwundet worden sei, aber ich hielt dafür, daß er einmal die Post überfallen und der Postillion ihm einen Schuß aufgebrannt hatte. Später ergab sich noch eine andere Aufklärung, so daß wir alles begriffen; aber da war es schon zu spät. Im Anfang schien es, als wäre er ein gebildeter Mann von Welt. Seine Nägel waren lang und weiß, und er hielt stets ein Battist-Taschentuch in der Hand. Für die Dame des Hauses bekundete er übrigens außer der reinen Höflichkeit keinerlei Interesse; er machte den Eindruck eines furchtbar kalten Menschen. Und dabei war seine Frau mit einem Wort eine Märchenprinzessin. Sie zählte nicht mehr als zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre und stand in ihrer vollsten Blüte. Sie hatte feine, schwarze Brauen, war von zierlichem Körperbau, und in ihren gerundeten Schulterchen zeigten sich schon die ersten jugendschönen Strübchen. Sie trug immer Kleider, die ihr vorzüglich standen, zumeist gelbe oder weiße mit aufgenähten Besätzen. Ihre Füßchen steckten in bunten, goldverzierten Schuhchen.

Sie brachte natürlich unser aller Herzen sofort in Aufruhr. Bei uns war ein Offizier, den wir Faublas nannten, weil er Wunder wie schnell verstand, die Frauen zu bezaubern; er pflegte nur an dem Hause, wo eine hübsche Frau am Fenster saß, vorbeizupromenieren, ihr seine drei Wörtchen zuzuflüstern: ‚O, die süßen Engelsäuglein!‘ und schon war die Bekannt-

schaft gemacht. Auch ich selbst war in die Schönheit sogleich bis zum Wahnsinn verliebt. Am Schluß des Essens sah ich aber, wie Faublas schon lichterloh brannte und die Schöne unverwandt anstarrte.

Ich mußte ihn sogar zur Vernunft mahnen: ‚Du benimmst dich unanständig‘, sagte ich.

‚Ich kann nicht anders,‘ gab er mir zur Antwort, ‚störe mich nicht, ich fleide sie soeben in Gedanken aus.‘

Nach dem Essen schlug Choluja vor, ein Spielchen zu machen.

Ich sagte Faublas, daß sein Benehmen töricht sei. Aber plötzlich träumte ich den gleichen Traum, und bemerkte, daß auch alle anderen Kameraden in Gedanken an die schöne Frau wässerige Münder und gierige, lüsterne Augen hatten.

Da sehen Sie, meine Herren, mit welchen Symptomen das verfluchte Moldauische Fieber begann. Alle außer Faublas erklärten sich zum Spiel bereit. Er blieb an der Seite der Dame und plauderte mit ihr bis zum Abend.

Nachher fragten wir ihn: ‚Nun, wie ist sie, interessant?‘

Er lachte.

‚Meiner Meinung nach‘, antwortete er, ‚hatte entweder ihr Vater oder ihre Mutter einen kleinen Klaps, und sie ist ihnen nachgeraten. Sie ist unentschlossen und will nicht aus dem Haus heraus. Man muß ermitteln, wie sie hier beaufsichtigt wird und wen sie fürchtet. Frauen sind oft unentschlossen und wenig erfinderisch. Dann muß man selbst für sie denken.‘

Was jedoch die Aussicht betraf, so erweckte nicht so sehr Cholujan selbst unseren Argwohn, als sein Bruder, der Antonij hieß.

Er war ihm ganz und gar nicht ähnlich. Antonij war groß und stark wie ein Bauer, hatte jedoch lächerlich dünne Beine. Wir nannten ihn denn auch ‚Antonij Dünnebein‘. Auch sein Gesicht war ganz anders als das seines Bruders. Man konnte aus seiner Miene nicht klug werden, und wir hatten das Gefühl, als ob in ihm, der äußerlich wie ein dummes Schaf aussah, so etwas wie ein grauer Wolf steckte. Die Sache nahm indes eine so verwunderliche Wendung, daß sich alle unsere ersten Vermutungen als falsch erwiesen: es stellte sich nämlich heraus, daß die Dame auch nicht im mindesten beachtet wurde.

Die häusliche Lebensweise bei Cholujans war höchst seltsam und schien wie mit Absicht unseren Wünschen entgegenzukommen.

Den feinen Leonard Cholujan bekam man außer beim Mittagmahl um keinen Preis der Welt irgendwie zu Gesicht. Weiß der Teufel, wo er sich versteckte! Es hieß, er gehe nie aus und sitze immerzu in einem der inneren, entfernten Gemächer, wo er sich mit literarischen Dingen beschäftige. Und Antoschka Dünnebein ging sofort nach Tisch mit einem kleinen mageren Hündchen in die Felder hinaus und auch er kam uns den ganzen Tag nicht mehr zu Gesicht. Er machte sich unablässig im Felde und in den Wirtschaftsgebäuden zu schaffen. Bessere äußere Bedingungen konnte man sich schlechterdings nicht wünschen.

Es blieb einem also nur übrig, sich die Dame mit Worten oder auf eine andere Weise geneigt zu machen. Wir meinten, daß dies nicht lange dauern könnte, und daß es Faublas bald gelingen würde. Aber bald bemerkten wir, daß unser Faublas mit der Dame nicht vorwärts kam. Er machte immer ein Gesicht wie ein Mensch, der einen Wolf an den Ohren hält, ihn jedoch weder zu Boden zwingt, noch entfliehen läßt. Und inzwischen konnte man schon deutlich sehen, wie seine Hände anschwellen und bald von selbst loslassen würden . . .

Wir sahen, daß der Junge schrecklich verlegen war, denn er war Mißerfolge nicht gewöhnt, und konnte weder uns, noch sich selbst erklären, warum er so wenig Glück bei der Dame hatte.

„Woran liegt es denn?“

„Parole d'honneur,“ sagte er, „ich begreife nichts, als daß sie sehr seltsam ist.“

„Nun ja, eine reiche verwöhnte Frau ist kapriziös, das ist doch sehr natürlich.“

Das Leben, das unsere Dame führte, war so, daß sie sich unbedingt langweilen mußte. Man konnte sie vom frühen Morgen bis zum Mittagessen umher-schlendern sehen, und zwar war sie immer allein oder in Begleitung des dümmsten Vogels der Welt, eines Huhns. Eine seltsame Beschäftigung für eine junge, gepflegte, reiche Dame! aber was tun, wenn sie einmal solch einen Sparren hat? Sie hatte offenbar überhaupt keine Beschäftigung. Frühmorgens trat sie in einem weißen oder gelben leichten Morgenkleid zum

Haus heraus und setzte sich auf eine der hohen Quadern am Rande der hopfenumrankten Veranda; in den schwarzen Haaren stak eine Tulpe oder eine volle rote Mohnblume. Den ganzen Tag war die Schöne vor unseren Augen. Ihre ganze Tätigkeit bestand darin, daß sie ihr kleines Lieblingshühnchen mit den Ringen am Fuß auf den Schoß hob und mit goldgelbem Mais fütterte. Es war offensichtlich, daß es mit ihrer Bildung nicht weit her war, und daß sie nicht wußte, wie sie ihre Zeit verbringen sollte. Wenn sie sich mit einem Hühnchen abgab, dann bedeutete dies, daß es ihr langweilig war, und wenn sich eine Dame langweilt, dann ist es Pflicht eines Kavaliers, die Dame zu zerstreuen. Aber bei ihr versing nichts. Es war sogar schwer, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, denn sie sprach nur rumänisch, und aus ihrem Kauderwelsch konnte niemand flug werden. Und den Gebärden der Leidenschaft brachte sie einen schrecklichen Mangel an Verständnis entgegen. Faublas war ganz entmutigt und wurde nur noch verlegener, wenn wir ihn auslachten, daß er nicht einmal mit einem Huhn konkurrieren könne. Wir begannen auch unsererseits der Dame den Hof zu machen, um zu sehen, ob einer von uns mehr Glück habe. Allein auch keinem von uns blühte der Erfolg. Wenn man ihr eine Liebeserklärung machte, blickte sie einen mit ihren schwarzen verbuhlten Augen an oder sagte etwas auf rumänisch; weiter erreichte man nichts.

Es widerte uns schon an, uns in solcher dummen Lage zu sehen; wir begannen sogar miteinander zu

streiten, weil einer auf den andern eifersüchtig und neidisch war, wir hänselten einander und sagten uns Anzänglichkeiten . . . Mit einem Wort, wir befanden uns alle in sehr erregtem Zustand, träumten von ihr und hielten insgeheim einer nach dem andern Ausschau nach ihr. Aber sie saß mit ihrem Hühnchen immer auf demselben Fleck, und das war alles. Während wir so tagsüber schauten und nachts vor Langerweile gähnten, vergingen die Tage, und mit der Zeit zog sich noch eine andere Unheilswolke über unseren Häuptern zusammen. Ich erzählte Ihnen schon, daß Cholujan gleich am ersten Tage nach dem Essen den Vorschlag zu einem Spielchen gemacht hatte. Von da ab huldigten wir jeden Tag dem Glücksspiel; wir spielten vom Mittagessen bis Mitternacht. Ob es nun daher rührte, daß wir alle sehr zerstreut waren, oder ob die Karten falsch waren, jedenfalls hatten viele von uns schon einen tüchtigen Bagen Geld verloren, und manche hatten alles bis auf die letzte Kopeke verspielt. Und Cholujan machte uns mit jedem neuen Tage noch blanker und zog uns wie Hammeln das Fell über die Ohren.

Wir kamen immer mehr herunter, verloren schier den Verstand und die ruhige Überlegung, und ich weiß nicht, wie weit es mit uns gekommen wäre, wenn nicht plötzlich eine neue Figur unter uns aufgetaucht wäre, die zwar noch größere Unruhe über uns brachte, aber doch der Sache zur Entscheidung verhalf.

Der Ankömmling war ein Kommissariatsbeamter, der Geld brachte. Er war Pole und schon bejahrt,

aber doch noch ein schrecklicher Schwerenöter. Er bekam sogleich von allen Seiten zu hören, daß wir bloß noch ein halbes Leben führten und uns entsetzlich langweilten. Er nahm mit uns am Mittagessen bei Cholujan teil und blieb dann zum Kartenspielen sitzen. Die Dame würdigte der Halunke auch nicht eines Blickes. Am andern Tage sagte er jedoch plötzlich: ‚Ich fühle mich nicht wohl.‘ Sehen Sie, das Moldauische Fieber hatte ihn gepackt. Und was dachte er sich aus! Er ließ nicht den Arzt holen, sondern den Popen und eine Messe für die Wiederherstellung seiner Gesundheit lesen. Der Pope kam. So ein richtiger Kackelmacher war's. Ein ganz schwarzer Kerl. Und wie er die Litanei sang, ist mit nichts zu vergleichen. Schlimmer als ein Armenier. Bei den Armeniern versteht man doch wenigstens noch die beiden Worte ‚Grigorios Armenios‘, aber in dem Geplapper dieses Satans war nichts zu unterscheiden.

Der Schelm von Pole konnte ein wenig Rumänisch und verstand sich mit dem Popen so gut, daß sie Freunde wurden und voneinander sehr befriedigt waren. Der Pope freute sich, daß ihn der Kommissionär gut bezahlt hatte, und der wurde durch das Beten sofort gesund und hatte zudem noch mit dem Popen solch ein Stückchen gedreht, daß wir Mund und Nase aufsperrten.

Als wir am Abend — die Kerzen waren schon angezündet — im Saale Lotto spielten, kam unser Kommissionär herein. Er nahm jedoch nicht am Spiel teil, sondern sagte: ‚Ich bin noch krank.‘ Dann ging er geradewegs auf die Veranda hinaus, wo in der dichten

Ich muß Ihnen jedoch erzählen, was das für eine
 kleine Insel war, wochin die beiden ruderten.
 Alles ich Ihnen von dem Vorterrt sprach, vergaß
 ich Ihnen zu sagen, daß die Ögegend beim Öutshaus
 sehr schön war. Von der Zeranda aus konnte man
 auf eine kleine Insel hinübersehen. Vor der Zeranda
 breitete sich ein Blumengarten aus, hinter dem Blumen-
 garten war ein Teich, und darin befand sich ein Insel-
 phen, das groß war nicht sehr groß war, aber für ein
 Öutshaus doch ein sehr nettes Plätzchen bedeutete.
 Die Insel war ganz von dichtem Öeisblatt und
 anderen blühenden Öiräuchern überdeckt, in denen
 viele Öradtigallen nisteten. Die Öradtigallen waren
 hier recht hübsch, sie schlugen nicht so sträfing wie
 bei uns in Öurk, sondern mehr in der Öirt wie die
 Öradtigallen von Öeröitöchem. Die Insel war hü-
 gelig, und auf einer kleinen Anhöhe erhob sich ein

6

am tiefsten bei ihm in der Öröide saßen.
 Ökudlöskleine derjenigen Öammeraden durch, die schon
 mischte die Öarten und schaute angelegentlich die
 Öholjan, der Öpurre, blinzelte nur ein wenig,
 sie drüben an und verständiganden . . .
 auf ein Inselphen zu . . . Vor Öaublas' Öugen legten
 ruderten bereits auf einem kleinen Öoot durch die Öucht
 es nicht aus und sprach ihnen nach, aber die beiden
 und verständiganden in der Öuntheit. Öaublas hielt
 zogen sich beide hinter das dicke Öopfergerant zurück
 Öammerung die Öame auf den Öuadern saß. Plöschlich

Lusthäuschen, dessen Erdgeschosß zu einer Grotte ausgebaut war, wo es schön kühl war. Dort standen ein altertümlicher Divan, auf dem man sich ausruhen konnte, sowie eine große goldene Harfe, mit der sich die Dame begleitete, wenn sie sang. Durch die Insel führten saubere kleine Wege, und an einem Platz auf der anderen Seite war eine Rasenbank, von der aus man einen weiten Blick über die Auen hatte. Die Verbindung mit dem Inselchen wurde mittels eines kleinen, hübschen Bootes bewerkstelligt. Das Geländerchen und alles andere auf dem Boot war in orientalischem Geschmack schön verziert, und in der Mitte stand ein vergoldeter Sessel. Wenn die Dame die bunten Ruder mit den Schaufeln zur Hand nahm und hinübruderte, pflegte sie sich in diesen Sessel zu setzen. Wenn noch jemand mitfuhr, mußte er sich hinter dem Sessel aufstellen.

Diese Insel und die Grotte nannten wir die ‚Grotte der Kalypso‘. Wir selbst waren noch nicht dort gewesen, weil die Dame das Boot mit einer Kette anzuschließen pflegte. Der Kommissionär hatte das Schlüsselchen zur Kette gefunden . . .

Die Wahrheit zu sagen, wir hatten die größte Lust, ihn furchtbar zu verprügeln. Aber die freche Kanaille beruhigte uns.

‚Meine Herren,‘ sagte er, ‚warum denn streiten! Ich werde Ihnen den Weg genau beschreiben. Der Pope hat es mir gesagt. Ich fragte ihn: Was ist das für eine Dame? Und er antwortete: eine sehr gute, sie tut viel für die Armen. Ich nahm fünfzehn Gulden

und gab sie ihr, ohne ein Wort zu sagen, für ihre Armen. Sie reichte mir, ebenfalls ohne etwas zu sagen, ihren Arm und nahm mich mit auf die Insel. Ich verantwortete, was ich sage: nehmen Sie einfach eine Rolle Gulden zur Hand, und Sie werden, ohne sonst noch ein Wort zu sagen, das gleiche Glück genießen. Der Blick über die Auen ist prachtvoll, die Harfe tönt süß, aber ich kann trotzdem dies alles nicht mehr länger genießen, weil mich die Pflicht ruft und ich morgen von hier wegfahre. Sie aber bleiben ja!

Das war eine überraschende Lösung!

Er fuhr ab. Wir schauten einander an. Wer konnte zugunsten der hiesigen Armen wohl fünfzehn Gulden opfern? Der eine und der andere behauptete kühn, daß er Geld von der Heimat erwarte, aber die Angehörigen hatten scheinbar auch keine großen Einkünfte. Keiner bekam Geld geschickt.

Da geschah etwas, durch das wir alle wie vor den Kopf geschlagen waren. Faublas zerriß die Kette, womit das Boot angebunden war, ruderte allein zur Insel hinüber und erschoss sich in der Grotte.

Weiß der Teufel, was das für eine Geschichte war! Schade um den Kameraden! Aus einer so dummen Ursache! Wirklich dumm, zu dumm! Indes, die Tatsache blieb bestehen: einer von den Tapferen war nicht mehr.

Kein Zweifel, Faublas hatte sich aus Liebeskummer erschossen, und seine Liebe war nur deshalb so heiß entflammt, weil seine Eitelkeit verletzt worden war; war doch Faublas bei allen Frauen in der Heimat stets

glücklich gewesen. Wir begruben ihn mit allen Ehren. Die Musik spielte und alle, die wir an seinem Grabe gestanden hatten, setzten uns um der Ruhe seiner Seele willen zu einem guten Trunk zusammen. Dabei sprachen wir davon, daß wir die Geschichte unmöglich auf sich beruhen lassen könnten, und daß wir hier noch alle ganz und gar zugrunde gehen würden, wenn wir uns in unserer Gutmütigkeit auch weiterhin alles gefallen ließen. Unser Bataillonskommandeur, ein verheirateter und besonnener Mann, sagte jedoch: „Beruhigen Sie sich nicht, meine Herren. Ich habe schon Meldung beim Regiment eingereicht und glaube, Sie versichern zu können, daß man uns bald aus diesem Vorwerk herausziehen wird. Ich erwarte morgen schon diesbezügliche Befehle. Mag der Teufel hier bei diesem Cholujan in Quartier liegen! Ein verfluchtes Nest, ein verfluchter Quartiergeber!“

Wir empfanden alle genau dasselbe und freuten uns über die Möglichkeit, bald von hier fortzukommen. Aber sämtlichen Herren Offizieren war es ärgerlich, daß sie den Ort verlassen sollten, ohne dem Schurken einen Denkkettel verabreicht zu haben.

Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht, wie man den Cholujans eins austuschen könnte. Wir dachten daran, den Hausherrn zu verprügeln oder ihm auf eine lächerliche Weise den Bart zu verschneiden, allein der Major sagte: „Um Gottes Willen, meine Herren! Ich bitte Sie, nichts zu unternehmen, was auch im geringsten nach Gewalttätigkeit aussieht. Wer dem Hausherrn etwas schuldet, der soll sich

bemühen, irgendwo Geld zu leihen, und soll genau mit ihm abrechnen. Wenn Sie aber etwas Harmloses zur Rehabilitierung Ihrer Ehre unternehmen wollen, so tun Sie dies ruhig, dagegen hat niemand etwas.'

Schlimme Not! Wir fanden kein Mittel, wie wir auf unschuldige Art unsere Ehre wiederherstellen konnten.

Der Major sagte uns zum Schluß, er habe es uns nur verheimlicht, daß er den Marschbefehl eigentlich schon in der Tasche habe. Der kommende Tag würde der letzte unseres Aufenthalts bei Cholujan sein, denn übermorgen in aller Frühe würden wir marschieren.

Da zupfte mich der Teufel am Ohr, und ich sagte: ‚Wenn wir übermorgen in ein anderes Quartier ziehen, dann sind wir also morgen den letzten Tag hier. Ich sage Ihnen, Cholujan soll eine gute Lehre von mir bekommen, damit er sich nicht damit brüsten kann, russische Offiziere zum Narren gehalten zu haben!‘

Einige Kameraden lobten mich und riefen: ‚Lüchtiger Kerl!‘ Andere aber schenkten mir keinen Glauben und lachten: ‚Was willst du denn machen! Laß die Finger davon!‘

Ich sagte jedoch: ‚Das ist meine Sache, meine Herren. Ich nehme alles auf meine Kappe.‘

‚Aber was willst du denn?‘

‚Das ist mein Geheimnis.‘

‚Und Cholujan wird bestraft werden?‘

‚Furchtbar!‘

‚Und unsere Ehre wird gerächt?‘

‚Unbedingt!‘

‚Schwöre!‘

Ich beschwor es beim Schatten unseres unglücklichen Kameraden Faublas, der sich selbst dazu verurteilt hatte, einsam an diesem verfluchten Ort umherzuirren, und schleuderte mein Glas auf den Boden.

Alle Kameraden lobten und billigten meine Absicht, küßten mich und tranken auf meinen Schwur; der Major verbot uns nur, noch mehr Gläser zu zerbrechen.

‚Das sind Theatereffekte und weiter nichts‘, meinte er.

Wir schieden alle in prachtvoller Stimmung. Ich war voller Zuversicht, denn ich hielt meinen Plan für ausgezeichnet. Der pffiffige Cholujan sollte gehörig eingeseift werden.

10

Der letzte Tag unseres Aufenthalts in Cholujan rückte heran. Wir erhielten unser Gehalt ausgezahlt, mußten jedoch alles an Cholujan weitergeben, weil wir so tief bei ihm verschuldet waren, und behielten jeder nur ein paar Kopelen zurück. Ich hatte alles in allem hundert Rubel Gehalt, das machte nach rumänischer Rechnung nicht ganz zehn Gulden aus. Um jedoch das Vorhaben, das ich plante, ausführen zu können, waren mindestens vierzig Gulden erforderlich. Wo sollte ich so viel Geld hernehmen? Von den Kameraden war nichts zu erlangen; übrigens brauchte ich es auch nicht, denn

mir war inzwischen ein anderer Gedanke gekommen, den ich auch ausführte.

Als ich am letzten Abend zu Cholujan ging, zeigte er sich sehr erfreut und forderte mich zum Spielen auf.

„Ich würde sehr gern spielen,“ antwortete ich, „aber ich habe nichts zum Spielen.“

Er bat mich, daß ich mich dadurch nicht abhalten lassen solle, und bot mir an, mir Geld aus der Kasse zu leihen.

„Nun, dann schön! Wollen Sie mir, bitte, fünfzehn Gulden leihen?“

„Aber bitte, bitte, sehr gern,“ antwortete er und schob mir einen Haufen Gulden zu.

Ich nahm sie und ließ sie in die Tasche gleiten. Der Schelm hatte blindes Vertrauen zu uns.

„Erlauben Sie,“ sagte ich, „daß ich vor dem Spiel noch eine Minute an die frische Luft gehe.“ Damit schritt ich auf die Veranda.

Zwei meiner Kameraden kamen mir nach und fragten: „Warum tust du das? Womit willst du das Geld zurückzahlen?“

„Das geht euch nichts an,“ sagte ich, „beunruhigt euch nicht.“

„Aber das geht doch nicht,“ drangen sie in mich, „wir marschieren morgen fort, du mußt das Geld unbedingt zurückzahlen.“

„Ich werde es auch zurückzahlen.“
Und ich log ihnen vor, daß ich Staatsgelder in Händen hätte.

Nachdem sie mich verlassen hatten, ging ich schnur-

stracks auf die Dame zu, machte einen Krachfuß und reichte ihr eine Handvoll Gulden hin.

„Ich bitte Sie,“ sagte ich, „dieses Geld für die Armen Ihres Kirchspiels von mir nehmen zu wollen.“

Ich weiß nicht, wie sie dies auffaßte; jedenfalls stand sie sogleich auf und reichte mir ihren Arm. Wir gingen um das Blumenbeet herum, stiegen in das Boot ein und ruderten zur Insel hinüber.

I I

Ich habe wohl nicht nötig, über ihr Harfenspiel viel zu sagen. Wir gingen in die Grotte. Sie setzte sich und spielte eine Eccossaise. Damals waren solch aufregende Romanzen wie: ‚Mein kleines Tigerchen‘ oder ‚Beiß mich, bis ich sterbe‘ noch nicht Mode. Es waren nur Eccossaisen, simple Eccossaisen im Schwange, nach denen man nur einen einzigen Pas tanzen konnte; man weiß ja, was damit gemeint ist. So war es auch in unserm Fall. Zuerst die Eccossaisen und dann kamen die Bredouillen, bis ich die Katze im Sack hatte . . . Dann ruderten wir wieder beide wohlbefriedigt zurück.

I 2

Ich will Ihnen offen und unverhohlen gestehen, daß ich mich in einer sehr träumerischen Stimmung befand, die durchaus nicht zu dem von mir ausgedachten Plan paßte. Wissen Sie, wenn man sich den Dreißigern nähert — ich war damals fast so weit —, fängt man an, zurückzudenken. Ich erinnerte mich die ganze Zeit an meine ‚Liebesgeschichten‘, an alle die

bescheidenen Kornblumen in den Getreidefeldern meiner Heimat, sodann an die Kleintussinnen und Polinnen in den steinernen Bauernhütten, und nun war ich auf einmal — hol's der Teufel — bei der Grotte der Kalypso angelangt . . . Ach, und dieses göttliche Weib! . . . dies alles beschwor natürlich mancherlei Erinnerungen herauf. Aber plötzlich ward mir so traurig ums Herz, daß ich die Dame allein das Boot mit der Kette festmachen ließ, während ich mich selbst schnell in den Saal zurückbegab. Als ich ihn zuvor verlassen, hatte man dort noch dem Glücksspiel gehuldigt. Jetzt fand ich ihn voller Lärm und Streit! Und was für ein Streit! Cholujan saß auf seinem Platze, die Kameraden jedoch waren alle aufgestanden, und einige hatten sogar ihre Mützen aufgesetzt. Alle schrien durcheinander und bestritten die Richtigkeit von Cholujans Spiel. Sie hatten abermals alles an ihn verloren.

Die Offiziere sagten: ‚Wir werden bezahlen, aber um es recht zu sagen, wir schulden Ihnen nichts.‘

Bei diesen Worten kam ich eben in den Saal und sagte: ‚Auch ich bin Ihnen nichts mehr schuldig. Die fünfzehn Gulden, die Sie mir geliehen, habe ich an Ihre Frau zurückgezahlt.‘

Der Offiziere bemächtigte sich eine große Unruhe. Cholujan wurde vor Ärger weiß wie ein Handtuch, weil ich ihn überlistet hatte. Er nahm die Karten in die Hand, schüttelte sie hin und her und schrie: ‚Sie lügen! Sie — Gauner!‘

Damit schleuderte mir der Halunke die Karten ins

Gesicht. Ich beherrschte mich und sagte: ‚Aber nicht doch, Bruder, einem Gauner bin ich doch immerhin noch meterweit überlegen‘ und damit gab ich ihm — hast du nicht gesehen — eine Backpfeife . . . Er griff nach seinem Stock, zog einen Degen aus feinstem Tole-
daner Stahl hervor und stürzte sich damit, die Kanaille, auf mich Unbewaffneten.

Meine Kameraden sprangen vor und verhüteten ein Unglück. Die einen hielten seine Arme fest, die andern rissen mich zurück. Er schrie: ‚Sie sind allesamt Halunken! Aber keiner von Ihnen hat jemals meine Frau zu Gesicht bekommen!‘

‚Nun, Väterchen, da erspar dir nur deine Beweise, wir haben sie recht genau beguckt.‘

‚Wo? Wen?‘

Man antwortete ihm: ‚Lassen Sie's gut sein, darüber wollen wir uns nicht streiten. Wir kennen natürlich Ihre Frau sehr gut.‘

Als Antwort darauf begann er wie ein Satan zu lachen, spuckte aus, ging in sein Zimmer und verschloß die Thür hinter sich.

13

Und was denken Sie? Der Kerl hatte recht. Sie können sich auch nicht annähernd vorstellen, wie wir eingeseift worden waren. Betrug über Betrug, Gemeinheit über Gemeinheit!

Stellen Sie sich vor, es erwies sich als richtig, daß wir seine Frau in der That nicht einmal zu Gesicht bekommen hatten. Er hatte uns nicht der Ehre für würdig

gehalten, uns mit seiner wirklichen Familie bekannt zu machen, und hatte sie während unseres ganzen Aufenthalts in den Hinterzimmern versteckt gehalten, wohin wir nie gekommen waren. Und jenes Püppchen, um dessetwillen wir alle den Verstand verloren, dessen Händchen und Füßchen zu küssen wir für ein Glück gehalten hatten, um dessetwillen sogar einer sein Leben gelassen hatte, das war — weiß der Teufel, was für eine das war . . . weiter nichts als eine Harfenspielerin aus einem Kaffeehaus, die man für einen Gulden mieten konnte, damit sie im EvaKostüm vor einem tanzte . . . Sie war aus dem Kaffeehaus hierher geholt worden, um uns das Geld aus der Tasche zu ziehen, und der Halunke hatte seinen Profit mit ihr gemacht . . . Und dieser Cholujan selbst, mit dem wir gespielt hatten, war durchaus nicht Cholujan, sondern ein ebenfalls engagierter Falschspieler. Der richtige Cholujan aber war jener Antoschka Dünnebein, der den ganzen Tag mit seinem mageren Hündchen auf die Jagd gegangen war . . . Er war der Macher vons Ganze gewesen! Da haben Sie die Gauner, die richtigen Gauner! Jetzt können Sie sich selbst ein Urteil bilden, wie uns Dffizieren zumute war, in welcher dummen Lage wir uns befanden. Und weshalb das alles? Nur wegen dieser, man kann wohl sagen, gemeinen, dreckigen Hure!

Ich erfuhr dies alles als erster von allen Kameraden, und dennoch bereits zu spät, weil meine ganze militärische Laufbahn wegen dieser niedrigen Affäre schon vernichtet war. Dies hatte ich der Dummheit meiner Kameraden zu verdanken. Unsere Herren Dffiziere

fühlten sich durch meine Handlungsweise auch noch beleidigt und fanden, daß ich unehrenhaft gehandelt hätte, indem ich — beachten Sie wohl! — das Geheimnis einer Dame ihrem Gatten verraten hätte . . . O Gott, so eine Dummheit! Man forderte indes, daß ich aus dem Regiment ausscheiden sollte. Es war nichts zu machen, ich nahm meinen Abschied. Als ich durch die Stadt reiste, traf ich den Juden wieder, und er erzählte mir den wahren Sachverhalt.

„Aber wie ist denn das möglich,“ fragte ich, „warum hat denn der Pope gesagt, daß man die Dame unter dem Vorwand, ihr etwas für die Armen zu geben, haben könne?“

„Das ist auch ganz in Ordnung,“ sagte der Jude, „nur hat der Pope die richtige Dame gemeint, die in den Zimmern versteckt war, aber nicht dieses Schwein, das Sie für eine anständige Frau gehalten haben.“

Mit einem Worte, wir waren von oben bis unten eingeseift worden. Ich habe eine ziemlich kräftige Konstitution, aber dies erschütterte mich doch so stark, daß mich das Moldauische Fieber packte. Mit Mühe schleppte ich mich in die Heimat zu den schlichten gutmütigen Herzen zurück und war froh, daß ich in einem Judenstädtchen den Posten eines Stadthauptmanns bekam . . . Ich will es nicht bestreiten . . . Ich habe nicht wenig Händel mit den Juden gehabt, muß aber auch anerkennen, daß ich mancherlei von ihnen gelernt habe. Nun Gott sei Dank, ich habe mein Leben gelebt und habe mein ordentliches Auskommen. Aber

wissen Sie, wenn ich mich an dieses Moldauische Fieber erinnere, schüttelt es mich jedesmal wieder.“

Da sich der Erzähler höchst ungemütlich fühlte, schnürte er das große Kissen auf und goß sich ein Glas von der amethystfarbenen Flüssigkeit ein, auf der ‚Alter Klosterlikör‘ stand. Dabei sagte er: „Meine Herren, trinken wir auf das Wohl der Juden und auf das Verderben der schlimmsten Gauner der Welt, der Rumänen!“

„Warum nicht, ein höchst origineller Trinkspruch!“

„Ja,“ ließ sich ein anderer vernehmen, „aber dürfte es nicht noch besser sein, wenn wir in dieser Nacht, wo ‚der Freund der Sünder‘ geboren wurde, allen Gutes und niemandem Schlechtes wünschen?“

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet!“

Auch der alte Offizier stimmte zu, sagte auf deutsch: „Einverstanden!“ und trank seinen Becher leer.

Die Stimme der Natur

!

Der bekannte Militärschriftsteller General Kosti-
law Andrejewitsch Fadejew, der lange Zeit im Gefolge
des inzwischen verstorbenen Feldmarschalls Barjatiu-
skij gewesen war, erzählte mir folgenden komischen
Fall.

Auf einer Reise vom Kaukasus nach Petersburg
wurde der Fürst eines Tages unterwegs von einem
Unwohlsein befallen und ließ den Arzt kommen. Es
war, wenn ich nicht irre, in Lemir-Chan-Schura.
Der Arzt untersuchte den Kranken und fand nichts
Gefährliches in seinem Zustand; er stellte fest, daß der
Feldmarschall einfach überanstrengt sei und sich von
dem Rattern und Schütteln der Wagenfahrt unbe-
dingt einen Tag erholen müsse.

Der Feldmarschall gehorchte dem Doktor und
willigte ein, in der Stadt zu bleiben. Allein der Gast-
hof war widerlich schmutzig, und ein Privatquartier
war nicht vorbereitet worden, da diesen Fall ja niemand
vorausgesehen hatte. Es tauchte plötzlich die schwierige
Frage auf, wo man einen so erlauchten Gast für die
nächsten vierundzwanzig Stunden unterbringen sollte.

Man begann umherzulaufen und nach einer Woh-
nung zu suchen. Unterdes blieb der erkrankte Feld-
marschall im Gasthof und legte sich auf einem schmutzi-
gen Diwan nieder, den man nur mit einem sauberen
Laken überdeckt hatte.

Inzwischen hatte sich die Kunde von diesem Ge-
schehnis natürlich mit Windeseile in der ganzen Stadt

verbreitet. Alle Offiziere eilten schleunigst heim, um sich zu säubern und in Paradeuniform zu werfen, während die Zivilbeamten ihre Stiefel wuschten und die Haare pomadisierten. Dann scharten sie sich vor dem Gasthof auf dem gegenüberliegenden Gehsteig zusammen. Dort standen sie und hielten Ausschau, ob sich der Feldmarschall nicht einmal am Fenster zeigen würde.

Plötzlich drängte sich ein Mann von hinten durch die Beamten. Es geschah ganz unerwartet, und niemand konnte sich erklären, was er wollte. Er sprang vor und lief geradewegs zum Gasthof hinüber, wo der Feldmarschall auf dem mit einem Laken bedeckten schmutzigen Divan lag, und begann zu rufen: „Ich kann nicht anders, in mir erhebt sich die Stimme der Natur.“

Man schaute ihm nach und staunte über seine Frechheit. Die Ortseintwohner kannten den Mann alle und wußten, daß er keinen hohen Rang bekleidete, denn er war weder Staatsbeamter noch Militär, sondern nur ein Aufseherchen bei dem kleinen Proviantamt, wo er gemeinsam mit den Ratten die staatlichen Zwiebäcke und Stiefelsohlen benagte und sich auf diese Weise mit der Zeit ein hübsches Holzhäuschen mit einem Aufbau gegenüber dem Gasthof ernagt hatte.

2

Der Aufseher eilte ins Gasthaus und bat Fadejew, ihn unverzüglich dem Feldmarschall zu melden.

Fadejew und alle übrigen begannen ihn auszufragen: „Warum wollen Sie gemeldet werden? Es

ist durchaus nicht zulässig, es wird kein einziger Beamter empfangen werden, denn der Feldmarschall hat hier nur einen kurzen Aufenthalt genommen, um von den Strapazen der Reise auszuruhen. Sobald er sich erholt hat, reist er weiter.“

Allein der Proviantamtsinspektor blieb bei seinem Verlangen und bat nur noch inständiger, unbedingt dem Fürsten gemeldet zu werden. „Ich suche keinen Ruhm und keine Ehren,“ sagte er, „ich komme nicht in dienstlicher Eigenschaft, wie Sie vielleicht denken, sondern mein dankerfülltes Herz treibt mich dazu. Ich bin dem Fürsten über alles in der Welt verpflichtet und wünsche, von der Stimme der Natur getrieben, jetzt, wo es mir in jeder Beziehung gut geht, eine Dankeschuld abzutragen.“

Man fragte ihn: „Aber worin besteht denn nach der Stimme der Natur Ihre Pflicht?“

Er antwortete: „Solcherart ist die Pflicht meiner dankbaren Natur: Der Fürst kann hier in dieser staatlichen Unsauberkeit nicht gut ausruhen. Ich besitze jedoch hier gegenüber ein eigenes Haus mit einem Aufbau. Meine Frau ist eine Deutsche; unser Haus wird sauber und ordentlich gehalten: ich habe also für den Fürsten und für Sie im Obergeschoß zwei helle, saubere Zimmer zur Verfügung. An allen Fenstern hängen weiße Spitzengardinen, und die reinlichen Betten sind mit feiner Leinwand überzogen. Ich wünsche von ganzem Herzen, den Fürsten wie einen leiblichen Vater bei mir aufzunehmen, denn ich bin ihm für mein ganzes Leben verpflichtet, und ich

gehe nicht eher von hier fort, bis man ihm alles gemeldet hat.“

Er bestand so hartnäckig auf seinem Wunsch und weigerte sich so energisch, hinauszugehen, daß es der Feldmarschall im Nebenzimmer hörte und fragte: „Was ist das für ein Lärm? Will man mir nicht melden, weshalb dort so laut gesprochen wird?“

Fadejew erstattete Meldung. Der Fürst zuckte mit den Achseln und sagte: „Ich weiß durchaus nicht, was das für ein Mann ist und wofür er mir verpflichtet sein soll; sehen Sie sich jedoch die Zimmer mal an, die er uns anbietet. Wenn sie besser sind als diese Bude hier, will ich seine Aufforderung gerne annehmen und ihn für die Unruhe, die ich ihm verursache, bezahlen. Erkundigen Sie sich, wieviel er verlangt.“

Fadejew ging mit dem Aufseher fort und nahm die Zimmer in Augenschein. Als er zurückkam, berichtete er dem Fürsten: „Die Wohnung ist sehr ruhig und ungewöhnlich sauber. Von einer Bezahlung will der Hausherr nichts wissen.“

„Wieso, warum?“ fragte der Feldmarschall.

„Er sagt, daß er Ihnen tief verbunden ist, daß ihn die Stimme der Natur treibt, und daß er es für ein Glück hält, Ihnen seine schuldige Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. ‚Wenn Sie jedoch bezahlen wollen,‘ meint er, ‚kann ich meine Tür nicht aufmachen.‘“ Der Fürst Barjatinskij lachte und lobte den Beamten.

„Ich merke,“ sagte er, „daß der Mann Mut und

Charakter besitzt; das sind in unserem Lande seltene Eigenschaften geworden. Ich mag solche Leute gern leiden. Obwohl ich mich nicht entsinnen kann, weshalb er mir verpflichtet ist, werde ich doch zu ihm hinübergehen. Reichen Sie mir Ihren Arm, und verlassen wir dies Lokal.“

3

Sie gingen über die Straße dem Hause zu. Schon am Pförtchen kam der Aufseher dem Feldmarschall entgegen; der Beamte war geschneigelt und gebügelt, hatte sämtliche Knöpfe eingeknüpft, und sein Gesicht strahlte vor Freude.

Der Fürst schaute sich um und sah, daß alles vor Sauberkeit und Frische leuchtete; hinter dem Zaun lugten grüne Sträucher hervor, und die Rosen standen in voller Blüte. Dem Fürsten selbst wurde fröhlich zumute.

Er fragte den Hausherrn nach seinem Namen.

Der antwortete, daß er Filipp Filippowitsch heiße.

Der Fürst setzte die Unterhaltung mit ihm fort und sagte: „Es ist sehr schön bei dir, Filipp Filippowitsch, es gefällt mir hier; ich kann mich nur nicht erinnern, wo und wann ich dich getroffen oder gesehen habe, und was ich dir für einen Dienst erwiesen haben soll.“

Der Aufseher antwortete: „Euer Erlaucht haben mich sehr oft gesehen; wann es gewesen ist, wird sich später herausstellen, sofern es Erlaucht wirklich vergessen haben.“

„Warum denn später, wenn ich mich jetzt gleich an dich erinnern will?“

Allein der Aufseher schwieg.

„Ich bitte Erlaucht um Verzeihung,“ sagte er endlich, „wenn Sie sich selbst nicht daran erinnern, so er-
kühne ich mich nicht, es von mir aus zu sagen, sondern die Stimme der Natur wird es Ihnen offenbaren.“

„Unsinn! Welche ‚Stimme der Natur‘ denn, und weshalb willst du es nicht selbst sagen?“

Der Aufseher versetzte: „Ich wage es nicht“, und schlug die Augen nieder.

Inzwischen waren sie zum Obergeschoß hinaufgestiegen. Hier herrschte noch größere Ordnung und Sauberkeit. Der Boden war mit Seife geschweert, mitten durch das Zimmer waren ebenso wie auf dem sauberen Treppchen weiße Läufer gespannt; im Wohnzimmer befand sich ein Divan, davor ein runder Tisch, auf dem ein glasierter mit Wasser gefüllter Krug stand, worin ein Strauß Rosen und Veilchen staß. Daneben war das Schlafzimmer mit einem türkischen Teppich hinter dem Bett. Auch hier sah man ein Tischchen, worauf eine Karaffe mit frischem Wasser und abermals ein Glas mit einem Blumenstrauß stand. Auf einem besonderen Tischchen lagen Federn, Linte, Papier, Briefumschläge, Siegellack und Petschaft.

Der Feldmarschall übersah dies alles sogleich mit einem Blick, und es gefiel ihm sehr.

„Man sieht,“ sagte er, „daß du Schliff hast, Filipp Filippowitsch, du weißt, was sich gehört. Mir ist's

wirklich so, als ob ich dich schon mal gesehen hätte, aber ich kann mich nicht entsinnen.“

Doch der Aufseher lächelte nur und sagte: „Wollen Sie sich nicht beunruhigen; durch die Stimme der Natur wird alles seine Erklärung finden.“

Barjatskij mußte lachen: „Demnach“, sagte er, „bist du selbst nicht Filipp Filippowitsch, sondern eine ‚Stimme der Natur‘.“ Und er begann sich außerordentlich für diesen Mann zu interessieren.

4

Der Fürst legte sich in das saubere Bett und streckte Arme und Beine aus. Es war ihm so wohl zumute, daß er sogleich einschlummerte. Als er eine Stunde später in prächtiger Stimmung aufwachte, stand bereits gekühlter Kirschsorbet vor ihm, und der Hausherr selbst bat den Fürsten, ihn zu kosten.

„Lassen Sie sich nicht auf die Arzneien der Mediziner ein, Euer Erlaucht,“ sagte er, „sondern genießen Sie bei uns nur die Natur und den Hauch der Atmosphäre.“

Der Fürst antwortete ihm heiter, daß all dies sehr schön sei; „und ich muß dir gestehen,“ setzte er hinzu, „daß ich prachtvoll geschlafen habe, aber hol's der Teufel, ich habe auch im Schlaf immer daran denken müssen, wo ich dich schon einmal gesehen oder ob ich dich überhaupt noch nicht gesehen habe.“

Der andere antwortete: „Nicht doch, Sie liebten sehr wohl mich zu sehen, aber nur in einer ganz anderen Gestalt der Natur, und darum erkennen Sie mich jetzt nicht wieder.“

Der Fürst sagte: „Schön, mag sein. Aber jetzt ist außer mir und dir niemand hier; wenn dort im Nebenzimmer jemand ist, dann schicke alle hinaus, sie sollen so lange auf der Treppe bleiben. Du aber sage mir ganz offen und ohne jede Heimlichkeit, wer du bist und worin deine geheime Missethat besteht. Ich verspreche dir, Verzeihung zu gewähren, und werde mein Versprechen halten, so wahr ich der Fürst Barjatinskij bin.“

Allein der Beamte wußte darauf nur zu lächeln und antwortete, daß er sich ganz unschuldig fühle und sich auch nie eine Verfehlung habe zuschulden kommen lassen, sondern nur nicht wage, den Fürsten wegen seines schlechten Gedächtnisses ‚in Konfusion zu bringen‘. „So und so,“ sagte er, „ich werde wegen Ihrer Güte ewig an Euer Erlaucht denken und schließe Sie in jedes meiner Gebete mit ein. Wenn unser Kaiser und die ganze kaiserliche Familie ständig jemand vor Augen gehabt und bemerkt haben, so vergessen sie ihn nimmer wieder. Gestatten Sie deshalb,“ sagte er, „daß ich Sie nicht mit Worten an mich erinnere; wenn es Zeit ist, will ich Ihnen mit aller Deutlichkeit durch die Stimme der Natur alles eröffnen, und dann werden Sie sich erinnern.“

„Aber auf welche Weise willst du es denn bewerkstelligen, daß du mir durch die Stimme der Natur alles entdeckst?“

„Mit der Stimme der Natur läßt sich dies alles sehr leicht bewerkstelligen“, antwortete er.

Der Fürst lächelte über den Narren und sagte: „Du hast recht, es ist nicht schön, jemanden zu ver-

gessen, und unser Kaiser und seine ganze Familie haben in der That ein ganz erstaunliches Gedächtnis. Das meinige ist jedoch schwach. Ich will dich nicht zwingen, tue, wie du es für richtig hältst; ich will nur wissen, wann du mir deine Stimme entdecken willst, denn ich habe mich in deinem Hause bereits sehr gut wieder erholt und gedenke wegen der Kühle nach Mitternacht abzufahren. Du sollst mir sagen, womit ich dich für die Ruhe, die ich bei dir genossen habe, belohnen soll, denn anders ist es bei mir nicht Brauch.“

Der Aufseher antwortete: „Ich werde mich sputen, Euer Erlaucht bis Mitternacht die ganze Stimme der Natur zu enthüllen, wenn Sie in Hinsicht auf die Belohnung mir einen Wunsch nicht versagen, der für mich das Kostbarste auf Erden bedeutet.“

„Schön,“ antwortete der Fürst, „ich gebe dir mein Wort, daß ich dir gewähren werde, worum du bittest; nur verlange nichts Unmögliches von mir!“

Der Aufseher antwortete: „Ich werde nicht um etwas Unmögliches bitten, ich wünsche mir nur über alles in der Welt, daß Sie mir die Gunst gewähren, mit mir in das Untergeschoß zu kommen, daß Sie sich mit uns zu Tisch setzen und einen kleinen Imbiß einnehmen. Wenn Sie das nicht wollen, brauchen Sie auch nur ein bißchen bei uns zu sitzen, denn ich begehe heute meine silberne Hochzeit. Fünfundzwanzig Jahre sind es her, seit ich Amalia Iwanowna durch Ihre Gnade als meine Frau heimführte. Abends um elf wird sich diese Stunde zum fünfundzwanzigsten Male jähren; um Mitternacht aber können Sie, wenn es Ihnen

gefällig ist, dank der abgekühlten frischen Luft bequem weiterreisen.“

Der Fürst willigte ein und gab sein Wort, konnte sich aber trotzdem immer noch nicht entsinnen, was dieser Mensch war und woher er stammte und wieso er dank seiner Gnade vor fünfundzwanzig Jahren Amalia Iwanowna geheiratet hatte.

„Ich werde sogar mit Vergnügen bei diesem Narren zu Abend essen,“ sagte der Fürst zu Fadejew, „denn er interessiert mich sehr. Und die Wahrheit zu sagen, mir ist, als ob ich ihn kenne, nicht nur ihn, sondern auch diese Amalia Iwanowna, aber was eigentlich mit ihnen los war, dessen kann ich mich nicht entsinnen. Warten wir auf die ‚Stimme der Natur‘!“

5

Gegen Abend war der Feldmarschall gänzlich wieder hergestellt. Er ging sogar mit Fadejew ein Stück spazieren, sah sich die Stadt an und ergöhte sich am Sonnenuntergang. Als er um zehn Uhr nach Hause zurückkehrte, erwartete ihn der Hausherr bereits und bat ihn zu Tisch.

Der Fürst sagte: „Sehr erfreut, ich werde gleich kommen.“

Fadejew scherzte, daß sich dies sogar recht gut träfe, da er nach dem Spaziergang Appetit verspüre und sehr gern essen wolle, was Amalia Iwanowna dort zurechtgemacht habe.

Barjatskij hatte nur die eine Befürchtung, daß ihn der Hausherr auf den Ehrenplatz setzen, ihm Cham-

pagner vorsetzen und ihn zu sehr traktieren würde. Aber alle diese Befürchtungen waren unnütz. Der Aufseher zeigte auch bei Tisch ebensoviel Takt wie in den vorhergegangenen Stunden, die der Fürst in seinem Hause geweilt hatte.

Der Tisch war schön aber einfach gedeckt. In einem sehr geräumigen Saal war ein sauberes, aber bescheidenes Buffet aufgestellt. Zwei schmiedeeiserne Kandelaber von prachtvoller französischer Arbeit, deren jeder sieben Kerzen faßte, waren angezündet. Auf dem Buffet standen einige gute Sorten einheimischen Weins und dazwischen dickbäuchige Flaschen mit handgeschriebenen Aufschriften.

Dies waren verschiedene selbstgezogene Liköre von vortrefflichem Geschmack, wie Himbeer-, Kirsch- und Stachelbeerlikör.

Als der Aufseher den Gästen ihre Plätze anwies, zeigte sich abermals seine Gewandtheit. Er führte den Fürsten nicht ans Ende der Tafel zum Platz des Hausherrn, sondern bat ihn, sich niederzulassen, wo es ihm beliebte: das war zwischen seinem Adjutanten und einer bildhübschen jungen Dame. Auf diese Weise hatte der Feldmarschall Gelegenheit, wenn er Lust hatte, ein Wort zu reden und sich mit Liebenswürdigkeiten gegen das schöne Geschlecht zu befassen.

Der Fürst kam denn auch sogleich mit der jungen Dame ins Gespräch. Er interessierte sich dafür, woher sie stamme, wo sie erzogen sei und was sie in dieser entlegenen Kreisstadt für Zerstreuung habe.

Sie antwortete ihm auf alle Fragen sicher und ohne

jede Ziererei und eröffnete ihm, daß sie sich vor allem mit Lektüre beschäftige. Der Fürst fragte, was für Bücher sie lese.

Sie antwortete: „Die Romane von Paul de Kock.“

Der Fürst lachte und meinte, dies sei ein lustiger Schriftsteller. Dann fragte er: „Welche Romane haben Sie denn gelesen?“

Sie antwortete: „Der Konditor“, „Schwester Anna“ und andere.“

„Und unsere russischen Schriftsteller lesen Sie nicht?“

„Nein,“ sagte sie, „die lese ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Bei ihnen ist so wenig Mondänes zu finden.“

„Und Sie lieben das Mondäne?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil wir von unserm eigenen Leben selbst alles wissen, während das andere weit interessanter ist.“

Und dann sagte sie, sie habe einen Bruder, der einen Roman aus dem mondänen Leben geschrieben habe.

„Das ist ja sehr interessant“, sagte der Fürst. „Darf man denn nicht mal ein bißchen sehen, was er da geschrieben hat?“

„Sehr gern“, versetzte die Dame und brachte ein kleines Heft herbei, in dem Barjatinskij nur die erste Seite überflog, um es dann höchst belustigt Fadejew weiterzureichen, wobei er sagte: „Sehen Sie nur, wie elegant das gleich anfängt.“

Fadejew las die ersten Zeilen dieses mondänen Romans und geriet sogleich in die heiterste Stimmung.

Der Roman begann mit den Worten: „Ich, ein Mann von Welt, stehe um zwölf Uhr auf und trinke den Morgentee nicht daheim, sondern fahre ins Restaurant.“

„Ist das nicht wundervoll?“ fragte Barjatskij.

„Sehr gut!“ antwortete Fadejew.

In diesem Augenblick, wo sich alle in prächtiger Stimmung befanden, stand der Hausherr plötzlich auf, hob einen Becher perlenden Weins empor und sagte: „Ich bitte Euer Erlaucht um die Genehmigung, mir an diesem für mich unschätzbar kostbaren Tage zu unser aller und meinem besonderen Vergnügen die Erklärung zu gestatten, wer ich bin, woher ich stamme und wem ich mein Glück und meine Wohlfahrt zu verdanken habe. Aber ich kann dies nicht mit dem kalten Wort der menschlichen Stimme ausdrücken, da ich mich nur auf Geldsachen verstehe, sondern ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit aller Gesezmäßigkeit meines Daseins in Ihrer aller Anwesenheit feierlich der Stimme der Natur freien Lauf zu lassen!“

Jetzt war für den Feldmarschall der Augenblick gekommen, verlegen zu werden, und er geriet derartig in Verwirrung, daß er sich hinunterbeugte, als ob er seine Serviette aufheben wollte. Dabei flüsterte er: „Bei Gott, ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll, worum bittet er eigentlich?“

Die junge Dame, seine Nachbarin, flüsterte jedoch: „Haben Sie keine Angst, geben Sie Ihre Einwilligung, Filipp Filippowitsch sinnt nichts Schlechtes.“

Der Fürst dachte: „Ist sie's oder ist sie's nicht, ganz gleich, mag er seine Stimme ertönen lassen.“

„Ich bin ein Gast wie alle anderen,“ sagte er, „Sie sind der Hausherr, tun Sie, was Sie wollen.“

„Ich danke Ihnen und allen anderen“, sagte der Aufseher, und nachdem er Amalia Iwanowna zugewandt hatte, sagte er: „Geh, Frau und bringe herbei, was du selbst einst auf deinen Händen getragen hast!“

6

Amalia Iwanowna ging hinaus, kam mit einem großen, blank polierten kupfernen Waldhorn zurück und gab es ihrem Manne. Er nahm das Horn, setzte es an die Lippen und war im selben Augenblick wie umgewandelt. Kaum hatte er die Backen aufgeblasen und einen Ton, machtvoll wie Donnerrollen hervorgebracht, als der Feldmarschall rief: „Halt, ich hab's jetzt, Bruder, daran erkenne ich dich gleich wieder! Du bist der Musiker vom Jägerregiment, den ich wegen seiner Ehrenhaftigkeit zur Beaufsichtigung eines spitzbübischen Intendanturbeamten fortgeschickt habe.“

„So ist's, Euer Durchlaucht“, antwortete der Hausherr. „Ich wollte Sie nicht selbst daran erinnern, sondern die Stimme der Natur sprechen lassen.“

Der Fürst umarmte ihn und rief: „Meine Damen und Herren, lassen Sie uns alle auf das Wohl dieses Ehrenmannes unser Glas austrinken!“

Nachdem sie die Gläser bis auf die Neige geleert hatten, setzte der Feldmarschall, der sich wieder pudelwohl fühlte, in außerordentlich heiterer Stimmung seine Reise fort.

Platzhalter

Eine bukolische Erzählung
auf historischer Grundlage

! ,Diese Brut ist nicht auszurotten!'

Das Plaghalten ist in Rußland ein sehr altes und ernst zu nehmendes Übel. „Wenn es eigentlich auch noch niemals Schaden angerichtet hat, ein Übel bleibt es doch,“ sagte einmal ein Herr zu mir, der sich durch seine Rechtschaffenheit rühmlichst bekannt gemacht hatte. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit folgenden, meiner Meinung nach nicht uninteressanten anekdotischen Vorfall aus der guten, alten Zeit. Es handelt sich um den ehemaligen Finanzminister, den bekannten Grafen Cancrin. Ich habe die Geschichte niedergeschrieben, gleich nachdem ich sie vernommen, und werde sie hier fast mit denselben Worten wiedergeben, wie ich sie gehört habe.

I

Graf Cancrin war ein tatkräftiger, kluger Mann, hatte jedoch eine Vorliebe für galante Abenteuer. Damals pflegten übrigens alle den Frauen nachzulaufen. Dies vererbte sich im Finanzministerium scheinbar weiter, denn auch der verstorbene Wrontschenko war ein gewaltiger Courmacher, nur wußte er diese Kunst nicht so elegant und liebenswürdig auszuüben wie Cancrin.* So war die herrschende Stimmung: man tanzte am Rande des Grabes.

Auch wer sich aus Liebesaffären im Grunde gar

* Graf Jegor Franzowitsch Cancrin, geboren im Jahre 1774, war 1812 Generalintendant und wurde 1823 Finanzminister. Er starb 1846. Er war ein hervorragender Finanzmann und machte sich auch als Schriftsteller einen Namen. Er schrieb in deutscher Sprache. U. d. U.

nichts machte, bemühte sich, hinter seinen Zeitgenossen nicht zurückzustehen.

Wenn auch nicht um des Bedürfnisses willen, so doch wenigstens der Ordnung und des Anstands halber hatte jedermann eine Dame, die er aushielt. Tänzerinnen und Zigeunerinnen waren die große Mode, zuweilen würdigte man jedoch auch andere Persönlichkeiten von entsprechender Bedeutung seiner Neigung. Außerdem pflegte niemand seine Sünden geheim zu halten, im Gegenteil, oft genug wünschte man sogar, daß davon geredet würde. Dies gab der Gesellschaft Gelegenheit, über ‚die alten Sünder‘ ihre Witze zu machen.

Man erzählte sich von ihnen die eine oder andere komische Anekdote, und dies verschaffte ihnen einen gewissen Ruf und empfahl sie als brave und amüsante vieux garçons.

Wenn der Name des Sünders in Verbindung mit irgendeinem guten Spaß vor gewissen hohen Persönlichkeiten erwähnt wurde, konnte es vorkommen, daß dies dem Erwähnten von Nutzen war. Man legte also Wert auf solche Dinge und verstand aus der Aufmerksamkeit, die man auf sich lenkte, einen Vorteil zu ziehen.

Es gab sogar alte Herren, die mit Absicht komische Liebesgeschichten über sich in Umlauf brachten und in dieser Kunst eine bemerkenswerte Virtuosität erreichten. Spätere Kritiker, die das wirkliche Leben der Vergangenheit nicht genau kannten, hielten das Bestreben, ‚den Morgentee zu dritt zu trinken‘, für eine Folge

der nihilistischen Epoche; doch das ist unrichtig. Diese Dinge waren schon lange vor dem Erscheinen der Nihilisten bekannt und wurden damals sogar viel intensiver betrieben, nur sah man dies alles mit anderen Augen an und ‚der Tee zu dritt‘ hatte noch keine tendenziöse Auslegung erfahren.

Welche Schwerenöter die alten Herren damals waren und wie sehr ihre galanten Abenteuer die Gesellschaft amüsierten, ersieht man am besten aus dem Spielplan der Theater. Die Komödientheater nahmen sich nicht selten einen Lebenden direkt zum Vorbild. In den Vaudevilles ‚Novizen der Liebe‘ und ‚Seine Excellenz oder ein Mittel zu gefallen‘ waren die Hauptpersonen dem wirklichen Leben nachgebildet. Heute weiß man nicht einmal mehr die Titel all jener Stücke, aber damals pflegte man die Personen des Spiels im Theater mit Namen zu nennen und herzlich über sie zu lachen. Viele Schauspieler, insonderheit der bekannte Martynow, hatten die Gewohnheit, in ihren Rollen die Herren der Gesellschaft, die sie zu verkörpern hatten, täuschend ähnlich zu kopieren. Es passierte sogar einmal, daß jemand, der die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, das Theater dazu benutzte und zu Martynow mit der Bitte kam, ‚eine Rolle so darzustellen, daß man ihn darin erkenne‘. Martynow mußte zwar über diesen Bittsteller lachen, schlug ihm jedoch seinen Wunsch nicht ab. Allein er tat in seiner komischen Art noch ein übriges und hätte dadurch dem ehrenwerten Herrn beinahe geschadet. Im übrigen hatte die List doch das gewünschte Resultat. Jener

Herr brachte sich dort, wo er es wollte, wieder in Erinnerung und erhielt einen soliden Posten.

Die Beamten des Finanzministeriums bildeten damals eine ganze Gesellschaft der berühmtesten Schürzenjäger, und der Minister selbst wurde in Kollegenkreisen nicht für den letzten gehalten. Als Mann von großem Esprit und lebhafter Phantasie hat Graf Cancrin stets eine große Anzahl von Liebesaffären gehabt. In der Zeit jedoch, wo der komische Vorfall passierte, den ich im folgenden erzählen werde, begann die Leistungsfähigkeit des Grafen bereits nachzulassen. Er hielt deshalb nicht so sehr aus freien Stücken, als um des Anstandes willen das Verhältnis mit einem Dämchen aufrecht, das sein Dasein irgendeinem Intendanturbeamten zu verdanken hatte.

Von seiner früheren Dienststellung her war der Graf Cancrin unter den Intendanturbeamten sehr bekannt, möglicherweise hatte man auch seinen früheren Eifer bei der Eroberung hübscher Frauen noch nicht vergessen. Der Graf pflegte solche Dämchen ‚Zuckermäulchen‘ zu nennen. Es ist durchaus nicht dasselbe, was Turgenjew in seinen Briefen mit ‚Pfundstücken‘ bezeichnet. ‚Pfundstücke‘ ist ein unschöner Dialektausdruck, aber ‚Zuckermäulchen‘ — da lief einem das Wasser im Munde zusammen.

Ich weiß ja nicht, wie Sie darüber denken, doch ich höre aus dieser Bezeichnung etwas Junges, Lustiges und Sorgloses heraus und sehe in dem Worte ‚Zuckermäulchen‘ nichts Grobes und Beleidigendes für das schöne Geschlecht.

In jener vergangenen Zeit also, wo der Graf Chef des Intendanturwesens war, hatten ihn die ‚Zuckermäulchen‘ stark beschäftigt und nicht wenig gekostet. In der Zeit jedoch, in der meine Erzählung spielt, wahrte er nur noch den Anstand und war nicht mehr so freigebig und aufmerksam gegen seine Damen wie früher.

Das ‚Zuckermäulchen‘, das er damals besaß, war nun obendrein von einer gewissen Bildung und hatte ein sehr lebhaftes Temperament. Es verlangte Aufmerksamkeiten, wurde ärgerlich und kapriziös, machte seinem Verehrer Szenen, kurz und gut, es wollte, daß er sich bemühe und es zuweilen zerstreue. Da der Graf alt und sehr beschäftigt war, vermochte er diesen Anforderungen nicht Genüge zu leisten. Darum wünschte er sehnlich — was ganz im Geiste der Zeit war —, daß ihm ein anderer einen Teil der Arbeit abnehme, die junge Person zu zerstreuen. Das wurde damals nicht nur geduldet, sondern sogar stark befürwortet, wenn der Platzhalter nach der Vorschrift der Etikette ein Mann von Lebensart war und die Bedeutung der Hauptperson, nämlich seines Patrons nicht herabsetzte.

Es war den Damen erlaubt, an allen öffentlichen Plätzen mit ihren Adjutanten zu erscheinen, und dies brachte keinem Schaden, weil es nichts anderes zur Folge hatte als den interessierten Ruf: ‚Sehen Sie nur, der Fürst N. betrügt den Grafen Z.‘ In Wirklichkeit konnte natürlich von irgendeinem Betrug nicht die Rede sein, denn alles ging mit beiderseitiger Zu-

stimmung vor sich, und der Name eines guten ‚Attachés‘ machte den Namen seines Patrons nur noch berühmter. Der alte Herr pflegte vormittags bei seiner Schönen vorzufahren, eine Tasse Kaffee oder Schokolade bei ihr zu trinken und bei seinem Abschied ein Bündel Banknoten dazulassen. Dann kam sein Platzhalter und vertrieb der Dame auf die angenehmste Weise die Zeit.

Aber das derzeitige Zuckermäulchen des Grafen war eigensinnig und trotzig. Die Schöne wollte sich mit niemand bekannt machen lassen und wurde für den Grafen durch ihre unablässigen Forderungen bald eine schwere Last.

Er wünschte sich ein etwas bequemeres Verhältnis, doch sie langweilte sich dabei und sang ihm ein ander Lied.

„So ohne jede Teilnahme des Herzens kann ich nicht sein,“ sagte sie, „ich bin nur für ernsthafte Verhältnisse.“

Der Graf stellte ihr zuweilen eindringlich vor, daß es ihm unmöglich sei, immerwährend bei ihr zu sitzen und ihr ‚Teilnahme des Herzens‘ zu bezeigen, doch sie erwiderte: „Doch! Sie haben diese Verpflichtung. Kommen Sie, amüsieren wir uns, ich werde Ihnen etwas vorlesen oder vorspielen.“

Sie wollte um keinen Preis der Welt begreifen, daß für ihn, den Minister, so etwas nicht anging. Er zerbrach sich den Kopf, ihre Ansprüche mit etwas anderem zu befriedigen, und begann seinen Plan auch in schlauer, kühner Weise auszuführen, doch endeten

alle seine Bemühungen mit einem überaus lächerlichen Resultat.

2

Der Graf wohnte im Sommer in Ljesnoje, das damals für den nettesten Villenvorort galt. Cancrin hatte selbst den Anstoß zur Besiedelung des Ortes gegeben und begünstigte ihn, wo er nur konnte.

Aus diesem Grunde wohl wohnten dort auch noch lange nachher die Direktoren des Finanzministeriums, doch ohne daß es ihnen gelang, den Ruf Ljesnojes aufrechtzuerhalten, der schließlich ganz dahinschwand. Cancrin hatte seine Dame etwas abseits untergebracht, in dem sogenannten Neuen Dorfe, wo es damals ebenfalls noch recht sauber und anständig aussah. In den Villen dieses Theils der Siedelung hausten in großer Zahl die liebenswerthen Geschöpfchen, die von hochgestellten Persönlichkeiten ausgehalten wurden. Die Villen dieser Damen waren unschwer zu bemerken; ein geübter Beobachter erkannte sie sofort an den kostbaren, schweren Vorhängen und an den Couplets, die aus den Fenstern erklangen; am häufigsten war folgendes zu vernehmen:

Wer spricht von uns nicht gut!
Nun ja — da ist kein Streit,
Wir sind von heißem Blut,
Stalla!

Mit der Antwort des Chores:

Zur Sünde stets bereit!
Zur Sünde stets bereit!

Lustig, ja lustig lebte sich's dort. Wohin ist das alles geschwunden, wohin verfliegen, seit sich das Bürgerpaß immer mausiger macht!

Als man zur Guitarre zu singen begann: ‚O schönes Mädchen, meine Seele! Du Stern, zu dem ich nicht den Blick erhebe!‘ waren die lustigen Couplets bald dahin.

‚Jedes Ding hat seine Zeit!‘ So ist's auch mit den Couplets. Und ebenso wird's der Operette ergehen, gegen die man heute noch einen vergeblichen Kampf führt.

Alles hat seine Zeit.

Cancrin pflegte seine einsame Schöne stets zu Pferd zu besuchen und nahm niemals einen Begleiter mit; doch hinderte ihn die gering bemessene freie Zeit, die ihm sein strenger Dienst ließ, diese Besuche so häufig abzustatten, wie sein Zuckermäulchen es verlangte, das ihm wegen seiner ernsthaften Forderungen so unbequem wurde.

Und zwar wurde das immer schlimmer. Die Dame langweilte sich und schmolte, während er, mit politischen und literarischen Arbeiten überlastet, ihr gar nichts mehr recht machen konnte. Sie verstand es, ihm solche Szenen zu machen, daß der Graf sich sogar zu fürchten begann, sie allein zu besuchen.

Neben der Villa des Grafen Cancrin in Ljesnoje wohnte in jenem Sommer der junge, fluge, vortrefflich gebildete P. N. K—schin, der der schmuckste Gardekavallerist seiner Zeit war. Er stammte aus einer Adelsfamilie meines Heimatsgouvernements Drjol, und ich

kannte seinen Vater und seine sämtlichen Angehörigen. Alle waren klug, hübsch, wohlgebaut, schwarzäugig — kurz und gut vortreffliche Burschen.

Trotz seiner Jugend und seinem militärischen Beruf, mit dem wir in unserer Vorstellung stets einen Hang zu ausschweifendem Leben verbinden, führte dieser interessante Nachbar des Grafen ein außerordentlich zurückgezogenes Dasein. Er saß stets zu Hause, las oder spielte Geige.

Sein Geigenspiel lenkte denn auch bald die Aufmerksamkeit des Grafen auf sich, der gleichfalls, und zwar kein schlechter Musiker war. Der Graf pflegte ziemlich oft in dem dunklen Nebenzimmer seines Kabinetts Geige zu spielen; auch das Kabinett war halb dunkel, weil große Bäume ihre Schatten auf die Fenster warfen, die außerdem noch durch mit grünem Marly bespannte Rahmen abgedämpft waren.

Wenn der Offizier spielte, legte der Graf zuweilen die Feder beiseite und hörte zu. Nachdem sein Interesse für den Geiger einmal wach geworden war, fragte er eines Tages seinen lettischen Kammerdiener: „Wer spielt eigentlich nebenan so gut Geige, mein Lieber?“

Der Diener antwortete: „Ein Offizier, Euer Erlauchter.“

„Wie heißt er, von welchem Regiment ist er?“

Der Kammerdiener erwiderte, daß er das nicht wisse.

„Nun, so befehle ich dir hiermit, es in Erfahrung zu bringen und mir zu melden.“

Der Kammerdiener erkundigte sich genau, und als er abends den Grafen auskleidete, teilte er ihm mit,

daß der Nachbar ein junger, unverheirateter Offizier des feudalistischen Garderegiments sei. Obwohl sehr begütert, lebe er dennoch ganz bescheiden. Dies gefiel dem Grafen. Wenn ein junger Mann — noch dazu ein Militär — immer daheim sitzt und liest, muß er unbedingt ein interessanter und moralisch hochstehender Mensch sein. Ein Windbeutel oder Bummelwürde würde jedenfalls nicht so zurückhaltend sein, sondern immerfort hin und herlaufen und einem vor den Augen herumschwirren. Noch vor dem Einschlafen kam dem Grafen ein Gedanke, der ihn auch während der Nacht nicht losließ. Kaum war er am nächsten Morgen erwacht, so hörte er den Offizier bereits wieder auf der höchsten Saite einen besonders schwierigen Triller von Paganini üben.

„Höre nur einer, wie gewandt dieses Offizierchen spielt!“ dachte der Graf, und es gelüstete ihn, sich seinen Nachbarn näher anzuschauen. Der kam denn auch wie gerufen ans Fenster und stellte sich dort mit seiner Geige auf.

Der Kammerdiener sagte: „Belieben Euer Erlaucht hinzuschauen, jetzt haben Sie das Offizierchen gerade vor Augen.“

Der Graf blickte hinüber und entgegnete dem Diener: „Du bist ein Tölpel, mein Lieber. Ist das etwa ein ‚Offizierchen‘? Nein, er ist ein Offizier wie er im Buche steht.“

Und der Graf verspürte den Wunsch, mit diesem Nachbarn bekannt zu werden.

Als der junge Offizier am nächsten Tage aus dem

Bade kam und am Garten des Grafen Cancrin vorüberging, stellte sich dieser ans Gitter und redete ihn an.

„Verzeihen Sie, Herr Leutnant, sind Sie es, der so gut Geige spielt?“

„Ich spiele Geige, Euer Erlaucht, das stimmt. Ich wage jedoch nicht zu glauben, daß ich gut spiele, und bitte um Verzeihung, wenn ich Erlaucht mit meinem Spiel belästige. Ich habe mich übrigens bemüht, die Zeit zu erfahren, in der ich nicht Gefahr laufe, Ihre Ruhe zu stören.“

„Aber nein doch, Sie stören nicht im geringsten. Haben Sie die Güte und spielen Sie! Ich spiele selbst und wäre erfreut, Sie näher kennen zu lernen. Bei meiner Frau pflegt sich auch immer eine ganze musikalische Gesellschaft einzufinden. Kommen Sie ohne alle Umstände, einfach als Nachbar zu mir, dann können wir ein wenig zusammen spielen.“

Der junge Mann verbeugte sich, und nachdem ihm der Graf die Stunde gesagt hatte, zu welcher ihn der junge Offizier ohne Umstände ‚einfach als Nachbar‘ besuchen konnte, trennten sie sich.

Der Kavallerist dankte dem Grafen und wußte von der Einladung mit großem Takte Gebrauch zu machen. Er ließ eine nicht zu kurze und nicht zu lange Zeit verstreichen, wie es die Höflichkeit und die Achtung vor der Persönlichkeit Cancrins, dieses an Geist, Energie und Talent wahrhaft bemerkenswerten Mannes, erheischten.

Während der beiden ersten Besuche wußte der kluge Leutnant den Grafen bereits außerordentlich für sich

einzunehmen. Der Graf hatte seine Freude an dem prächtigen jungen Mann und machte ihn im geheimen zum Werkzeug seiner Pläne. Der Offizier erschien ihm als der richtige Mann, mit dem er sich wenn auch nicht die Welt, so doch ein Teilchen höchst erwünschter Ruhe erobern konnte. Kürzer und einfacher, der Graf war überzeugt, daß seine unruhige Dame mit ihren seriösen Anschauungen und Forderungen sich unbedingt für diesen jungen Mann interessieren würde. Man brauchte die beiden nur miteinander bekannt zu machen, und sie würden gemeinsam lesen und Duette spielen, während er, der alte Herr, seine Ruhe hätte. Als der Offizier wieder einmal bei Cancrin zu Gast war, sagte der Minister zu ihm: „Sehen Sie nur, Herr Leutnant, wie schön es heute ist! Ich habe gar keine Lust, daheim zu sitzen und meine langweiligen Akten zu lesen. Ich würde mit dem größten Vergnügen ein wenig ausreiten; es hängt von Ihnen ab, mir diesen Spazierritt noch angenehmer zu gestalten.“

Der Leutnant antwortete: „Ganz zu Ihren Diensten!“ und fragte dann, auf welche Weise er dies Vergnügen vergrößern könnte.

„Sie werden es sehen,“ erwiderte der Graf, „lassen Sie Ihr Pferd satteln und vorführen. Wir werden zusammen ausreiten.“

Der Offizier stimmte mit Vergnügen zu. Der Befehl war bald erteilt und befolgt. Die Reitpferde wurden an der Treppe vorgeführt; der Graf und der junge Mann saßen auf und ritten davon.

Der Tag war wirklich prächtig und ganz dazu an-

getan, die Menschen froh zu stimmen und zu fröhlichem Plaudern anzuregen.

Der Graf trug wie gewöhnlich einen langschößigen Uniformrock mit rotem Kragen, eine große dunkle Brille mit grünen Seitengläsern und Galoschen. Diese hatte er bei jedem Wetter an und zog sie zuweilen sogar im Zimmer nicht von den Füßen. Auf dem Kopfe saß dem Grafen eine Dienstmütze mit einem großen Schild, der sein ganzes Gesicht beschattete. Er pflegte sich überhaupt sehr wunderbar zu kleiden, und trotz der damaligen Strenge der äußeren militärischen Form gestattete er sich große Abweichungen und Freiheiten. Der Kaiser tat, als ob er es nicht sähe, und die anderen wagten nicht, es zu bemerken.

Die Herren ritten ziemlich lange schweigend dahin; allein bei allem Schweigen war erkennbar, daß sich der Graf in bester Stimmung befand. Hin und wieder lächelte er und blickte seinen Gefährten fröhlich an. Als sie an die Stelle gelangt waren, wo der Weg nach rechts zu dem damals noch existierenden Walde abbog, hielt der Graf plötzlich sein Pferd an und sagte: „Hören Sie, Herr Leutnant, wollen wir nicht zu einer netten kleinen Frau reiten?“

Der junge Mann geriet über diese unerwartete Aufforderung ein wenig in Verlegenheit und meinte, daß er nicht wisse, ob es nicht unschicklich für ihn sei, als Ungebetener in ein fremdes Haus einzudringen.

„Ach, beunruhigen Sie sich nicht!“ antwortete der Graf. „Verlassen Sie sich ganz auf mich. Ich weiß schon, wohin ich Sie bitte. Ich versichere Sie, die junge

Person ist entzückend und hält gar nichts von all dem törichten Zeremoniell. Ich bin schon seit langem mit ihr befreundet und bin überzeugt, daß auch Sie den Wunsch haben werden, ihre Freundschaft zu erringen. Sie ist ziemlich klug und sieht reizend aus. Was ihre häuslichen Umstände betrifft, so wohnt sie ganz allein, wie eine Nonne, und langweilt sich sehr oft. Man kann wohl sagen, daß dies ihr einziger Fehler ist. Sie werden sehen, wie gelegen ihr unser Besuch kommen, wie sie sich freuen und uns à bras-ouverts empfangen wird.“

„Wenn es sich so verhält, stehe ich zu Ihrer Verfügung“, antwortete der Offizier.

„Vortrefflich!“ rief der Graf. „Die kleine Frau wohnt gar nicht weit von hier, im Neuen Dorf, und ihre Villa ist so günstig für uns gelegen, daß wir bis an das Haus heranreiten können, ohne daß uns jemand bemerkt. Die Dame wird erstaunt und erfreut sein, denn ich besuchte sie erst gestern abend, und sie klagte mir ihr Leid über ihre allzu große Einsamkeit. Machen wir ihr also einen unverhofften Besuch, um sie aufzuheitern. Wenn wir jetzt im Trab reiten, können wir in einer Viertelstunde bereits eine Schokolade trinken, die uns von den unvergleichlichsten Händchen bereitet wird.“

Der Offizier verbeugte sich schweigend.

„Ja, ja,“ meinte Cantrin, „glauben Sie nicht, daß dies nur leere Worte sind. Solche Händchen finden Sie nicht gleich wieder. Die Cavalière würde viel darum gegeben haben, solche Händchen zu besitzen,

denn daran mangelte es ihr. Aber an dieser Dame ist alles ohne Fehl und Tadel. So, jetzt geben Sie den Zügel frei, dann werden wir bald angelangt sein.“

Die Zügel wurden gelockert, und die Reiter langten so schnell an, wie Canrin es versprochen hatte. Auch seine zweite Voraussetzung traf richtig ein. Ihre Annäherung an die von der reizenden Dame bewohnte Villa wurde tatsächlich von niemand bemerkt. Auf dem kleinen Höfchen herrschte tiefe Stille, nur einige bunte Hennen spazierten umher und drehten mit der ihnen eigenen linkschen Bewegung die Köpfe hin und her, als wenn sie jemand zunickten. Die mit Triften und Dörfern bemalten Jalousien waren heruntergelassen. Hinter einer von ihnen schaute die Schnauze eines wohlgenährten roten Katers hervor. Die niedliche Einsiedlerin war jedoch nirgends zu sehen und schien es gar nicht eilig zu haben, dem Grafen à bras-ouverts entgegenzukommen.

3

Eine Minute später war die Ankunft der Gäste bemerkt worden, und in dem kleinen Häuschen wurde es lebendig. Die Gebieterin der Villa zeigte sich zwar immer noch nicht, hingegen steckte ihre Nase den Kopf durchs Fenster, um jedoch gleich wieder zu verschwinden. Die verschlossene Eingangstür wurde geöffnet, und das den Gästen entgegenkommende Mädchen sagte hastig, daß die „gnädige Frau“ sich nicht wohl fühle, sie selbst aber darauf geachtet habe, daß alles still bleibe, und darüber eingeschlummert sei.

Der Graf fragte: „Was fehlt Marja Stepanowna?“

„Die Zähnen tun ihr weh, sie hat die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„So, so, die Zähnen! Man muß ihr die Zähnen besprechen!“

Cancrin schlürfte mit seinen Galoschen in das Innere des Hauses; sein Gefährte folgte ihm mit jungen, leichten Schritten.

Die Zofe wurde noch unruhiger und beeilte sich zu berichten: „Ich wage zu melden . . . die gnädige Frau werden sogleich kommen, ich habe ihr bereits Ihre Ankunft mitgeteilt, sie zieht nur ihren Carafan an.“

Die Bildung war damals noch so ungleich verbreitet, daß viele Zofen statt des Fremdwortes ‚Peignoir‘ den russischen Ausdruck gebrauchten.

„Schön, warten wir solange, bis sie sich angekleidet hat“, antwortete der Graf und ging nicht weiter, sondern ließ sich ruhig auf einem breiten Divan nieder und forderte auch den Offizier auf, Platz zu nehmen. „Setzen Sie sich doch, Herr Leutnant. Genieren Sie sich nicht, ich versichere Sie, daß wir willkommene Gäste sind.“

Er dämpfte die Stimme und fügte zum Ohr seines Nachbarn gebeugt hinzu: „Sie ist ein wenig kapriziös, wie alle hübschen Frauen, doch das hat nicht viel auf sich, reizenden Frauen verzeiht man alles. Man muß wohl auch etwas Rücksicht auf ihre Lage nehmen. Wenn Sie wollen, ihre Stellung ist ein wenig unkorrekt und dazu angetan, die Eigenliebe der Dame zu verletzen. Gewiß, die Kleine hat keine Not zu leiden,

aber es ist doch nicht alles so, wie sie es sich in ihren Träumen erhofft hat. Sie ist die Tochter eines ehrenwerten Mannes, gebildet und zudem etwas träumerisch veranlagt. Sie versteht ihre Lebensgeschichte ausgezeichnet zu erzählen und wird sie Ihnen sicher nicht vorenthalten. Ja, ja, eine sehr interessante Person, und ‚teilnehmende Herzen‘ mag sie gern.“

Der Graf teilte seinem Nachbarn noch einige weitere Eigenschaften des lebhaften und temperamentvollen Wesens von Marja Stepanowna mit. Sie war der Liebling ihres Vaters gewesen, der ihr alle Freiheiten gelassen hatte. Später hatte sie auf dem Gute ihrer Großmutter gelebt; dort hatte sie reiten gelernt; sie saß so verwegen wie eine Kunstreiterin zu Pferd und schoß vom Sattel herunter nach der Scheibe. Außerdem spielte sie vortrefflich Billard. Es steckte etwas von einer Amazone in ihr. Petersburg bedrückte sie schwer, besonders da sie dort jedes lebendigen Verkehrs mit Gleichgestellten beraubt war und sich schrecklich langweilte.

„Sie können sich vorstellen,“ fuhr der Graf fort, „nach der ermüdenden Einförmigkeit unserer Hofdamen ist dieses lebhafte Wesen wahrhaft imstande, hols der Teufel, einen mit seinem hitzigen Blut zu erregen, aufzurütteln und aus dem Geleise zu bringen.“

Aber Marja Stepanowna zeigte sich trotz alledem noch immer nicht.

Der Graf wurde es überdrüssig, weiter zu reden, um so mehr, da sein Gefährte nichts erwiderte, sondern nur schweigend zustimmte, im übrigen jedoch

seine Blicke in der Wohnung der reizenden Dame mit der schiefen Lage umherschweifen ließ. Das Häuschen war wie alle Vorortvillen sehr anheimelnd. Die Holzwände waren mit Papier beklebt und mit Blaufarbe angestrichen.

Bedruckte Papiertapeten kamen damals erst in den Stadtwohnungen in Gebrauch, das Innere der Landhäuser schmückte man, indem man die Wände mit Farbe bestrich und die Decke mit Blumen und Amoretten bemalte. Das kam damals billiger zu stehen und nahm sich, die Wahrheit zu sagen, nicht schlecht aus.

Die Einrichtung war nicht ärmlich und nicht prunkvoll. Sie hatte eine ganz besondere Note und trug einen, nun sagen wir kriegsmäßigen oder einfach militärischen Charakter. Es war, als ob hier nicht eine junge hübsche Frau, sondern ein Schwadronschef wohne, der Berwegenheit und Mut mit feinem Geschmack und einer gewissen Vorliebe für gewählte Dinge vereinte. Man sah recht gute Teppiche, schöne Vorhänge, Divans, ein Klavier und eine Zither. Am meisten fielen einem jedoch die Teppiche auf. Jede Stelle, wo ein Teppich angebracht werden konnte, war mit einem solchen bedeckt oder behängt. Auch die Schlafzimmertür, hinter der sich Marja Stepanowna soeben ankleidete, war mit einem riesigen Perserteppich verhüllt, der von der Decke bis zum Fußboden reichte.

Von der Schönen war noch immer nichts zu hören.

„Es dauert aber doch ein bißchen lange, bis sie ihren Morgenrock angezogen hat“, bemerkte der Graf und rief mit lauter Stimme: „Marja Stepanowna!“

Ein wohlklingender, tiefer Alt ließ sich hinter der Wand vernehmen: „Gleich!“

„Sind Sie denn noch nicht bald fertig mit Ihrer Anzieherei? Wir sind es schon müde, auf Sie zu warten.“

„Um so besser.“

„Wenn Sie nicht bald kommen, werde ich so frei sein bei Ihnen einzudringen.“

„Das werden Sie nicht wagen. Ich komme ja schon, gleich, sofort!“

„Bis die Lößchen alle zurechtgezupft sind!“ scherzte der Graf.

Der Offizier erhob sich vom Divan und begann ein in der Zimmerecke stehendes Brett zu betrachten, auf das ein weißer Karton geklebt war. Die Pappe war mit Kreisen bemalt und zeigte viele Schußspuren.

„Das hat unsere Diana zu schießen beliebt“, sagte der Graf.

„Recht gut getroffen.“

„Ja, nur ist es innerhalb der Wohnungen nicht gestattet, und ich habe bereits einige Scherereien deswegen gehabt . . . aber immerhin . . .“ Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung und fügte hinzu: „Der vortreffliche Schütze zaudert heute so lange, daß ich mir erlauben werde, zum Angriff vorzugehen.“

Doch kaum hatte sich der Graf erhoben, um an die Tür zu klopfen, als der Teppichbehang zurückgeschlagen wurde und in der halbdunklen Öffnung die schöne Marja Stepanowna erschien. Sie war in der Tat sehr hübsch, wenn sie auch ein wenig zu

üppig war. Sie hatte einen kleinen, aber gut gewachsenen, wohl proportionierten, fast klassisch schönen Körper. Ihr leicht gebräuntes Gesicht war bemerkenswert fein geschnitten und erinnerte im Typ an eine Neugriechin. Dieses reizende Gesicht wurde nachmals in Petersburg sehr bekannt, und Marja Stepanowna verdrehte noch viele Köpfe und Herzen, denn mit dem Vorfall, den ich jetzt schildern will, begann erst ihr eigentlicher Aufstieg. In der Folgezeit entwickelte sie sich zu einer mit allen Wassern gewaschenen, vor nichts zurückschreckenden Frau, mit deren Hilfe die unmöglichsten Sachen zustande gebracht wurden. Wollen wir jedoch den Ereignissen nicht vorgreifen.

Der Graf reichte Marja Stepanowna die Hand, die andere legte er um ihren Nacken und zog ihren Kopf zu sich heran. Dann küßte er sie auf die Stirn, die sie dem Grafen wie eine echte Lady entgegenneigte.

Der Graf stellte sodann die Herrin des Hauses dem Gaste vor, wobei er sagte: „Marja Stepanowna — meine Freundin! Ihre Freunde sind meine Freunde, gemeinsame Feinde haben wir nicht.“

Marja Stepanowna streckte dem Gast liebenswürdig die Hand entgegen und antwortete, sich dem Grafen zuwendend: „In bezug auf mich stimmt dies nicht. Ich habe Feinde und werde sie auch künftig haben, doch werde ich mich nicht um sie kümmern.“

Obwohl sie sich sehr selbstbewußt und sicher benahm, war in ihrem Gesicht, ihrer Gestalt und ihren recht schönen, aber etwas nervösen Bewegungen etwas Bulgäres und Erregtes, sozusagen eine Erregung, die

für jede Gelegenheit paßte. Marja Stepanowna wahrte eine ausgezeichnete Haltung, sie sprach flug und gewandt und fühlte sich durch ihre eindeutige Rolle nicht im mindesten geniert, was bei einer weniger formgewandten Frau ohne Zweifel der Fall gewesen wäre. Dennoch war sie nicht ganz bei der Sache, und zur Entschuldigung griff sie nach dem allgemein gebräuchlichen Mittel: sie klagte über Unwohlsein. Dabei unterlief ihr jedoch ein ziemlich auffälliger Irrtum. Ihre Zofe hatte von Zahnweh gesprochen, Marja Stepanowna klagte über unerträgliche Migräne.

Der Graf hielt es ihr lachend vor, doch sie wurde böse und erwiderte gereizt: „Als ob das nicht ganz gleich wäre!“

„Ich finde, daß es im Gegenteil etwas ganz Verschiedenes ist.“

„Ganz gleich. Wenn man starkes Zahnweh hat, schmerzt der ganze Kopf. Nicht wahr?“ wandte sie sich an den Offizier.

Der bestätigte das mit einer scherzhaften Verbeugung.

„Sie sind sehr liebenswürdig!“ antwortete sie und ließ abermals einen jener Blicke durchs Zimmer schweifen, aus denen man herauslesen konnte, wie sehnlich sie das Ende der Visite herbeiwünschte. Als ihr der Graf jedoch sagte, daß sie nur eine Tasse Schokolade bei ihr trinken und dann wieder fortreiten wollten, strahlte sie ordentlich und schritt — ihre Rolle als Kranke ganz und gar vergessend — schnell aus dem Zimmer, um der Zofe die nötigen Anweisungen zu geben.

Der Graf fragte unterdes seinen Begleiter: „Wie gefällt sie Ihnen?“

„Eine sehr schöne Dame.“

„Ja, dies Gesicht ist wie geschaffen für einen Künstler. Sie hat auch Maikow gegessen. Ein vor-
trefflicher Maler. Ich kenne ihn von 1812 her; damals
war er noch Offizier. Er malt sehr zart. Der Kaiser
liebt seine Kunst. Ich besitze mehrere Köpfechen Marja
Stepanownas von seiner Hand. Hier im Hause be-
findet sich jedoch noch eine Arbeit von ihm, bei der
mehr als nur das Köpfechen zu sehen ist . . . Es schadet
gar nichts, daß sie etwas üppig ist. Maikow war
entzückt von ihr. Er soll sehr religiös veranlagt sein,
ich weiß es nicht, jedenfalls ist seine Kunst auch auf
profanem Gebiet außergewöhnlich. Haben Sie schon
Werke dieser Art von ihm gesehen?“

„Nein, ich habe nur davon gehört.“

„Nun, dann können Sie gleich eins sehen. Geben
Sie mir bitte Ihren Arm und kommen Sie mit!“

Und Cancrin schleppte den Offizier fast mit Gewalt
in das Schlafzimmer der Schönen, wo über dem mit
Mull umspannten Toilettentisch ein ziemlich großes,
mit Samt drapiertes Bildnis Marja Stepanownas
hing. Das Porträt war wirklich sehr schön. Maikow
hatte es in seinem berühmten feinen Kolorit und mit
jener erhabenen klassischen Freiheit gemalt, die er-
laubte, sich an den Formen und der lebendigen, saft-
tigen Farbe des reizenden Frauenkörpers zu ergötzen.
Das Bild war wirklich ein Meisterstück und der leben-
den Schönheit, der es sein Dasein zu verdanken

hatte, ebenbürtig. Um das feingemalte Bildnis zu betrachten, mußte jedoch der Offizier, der sehr kurz- sichtig war, näher herantreten. Cancrin munterte ihn selbst dazu auf und führte ihn dicht an das Toiletten- tischchen heran, das wie in einer Wolke von Spitzen und Musselin saß.

In diesem Augenblick geschah etwas höchst Uner- wartetes. Der Offizier hatte nicht bemerkt, daß er sich mit den Sporen oder dem Säbel in dem leichten Musselinvorhang des Toiletentisches verhängt hatte, und als er sich bückte, um seine Ungeschicklichkeit gut zu machen, ließ er sich eine zweite, noch weit größere zuschulden kommen. Um sich aus den Musselinwogen zu lösen, hob er den Behang ein wenig in die Höhe. Was er sah, ließ ihn erstarren. Seine und ebenso des Grafen Augen erblickten unter dem Tisch zwei in Männerstiefeln steckende Beine und zwei Arme, die diese Beine umspannten, um sie in ihrer unnatürlich zusammengepreßten Lage festzuhalten.

4

Der junge Offizier war wütend über sich wegen seiner Ungeschicklichkeit und wäre doch zugleich am liebsten herausgeplatzt. Die Dame, der Graf und der un- bekannte Liebhaber, dem die entdeckten Beine gehörten, taten ihm leid.

Die Situation wurde noch komplizierter, als der Offizier aufblickte und Marja Stepanowna sah, die inzwischen zurückgekehrt war und auf der Schwelle der offenen Türe stand.

„Eine verteufelte Geschichte!“ dachte der Offizier, und es schoß ihm durch den Kopf, wie eine solche Affäre bei dieser oder jener Nation, in diesem oder jenem Kreise ausgehen würde. Doch derartige Erwägungen waren hier nicht am Platze . . . Es handelte sich ja um Cancrin. Er mußte sich überall, in jeder Lage, als kluger Mann zeigen, und wenn in dem vorliegenden ärgerlichen und komischen Fall Marja Stepanowna die Aufgabe zufiel, noch mehr Geistesgegenwart als im Sattel oder mit der Büchse in der Hand zu beweisen, hatte auch Cancrin die Pflicht, ein Beispiel seiner Klugheit zu geben.

Immerhin, es mußte Leben in das Bild kommen. Der Graf war offenbar derselben Meinung.

Trotz der allgemeinen Bestürzung, welche die stumme Szene auslöste, verlor der Graf seine Ruhe und Selbstbeherrschung nicht. Er beugte sich zu dem drapierten Tisch hinab, unter dem die Beine des Unbekannten hervorragten, und sagte mit höflicher Stimme: „Verehrter Herr!“

Es erfolgte keine Antwort.

„Junger Mann!“ wiederholte der Graf seine Anrede. Die Beine zuckten etwas zusammen.

„Mon enfant,“ wandte sich der Graf an Marja Stepanowna, „können Sie mir nicht sagen, wie dieser seltsame junge Mann heißt?“

„Iwan Pawlowitsch*“, antwortete die Dame des Hauses mit scharfer Stimme und wurde rot.

* Die Vor- und Familiennamen des Helden und der Heldin bezeichne ich nicht der Wirklichkeit entsprechend. Ich hoffe, dies wird der Schilderung von Zeit und Sitten keinen Abbruch tun. U. d. V.

„Ein vortrefflicher Name; nur schade, daß sich der junge Herr so geniert. Warum versteckt er sich vor uns?“

„Nun . . . er geniert sich halt!“ . . .

„Was für ein seltsames Gebaren, sich unter einen Tisch zu setzen!“

„Er kann sehr schön stücken und hat mir geholfen, eine Überraschung zu Ihrem Geburtstag zu stücken, und . . . ist halt verlegen geworden.“

„Eine Überraschung zu meinem Geburtstag . . .“

Der Graf warf der Dame eine Rußhand zu und sagte: „Merci, mon enfant. Ivan Pawlowitsch, kommen Sie hervor, dort unten steckt es sich doch sicher recht unbequem.“

Der Gast unter dem Tisch platzte heraus und antwortete mit ganz gelassener, heiterer Stimme: „Wirklich, Euer Erlaucht, höchst unbequem.“

Und plötzlich richtete sich wie ein Harlekin in der Gauklerbude ein junges Bürschchen vor den Anwesenden in die Höhe, dessen Röckchen zwar nicht eben glänzend war, der jedoch dafür desto blankere blaue Augen, einen kirschroten Mund und solch blondgelockten Kopf hatte, daß von jedem einzelnen Haar eine Blut wie von einem angeglühten Draht zu strahlen schien.

Cantrin nahm von einer auf dem Tisch liegenden silbernen Platte einen großen Schildpattkamm und sagte: „Bringen Sie Ihre Frisur in Ordnung!“

„Vergeblich, Euer Erlaucht.“

„Nein, sie ist in Unordnung.“

„Ganz gleich, Euer Erlaucht, die Haare lassen sich nicht kämmen.“

„Warum nicht?“

„Sie legen sich nicht.“

„Wieso nicht?“

„Sie legen sich niemals, Euer Erlaucht.“

„Hören Sie es?“ wandte sich der Graf an den Offizier. Dieser lächelte.

„Wenn man sie, diese Ihre Haare, aber mit Wasser anfeuchtet?“

„Auch dann legen sie sich nicht.“

„Das nenne ich eine Natur!“ rief der Graf und wiederholte es noch einmal, zu dem Offizier gewandt. Zu Marja Stepanowna sagte er jedoch in französischer Sprache: „Es stimmt nicht, wenn Sie meinen, er sei verlegen.“

„Er hat sich wieder gefaßt, da Sie so liebenswürdig mit ihm sind.“

„Aha, das kann sein, jawohl!“ bestätigte der Graf und machte dann der Szene ein Ende, indem er sagte: „Wollen Sie uns bitte zu Tisch führen, liebe Gastgeberin.“

Damit reichte er Marja Stepanowna den Arm und geleitete sie an den Tisch, wo die Schokolade bereits auf alle wartete.

Es war tatsächlich falsch, wenn man Iwan Pawlowitsch schüchtern nannte. Aber trotzdem mußte er jetzt nicht, wohin er blicken sollte, und der Minister begann den jungen Mann auszufragen, um ihm über die peinliche Situation hinwegzuhelfen.

„Sind Sie in irgendeinem Amt, junger Mann?“

„Ja wohl, Euer Erlaucht.“

„Nun, und kommen Sie vorwärts?“

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, Euer Erlaucht.“

„Zum Beispiel: was für eine Stellung bekleiden Sie denn?“

„Ich bin Kanzleibeamter.“

„Das ist nicht viel. Und sind Sie schon lange im Dienst?“

„Fünf Jahre.“

„Warum werden Sie nicht befördert?“

„Ich habe keine Protektion, Euer Erlaucht.“

„Man braucht nicht Protektion, sondern Fähigkeiten, Sorgfalt und gute Führung. Das berechtigt zu weit mehr Hoffnungen.“

„Durchaus nicht, Euer Erlaucht.“

„Was soll Ihr ‚durchaus nicht‘ heißen?“

„Protektion ist viel wertvoller.“

„Was reden Sie da für Unsinn!“

„Nein, Erlaucht, es ist wirklich so.“

„Hören Sie, bitte, auf! Sie sollten sich schämen, so zu denken.“

„Warum denn schämen, Euer Erlaucht? Ich spreche aus Erfahrung.“

„Aus welcher Erfahrung? Die wird recht groß sein! Sie sind ja noch so jung.“

„Jung bin ich, Euer Erlaucht, das stimmt, aber alle sagen dasselbe, und ich bin auch imstande, meine Schlüsse zu ziehen. Ich gelte für fähig, bin mit vollem Eifer bei der Sache und habe noch nie eine Rüge wegen meiner Führung bekommen, das kann meines Erachtens auch Marja Stepanowna bezeugen, die ich seit drei Jahren kenne . . .“

„So, drei Jahre lang sind Sie schon mit ihr bekannt?“ unterbrach ihn der Graf. „Sie kennen sie also schon länger als ich?“

„Nicht ganz so lange“, bemerkte Marja Stepanowna.

„Ja, wirklich, nicht ganz so lange“, bestätigte Iwan Pawlowitsch.

„Er ist aber ganz und gar nicht schüchtern“, flüsterte ihr der Graf ins Ohr.

„Weil Sie so liebenswürdig gegen ihn sind.“

„Sie haben recht, jawohl . . . Wer ist denn Ihr oberster Vorgesetzter, junger Mann, bei dem Arbeit und Fähigkeiten so wenig gelten und alles von Protektion abhängt?“

„Ich bitte Erlaucht um Verzeihung, diese Frage ist mir peinlich.“

„Genieren Sie sich nicht! Wir haben uns hier ganz einfach bei einer gemeinsamen Bekannten getroffen, einer liebenswürdigen, guten Dame, und können offen miteinander plaudern. Nun, wer ist Ihr oberster Vorgesetzter?“

„Euer Erlaucht selbst!“

„Ich?“

„Jawohl, Euer Erlaucht, ich bin Beamter im Finanzministerium.“

„Hören Sie es nun?“ wandte sich der Graf auf französisch an Marja Stepanowna, „er ist durchaus nicht schüchtern.“

Die Dame machte eine ungeduldige Bewegung.

„Warum habe ich Sie denn noch nie zu Gesicht bekommen, Iwan Pawlowitsch?“ fragte der Graf.

„Sie haben mich wohl schon gesehen, liebten mich jedoch noch nie zu bemerken. Ich stelle mich zu jedem hohen Feiertag bei Ihnen ein und bin stets einer der ersten, der sich auf der Gratulationsliste der Kanzlei-beamten einträgt.“

„Wie ist denn Ihr Familienname?“

„Ich heiße N—ow.“

„N—ow, spreche ich es so richtig aus?“

„Jawohl, Euer Erlaucht.“

„Nun, adieu, mon enfant“, wandte sich der Graf an die Dame.

„Au revoir, monsieur N—ow.“

Der Graf und sein Gefährte verabschiedeten sich, bestiegen ihre Pferde und ritten fort.

Der Offizier, der Augenzeuge dieser ganzen interessanten Szene gewesen war, hatte bemerkt, daß Marja Stepanowna den Unterschied zwischen dem ihr vom Grafen zuteilgewordenen ‚adieu‘ und dem für Iwan Pawlowitsch bestimmten ‚au revoir‘ wohl begriffen, sich jedoch nicht im geringsten darüber aufgeregt hatte. Iwan Pawlowitsch aber baute sich, während die Gäste den Hof verließen, am Fenster auf und betrachtete sie

wie ein siegreicher Feldherr, während seine drahtigen Haare noch stärkere Elektrizität auszuströmen schienen und sich noch mehr sträubten.

„Weiß der Teufel, in was für eine Geschichte ich da geraten bin“, dachte der Offizier und verspürte das starke Verlangen, sich so bald als möglich vom Grafen zu verabschieden.

6

Gancrin hatte den gleichen Wunsch. Es bereitete ihm natürlich im Augenblick kein sonderliches Vergnügen, neben seinem jungen Bekannten, dem feudalen Kavallerieoffizier herzureiten, der ihn in solch lächerlicher Situation gesehen hatte.

Raum hatten sie das Neue Dorf hinter sich und befanden sich auf freiem Felde, als der Graf sagte: „Wohin wollen Sie von hier aus reiten?“

Der Offizier begriff, daß ihn der Minister loswerden wollte, und war seinerseits darüber hoch erfreut.

„Ich möchte von hier aus gern zu einem Bekannten reiten, der im Alten Dorf wohnt“, sagte er.

„Vortrefflich, lassen Sie sich durch mich nicht stören. Ich begeben mich auf den Kammennj, um den Grafen Panin zu besuchen.“

Ihre Wege trennten sich also.

Der Graf hielt sein Pferd an und drückte dem Offizier fest und freundschaftlich die Hand.

Der verspürte in diesem Druck eine ganz bescheidene Bitte und verstand in seiner schweigenden Verbeugung zum Ausdruck zu bringen, daß er bereit sei, sie zu erfüllen.

„Danke!“ sagte Cancrin, und sie trennten sich.

Der Graf hatte jedoch seinen jungen Freund getäuscht. Er ritt nicht zum Grafen Panin, sondern kehrte nach Hause zurück und begab sich zu seiner Gattin. Die Gräfin Jekaterina Sacharowna (eine geborene Murawjowa) hatte inzwischen einen ausländischen Pianisten bei sich empfangen, den ihr der zu seiner Zeit weit bekannte Pächter Schadowskij, ein häufiger Gast der Gräfin, als Prunkstück herbeigeschafft hatte.

Die Gräfin und Schadowskij saßen da und hörten dem Künstler zu, der sich bemühte, ihnen seine Kunst zu zeigen.

Der Graf ging gar nicht ins Zimmer; er blieb auf der Schwelle der offenen Türe stehen, wo er sich mit beiden Händen an den Pfosten festhielt. Als das Stück zu Ende war und die Gräfin sowie Schadowskij dem geschmeichelten Künstler applaudierten, rief Cancrin höchst ungeniert: „Miserable Klimperei“, machte eine verächtliche Handbewegung und stapfte mit seinen Galoschen in Richtung auf sein dunkles Arbeitszimmer davon.

Hier zog er sich den Schirm einer Mütze über die Stirn, den er an Stelle eines Laftschirmes zum Schutz der Augen gebrauchte, und setzte sich vor einem großen Leuchter, in dem unter einer dunklen Hülle sechs Kerzen in einer Reihe brannten, an seine Arbeit.

Der Künstler und der Pächter weilten noch lange in dem Zimmer der ‚Hofdame‘ Jekaterina Sacharowna (diesen Titel hatte ihr der Graf beigelegt), und während

der ganzen Zeit, da der Graf saß und vielleicht einen seiner Finanzpläne überdachte oder nach dem Spazierritt vielleicht auch nur etwas schlummerte, wollte die ‚miserable Klimperei‘ nicht abbrechen. Der inzwischen heimgekehrte Gefährte des Grafen sah von seinem Balkon aus noch bis in die späte Nacht hinein Cancrins Silhouette auf dem Fensterrahmen aus Marly. Früh morgens hörte man den Grafen in seinem Zimmer Geige spielen. Dies bedeutete, daß Cancrin aufgestanden war, sich gewaschen hatte und sich statt eines Morgengebetes in seinem dunklen Zimmer der Musik widmete.

Es war also alles in Ordnung, der Graf hatte seine gute Stimmung wiedererlangt.

7

Um nächsten Tage fragte Cancrin während des Vortrags den Abteilungsleiter Alexander Maximowitsch Knjaschewitsch, ob sich bei ihm ein Kanzleibeamter namens N—ow befinde.

Knjaschewitsch wußte es selbst nicht genau, antwortete jedoch, daß er das wohl glaube.

Man fragte den Personalchef, und es erwies sich, daß es tatsächlich einen Beamten N—ow gab.

„Ist er schon lange im Dienst, und wo hat er seine Vorbildung erworben?“

Man antwortete, daß er bereits rund fünf Jahre im Dienste sei (genau, wie Iwan Pawlowitsch selbst gesagt). Er entstammte einer armen adeligen Familie aus dem Gouvernement Kurland, wo seine Mutter

Hebamme gewesen war. Er hatte auf Kosten irgend- eines Wohltäters das Gymnasium in Kursk besucht und dortselbst die Reifeprüfung abgelegt.

Nachdem sich der Graf diesen Bericht angehört hatte, sagte er: „Ich lernte den jungen Mann neu- lich kennen. Das Gymnasium in Kursk ist eine vor- treffliche Schule. Uns mangelt es an gebildeten jun- gen Leuten; können wir ihn nicht auf irgendeine Weise befördern?“

Alexander Maksimowitsch Knjaschewitsch hatte zu- weilen seine Mucken und war dann recht eigensinnig. Er antwortete: „Ich habe keine freien Stellen.“

Zufällig war der Leiter einer anderen Abteilung zugegen, der behender war und sogleich sagte: „In meiner Abteilung, Euer Erlaucht, ist der Posten eines Gehilfen des Tischvorstehers frei. Ein gebildeter, be- scheidener junger Mann fehlt mir sehr.“

Gancrin dankte dem Abteilungsleiter, und Iwan Pawlowitsch bekam sofort den Posten.

Man kann sich vorstellen, wie froh er war. An- läßlich der Unterzeichnung des Dekrets ließ der Ab- teilungsleiter Iwan Pawlowitsch am nächsten Tage zu sich rufen und fragte: „Besitzen Sie einen Amts- frack?“

Iwan Pawlowitsch antwortete: „Nein, Euer Er- zellenz. Ich war bis jetzt in einer außeretatmäßigen Stelle und habe mir keinen Frack machen lassen. Ich hatte auch kein Geld dafür.“

„Nunmehr sind Sie jedoch etatsmäßiger Beamter geworden“, antwortete der Abteilungsleiter, „und

brauchen deshalb unbedingt einen Amtserock. Ich werde Ihnen aus Kanzeimitteln einen Zuschuß von einhundertfünfzig Rubeln anweisen, womit Sie sich unverzüglich einen guten Frack zulegen wollen. Ich rate Ihnen, den Frack beim Schneider Dawes auf Wassilij Ostrow machen zu lassen. Er ist Engländer und arbeitet für sämtliche Engländer. Seine Fräcke sitzen wie angegossen, was für einen guten Beamten unerlässlich ist. Sie können ihm sagen, daß ich Sie geschickt habe; er arbeitet auch für mich. Wenn Sie den Frack haben, bitte ich Sie, sich bei mir vorzustellen.“

Dawes machte Iwan Pawlowitsch einen so schönen Frack, daß der junge Mann sogleich wie ein kleiner Senator ausah.

„Prachtvolle Arbeit!“ lobte der Abteilungsleiter. „Wollen Sie sich also morgen dem Grafen in diesem Frack vorstellen und sich bei ihm bedanken, denn Sie danken Ihre Beförderung dem persönlichen Interesse, das Seine Erlaucht an Ihren Fähigkeiten und Ihrer guten Bildung genommen hat.“

„Eine verdammte Zwickmühle!“ dachte Iwan Pawlowitsch.

Fühlte er auch selbst das starke Verlangen, dem Grafen zu danken, so verwirrten sich doch die Gedanken des jungen Mannes, wenn er sich daran erinnerte, auf welche Weise er die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt hatte. Iwan Pawlowitsch kam es lächerlich und sogar dreist vor, durch das Präsentieren seiner interessanten Persönlichkeit den Grafen an sich zu erinnern. Iwan Pawlowitsch dachte, es wäre besser,

er ginge nicht zum Grafen, um sich zu bedanken. Der Graf würde dieses Benehmen nicht für eine Respektlosigkeit halten, sondern ihn im Gegenteil für seine Zurückhaltung loben. Doch der Abteilungsleiter verstand das Ding anders und bestand darauf, daß Iwan Pawlowitsch unbedingt zur Vorstellung gehe und sich bedanke.

Es war nichts zu machen, Iwan Pawlowitsch mußte gehorchen.

8

An dem festgesetzten Tage, wo Cancrin die Beamten seines Ministeriums zu empfangen pflegte, befand sich unter denen, die sich vorstellten, auch Iwan Pawlowitsch.

Nur wählte sich dieser schüchterne junge Mann — ebenso sehr aus Bescheidenheit wie aus seiner Berechnung — seinen Platz hinter allen übrigen und stellte sich ganz an den Schluß der Reihe von wartenden Beamten. Dadurch bewies Iwan Pawlowitsch bescheidene Zurückhaltung vor den anderen, ranghöheren Beamten und verschaffte sich zugleich den Vorteil, seinen Dank dem Minister unter vier Augen abzustatten.

Und so kam es denn auch. Cancrin entließ die Beamten einen nach dem andern. Als letzter kam Iwan Pawlowitsch an die Reihe. Ohne ihm ins Gesicht zu blicken, streckte ihm der Graf die Hand hin, um die Bittschrift entgegenzunehmen.

Iwan Pawlowitsch verneigte sich und sagte: „Ich komme nicht mit einer Bitte, Euer Erlaucht.“

Cantrin blickte auf und sagte: „Was wünschen Sie?“

„Ich bin auf Geheiß des Herrn Abteilungsleiters gekommen, um Euer Erlaucht zu danken . . .“

„Wofür?“

„Ich erhielt einen Posten. . . .“

„Vortrefflich . . . freut mich sehr . . . Sie haben ihn also verdient.“

„Der Herr Abteilungsleiter eröffneten mir, daß Erlaucht selbst geruhten, mir dabei behilflich zu sein.“

„Möglicherweise haben Sie mir einen Dienst erwiesen, und ich habe mich dafür revanchiert. So gehört es sich. Ich wünsche Ihnen auch fernerhin eine gute Karriere.“

Der Graf verneigte sich und ging hinaus. Der Abteilungsleiter ließ Iwan Pawlowitsch zu sich rufen und fragte ihn, was der Minister bei der Vorstellung mit ihm gesprochen habe.

Iwan Pawlowitsch antwortete: „Der Herr Graf geruhten sehr gnädig zu mir zu sein und wünschten mir auch fernerhin eine gute Karriere.“

Der Abteilungsleiter machte eine Handbewegung und sagte: „Vortrefflich, Sie sind ein gemachter Mann. Der Graf ist sehr scharfsichtig und hat sich nicht getäuscht, als er in Ihnen einen fähigen jungen Mann sah, dem man nur den Weg zu ebnen braucht. Sie haben jetzt den ersten Schritt getan. Das weitere hängt jedoch nicht nur von Ihrem ernstem Streben, sondern auch von Ihrer Auffassungsgabe ab. Wollen Sie, bitte, Platz nehmen.“

Iwan Pawlowitsch verbeugte sich.

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich!“ wiederholte der Abteilungsleiter und wies auf einen Stuhl.

Iwan Pawlowitsch setzte sich.

9

„Der Finanzdienst“, sagte der Abteilungsleiter, „ist nicht irgendein beliebiger Dienst. Er hat seine Eigenheiten. Hier handelt es sich nicht um juristische Phantasien, sondern um die Wirtschaft, sozusagen um das gesamte Vermögen Rußlands. Daher müssen die Leute, die zum Finanzdienst zugelassen werden, das volle Vertrauen ihrer vorgesetzten Behörde genießen und unlösbar mit ihr verbunden sein . . . Sie müssen sozusagen ihrer Behörde auch noch eine übrige Bürgschaft bieten, indem sie außer dem natürlich bei jedem Ehrenmann vorauszusetzenden Bewußtsein seiner persönlichen Würde und heiligen Pflichtauffassung sich noch mit anderen Fesseln binden, die in ihrer Art dem Dienstelde gleich sind, denn sie werden vor dem Altar geschlossen und mit dem Herzen bekräftigt . . .“

Der Abteilungsleiter war etwas poetisch veranlagt, allein Iwan Pawlowitsch verstand es, seine Rede sofort in gewöhnliche Prosa zu übertragen.

„Ich meine,“ sagte der Abteilungsleiter, „daß man sich im Finanzministerium nur höchst ungeru auf ledige Herren verläßt. Junggesellen sind wie Falter oder Zugvögel, stets bereit, von Blüte zu Blüte, von Ast zu Ast zu flattern. Sie setzen sich für eine kleine Weile nieder, doch schon fliegen sie wieder davon, und nichts ist mehr von ihnen zu sehen noch zu hören.

Der militärische Beruf beispielweise bringt dies ja so mit sich; aber beim Finanzdienst ist dergleichen ausgeschlossen. Wenn der richtige Finanzbeamte volles Vertrauen genießen will, muß er unbedingt feure und seinem Herzen nahestehende Wesen haben . . . Verstehen Sie, er muß sich mit jemand tief verbunden fühlen, um dessetwillen das Leben erst Wert für ihn gewinnt.“

Der Abteilungsleiter fühlte, daß er Unsinn redete, und beeilte sich, zu Ende zu kommen.

„Ich meine,“ schloß er, „ein Finanzbeamter muß unbedingt verheiratet sein und Familie haben. Ja, ja, ja! Ich verstehe darunter nicht irgendeine windige Familie linker Hand, sondern ein gut fundiertes, ehrenwertes Eheleben. Ein richtiger Finanzbeamter muß unbedingt verheiratet sein, wenn er vertrauenerweckende Bürgschaft für sich selbst geben soll. Eine von mir tief und aufrichtig verehrte Persönlichkeit, die ich Ihnen nicht nennen will, sagte mir einmal, daß ihrer tiefsten eigenen Meinung nach die verantwortungsvollen Posten im Finanzministerium vornehmlich mit verheirateten Herren besetzt werden müssen. Daran halten wir uns. Abgesehen von einigen Ausnahmen, geben wir nach Möglichkeit Verheirateten den Vorzug. Das ist für den Finanzdienst fast eine Grundbedingung, wenn man ihn so leitet, wie es sich gehört. Und ich möchte sagen, daß es ein vortrefflicher Grundsatz ist, denn er ist ein Ergebnis der Praxis und von der Zeit geheiligt. Und jeder, der edles Streben besitzt und eine schnelle und gute Karriere machen will, muß sich diesen

Grundsatz aneignen. Ich hoffe, daß ich Ihnen damit nichts Ungewöhnliches und Neues sage. Wer religiös ist und Gottes Gebot achtet, muß wissen, daß es nicht gut ist, „daß der Mensch allein sei“. Dieses Fundament des Lebens kann man nicht umgehen; es dauert ewig, denn so ... so ...“

Der Abteilungsleiter erhob sich vom Sessel, streckte zwei Finger der rechten Hand in die Höhe und schloß: „Denn so hat Gott es dem Menschen geboten.“

Der Beamte legte seine beiden Finger in Iwan Pawlowitschs Hand und entließ ihn mit den Worten: „Sie wissen also, was ich Ihnen rate. Ich wünsche Ihnen Glück und Erfolg. Ihr Tischvorsteher ist fast ebenso jung wie Sie und ein Mensch mit einer vorzüglichen Bildung und einem guten Herzen. Ich glaube, Sie werden gut mit ihm auskommen. Er ist sehr ehrgeizig und wird seinen gegenwärtigen Posten nicht lange innehaben. Leute, die fähig sind und mich verstehen, können stets meiner Unterstützung gewiß sein. Die Menschen dürfen sich nicht quälen, und von meinen Untergebenen quält sich keiner, das ist Prinzip bei mir.“

Die beiden Herren verneigten sich auf die allerhöflichste und ausdrucksvollste Art voreinander.

10

Iwan Pawlowitsch ließ so viel Zeit verstreichen, als nötig war, um der Sache ein ordentliches Aussehen zu geben, und kam dann bei seinem Abteilungsleiter um die Erlaubnis ein, die gesetzmäßige Ehe mit Marja Stepanowna eingehen zu dürfen.

Wenn es Graf Cancrin auch nicht gern tat, so erfüllte er doch Marja Stepanownas Bitte und fungierte bei ihrer Hochzeit als Brautvater.

Iwan Pawlowitsch brachte bei dieser Gelegenheit die ganze Feinheit seines praktischen Verstandes zur Geltung. Er feierte seine Hochzeit auf englische Art, das heißt im engsten Kreise, und ließ sich in einer mit besonderen Rechten ausgestatteten Privatkapelle Frauen.

Der Minister hatte nicht den geringsten Anlaß, sich darüber zu beklagen, daß er der letzten Bitte seiner lieben Bekannten nachgegeben hatte, der er schon früher sein ‚adieu‘ gesagt hatte.

Sie erinnerte ihn übrigens an dieses ‚adieu‘, als sie nach der Rückkehr von der Trauung mit dem Grafen für einen Augenblick allein war.

„Adieu“, sagte sie, „kann eine Frau zu einem Manne sagen, aber nicht ein Mann zu einer Frau. Sie haben mich beleidigt, das sieht Ihnen nicht ähnlich.“

Der Graf entschuldigte sich damit, daß er damals zerstreut gewesen sei.

„Das freut mich sehr. Ich begann nämlich bereits zu glauben, daß Sie fähig wären, Ihre besten philosophischen Grundsätze zu vergessen.“

„Welche zum Beispiel?“

„Nie im Leben ‚niemals‘ zu sagen. Sie haben es mich gelehrt, und ich denke stets daran.“

Der Graf mußte lachen, als brächten ihm diese Worte etwas sehr Komisches und zugleich Unangenehmes in Erinnerung.

„Sehen Sie also, daß Sie mit nicht umsonst schmeichelten, als Sie eine ‚philosophische Ader‘ in mir entdeckten?“

„O, es war nicht im geringsten eine leere Schmeichelei! Sie besitzen nicht nur eine ‚philosophische Ader‘, sondern Sie sind überhaupt ein großer praktischer Philosoph.“

„Ja, und muß ich Ihnen jetzt ‚adieu‘ sagen?“

„Mon ange, Sie können wie früher au revoir sagen.“

Und er ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie beugte sich leicht über seine Stirn und hauchte ihm als Antwort zu: „Wie früher!“

II

Iwan Pawlowitsch, der bald darauf die Stelle eines Tischvorstehers erhielt, führte ein überaus glückliches Familienleben. Marja Stepanowna war ihm eine vortreffliche Frau, was ihr auch nicht schwer fiel, denn sie hatte ihren jungen Gatten wirklich gern. Aus ihrer freundlichen Aufforderung, der Graf möchte sich ‚wie früher‘ gegen sie verhalten, konnte sich für Iwan Pawlowitschs eheliches Glück nichts Bedrohliches ergeben. Marja Stepanowna war nicht die oberflächliche, leichtsinnige Kokette, die fähig gewesen wäre, nur aus Liebe zu dieser Kunst kokett zu sein. Nein, Marja Stepanowna war eine kluge Frau und noch dazu eine kluge Russin; sie besaß praktischen Sinn. Sie überblickte das vor ihr liegende Leben weithin und war imstande, Sein von Schein zu unterscheiden. Wenn man ihre feinen Gesichtszüge, die an den neugriechischen Typ erinnerten, betrachtete, mußte man gleichzeitig an den alten

Byzantinismus und an die slawische Verschlagenheit denken. In ihr verkörperte sich die etwas komisch wirkende Ehrbarkeit der in der Sage lebenden ‚Witwe Mamelefa Timofejewna‘, vor der die ehrwürdigen Greise mit ihren Stäben auf die Erde stießen und mit den Bärten wackelten, in dem Gefühl, daß es ihnen beim Anblick einer solchen Frau nicht zieme, sich über sie nur mit dem Kopfe allein zu freuen. Das ganze Gespräch, das Marja Stepanowna mit der Absicht geführt hatte, den Grafen an ‚das Frühere‘ zu erinnern, war ein kluger Schachzug gewesen. Sie wollte nicht etwa die früheren ‚Ubernheiten‘ erneuern, deren sich Marja Stepanowna keineswegs entledigt hatte, um wie ‚ein Hund zu dem, was er gespien‘ wieder zurückzukehren, sondern sie wollte das Dekorum wahren. Sie kannte das französische Sprichwort, daß auch ‚eines Königs Geliebte nicht so viel wert ist wie die Frau eines Hirten‘, und hatte den Schritt in die Ehe nicht ohne Berechnung getan. Zugleich wollte sie jedoch nichts außer acht lassen, was ihr Vorteil bringen konnte. Ob sie ihren Iwan Pawlowitsch achtete oder nicht, war eine Frage für sich. Kluge, praktische Frauen achten selten jemand; sie haben es auch nicht nötig. Marja Stepanowna liebte jedoch ihren Mann, und dies war ihm genug, um ihm die Verbindung mit ihr leicht, angenehm und unverbrüchlich zu machen.

Wie die meisten Frauen von gleicher praktischer Gesinnung liebte sie ihren Iwan Pawlowitsch einfach deswegen, weil er ein kräftiger Bursche war, und zudem geschickt, aufgeweckt und gefügig. Er war fest

davon überzeugt, daß sie ihn nie betrügen würde, eben weil er ihr gefiel, und daß sie beide in Frieden und Eintracht auch ohne gegenseitige Achtung leben und auf diese Weise vom Leben das beste nehmen würden, was es ihnen als Geschenk darbot.

Was man über sie reden und denken würde, war Marja Stepanowna bekannt, doch pflegte sie auf dumme Schwätzereien nichts zu geben.

„Sei weiß wie Schnee und rein wie Eis — ganz gleich, der Menschen Klatsch verschont dich nicht.“

Indem sie mit dem Grafen „auf der früheren Saite spielt“, mußte sie, daß der Akkord so klingen würde, wie sie es wollte.

Die Kohle, die sie scheinbar so unvorsichtig zum Glühen brachte, war ihr wohlvertraut. Sie wußte, daß eine gewisse Wärme darin enthalten war, jedoch nie eine verzehrende Flamme sich daraus entwickeln konnte. Und eben diese stille und ungefährliche Wärme brauchte sie für ihre Zwecke. Sie war ihr notwendig für ihr vorderhand noch nicht recht ausgebautes und angewärmtes häusliches Nest.

Man brauchte den Grafen dringend. Iwan Pawlowitsch war dies nicht weniger klar als seiner Frau. Während also Cancrin sich vollkommen allein mit Marja Stepanowna währte und zum Zeichen der Erneuerung ihrer früheren Freundschaft ihre Fingerchen küßte, stand Iwan Pawlowitsch hinter der Tür und hielt den gelösten Pfropfen einer Champagnerflasche fest, damit er nicht früher losknallte, als das Gespräch zu Ende geführt war.

Er erschien mit dem Wein wie gerufen, als alles Notwendige eben gesagt war.

So unbedeutend Iwan Pawlowitsch gegenüber einem so unzweifelhaft großen Manne wie Caucrin war, wurde er für den Minister doch eine Art Gespenst, das durch das Wort eines allzu unvorsichtigen Asketen aus dem Abgrund heraufbeschworen worden war.

Iwan Pawlowitsch war vor dem Grafen so unerwartet unter dem Toilettentisch entsprungen wie eine Erbsenpflanze aus dem Nabel eines indischen Derwishes (ein Wunder, das der schwaghafte Franzose Jacollio schildert), und es war mit Schwierigkeiten verknüpft, ihn wieder aus dem Gesicht zu verlieren und loszuwerden.

Dies kam erstens von der höflichen Art des Grafen, Damen, mit denen er einst ein zärtliches Verhältnis gehabt hatte, seine Aufmerksamkeit niemals zu entziehen, und zweitens daher, daß sich plötzlich an den klassischen Händchen Marja Stepanownas (um welche sie die Lavallière hätte beneiden können) genau so scharfe Krallen zeigten wie bei der ‚Witwe Mamelefa Timosejewna‘.

Der Graf war über die Früchte seiner eigenen Anordnung so erstaunt wie der Ahnherr des Stammes Juda; er vermochte sich vor dem untertänigen Bestreben seiner Untergebenen kaum zu retten, die ihm durch eine Begünstigung Iwan Pawlowitschs einen Gefallen zu erweisen wünschten.

Der junge Glückspilz wurde am Anfang des nächsten Jahres bereits zum Ressortchef vorgeschlagen. Cancrin bestätigte die Beförderung, erkundigte sich jedoch: „Ist er denn wirklich so fähig?“

„Ja, er ist sehr befähigt!“ antwortete man.

Der Minister hatte keine Veranlassung, die Ausgaben seines höchsten Untergebenen zu bezweifeln, und Jwan Pawlowitsch wurde Ressortchef.

Ein Ressort zu bekommen bedeutet für einen Beamten sehr viel, denn mit diesem Posten sichert er sich nicht nur eine angenehme Stellung im Amt, sondern auch in der Gesellschaft. Einem Ressortchef gibt man nicht ohne weiteres den Abschied wie irgendeinem windigen Landedelmann, sondern man macht Umstände mit ihm und entläßt ihn sogar bei Aufdeckung großer Verfehlungen ziemlich gnädig.

Ein Ressortchef gilt schon etwas. Er kann zum Mitglied wohlthätiger Gesellschaften gewählt werden, und von dort aus beginnt man ihn ‚ins Haus zu ziehen‘. Und damit wird seine Stellung immer besser und gehobener.

Für Marja Stepanowna war es von noch größerer Wichtigkeit, daß ihr Mann den Rang eines Ressortchefs erreicht hatte. Heute ist in dieser Beziehung eine große Veränderung eingetreten, weil die Rangordnung im allgemeinen laxer behandelt wird und ihr Prestige verloren hat; doch damals kannten sie auch die Damen und hielten sie genau ein. Alle Frauen der mittleren Beamten hießen nicht anders als ‚unsere Beamtenfrauen‘ und rangierten gleich nach den Frauen von

dem Botenzimmer, doch die Gattinnen der Ressortchefs zählten bereits zu ‚unseren Ministerialdamen‘. Sie gingen zum Ostersfest nicht mehr in die Kirche ihres Sprengels, sondern besuchten ‚ihre Ministerialkirche‘, wo der Beamte du jour sie zuvorkommend zu dem aus der Kanzlei herbeigeschafften Sessel ihrer Ehegatten geleitete; der Diakon schwang mit graziöser Bewegung das wundervoll nach Umbra duftende Weihrauchfaß über ihnen, und der Priester sprach salbungsvoll: ‚Blühet und gedeihet!‘

Es kam sogar ziemlich oft vor, daß nach dem Ostergottesdienst die Abteilungsleiter die Händchen der Frauen ihrer Ressortchefs küßten, während dafür die Ressortchefs den Gattinnen der Abteilungsleiter persönlich ihre Glückwünsche darbrachten . . .

Man befand sich eben bereits im ‚Ministerialkreis‘, der mit dem ‚Kabinett‘ in Berührung kam, und nicht mehr unter den mittleren Beamten, die in jeder Hinsicht nahe Berührung mit dem Botenzimmer hatten.

Obwohl Iwan Pawlowitsch und Marja Stepanowna diese Stufe glücklich hinter sich hatten, gedachten sie nicht, in ihrer jetzigen Stellung Halt zu machen. Die Wahrheit zu sagen, es wäre ihnen auch unmöglich gewesen, denn obwohl mit der Stellung offiziell alles in Ordnung war, haperte es inoffiziell doch noch an vielem. Die Damen nannten Marja Stepanowna ‚ci-devant‘ und rückten ein wenig von ihr ab.

Marja Stepanowna mußte etwas tun, um einen eigenen Kreis zu bilden und so die anderen zu zwin-

gen, ihren Talenten Achtung zu zollen, die in der That der Aufmerksamkeit wert waren.

Marja Stepanowna faßte einen ganz bestimmten Plan. Sie suchte die Gelegenheit, mit Skobelew bekannt zu werden, der einmal ihren in keiner Weise hervorragenden Vater kennen gelernt hatte. Der alte Soldat war auch nicht abgeneigt, der hübschen Dame ein wenig den Hof zu machen, und behandelte sie sehr zuvorkommend, indes sie sich aufmerksam für seine Erzählungen interessierte. Sie begann hin und wieder über literarische Dinge zu reden und merkte, daß in Rußland nichts leichter sei als das. Skobelew kam manchmal zum Tee zu ihr und erzählte ihr hin und wieder Geschichten, die noch nicht gedruckt waren.

Marja Stepanowna fand Geschmack am einfachen Volk: es hatte so viel Herz, Verstand und Humor . . .

Skobelew fand, daß alle diese Eigenschaften auch in ihr enthalten seien.

Und in der That: war die Szene, in der ihr jetziger Gatte bei ihr gefunden worden war, nicht in gewisser Art geradezu ein Volksschwank? . . . Wahrlich, wie schön war doch das lebensvolle Volk! Marja Stepanowna fühlte Unwillen, wenn sie von den Ausfällen gegen Bjelinskij vernahm. Skobelew enthüllte ihr noch mehr, und es gelang ihr sogar einmal, die Gelegenheit herbeizuführen, mit dem berühmten Kritiker zusammenzukommen. Es dauerte nicht lang und der Dichter Nikolaj Polewoj erschien bei ihr zum Tee und las etwas von seinen Sachen vor, oder

zwei ihrer Gäste stritten sich über die Slavophilen und über den ungewöhnlichen Verstand des jungen Chomjakow.

Dies tat seine Wirkung.

Die ‚Ministerialdamen‘ änderten ihre etwas verächtliche Zurückhaltung in eine trockene Zuverlässigkeit um, in der Dünkel und Neid gleichermaßen zu fühlen waren.

Mit solcher unverhüllten Mißgunst ließ sich schon eher leben. Marja Stepanowna begann die Früchte ihrer klugen Aussaat einzusammeln.

13

Marja Stepanowna war natürlich nicht instande, die Literatur zu lieben, sondern sie benutzte sie nur für praktische Zwecke. Die Literatur ist das bequemste Mittel, über irgend etwas, und nicht über irgend jemand zu reden, und zwar so, daß es jedem Nutzen bringt. Marja Stepanowna machte sich zwei, drei Gedanken Bjelinskij's zu eigen, kannte irgendeine unversöhnliche These Chomjakows und gab bei dem Kirchenstreit dem Erzbischof Innozentij den Vorzug gegenüber Philaret. Mit einem Wort, sie war, wie man sagt, in den Bereich der höchsten Fragen geraten.

Dies gab ihr einen gewissen Nimbus und ließ viele kopfschüttelnd fragen, womit das enden sollte.

Iwan Pawlowitsch war inzwischen bereits stellvertretender Abteilungsleiter geworden. Man nahm an, daß er dies seiner Frau zu verdanken habe, die so vor-

treffliche, wenn auch nicht ganz ungefährliche Bekanntschaften angeknüpft hatte.

Sie riskierte jedoch schon fast zu viel. Obwohl Graf Cancrin ein Mann von recht freien Anschauungen war, soll er doch bei der Unterzeichnung der Beförderungsurkunde Iwan Pawlowitschs die Stirn gerunzelt haben.

Doch das Glück diente Iwan Pawlowitsch mit einer geradezu unglaublichen Ergebenheit. Wie bestellt ereigneten sich immer wieder Fälle, die es nötig machten, eine fähige und würdige Persönlichkeit hier und dorthin abzukommandieren, und jedesmal wurde dem Minister für derartige Angelegenheiten Iwan Pawlowitsch vorgeschlagen.

Dies war Cancrin höchst unangenehm. Einen dieser Vorschläge legte er sogar beiseite, da er es nicht für angängig hielt, einen Beamten zu sehr zu begünstigen. Einige Tage darauf war der Graf bei einer literarisch-musikalischen ‚soirée intime‘, wo nur die exklusivste Gesellschaft zugelassen war. Und dort in einem bescheidenen Eckchen traf der Graf plötzlich eine bescheidene Dame, die mit einem Anflug von Ehrerbietung und Ironie eine tiefe Verneigung vor ihm machte und nichts sagte als das Wort ‚Erzellenz!‘

Der Graf hatte nicht erwartet, Marja Stepanowna hier zu begegnen. Ein wenig erregt ergriff er ihre Hand und sagte: „Ach, liebe Freundin, es ist doch schon so viel für ihn getan worden, was soll ich denn noch tun?“

„Ihm nicht im Wege sein.“

Der Graf lächelte und antwortete: „Das erinnert mich an den Schwanz ‚Ein Wort, Herr Minister!‘ Nun schön, ich werde das Dekret unterschreiben.“

Und er bestätigte eine neue Beförderung Iwan Pawlowitschs.

Ihre Macht über den Grafen war erwiesen. Mochte er auch die Stirn runzeln, wenn man ihm Iwan Pawlowitsch zur Beförderung vorschlug, im allgemeinen erwies es sich doch, daß man richtig kombiniert hatte. Bald begannen auch fernstehende Leute, die den Grafen in irgendeiner Angelegenheit brauchten, sich um Marja Stepanownas Protektion zu bewerben, und seltsam — auch hier hatte sie Erfolg . . .

Es war schwer zu unterscheiden, ob dies in einem glücklichen Zusammentreffen zufälliger Umstände begründet war oder nicht.

Man steckte die Köpfe zusammen und tuschelte. Alles wurde durcheinander geworfen, man erwähnte den Namen Innozentij und Chomjakows und sprach plötzlich auch von einer Bestechungssumme . . .

Kurz und gut, die Situation spitzte sich so zu, daß wie die Spieler sagen, nur noch ‚Quitt oder double‘ übrig blieb.

Marja Stepanowna beschloß double zu spielen und im allerunerwartetsten Moment wurde Iwan Pawlowitsch dem Grafen abermals zur Beförderung vorgeschlagen.

Der Graf brauste auf.

„Was heißt das? . . . was will er eigentlich noch

alles werden? . . . Außerdem sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen . . .“

Der Beamte, der die Beförderung vorschlug, wußte sehr genau, mit wem er es zu tun hatte, und fand sich gut zurecht.

„Jawohl,“ antwortete er, „ich weiß, was gesprochen wird. Es ist sehr bedauerlich, aber nicht seine, sondern seiner Gattin Schuld, die eine Anhängerin der slavophilen Ideen Chomjakows ist . . .“

Die Slavophilen waren dem Grafen widerwärtig.

„Was heißt das? Was für Ideen Chomjakows? . . . Ich begreife nichts davon. Lassen Sie mir das Schriftstück hier.“

Doch gleich tauchte irgendwo und irgendwann wieder ‚sie in all ihrer entzückenden Einfachheit‘ auf und gab sogar ohne ‚Erzellenz‘, nur mit einer bloßen Verbeugung der Sache die gewünschte Richtung.

Als der Graf sie eines Tages in einem der exklusivsten Zirkel sah, faßte er den Entschluß, sich von ihr und ihrem Manne unter allen Umständen mit einer energischen Handlung loszumachen. „Ich will alles, alles für Sie tun, aber auf eine andere Art.“

Marja Stepanowna antwortete: „Ich werde stets Ihrem Kavaliervort glauben.“

Die Karriere Iwan Pawlowitschs mußte ihren Abschluß erhalten, und zwar in einer Weise, daß die beiden dem Grafen aus den Augen kamen.

Cancrin legte sich einen Plan zurecht. Eine andere

hochgestellte Persönlichkeit, der Graf Panin, brauchte ihn, den Finanzminister, für eine Gefälligkeit.

Cancrin erledigte die Angelegenheit schnell und mit großer Bereitwilligkeit, erschien jedoch einige Zeit darauf bei Panin und bat ihn, einen Beamten unterzubringen, dem er wegen seiner besonderen Fähigkeiten im Finanzministerium nicht die richtige Beschäftigung zu geben vermöge.

Graf Panin verzog den Mund und antwortete, daß das ‚Beschäftigung geben‘ eine äußerst schwierige Sache sei. Am besten würde dies vielleicht Perowskij gelingen, in dessen Ressort eine Menge guter Posten vorhanden sei.

Perowskij willigte ein, und als Cancrin das Dekret zur Versetzung Iwan Pawlowitschs in ein anderes Ministerium unterschrieb, begann er sich plötzlich — für seine nähere Umgebung ganz überraschend — auf echt russische Art zu bekreuzen, wie es Schomjakow selbst nicht besser getan hätte, und sagte: „Wie heißt es doch: ‚Jetzt entlässest du deinen Diener, o Herr!‘ Endlich brauche ich nicht mehr zu befürchten, daß mir vorgeschlagen wird, ihn noch zu meinem eigenen Vorgesetzten zu befördern.“

Es waren nämlich alle in dem Irrtum befangen gewesen, daß sie durch die Begünstigung Iwan Pawlowitschs dem Grafen ein unbeschreibliches Vergnügen gewährten, während genau das Gegenteil der Fall gewesen war.

Aber trotzdem war der Graf die beiden noch nicht eigentlich losgeworden. In Petersburg begriff man

zwar, daß in seiner Geneigtheit für Ivan Pawlowitsch vieles zweifelhaft war, doch in der Provinz, wohin dieser erfolgreiche Streber als eine große Persönlichkeit kam, und wo Marja Stepanowna nunmehr mit voller Berechtigung die erste Rolle in der Gesellschaft spielte, begegnete man ihnen anders. Es schien gleichsam neue Hefe in den zusammengesunkenen Teig gekommen zu sein, so daß er wieder aufquoll.

Dank ihrer früheren Stellung war Marja Stepanowna jetzt allmächtig und mußte alle Vorteile ihrer neuen Lage flug auszunützen. Sie war jetzt von jeder Verdächtigung, eine Streberin zu sein, frei, redete mit Bjelinskijs Worten vom ‚sittlich entwickelten Menschen‘, vertrat die Ideen Chomjakows, unterhielt sich mit Innozentij und — nahm die ungeheuerlichsten Schmiergelder an, sogar in Angelegenheiten, die dem Ressort ihres Mannes überhaupt nicht unterstanden. Alle Welt sah sie als diejenige Persönlichkeit an, mit deren Hilfe man am besten eine Stelle erlangen konnte.

Was sie einnahm und mit wem sie teilte, war ihr Geheimnis. Der Graf hatte sich jedenfalls vergeblich dem Glauben hingegeben, daß ihn die energische Maßnahme, womit er seinen Platzhalter und dessen Frau aus dem Ministerium vertrieben hatte, wirklich von ihrem Einfluß befreite.

„Das ‚Platzhalten‘ taucht genau wie die Schmeichelei in den allerverschiedensten Formen auf, und wo es nicht wie ein reißendes Raubtier anspringt, dort kriecht es wie eine Schlange oder flattert wie ein leichtes Vöglein. Man müßte die Welt anders machen

oder, besser gesagt, den Menschen beibringen, daß sie unter allen Umständen nicht der Person, sondern der Sache zu dienen haben. Dies wäre eine wirklich gute Aufgabe, und jener würde gepriesen sein, der dieses Problem zu lösen müßte.“

So schloß der ehrenwerte und fluge Herr, dem ich dieses Geschichtchen vom ‚Platzhalten‘ wortgetreu nach- erzählt habe.

Die Erscheinung im Ingenieurpalais
Aus Kadettenerinnerungen

Häuser haben genau so ihren Ruf wie Menschen. Es gibt Häuser, in denen es nach allgemeiner Ansicht nicht ganz geheuer ist, das heißt, wo man diese oder jene Erscheinungen einer unsaubereren oder zumindest doch unerklärlichen Macht bemerken kann. Die Spiritisten haben viel Mühe darauf verwandt, Erscheinungen dieser Art zu erklären; da ihre Theorien jedoch keine große Glaubwürdigkeit genießen, so ist die Sache mit den Spukhäusern noch immer die alte geblieben.

In Petersburg stand bei vielen Leuten das charakteristische Gebäude des Pawlowskijpalais, heute unter dem Namen Ingenieurpalais bekannt, in einem solch schlechten Ruf. Fast vom Entstehen des Schlosses an wurden hier geheimnisvolle Erscheinungen beobachtet, die man Geistern und Gespenstern zuschrieb. Noch bei Lebzeiten des Kaisers Paul soll die Stimme Peters des Großen darin gehört worden sein, und schließlich sah der Kaiser Paul sogar mit eigenen Augen den Schatten seines Ahnen. In allen ausländischen Zeitschriften, in denen der jähe Tod des Kaisers Paul Petrowitsch geschildert wurde, konnte man von diesem Vorfall lesen, ohne daß jemals ein Dementi erfolgt wäre. Auch in einem jüngst in Rußland erschienenen Buch von Kobeko ist diese Episode beschrieben worden. Der Ahne soll sein Grab verlassen haben, um seinem Urenkel zu verkünden, daß seine Lage gezählt seien und sein Ende nahe sei. Die Voraussage traf ein.

Übrigens wurde der Schatten Peters des Großen im Schlosse nicht nur vom Kaiser Paul, sondern auch von andern gesehen, die ihm nahestanden. Mit einem Wort, das Gebäude war gruselig, weil Geister und Gespenster dort hausten oder wenigstens umgingen, die jedes furchtbare Geschehnis untrüglich vorhersagten. Infolge des unerwartet plötzlichen Endes des Kaisers Paul entsann man sich allgemein der prophetischen Erscheinung, die der verstorbene Kaiser im Schlosse gesehen hatte, und die Redereien, die darüber im Umlauf waren, vermehrten noch den düsteren, geheimnisvollen Ruf des schwarzen Gebäudes. Das hatte zur Folge, daß das Schloß nicht mehr als kaiserliche Wohnung benutzt, sondern in eine Kadettenanstalt umgewandelt wurde.

Heute sind in diesem ehemaligen Palais die Junker der Ingenieurakademie untergebracht; die ersten ‚Bewohner‘ waren jedoch die Ingenieurkadetten. Das war ein junges Völkchen, von kindlichem Uberglauben durchaus noch nicht frei, aber doch feck und übermütig, neugierig und kühn. Sie kannten natürlich allesamt mehr oder weniger die Schauernären, die man sich von ihrem Gespensterschloß erzählte. Die Jungens interessierten sich für alle Einzelheiten der schrecklichen Geschichten gar sehr und nährten ihre Phantasie damit; diejenigen jedoch, die mit den gruseligen Anekdoten schon vertraut genug geworden waren, machten sich ein Vergnügen daraus, die Kameraden zu erschrecken. Dieser Spaß war unter den Kadetten höchst beliebt, und die Vorgesetzten vermochten ihnen diese Unart mit

keinem Mittel abzugewöhnen. Schließlich ereignete sich ein Vorfall, durch den mit einem Schlage sämtlichen Kadetten die Lust am Erschrecken und an übermütigen Streichen verging.

2

Besonders beliebt war es, die Novizen oder die sogenannten ‚Unteren‘ zu erschrecken, die bei ihrem Einzug ins Schloß sogleich eine solche Menge Schauer- geschichten über das Palais zu hören bekamen, daß sie äußerst abergläubisch und ängstlich wurden. Mehr als alles schreckte sie das am Ende eines Korridors gelegene Zimmer, das dem verstorbenen Kaiser Paul als Schlafgemach gedient hatte, das Zimmer, in dem er sich frisch und gesund zum Schlafe niedergelegt hatte und aus dem er am nächsten Morgen als Leiche herausgetragen wurde. Die ‚Oberen‘ versicherten, daß der Geist des Kaisers in diesem Zimmer hause, jede Nacht von dort ausgehe und sein geliebtes Palais besichtige; und die ‚Unteren‘ glaubten es. Dieses Zimmer war stets fest verschlossen und zwar nicht nur mit einem, sondern gleich mit mehreren Schlössern. Aber für Geister sind, wie jeder weiß, Riegel und Schlösser ohne jede Bedeutung. Zudem erzählte man sich noch, daß es irgendwie doch möglich sei, in das Zimmer hineinzukommen. Es muß in der That auch so gewesen sein. Wenigstens wurde erzählt — und die Überlieferung hat sich bis heute gehalten —, daß es einigen älteren Kadetten einmal gelungen sei, in das Zimmer einzudringen. Dies ging so lange, bis einer

von ihnen einen so fecken Streich ausgeheckt hatte, daß er schwer dafür büßen mußte. Er hatte irgend- einen Zugang zu dem gruseligen Schlafgemach des verstorbenen Kaisers entdeckt, hatte ein Bettlaken dort- hin bringen und es verstecken können, hatte sich nachts dann selbst in das Zimmer begeben, von Kopf bis zu Fuß in das Laken gehüllt und sich in das dunkle Fen- ster gestellt, das auf die Parkstraße hinausging und jedem Vorbeigehenden oder -fahrenden, der zu dieser Front hinaufblickte, gut sichtbar war.

Dem Kadetten, der auf diese Weise ein Gespenst mar- kierte, gelang es in der That, vielen abergläubischen Bewohnern des Schlosses einen argen Schrecken ein- zujagen und auch von den Passanten auf der Straße, welche die weiße Gestalt sahen, für den Geist des ver- storbenen Kaisers gehalten zu werden.

Dieses übermütige Treiben zog sich durch einige Monate hin, so daß mit großer Bestimmtheit das Ge- rücht verbreitet ward, Paul Petrowitsch wandle nachts in seinem Schlafgemach umher und schaue aus seinem Fenster auf Petersburg hinab. Viele wollten mit un- zweifelhafter Deutlichkeit und Klarheit gesehen haben, daß ihnen die im Fenster stehende weiße Gestalt mit dem Kopfe zugenickt und sich hinabgebeugt habe; der Kadett machte in der That solche Scherzchen. All dies gab im Schlosse zu weitläufigen Erörterungen und Vor- hersagen Anlaß und endete damit, daß der Kadett, welcher der Urheber der beschriebenen Schrecknisse war, auf frischer That ertappt wurde und nach Em- pfang einer ,angemessenen körperlichen Züchtigung‘

für immer aus der Anstalt ausgeschlossen wurde. Man erzählte sich, daß der bestrafte Kadett das Unglück gehabt hätte, mit seiner Vorstellung im Fenster eine zufällig am Schlosse vorüberfahrende hohe Persönlichkeit zu erschrecken, weshalb er auch nicht ‚nach Kinderart‘ bestraft worden war. Das heißt: die Kadetten erzählten, daß der unglückliche Tollkopf ‚unter den Ruten gestorben‘ sei. Da zu damaliger Zeit dergartige Dinge nicht unglaubhaft erschienen, schenkte man auch diesem Gerücht Glauben, und derselbe Kadett wurde von Stund an selber ein Gespenst im Palais. Die Kameraden sahen ihn als ‚Totgepeitschten‘ und mit einem Totenkranz auf der Stirn; der Kranz aber hatte eine Inschrift, die lautete: ‚Ehe ich die süßen Freuden des Lebens gekostet, mußte ich sterben.‘

Wenn die Kadetten an diese Inschrift dachten, überkam sie alle eine tiefe Rührung.

Bald nach dem Unglück des Kadetten wurde das Schlafgemach, von dem die Hauptschrecknisse des Ingenieurpalais ausgingen, geöffnet und es erhielt eine Bestimmung, die ihm seinen gruseligen Charakter nahm. Obwohl es auf diese Art des Geheimnisvollen entkleidet war, wollten die Erzählungen über die Erscheinung lange nicht verstummen. Die Kadetten glaubten nach wie vor, daß in ihrem Schlosse ein Gespenst hause und nachts zuweilen auch erscheine. Dies war die allgemeine Überzeugung, die sich bei den jüngeren wie bei den älteren Kadetten gleichermaßen aufrecht hielt, nur mit dem Unterschied, daß die jüngeren blind an das Gespenst glaubten, während die

älteren zuweilen selbst sein Erscheinen besorgten. Das eine war jedoch dem andern nicht im Wege, denn selbst diejenigen, die zuweilen das Gespenst markierten, hatten Angst vor ihm. Es ist das gleiche, wie wenn Wundererzähler selbst die Wunder hervorbringen, sich ehrfurchtsvoll vor ihnen beugen und sogar an ihre Wirklichkeit glauben.

Die Kadetten der jüngeren Jahrgänge kannten nicht die ‚ganze Geschichte‘, denn es war nach dem Vorfall mit dem Kadetten, der ausgepeitscht worden war, streng verboten, Spußgeschichten zu erzählen; sie glaubten jedoch fest, daß den älteren Kadetten, unter denen sich noch Kameraden des mit Ruten Bestraften oder Totgepeitschten befanden, das Geheimnis der Erscheinung vollkommen bekannt sei. Dies gab den älteren Kadetten ein gewisses Ansehen, das sie bis zum Jahre 1859 oder 1860 behielten. Um diese Zeit widerfuhr vier von ihnen etwas grauenhaft Schreckliches, das ich im folgenden mit den Worten eines der Teilnehmer an dem unstatthaftern Scherze schildern will.

3

In diesem Jahre — 1859 oder 1860 muß es gewesen sein — starb im Ingenieurpalais der Anstaltsdirektor, der General Laminowskij. Er war wenig beliebt bei den Kadetten und stand, wie man hörte, auch bei seiner vorgesetzten Behörde nicht im besten Ruf. Dies hatte viele Gründe. Man fand, daß sich der General zu streng und unpersönlich gegen die Zöglinge verhielt, daß er sich wenig Sorgen um ihre Nöte

machte und sich zu wenig um ihr äußeres Wohlergehen kümmerte; hauptsächlich aber machte man ihm seine Aufdringlichkeit, Händelsucht und Kleinlichkeit zum Vorwurf. Im Korps erzählte man sich, daß der General noch viel böser gewesen wäre, wenn nicht seine engelgleiche, sanfte Frau seine unbändige Grausamkeit in Schranken gehalten hätte. Die Generalin hatte niemals einer der Kadetten zu Gesicht bekommen, weil sie dauernd krank war; man hielt sie jedoch für den guten Genius, der alle vor dem Äußersten bewahrte.

Außer diesen ‚Herzenstugenden‘ hatte der General Lamnowskij noch einige sehr häßliche Gewohnheiten. Darunter befanden sich auch komische, die sich die Jungens natürlich vor allem zur Zielscheibe ihrer Wiße erwählten. Wenn sie dem unbeliebten Direktor ‚eins austwischen‘ wollten, pflegten sie eine dieser komischen Gewohnheiten mit maßloser Übertreibung nachzuäffen.

Die lächerlichste Ungewohnheit Lamnowskijs war, daß er, wenn er etwas sagte, jedesmal mit sämtlichen fünf Fingern der rechten Hand den Nasenrücken entlangstrich. Nach der Meinung der Kadetten sah dies genau so aus, als ‚zöge er sich die Worte aus der Nase‘. Der Verstorbene zeichnete sich nicht durch besondere Redegewandtheit aus, und es fehlten ihm oft die Worte, um den Jungens seine Eingebungen mitzuteilen. Bei jeder derartigen Hemmung verstärkte sich nun das ‚Aus der Nase Herausziehen‘; die Kadetten verloren sofort den nötigen Ernst und began-

nen zu grinsen. Wenn der General diesen Mangel an Subordination bemerkte, geriet er in Zorn und bestrafte die Missetäter. Auf diese Weise wurde das Verhältnis zwischen dem General und den Zöglingen immer schlechter, und an alledem war nach der Meinung der Kadetten vor allem die Nase schuld.

Die Kadetten, bei denen sich Lamnowskij unbeliebt gemacht hatte, ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ihn zu ärgern und sich an ihm zu rächen, indem sie auf die eine oder andere Weise das Ansehen, das der General bei den neueintretenden Kameraden genoß, zu zerstören versuchten. Zu diesem Zweck verbreiteten sie im Korps das Gerücht, daß Lamnowskij mit unreinen Mächten in Verbindung stehe und Dämonen für sich Marmorblöcke schleifen lasse, die Lamnowskij damals für irgendein Gebäude, ich glaube die Isaakskathedrale, anfahren ließ. Da jedoch die Dämonen dieser Arbeit überdrüssig geworden seien, sollten sie, den Erzählungen nach, ungeduldig auf den Tod des Generals warten, weil nur dieser Umstand ihnen die Freiheit wiederverschaffen würde. Um dies noch glaubhafter erscheinen zu lassen, spielten die Kadetten dem General am Abend seines Geburtstags einen sehr üblen Streich. Sie veranstalteten nämlich sein Begräbniß. Die Sache ging so vor sich, daß zu derselben Zeit, da in Lamnowskijs Wohnung die Gäste schmauseten, auf dem Korridor der Kadetten eine Trauerprozession auftauchte. In Bettlaken gehüllt, Kerzen in den Händen, trugen sie auf einer Bahre einen ausgestopften Mann umher, dem sie eine Maske mit einer

langen Nase vorgebunden hatten, und sangen mit leiser Stimme Begräbnislieder. Die Anstifter dieser Zeremonie wurden entdeckt und bestraft, allein auch an den folgenden Geburtstagen Lamnowskijs wurde der unverzeihliche Scherz wiederholt. So ging es bis zum Jahre 1859 oder 1860, wo der General tatsächlich starb und man ihn wirklich begraben mußte. Nach der damals herrschenden Sitte mußten die Kadetten abwechselnd am Sarge wachen. Bei dieser Gelegenheit nun ereignete sich jener grausige Vorfall, der denselben Kadetten, welche die andern so lange in der Angst gehalten hatten, einen entsetzlichen Schrecken einjagte.

4

Der General Lamnowskij starb im November. Der Spätherbst ist in Petersburg die häßlichste Jahreszeit. Es ist kalt, und man kann sich vor Feuchtigkeit und Schmutz kaum retten. Vor allem aber legt sich der trübe Nebeldunst schwer auf die Nerven, und durch diese wiederum auf Gehirn und Phantasie. All dies verursacht krankhaft unruhige und erregte Zustände des Gemüths. Moleschott hätte da für seine Schlüsse vom Einfluß des Wetters auf das Leben bei uns viel interessantes Material gewinnen können. Die Zeit, in der Lamnowskij starb, war besonders scheußlich. Der Verstorbene wurde nicht in die Schloßkapelle gebracht, weil er Lutheraner war. Der Leichnam war in einem feierlich geschmückten großen Saal der Generalwohnung aufgebahrt, und dort standen auch die Kadetten Wache. Die Totenmesse wurde

jedoch nach orthodoxem Rituell in der Kirche gelesen. Die eine Messe fand am Tage, die andere am Abend statt. Alle Ränge, gleichviel ob Kadetten oder Bedienstete, hatten zu jeder der beiden Messen zu erscheinen, und dies wurde genau durchgeführt. Während die Totenmesse in der orthodoxen Kirche abgehalten wurde, war folglich die gesamte Bevölkerung des Schlosses in der Kapelle versammelt, indes die weiten Hallen und langen Gänge im Palais ganz leer waren. In der Wohnung des Entschlafenen war niemand zurückgeblieben als die Wache, die sich aus vier Kadetten zusammensetzte. Sie standen mit Gewehr und Helm am Sarg.

Des ganzen Schlosses hatte sich in diesen Tagen eine bedrückende Unruhe bemächtigt; alle fühlten etwas Fremdes um sich herum und begannen sich zu fürchten. Dann wurde plötzlich irgendwo davon gesprochen, daß wieder jemand ‚erschieden‘ sei und ‚wandle‘. Es ward allen so ungemütlich, daß man einander zurief: „Genug, hören Sie auf, lassen Sie das! Gehen Sie zum Teufel mit Ihren Erzählungen! Sie machen nur sich selbst und alle anderen mit diesen Schauermärchen nervös!“ Aber gleich darauf sprach man selbst von dem gleichen, um dessetwillen man die andern gescholten hatte, und in der Nacht ängstigten sich alle furchtbar.

Als der Anstaltspope die Kadetten ausschalt, wurde es noch ärger. Er hielt ihnen vor, sie sollten sich schämen, über den Tod des Generals Freude zu bezeigen, und es gelang seinen sanften und klugen

Worten, die Kadetten zu rühren und weich zu stimmen.

„Jarwohl, er wandelt“, sagte er zu ihnen, indem er ihre eigenen Worte wiederholte. „Natürlich nicht so, daß ihr ihn sehen könnt, aber in ihm ist eine Macht, die man nicht herausfordern soll. Dieses ist der graue Mann. Er erscheint nicht um Mitternacht, sondern in der Dämmerung, wenn alles rings um uns grau wird und jeder von seinen schlechten Gedanken sprechen möchte. Dieser graue Mann ist das Gewissen. Ich rate euch, es durch eure schmutzige Freude am Tode eines fremden Menschen nicht aufzurühren. Jeder Mensch wird von irgend jemandem geliebt, von irgend jemandem beklagt. Seht euch vor, daß sich der graue Mann nicht auf euch stürze und euch eine böse Lehre gebe!“

Die Kadetten nahmen sich diese Worte sehr zu Herzen. Sobald es an diesem Tage dämmerig wurde, begannen sie umherzuschauen, ob der graue Mann nicht erscheine, und in welcher Gestalt er auftauchen würde. Bekanntlich ist um die Zeit der Dämmerung jedermann besonders sensibel. Es steigt eine neue Welt empor, welche die Welt des Lichts in Schatten hüllt. Die alltäglichsten Sachen, die ein jeder genau kennt, sehen plötzlich unnatürlich, unbegreiflich und sogar furchterregend aus. In der Dämmerung scheint jedes Gefühl aus irgendeinem Grunde nach einem unbestimmten, aber starken Ausdruck zu suchen. Die Stimmung von Gefühl und Gedanken schwankt beständig hin und her und in dieser zerrenden, drücken-

den Disharmonie des gesamtten Innenlebens beginnt plötzlich die Phantasie zu arbeiten: Welt wandelt sich in Traum, und Traum in Welt . . . Dies ist verlockend und furchtbar; und je grausiger es ist, desto verlockender erscheint es . . .

In dieser Stimmung befanden sich die meisten Kadetten, besonders diejenigen, die nachts am Garge wachen mußten. Am Abend vor dem Begräbnistage wurden bei der Seelenmesse in der Kapelle sehr hohe Persönlichkeiten erwartet. Darum hatten sich außer den Schloßbewohnern auch viele Leute aus der Stadt in der Kapelle eingefunden. Sogar aus Lamnowskij's Wohnung war alles Lebendige in die russische Kirche gegangen, um sich die hohen Persönlichkeiten anzusehen. Der Tote war allein zurückgeblieben, umringt von den vier wachenden Knaben. Wache standen zu dieser Stunde die vier Kadetten G—ton, B—bow, G—skij und K—din, die sich sämtlich heute noch ihres Lebens erfreuen und im Dienst wie in der Gesellschaft gute Stellungen bekleiden.

5

Von den vier Knaben, die die Wache bildeten, war der eine namens K—din ein sehr ausgelassener und zu Streichen aufgelegter Bursche, der dem verstorbenen Lamnowskij mehr als alle anderen mißfallen hatte und dem deshalb von seiten des Verstorbenen mehr als allen anderen auf die Finger geschaut worden war. Der Verstorbene hatte K—din besonders deshalb nicht gemocht, weil dieser in seinem Übermut vortrefflich

nachzuahmen verstand, wie, er die Worte aus der Nase herauszog, und weil er jedesmal tätigen Anteil an den Begräbnisprozessionen genommen hatte, die an den Geburtstagen des Generals veranstaltet wurden.

Bei der Prozession an Lamnowskij's letztem Geburtstags war es K—din gewesen, der den Verstorbenen darstellte und aus dem Sarge heraus sogar eine Rede hielt, bei der er den General in Worten und Gebärden so täuschend nachahmte, daß alle Zuschauer hellauflachen mußten, der Offizier nicht ausgenommen, der die Narrenprozession auseinanderjagen sollte.

Es war bekannt, daß dieser Vorfall den verstorbenen Lamnowskij in eine rasende Wut gebracht hatte, und unter den Kadetten ging das Gerücht, daß der wütende General geschworen habe, „K—din so zu bestrafen, daß er sein Lebtag daran denken sollte“. Die Kadetten glaubten fest daran, und wenn sie sich den Charakter ihres Direktors vergegenwärtigten, zweifelten sie nicht, daß er seinen Schwur in die Tat umsetzen würde. K—din hatte während des ganzen letzten Jahres die Empfindung, „nur noch an einem Haar zu hängen“, und da es ihm bei seiner lebhaften Art sehr schwer fiel, sich von kecken und gewagten Streichen zurückzuhalten, so war seine Lage sehr gefährlich. In der Anstalt wartete man nur darauf, daß K—din bei irgendeinem Streich ertappt würde, und daß dann Lamnowskij nicht viel Federlesens mit ihm machen und ihm wegen seiner vielen mutwilligen Streiche „einen Denktettel fürs ganze Leben“ geben würde.

Die Furcht vor der Drohung des Generals war von

so großem Einfluß auf R—din, daß er sich mit verzweifelten Anstrengungen in Zucht hielt und, wie ein Quartalsäufer den Wein, alle mutwilligen Streiche mied. Das ging so lange, bis er am eigenen Leibe die Wahrheit des Sprichwortes spürte: ‚Ein Bauer trinkt ein Jahr lang nicht, sowie ihn aber der Teufel packt, versäuft er alles mit einmal.‘

Der Teufel packte R—din am Targe des Generals, der gestorben war, ohne seine Drohung ausgeführt zu haben. Jetzt hatte der Kadett keine Angst mehr vor dem General und der lang gezügelte Übermut des Knaben fand Gelegenheit, gleich einer stark zusammengedrückten Feder hochzuschellen. Der Kadett wußte nicht mehr, was er tat.

6

Die letzte Seelenmesse, zu der sich sämtliche Bewohner des Schlosses versammelten, war auf acht Uhr angesetzt worden. Da man jedoch die hohen Persönlichkeiten erwartete und es nicht schicklich war, nach ihnen die Kapelle zu betreten, hatte sich alles schon sehr viel früher dorthin begeben. Die vier Kadetten G—ton, B—now, S—skij und R—din, die im Saale des Verstorbenen wachten, waren die einzigen, die nicht in der Kapelle weilten. In den anstoßenden riesengroßen Zimmern befand sich keine Menschenseele . . .

Um halb acht Uhr ward die Thür für einen Augenblick geöffnet, und es erschien der Garnisonsadjutant und verursachte einen an sich unbedeutenden Vorfall,

der jedoch die unheimliche, schwere Stimmung noch verstärkte. Ob der Adjutant vor der Thür über seine eigenen Schritte erschrocken war oder ob er das Gefühl gehabt hatte, daß ihn jemand überholen wollte, kurz und gut, er war zuerst stehen geblieben, um den andern vorbeizulassen, und hatte dann plötzlich mit lauter Stimme gerufen: „Wer ist da! Wer!“ Während er schnell den Kopf zur Thür hereinsteckte, stieß er sich den andern Thürflügel selbst in den Rücken und schrie laut auf, da er wähnte, daß ihn hinten jemand festhalte.

Er hatte sich natürlich sofort wieder in der Gewalt. Er überslog mit einem unruhigen Blick den Traueraal, und als er an der hier herrschenden Leere erriet, daß alle bereits in der Kapelle seien, schloß er die Thüre wieder und ging, laut mit dem Säbel klappernd, beschleunigten Schrittes über den Korridor davon, der in die Schloßkapelle führte.

Als die am Sarge wachenden Kadetten erkannten, daß sich auch die Erwachsenen vor irgend etwas ängstigten, bemächtigte sich ihrer eine noch viel größere Furcht.

7

Die Kadetten lauschten den sich entfernenden Schritten des Offiziers und fühlten sich mit jedem Tritt verlässener. Sie hatten das Gefühl, als ob sie hierher gebracht und mit dem Leichnam eingeschlossen worden wären, weil der Tote irgendeine Beleidigung nicht vergessen und verziehen hätte. Ja, es war sicher, er würde aufstehen und sich unbedingt an ihnen rächen. Und

zwar auf furchtbare Art, wie es eben nur Tote vermögen . . . Dies ist jedoch nur in der Mitternachtsstunde möglich.

„. . . wenn der Hahn kräht
Und Geister durch das Dunkle wallen . . .“

Aber sie mußten ja nicht bis Mitternacht wachen, man würde sie vorher ablösen, und außerdem sollte ihnen nicht der ‚Geist‘ erscheinen, sondern der ‚graue Mann‘, dessen Stunde die Dämmerung war.

Jetzt senkten sich eben die dichten Schatten der Dämmerung auf die vier Kadetten herab. Zwischen ihnen lag der Tote im Sarg, und rings um sie lastete das drückende Schweigen . . . Draußen heulte mit grimmigter Wut der Herbststurm, warf ganze Schwaden trübgrauen Regens gegen die Scheiben der hohen Fenster und wirbelte mit lautem Geräusch die dürrn Blätter über die Dächer. In den Kaminen vernahm man dumpfe, zerrissene Töne, es hörte sich an, als ob die Schornsteine stöhnten, weil etwas in ihnen auseinandergerissen, wieder zusammengesügt und mit noch stärkerer Gewalt von neuem zerbrochen würde. All dies war nicht eben geeignet, die Gefühle der Kadetten zu beruhigen und ihre aufgeregten Gedanken zu beschwichtigen. All diese Eindrücke wirkten noch stärker auf die Knaben, weil sie still stehen und tiefes Schweigen wahren mußten. Alles drehte sich vor ihren Augen. Das Blut strömte ihnen zu Kopf und pochte in ihren Schläfen, so daß sie das eintönige Geflapper eines Mühlrades zu hören vermeinten.

Wer einmal ähnliche Empfindungen durchgemacht hat, kennt dieses seltsame, höchst eigentümliche Pochen des Blutes, das wie das Mahlen einer Mühle klingt, die jedoch kein Korn mahlt, sondern sich selbst. Dies bringt den Menschen bald in eine qualvolle, überreizte Stimmung, die man ähnlich empfindet, wenn man zum ersten Male in einem dunklen Bergwerkschacht weilt, wo das gewohnte Tageslicht plötzlich von dem trüben Schein einer Lampe abgelöst wird . . . Es dünkt einen unmöglich, das Schweigen auszuhalten, man möchte zumindest seine eigene Stimme hören, hin und her laufen, irgend etwas tun.

8

Einer der vier Kadetten, die am Sarge des Generals standen, eben der erwähnte R—din, der dieselben Empfindungen durchmachte wie die übrigen, vergaß die Disziplin und flüsterte, obwohl er unter dem Gewehr stand: „Die Geister kommen aus ‚Pappnase‘ auf uns zu gekrochen.“

Lamnowskij war im Scherz zuweilen ‚Pappnase‘ genannt worden. Allein der Scherz wirkte diesmal nicht komisch, sondern er verstärkte im Gegenteil noch die drückende Stimmung. Zwei von den Wachestehenden, denen dies deutlich bewußt war, gaben R—din deshalb zur Antwort: „Sei doch ruhig . . . es ist ohnehin schon schauerlich genug.“ Und alle sahen sich ängstlich nach dem mit einem leichten Tuch verhüllten Gesicht des Toten um.

„Ich rede auch nicht, weil es euch schauerlich ist“,

antwortete R—din. „Ich habe jedoch nicht die mindeste Angst, da er mir jetzt nichts mehr tun kann. Jawohl, man muß über abergläubische Vorurteile erhaben sein und darf keine Furcht haben vor einem Nichts. Jeder Tote aber ist solch ein Nichts, das werde ich euch gleich beweisen.“

„Bitte, beweise uns nichts!“

„Doch, ich werde es euch zeigen. Ich werde euch beweisen, daß ‚Pappnase‘ uns nichts mehr anhaben kann, selbst dann nicht, wenn ich ihn jetzt an der Nase fasse.“

Und damit ließ R—din, für die übrigen ganz unerwartet, sein Gewehr herabgleiten, lief schnell die Stufen des Katafalks hinauf und griff dem Toten an die Nase, wobei er mit lauter, lustiger Stimme rief: „Siehst du wohl, Pappnase, du bist tot, doch ich bin lebendig und ziehe dich an der Nase, und du kannst mir nichts anhaben!“

Die Kameraden hatten noch nicht Zeit gefunden, sich über diese Worte zu entsetzen und zu entrüsten, als plötzlich allesamt klar und deutlich ein tiefes, schmerzliches Stöhnen vernahmen. Es klang so, als wenn sich jemand auf ein Luftkissen mit einem nicht ganz dicht schließenden Ventil setzte . . . Die Kadetten hatten das deutliche Gefühl, als ob dieses Stöhnen aus dem Garge käme . . .

R—din ließ schnell die Nase los und stolperte, das Gewehr in der Hand, geräuschvoll schnell die Stufen des Katafalks hinab; die übrigen drei legten vor Schreck, ohne sich ihres Tuns bewußt zu sein, die Ge-

wehre an, um sich vor dem auferstehenden Toten zu schützen.

Aber nicht genug, daß der Tote stöhnte: er setzte dem Übeltäter, der ihn so geschmäht hatte, wirklich nach oder griff jedenfalls nach seiner Hand. Hinter R—din wallte wie eine große Woge das Bahrtuch her; er wollte sich losreißen, aber es gelang ihm nicht . . . mit einem schrecklichen Schrei fiel er zu Boden nieder. Dieses nachwallende Bahrtuch war in der That eine ganz unerklärliche und höchst grausige Erscheinung, um so mehr, als der vorher verhüllte Tote nunmehr mit seinen auf der eingefallenen Brust gekreuzten Händen offen dalag.

Der Missetäter hatte sein Gewehr aus der Hand fallen lassen und das Gesicht vor Entsetzen mit den Händen bedeckt. Er lag auf dem Fußboden und stöhnte entsetzlich. Offenbar war er bei vollem Bewußtsein und erwartete, daß ihn der Tote sogleich auf gespenstische Art packen würde.

Inzwischen wiederholte sich das Stöhnen, und man vernahm obendrein noch ein leises Rascheln. Es war ein Geräusch, als wenn man mit dem Ärmel seines Tuchrockes über den andern Ärmel hinstreicht. Offenbar wollte der Tote die Arme auseinanderbreiten. Plötzlich vernahm man ein leises Rascheln. Dann ließ ein Strom kalter Luft die Kerzen aufflackern; im gleichen Augenblicke rauschte es in den Portieren der Thür, die nach den Innenräumen des Hauses führte, und die entsetzten Kadetten erblickten die Erscheinung: Der graue Mann! Die vor Angst halbtoten Knaben

sahen deutlich und klar die Konturen der Erscheinung, die sich in Menschengestalt darstellte . . . Erschien hier die Seele des Verewigten in der neuen Gestalt, die sie in jener anderen Welt angenommen hatte, war sie von dort für einen Augenblick zurückgekehrt, um den schimpflichen Streich zu bestrafen, oder war es vielleicht ein noch grausigerer Gast, der Schloßgeist selbst, der durch den Fußboden des Nachbarzimmers aus der Erde emporgestiegen war? . . .

9

Die Erscheinung war kein Spiel der erhitzten Phantasie — sie verschwand nicht und erinnerte dem Aussehen nach an die von Heine beschriebene ‚geheimnisvolle Frau‘. Die Erscheinung machte auch ganz den Eindruck eines Leichnams, in dem eine Seele ‚eingeschlossen‘ ist. Den entsetzten Blicken der Kadetten stellte sich eine ganz in Weiß gehüllte, bis zum äußersten abgemagerte Gestalt dar, die jedoch wegen der Dämmerung grau erschien. Sie hatte ein furchtbar mageres, in bläulichem Weiß erschimmerndes, ganz erloschenes Gesicht; dicke, lange Haare, die wegen der tiefen Dämmerung gleichfalls grau erschienen, ringelten sich unordentlich vom Haupt herab und bedeckten Brust und Schultern der Erscheinung. In den hellen, entzündeten Augen leuchtete ein krankhaftes Feuer . . . Sie lagen tief in den schwarzen Augenhöhlen und schimmerten wie glühende Kohlen. Die Erscheinung hatte zarte, hagere Hände, die den Händen eines Skelettes glichen, und mit diesen beiden

Händen hielt sie sich am Rand der schweren Portiere fest.

Die schwachen Finger preßten krampfhaft den Stoff zusammen; daher rührte auch das leise Rascheln, das die Kadetten vernommen hatten.

Die Lippen der Erscheinung waren vollkommen schwarz und weit geöffnet. In kurzen Zwischenräumen entrang sich ihnen pfeifend und ächzend jener gepreßte Ton, halb wie Stöhnen, halb wie mühsames Atmen, der zum erstenmal hörbar geworden war, als R—din dem Toten an die Nase gegriffen hatte.

10

Als die drei noch aufrecht dastehenden Kadetten die drohende Erscheinung erblickten, wurden sie starr wie Stein und blieben in ihrer Verteidigungsstellung noch unbeweglicher stehen als R—din, der unter dem Bahrtuch, das sich an ihm verwickelt hatte, lang auf dem Boden ausgestreckt lag.

Die Erscheinung schenkte der Gruppe keinerlei Beachtung; ihre Augen waren starr auf den Sarg gerichtet, in dem der Tote jetzt ohne jede Hülle lag. Sie schwankte ein wenig und wollte sich offenbar vorwärts bewegen. Schließlich gelang es ihr. Sich mit den Händen an der Wand festhaltend, schob sich die Gestalt langsam vor und begann mit unregelmäßigen Schritten dem Sarge näher zu kommen. Diese Bewegung war grauenvoll. Während die Gestalt bei jedem Schritt krampfhaft bebte und mit dem weit geöffneten Mund qualvoll nach Luft rang, drang aus

ihrer hohlen Brust jenes furchtbare Stöhnen, das die Kadetten für ein Stöhnen aus dem Sarge gehalten hatten. Die Erscheinung kam Schritt für Schritt näher. Schließlich stand sie dicht vor den Kadetten und trat an den Sarg heran. Bevor sie jedoch die Stufen des Katafalks emporschritt, blieb sie stehen, ergriff R—dins Hand, an der das wallende Bahrtuch hing — das krampfhafte Beben seines Körpers übertrug sich darauf — und haßte mit ihren zarten, hageren Händen das Tuch von dem Aufschlagknopf des Missetäters los; dann schaute sie ihn mit einem unsäglich traurigen und schmerzlichen Blick an, drohte ihm leise und — bekreuzte ihn . . . Dann schritt sie, sich kaum auf den zitternden Beinen haltend, die Stufen des Katafalks empor, hielt sich am Rande des Sarges fest, legte ihre skelettdünnen Hände auf die Schultern des Toten und begann zu schluchzen . . .

Es sah aus, als ob sich im Sarge zwei Tote küßten . . . Aber bald war alles zu Ende. Im anderen Flügel des Schlosses regte sich das Leben. Die Totenmesse war zu Ende, und die Diener, die wegen des Besuchs der hohen Persönlichkeiten in der Wohnung des Verstorbenen sein mußten, kamen von der Kapelle herbeigeeilt.

II

An das Ohr der Kadetten drang das Geräusch der durch den Korridor näherkommenden lauten Schritte, und gleich danach hörte man durch die geöffnete Tür der Kapelle die letzten Klänge des Grabgesanges herüberschallen.

Die realen Äußerungen des Lebens gaben den Kadetten den Mut wieder, und das Pflichtbewußtsein und die gewohnte Disziplin ließen sie sogleich wieder ihre ordnungsmäßige Stellung am richtigen Platz einnehmen.

Der Adjutant, der als letzter vor der Totenmesse einen Blick auf den Sarg geworfen hatte, kam jetzt als erster mit schnellen Schritten wieder in den Trauersaal zurückgelaufen. Als er die Gestalt am Sarge sah, rief er erschrocken: „Mein Gott, wie kommt sie denn hierher!“

Die Gestalt in dem weißen Gewand und den wirren, grauen Haaren lag über dem Toten und umschlang ihn; sie schien selbst nicht mehr zu atmen. Die grau-sige Szene erhielt ihre Aufklärung.

Die Erscheinung, die den Kadetten solches Entsetzen eingeflößt hatte, war die Witwe des verstorbenen Generals, die selbst dem Tode nahe war, aber das Unglück hatte, ihren Gatten zu überleben. Wegen ihrer übergroßen Hinfälligkeit hatte sie schon lange nicht mehr das Bett verlassen können. Als jedoch alle zu der Trauermesse in die Kapelle gegangen waren, hatte sie ihr Sterbelager verlassen und war, sich mit den Händen an der Wand haltend, vorwärtsgeschritten und am Sarge des Toten erschienen. Das dürre Rascheln, das die Kadetten für ein Geräusch der Ärmel des Toten gehalten hatten, war durch die Berührung mit der Wand hervorgerufen worden. Jetzt war die Kranke in einer tiefen Ohnmacht befangen. Die Kadetten trugen sie auf Befehl des Adjutanten aus dem

Saal und setzten sie in einem Sessel hinter der Portiere nieder.

Dies war der letzte schreckliche Vorfall im Ingenieurpalais, der nach den Worten des Erzählers bei allen Beteiligten einen tiefen Eindruck für das ganze Leben hinterließ.

„Von diesem Vorfall an“, sagte er, „war es uns allen qualvoll, wenn wir hörten, wie sich jemand über den Tod irgendeines anderen Menschen freute. Wir entsannen uns stets unseres unverzeihlichen Streiches und gedachten immer der segnenden Hand der letzten Erscheinung im Ingenieurpalais, die allein die Macht gehabt hatte, uns auf Grund des heiligen Rechtes der Liebe zu erlösen. Seit dieser Zeit hörte im Corps auch die Furcht vor Erscheinungen auf. Die Erscheinung, die wir gesehen, war die letzte gewesen.“

Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

in acht Bänden

In Verbindung mit

Johannes v. Guenther, Henry Heiseler und Erich Müller
herausgegeben von Reinhold v. Walter

„Lesskow ist der am tiefsten im russischen Volke wurzelnde
Schriftsteller und von allen fremden Einflüssen unberührt.“

Maxim Gorki.

„Mir scheint, daß es Lesskow vorbehalten war, eine gewisse
Seite des Russen, das eigentlich Furchtbare, aber zugleich
Gewaltige der russischen Seele in unvergleichlichen epischen
Bügen so hinzustellen wie keiner der anderen (Dostojewskij,
Tolstoi, Gogol, Turgenjew und Gontscharow).“

Hugo von Hofmannsthal.

In der Gesamtausgabe kostet der Band (nicht einzeln
käuflich) in Halbleinen M 5.50, in der Einzelausgabe
(ohne Bandbezeichnung, mit Einzeltitel) geheftet M 3.50,
in Ganzleinen M 6.—.

Handgebundene Halbfranzbände kosten sowohl in der Ge-
samtausgabe wie in der Einzelausgabe je M 16.—.

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

in acht Bänden

Inhalt:

Band I: Geschichten aus der Großstadt

Inhalt: Die Kampfnatur Pawlin. Die Dame und das Frauenzimmer.
Das Kadettenkloster.

Band II: Geschichten vom Lande

Inhalt: Das Schreckgespenst. Das Tier. Das Tal der Tränen. Die
Tagediebe. Der Hecktubel.

Band III: Legenden

Inhalt: Der Bösewicht von Askalon. Die schöne Asa. Der Gaukler.
Pamphalon. Legendäre Charaktere.

Band IV: Geschichten aus alter Zeit

Inhalt: Die alten Zeiten von Plodomassowo. Der Soupetkünstler.
Pan Wischnewski. Der versiegelte Engel.

Band V: Ein absterbendes Geschlecht. Roman

Band VI: Militärische Geschichten

Inhalt: Figura. Der hilfreiche Wachtposten. Interessante Männer.
Der Betrug. Die Stimme der Natur. Plaghalter. Die Erscheinung
im Ingenieurpalais.

1926 werden erscheinen:

Band VII: Charaktere und Sonderlinge

Inhalt: Schafochs. Anlässlich der Kreuzersonate. Der Pygmäe. Die Lady
Macbeth von Mzensk. Die Teufelsaustreibung. Der ungetaufte Pope.

Band VIII: Märchen und Legenden

Inhalt: Der Löwe des Einsiedlers Gerassim. Die Legende vom ge-
wissenhaften Daniel. Die Erzählung von Theodor dem Christen und
seinem Freunde, dem Juden Abraham. Die Stunde nach Gottes Willen.
Biographisches Nachwort von Erich Müller.

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Alexej N. Tolstoj

Höllenfahrt

Roman. Deutsch von Alexander Eliasberg

487 Seiten 8°. In Halbleinen M 6.—, in Halbleder M 8 —

„Die Bilder, die hier ein von glühender Liebe zu seinem Volke und seiner Heimat erfüllter Russe von der trägerisch schillernden Kultur russischer Intelligenz entwickelt, zeigen eine Meisterschaft, die ihresgleichen sucht.“ Dresdener Nachrichten.

Volkslieder der Serben

Aus dem Serbischen übersetzt von Talvj

Ausgewählt von Alfons Marguliés

Quartband Gebunden M 7.50

Den Volksliedern der Serben hat schon Goethe seine liebevolle Teilnahme zugewandt. Oft hart und rau und im Ausdruck gedrängt, kommen sie dem Verlangen der Gegenwart entgegen.

A. Duschkin / Novellen und Romane

Herausgegeben von Johannes v. Guenther

I. Band. Novellen: Die Erzählungen Bjelkins / Dubrowski / Piquè-Dame. VIII, 300 Seiten

II. Band. Romane: Die Hauptmannstochter. Der Mohr Peters des Großen. VIII, 307 Seiten

Geheftet je M 3.—, in Leinen je M 5.50,
in Halbleder hardgebunden je M 16.—

„Diese neue Übertragung stellt alles Frühere in den Schatten.“
Kölnische Zeitung.

Außerhalb der Novellen und Romane erschien:

Die Hauptmannstochter

238 S. 8°. Leicht geb. Mit farbigem Umschlagbild M 2.50

E. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Östliches Christentum / Dokumente

Herausgegeben von N. v. Bubnoff und Hans Ehrenberg

I. Politik

VI, 375 S. gr. 8°. Geheftet M 6.—, in Halbleinen M 9.—

II. Philosophie

XI, 412 S. gr. 8°. Geheftet M 6.—, in Halbleinen M 9.—

„Diese Kundgebungen sind farbensatt und von einem vollen geistigen Leben getragen. Wir hören aus ihnen die natürliche Sprache des russischen Geistes“. Alfons Paquet in der Frankfurter Zeitung.

Nikolai A. Berdjajew

Die Weltanschauung Dostojewskijs

Aus dem Russischen übersezt von Wolfgang E. Groeger

222 Seiten. Geheftet M 4.—, Ganzleinen M 6.—

„Berdjajew ist der berufene Führer zum lichten Dostojewskij, sein Werk ist eine Wohltat. Wer Dostojewskij lesen will — außer jenen Reifen und Freien, die sehr selten sind — sollte ihn an der Hand Berdjajews lesen; damit wird er sich Umwege ersparen, ohne das Erlebnis zu verlieren, auf das es ankommt.“ Münch. N. Nachr.

Rußland und die Psychomachie Europas

Versuch über den Zusammenhang der
religiösen und politischen Weltkunde

Von Hans Mühlestein

252 Seiten 8°. Geheftet M 4.50, Ganzleinen M 6.50

„Selten hat mich in den letzten Jahren ein Buch derartig in seinen Bann gezwungen wie das von Mühlestein. Ein Mann, einsam offenbar und doch stark und zelsicher zugleich, kennzeichnet die Religiosität beziehungsweise Irreligiosität der abendländischen Welt und arbeitet in meisterhafter Klarheit die Zusammenhänge zwischen der religiösen und der politischen Weltkrisis heraus. . . . Niemand wird das Buch in die Hand nehmen, ohne aufs tiefste davon ergriffen zu sein.“

E. Obst in der Geopolitik.

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

E. S. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Nikolai Lesskow

Charaktere und Sonderlinge

G. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Nikolai Lesskow / Gesammelte Werke
Siebenter Band

!

Inhalt

| | | |
|-----------------------------------|-----|---|
| Der Schafochs | I | |
| Deutsch von Erich Müller | | |
| Anläßlich der Kreuzersonate . . . | 121 | - |
| Deutsch von Erich Müller | | |
| Der Pygmäe | 153 | |
| Deutsch von Erich Müller | | |
| Die Lady Macbeth von Mzensk . . | 179 | |
| Deutsch von Erich Müller | | |
| Die Teufelsaustreibung | 263 | |
| Deutsch von Erich Müller | | |
| Der ungetaufte Pope | 289 | |
| Deutsch von Johannes von Guenther | | |

•

Anläßlich der Kreuzersonate

„Jede Jungfrau steht in sittlicher Beziehung über dem Mann, weil sie unvergleichlich reiner ist als er. Beim Eintritt in die Ehe überragt stets die Frau den Mann. Ob Jungfrau oder Weib, in unserer Zeit steht sie immer über ihm.“

L. Tolstoj

Wir begruben Fjodor Michailowitsch Dostojewskij. Es war ein trüber, unfreundlicher Tag. Ich fühlte mich nicht wohl und vermochte nur mit großer Selbstüberwindung dem Sarge bis zum Portal des Newskij-Klosters zu folgen. Im Portal herrschte ein riesiges Gedränge. Aus der eng zusammengepreßten Menge hörte man Stöhnen und Schreien. Der Dramendichter Uwerkiw stellte sich auf eine Erhöhung und rief etwas. Obwohl seine Stimme sehr laut war, konnte man kein Wort verstehen. Die einen meinten, daß er für Ordnung Sorge, und lobten ihn dafür, die andern waren ärgerlich über ihn. Ich befand mich unter denen, die keinen Einlaß im Klosterhof gefunden hatten, und da ich es als zwecklos ansah, länger vor dem Tor zu stehen, ging ich nach Hause, trank heißen Tee und legte mich schlafen. Die Kälte und die verschiedenartigen Eindrücke hatten mich sehr müde gemacht, und ich schlief so fest und lange, daß ich nicht einmal zum Mittagessen aufwachte. Zum Essen sollte ich an diesem Tage auch nicht mehr kommen, denn zu der Vielzahl mannigfaltigster Eindrücke gesellte sich unerwarteterweise noch ein neuer, der mich außerordentlich erregte.

Am späten Nachmittag weckte mich mein Mädchen und sagte, es sei eine unbekannte Dame gekommen, die nicht fortgehen wolle, sondern inständig bitte, von mir empfangen zu werden. Damenbesuche sind bei einem alten Schriftsteller wie unsereinem keine

ungewöhnliche Sache. Die Zahl der Mädchen und Frauen, die einen Rat für ihre literarischen Versuche erbitten oder um Beihilfe für die Unterbringung ihrer Arbeiten nachsuchen, ist nicht gering. Darum setzte mich der Besuch einer Dame und sogar ihre Hartnäckigkeit durchaus nicht in Erstaunen. Wenn jemandem das Wasser bis zum Halse steht, ist es kein Wunder, daß er hartnäckig wird.

Ich ließ die Dame in mein Arbeitszimmer bitten und begann mich selbst in Ordnung zu bringen. Als ich ins Zimmer trat, war auf dem großen Tisch meine Arbeitslampe angezündet. Sie warf einen hellen Schein auf den Tisch, während der übrige Teil des Zimmers im Halbschatten blieb. Die fremde Dame, die mich da mit ihrem Besuch beehrte, war mir in der That gänzlich unbekannt.

Als ich sie forschend betrachtete und sie bitten wollte, im Sessel Platz zu nehmen, kam es mir vor, als ob sie die hellbelegten Stellen des Zimmers miede und sich im Schatten zu halten trachtete. Dies verwunderte mich. So zurückhaltend und verlegen pflegten sich sonst nur schüchterne und ungewandte Personen zu benehmen. Bei dieser Dame hatte ich jedoch sogleich das Gefühl, daß sie den besseren Kreisen angehöre, und deshalb kam mir ihr Benehmen noch seltsamer vor. Sie war sehr gut, aber einfach gekleidet. Alles, was sie trug, war kostbar und von gewählter Eleganz, sowohl der vortreffliche Plüschmantel, den sie im Vorzimmer nicht abgelegt hatte und auch während der Unterredung mit mir anbehielt, als auch das ele-

gante schwarze Hütchen, das offenbar nicht russischer Herkunft, sondern Pariser Modell war, sowie der doppelt gelegte schwarze Schleier, der rückwärts so geknüpft war, daß ich durch das zwiefache Gewebe nur ein weißes, rundes Kinn und zuweilen das Aufleuchten eines Augenpaares erblicken konnte.

Statt sich vorzustellen und die Absicht ihres Besuches kundzutun, begann die Dame damit, daß sie mir sagte: „Kann ich damit rechnen, daß Sie keinen Wert auf meinen Namen legen?“ Ich antwortete, daß sie damit voll und ganz rechnen dürfe.

Nunmehr bat sie mich, im Sessel vor der Lampe Platz zu nehmen, rückte ungeniert den grünen Lastschirm der Lampe so weit herum, daß alles Licht auf mich fiel, während sie selbst im Schatten blieb, setzte sich an die andere Seite des Tisches und begann von neuem zu fragen.

„Sie sind allein?“

Ich antwortete ihr, sie täusche sich nicht, ich sei allein.

„Kann ich mit Ihnen ganz offen sprechen?“

Ich meinte, wenn sie Vertrauen zu mir hätte, wüßte ich nicht, was sie hindern könnte, nach Belieben zu sprechen.

„Wir sind hier allein?“

„Ganz allein.“

Die Dame stand auf und machte zwei Schritte auf das Nebenzimmer zu, wo sich meine Bibliothek befindet und daran anschließend das Schlafzimmer. In der Bibliothek brannte eine matte Lampe, bei deren

Schein man das ganze Zimmer überblicken konnte. Ich rührte mich nicht vom Fleck und sagte zur Beruhigung der Dame, daß sich in meiner Wohnung niemand als das Dienstpersonal und eine kleine Waise befinde, die bei ihren Erwägungen wohl keine Rolle spielen könne. Daraufhin nahm die Dame wieder Platz, schob abermals den grünen Lampenschirm herum und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich bin in großer Erregung. . . . Mein Benehmen kann Ihnen seltsam erscheinen, aber ich bitte Sie, mit Ihr Mitgefühl nicht zu versagen.“

Ihre Hand, die sie wieder nach dem grünen Lampenschirm ausstreckte, saß in einem schwarzen Glacéhandschuh und bebte stark. Statt einer Antwort bot ich der Dame ein Glas Wasser an. Sie hielt mich zurück und sagte: „Nicht nötig, ich bin nicht so nervös, ich bin zu Ihnen gekommen, weil dieses Begräbnis . . . diese Menschenmassen . . . dieser Mensch alle meine Gedanken verwirrt haben. Seine ganze Persönlichkeit hat einen ungewöhnlich starken, bezwingenden Eindruck auf mich gemacht, und ich kann nie vergessen, daß ich zweimal im Leben eine Unterredung mit ihm hatte. Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Ich werde Ihnen erzählen, weshalb ich es getan habe. Es macht nichts, daß wir uns nicht kennen. Ich habe viel von Ihnen gelesen und vieles war mir so sympathisch, so vertraut, daß ich jetzt das Verlangen, mit Ihnen zu sprechen, nicht unterdrücken kann. Vielleicht ist das, worauf ich verfallen bin, eine ungeheure Dummheit. Deshalb will

ich Sie vorher darüber befragen, und Sie sollen mir aufrichtig antworten. Was Sie mir raten, werde ich tun.“

Ihr volle Altstimme zitterte, und ihre ruhelos umhergreifenden Hände bebten.

2

Derartige Besuche und Auftritte erlebte ich zwar während meiner literarischen Thätigkeit nicht allzuviele, aber immerhin, sie kamen vor. Zumeist waren die Besucher Leute mit politischem Temperament, die ziemlich schwer zu beruhigen waren und denen zu helfen doppelt gewagt und unangenehm war, weil man fast nie wußte, mit wem man es zu tun hatte. Auch diesmal kam mir zuerst der Gedanke, daß die Dame, von politischen Leidenschaften aufgewühlt, einen Plan erfonnen hatte, den sie unglücklicherweise mir anzuvertrauen wünschte. Die Art, wie sie die Unterredung eingeleitet hatte, ließ darauf schließen, und ich sagte deshalb zögernd: „Ich weiß nicht, wovon Sie reden werden. Ich wage nicht, Ihnen im voraus etwas zu versprechen. Wenn Sie jedoch durch Ihre persönlichen Gefühle auf Grund des Vertrauens, das Ihnen mein Leben und Ruf einflößen, zu mir geführt worden sind, werde ich unter keinen Umständen von dem, was Sie mir offenbar als Geheimnis mitteilen wollen, Gebrauch machen.“

„Jawohl,“ sagte sie, „als Geheimnis, als absolutes Geheimnis, und ich bin überzeugt, daß Sie es wahren werden. Ich habe nicht nötig zu wieder-

holen, warum es gewahrt werden muß; ich weiß, daß Sie es fühlen. Ich kann mich nicht täuschen. Ihr Gesicht sagt es mir besser als alle Worte; außerdem bleibt mir nichts anderes übrig. Ich wiederhole also, ich bin bereit, eine Handlung zu begehen, die mir in einem Augenblick ehrenhaft und im andern roh erscheint. Die Wahl muß sofort getroffen werden, noch diese Minute, und ich mache sie von Ihrem Entscheid abhängig.“

Ich zweifelte nicht, daß nun gleich eine Offenbarung politischen Charakters folgen würde und sagte zurückhaltend: „Sprechen Sie!“

Trotz dem doppelten Schleier fühlte ich den durchdringenden Blick meiner Besucherin auf mich ruhen. Sie sah mich starr an und sagte mit fester Stimme: „Ich bin eine ungetreue Gattin. Ich betrüge meinen Mann!“

Zu meiner Beschämung muß ich sagen, daß mir bei dieser Eröffnung eine schwere Last vom Herzen fiel. Von Politik war offenbar nicht die Rede.

„Ich betrüge einen vortrefflichen, guten Mann; es dauert bereits sechs . . . nein mehr! . . . ich muß die Wahrheit sagen, sonst hat alles Reden keinen Zweck! — es dauert acht Jahre . . . und hält noch immer an . . . oder nein, es begann im dritten Monat unserer Ehe. Etwas Schmachvolleres kann es auf der Welt nicht geben. Ich bin nicht alt, aber ich besitze Kinder, Sie verstehen?“

Ich nickte bestätigend.

„Sie begreifen, was das heißt. Zweimal im

Leben ging ich, wie jetzt zu Ihnen, zu jenem . . . den wir heute begraben haben, und dessen Tod mich auf's tiefste erschüttert hat. Ich bekannte ihm meine Empfindungen. Das erstemal war er grob zu mir, das zweitemal zart wie ein Freund. Wenn ich heute auch nicht in dem gleichen Zustand bin, in dem ich zu ihm ging, wünsche ich schließlich doch, daß Sie mir den Rat geben, den ich brauche. Schlimmer als alles im Leben ist der Betrug; ich fühle es. Mir scheint es besser, seine ganze Erbärmlichkeit zu enthüllen, Strafe zu erleiden und erniedrigt, geschlagen, auf die Straße geworfen zu werden — ich weiß nicht, was mit mir geschehen wird —, ich fühle das unbezwingliche Verlangen, zu meinem Manne zu gehen und ihm alles zu sagen. Ich habe dieses Bedürfnis bereits seit sechs Jahren. Zwischen dem Beginn und der Fortsetzung meines verbrecherischen Tuns lagen zwei Jahre, in denen ich . . . jenen Mann nicht sah; dann begann es wieder, und alles war wie früher. Seit sechs Jahren wollte ich alles sagen und tat es nicht. Aber jetzt, wo ich Dostojewskij das Grabgeleit gab, habe ich den endgültigen Wunsch, ein Ende zu machen und noch heute alles so zum Abschluß zu bringen, wie Sie es mir raten werden.“

Ich schwieg, weil ich in dieser Geschichte nichts begriff und der Dame entschieden keinen Rat geben konnte; sie ersah es an meinem Gesicht.

„Sie müssen natürlich mehr wissen; ich bin nicht gekommen, um Ihnen Rätsel aufzugeben, sondern um zu sprechen, alles zu erzählen. Ich wäre eine

schamlose Heuchlerin, wenn ich mich rechtfertigen wollte. Ich habe niemals in meinem Leben Not kennen gelernt, wuchs im Überfluß auf und lebe auch heute noch im Überfluß. Die Natur versagte mir nicht einigen Verstand, ich erhielt eine gute Erziehung und hatte bei der Wahl meines Gatten volle Freiheit. Ich brauche also keine Worte darüber zu verlieren. Ich heiratete einen Mann, der seinen tadellosen Ruf bis heute aufs peinlichste gewahrt hat. Mein Leben verlief tadellos, bis dieser Mann — ich meine meinen Gatten, meinen rechtmäßigen Gatten — um meine Hand anhielt. Ich glaubte, er gefiele mir, und dachte, ich könnte ihn lieb gewinnen, glaubte jedoch nie, ihn betrügen zu können. Und doch betrog ich ihn auf die gemeinste, infamste Art und Weise und genoß noch dazu den Ruf einer ehrenwerten Frau und guten Mutter, während ich doch nichts weniger als ehrenwert und eine über alle Maßen widerwärtige Mutter bin. Der Teufel muß mich zu dem Betrug verleitet haben. Sagen Sie was Sie wollen, ich glaube an den Teufel . . . Im Leben pflegt viel von den Umständen abzuhängen. Es heißt immer, in den Städten sei viel Schmutz und auf dem Dorf herrsche Reinheit. Nun, das stimmt wohl nicht, denn auf dem Dorfe geschah es eben; ich befand mich dort mit diesem Manne, diesem verfluchten Menschen, allein unter vier Augen. Mein Gatte hatte ihn selbst zu mir gebracht und meiner Obhut anvertraut. Wenn Reue einen Zweck hätte, würde ich bereuen, würde ich meinen Schritt, zu dem mich mein Gatte unwissentlich verleitet hat,

unendlich bereuen. Doch ich entsinne mich nicht mehr dieses Moments, ich erinnere mich nur noch an ein Gewitter, an ein furchtbares Gewitter, wovon ich von Kindheit an große Angst gehabt habe. Ich liebte ihn damals nicht. Ich hatte nur Furcht. Und als der große Salon, in dem wir saßen, von einem Blitz in weißes Licht gehüllt ward, klammerte ich mich aus Angst an den Arm dieses Mannes . . . mehr weiß ich nicht. Später setzten wir unsere Beziehungen fort. Dann machte er eine Weltreise. Nach seiner Rückkehr begann alles wieder von neuem. Jetzt bin ich willens, Schluß zu machen und zwar ein für allemal. Ich wollte es schon öfter tun, aber ich besaß nie genug Energie, um es zu ertragen. Der Entschluß, zu dem ich mich aufgerafft hatte, war jedesmal eine Stunde nach seinem Erscheinen wieder vollkommen verflogen, und was schlimmer als alles andere ist — ich will nichts verheimlichen —: nicht er, sondern ich selbst war die Ursache davon, ich selbst, verstehen Sie, machte den Anfang, ich raffte mich auf und war wütend, weil es mir zu schwer war, es zu erreichen. Doch wenn das so weitergeht, wird mein Betrug, meine Schmach niemals enden . . .“

„Was wollen Sie nun tun?“ fragte ich.

„Ich will meinem Manne alles enthüllen, und zwar unbedingt noch heute, sowie ich von dem Besuch bei Ihnen nach Hause komme . . .“

Ich fragte, wie ihr Mann sei, und was er für einen Charakter habe.

„Mein Mann“, sagte sie, „hat den besten Ruf,

eine gute Stellung und ein beträchtliches Vermögen, er gilt allgemein für einen ehrenwerten, anständigen Menschen.“

„Und Sie teilen diese Meinung?“ fragte ich.

„Nicht ganz; man schreibt ihm zuviel zu. Er ist zwar begabt und ordentlich, besitzt jedoch wenig von dem was man ‚Herz‘ nennt, so dumm diese Bezeichnung auch ist, die an die sogenannte ‚Seele‘ der Musif erinnert. Ich finde jedoch im Augenblick keinen andern Ausdruck. Seine Herzenstregungen sind alle sehr regelmäßig, bestimmt, korrekt und gleichmäßig.“

„Und der, den Sie lieben . . .“

„Was wollen Sie über ihn sagen?“

„Er flößt Ihnen Achtung ein?“

„Ach!“ rief die Dame und machte eine Handbewegung. Ich wußte nicht recht, was ich mir unter dieser Bewegung vorstellen sollte. „Denken Sie ruhig, daß er der herzloseste und gemeinste Egoist ist, der niemandem Achtung einflößt und sich auch nie darum bemüht.“

„Sie lieben ihn?“

Sie zuckte mit den Achseln und sagte: „Lieben . . . Wissen Sie, das ist ein seltsames Wort. Jeder hat es auf den Lippen, aber nur sehr wenige verstehen es. Lieben können heißt genau soviel wie zur Poesie oder Rechtschaffenheit bestimmt zu sein. Nur wenige sind dieses Gefühles fähig. Unsere Bäuerinnen gebrauchen statt des Wortes ‚lieben‘ den Ausdruck ‚bemitleiden‘. Sie sagen nicht, er liebt mich, sondern: er bemitleidet mich. Das ist meines Erachtens viel schöner und eine

einfachere Definition; das Wort lieben—bemitleiden bedeutet ‚liebhaben‘ im alltäglichen Sinne. Alles andere aber ist ‚ersehnen‘, wie man denn auch sagt: ‚mein Ersehnter, mein lieber Ersehnter‘ . . . verstehen Sie . . . ‚ersehnen‘ . . .“

Sie hielt inne und atmete schwer. Ich reichte ihr ein Glas Wasser, das sie diesmal annahm, ohne sich abzuwenden. Sie schien mir sehr dankbar zu sein, daß ich sie bei dieser Gelegenheit nicht genauer betrachtete.

Wir schwiegen. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und bei ihr schien der Strom freimütiger Geständnisse versiegt zu sein. Alles Wichtige war offenbar gesagt, es konnten nur noch Nebensächlichkeiten folgen. Es war als ob sie meinen Gedanken erraten hätte, denn sie begann plötzlich mit leiser Stimme: „Wenn Sie mir also sagen, daß ich meinem Manne alles offenbaren soll, tue ich es. Oder können Sie mir vielleicht einen anderen Rat geben? Sie besitzen außer den Gaben, die mir Sympathie und Zutrauen für Sie einflößen, einen guten Sinn für die Wirklichkeit. Ich habe Sie aufmerksam gelesen. Wir Frauen fühlen oft, was die Fachkritiker nicht fühlen. Sagen Sie mir also, wenn Sie wollen, ganz aufrichtig: Soll ich zu meinem Manne gehen und ihm meine niederträchtige, langjährige sündige Handlungsweise entdecken oder nicht!“

3

So sehr der Fall auch meine Anteilnahme erregte, fühlte ich mich doch in einer schwierigen Lage. Wenn es auch viel leichter war, eine Antwort zu erteilen,

wie meine Besucherin sie verlangte, als einen politischen Tollkopf zu beruhigen oder ihm nicht behilflich zu sein, fühlte sich mein Gewissen nichtsdestoweniger vor die Entscheidung einer sehr ernstesten Angelegenheit gestellt. Ich hatte lange genug gelebt, um Frauen genug kennen zu lernen, die ihre Sünden dieser Art geschickt verbargen oder sich zumindest nicht offen dazu bekannten, wenn sie sie auch nicht verheimlichten. Ich hatte auch zwei bis drei freimütige Frauen kennen gelernt, entsann mich jedoch, daß sie mir viel weniger offen und ehrlich als stolz und affektiert vorgekommen waren. Ich hatte immer das Gefühl gehabt, daß diese Frauen mit ihrer Offenheit getrost ein wenig hätten zurückhalten dürfen und es sich gründlich hätten überlegen sollen, bevor sie ihre Vergehen dem eröffneten, dem sie schwereres Leid damit zufügen mußten. Ich habe mich niemals dafür interessiert, wie sich die Welt zum Innenleben eines Menschen stellt. Nicht die Welt, sondern der Mensch gilt mir etwas. Wenn man es vermeiden kann, jemandem Leid zuzufügen, warum es dann tun? Wenn eine Frau genau der gleiche Mensch wie ein Mann, dasselbe gleichberechtigte Mitglied der Gesellschaft ist und ihr genau dieselben Empfindungen zugänglich sind, dasselbe Menschheitsgefühl, wie es der Mann sich aneignen kann, wie Christus offenbart und die besten Männer unseres Jahrhunderts gesagt haben, wie jetzt Leo Tolstoj verkündet, und worin ich eine untwiderlegliche Wahrheit sehe — warum schweigt dann der Mann, der das Gebot der Keuschheit gegenüber seiner Frau verletzt hat, der er

Treue geschworen? Warum schweigt er, obwohl er sein Vergehen fühlt, und warum gelingt es ihm auf diese Weise hin und wider, das Schmählische seiner Verirrung wieder gut zu machen? Und warum sollte es eine Frau nicht ebenso machen können? Ich bin überzeugt, daß sie es darf. Es besteht kein Zweifel, daß die Zahl der Männer, die ihre Frauen betrügen, größer ist als die Zahl der Frauen, und die Frauen wissen dies. Es gibt keine oder fast keine vernünftige Frau, die nicht überzeugt davon wäre, daß ihr der Mann bei einer mehr oder minder langen Trennung nicht treu geblieben ist. Aber trotzdem verzeiht sie ihm nach seiner Rückkehr großmütig. Ihr Verzeihen drückt sich einfach darin aus, daß sie ihn nicht fragt, denn sie weiß, daß er ihr mit seiner Offenheit keinen Dienst erweisen, sondern Schmerz bereiten würde. Sie würde etwas erfahren, was sie gar nicht zu wissen wünscht. Bleibt sie jedoch in Unkenntnis, findet sie die Kraft, ihr Leben mit dem Gatten so fortzusetzen, als wenn es nur eine zufällige Unterbrechung erfahren hätte. Ich bin mir bewußt, daß meinen Gedankengängen viel mehr praktische Lebensauffassung als abstrakte Philosophie und hohe Moral zugrunde liegt, aber nichtsdestoweniger bin ich geneigt so zu denken, wie ich es tue.

In diesem Sinne führte ich die Unterhaltung mit meiner Besucherin weiter und fragte sie: „Flößen Ihnen die schlechten Eigenschaften des Mannes, den Sie lieben, Verachtung für ihn ein?“

„Eine sehr starke und dauernde.“

„Sie bemühen sich jedoch zuweilen, ihn zu rechtfertigen?“

„Zu meinem Bedauern ist mir dies unmöglich, es gibt keinerlei Rechtfertigung für ihn.“

„Dann erlaube ich mir zu fragen: Wie steht es mit Ihrem Unwillen gegen ihn? Hält er stets gleichmäßig an oder ist er zuweilen schwächer, zuweilen stärker?“

„Er wird immer stärker.“

„Jetzt frage ich Sie — Sie gestatten mir doch, Sie zu fragen?“

„Bitte.“

„Wo befindet sich Ihr Gatte jetzt, in diesem Augenblick, wo Sie in meinem Zimmer weilen?“

„Zu Hause.“

„Was tut er?“

„Er schläft in seinem Zimmer.“

„Und was geschieht, wenn er aufsteht?“

„Er steht um acht Uhr auf.“

„Ja, was tut er dann?“

Die Besucherin lächelte.

„Er wird sich waschen, seinen Hausrock anziehen, zu den Kindern gehen, eine halbe Stunde mit ihnen chinesisches Billard spielen, dann wird der Samowar gebracht, und ich werde ihm ein Glas Tee eingießen.“

„Gut!“ sagte ich, „ein Glas Tee, Samowar, Familienlampe, das sind vortreffliche Dinge. Wollen wir dabei bleiben.“

„Gut gesagt.“

„Und all das verläuft mehr oder weniger angenehm, ja?“

„Ich glaube wohl, daß es ihm Vergnügen bereitet.“

„Verzeihen Sie, in dieser Angelegenheit, in die sie mich einzuweihen geruhten, dürfen wir nur an Ihren Gatten denken, nicht an Ihre Kinder, die niemals etwas erfahren sollen, und schließlich auch nicht an Sie . . . ja wohl, nicht an Sie, weil Sie in dieser Sache der handelnde Teil sind, er aber der leidende ist. Darum muß man überlegen, auf welche Weise er am wenigsten leidet. Nun stellen Sie sich einmal vor: er trinkt wie immer seinen Tee, küßt darauf vielleicht ehrerbietig ihre Hand . . .“

„Nun?“

„Geht dann an seine Arbeit, ist zu Abend, kommt schließlich nichtsahnend zu Ihnen, um Ihnen gute Nacht zu wünschen, und vernimmt nun plötzlich Ihr Geständnis, aus dem er erkennt, daß sein ganzes Leben vom ersten Monat oder sogar vom ersten Tage seiner Verheiratung an auf einer Sinnlosigkeit aufgebaut war. Sagen Sie, erweisen Sie ihm damit einen guten oder einen schlechten Dienst?“

„Ich weiß es nicht. Wenn ich es wüßte, wenn ich mit darüber klar wäre, würde ich nicht hier sein und mit Ihnen darüber sprechen. Ich frage Sie um Rat, was ich tun soll!“

„Einen Rat vermag ich Ihnen nicht zu geben, aber ich kann Ihnen die Meinung sagen, die sich in mir gebildet hat. Damit sie jedoch eine präzise Form erhält, erlaube ich mir noch eine Frage an Sie zu richten . . . Die Empfindungen eines Menschen sind nicht

immer gleich stark . . . Wird Ihre Abneigung gegen jenen Herrn allmählich schwächer?“

„Nein, stärker!“

Sie schrieb es mit schmerzgerissenem Herzen. Es sah aus, als ob sie aufstehen und vor etwas zurückweichen wollte, das ich in meiner Vorstellung erblickte. Obwohl ich ihr Gesicht nicht sehen konnte, fühlte ich, daß sie schreckliche Qualen ausstand und ihr Leiden einen solchen Grad erreicht hatte, daß eine Entspannung unbedingt auf der Stelle erfolgen mußte.

„Folglich verurteilen Sie ihn immer strenger und strenger?“ sagte ich.

„Jawohl, immer häufiger . . .“

„Schön,“ sagte ich, „jetzt erlaube ich mir Ihnen zu sagen, daß ich es für das Vernünftigste halte, wenn Sie, nach Hause zurückgekehrt, genau so neben Ihrem Samowar Platz nehmen, wie Sie es immer getan haben.“

Sie hörte mich schweigend an. Ihre Augen waren fest auf mich gerichtet, doch ich sah sie durch den Schleier leuchten und hörte das Herz laut und unregelmäßig pochen.

„Sie geben mir den Rat, meine Heimlichkeit fortzusetzen?“

„Ich gebe keinen Rat, aber ich meine, daß es so besser für Sie, für ihn und für Ihre Kinder ist, die in jedem Falle doch nun einmal Ihre Kinder sind.“

„Aber warum besser? Das heißt doch, die Sache ins Endlose ziehen!“

„Besser, weil durch Ihr offenes Geständnis alles

noch schlimmer würde, und die Endlosigkeit, von der Sie sprechen, würde noch trauriger sein als das, was Sie vorhaben.“

„Meine Seele würde durch das Leid geläutert werden.“

Ich glaubte ihre Seele zu sehen; es war eine lebhafteste, stürmische Seele und keine von denen, die durch Leiden geläutert werden. Darum antwortete ich ihr nichts über ihre Seele, sondern lenkte ihre Gedanken abermals auf ihre Kinder.

Sie preßte ihre Hände so stark zusammen, daß die Finger in den Gelenken knackten, und senkte still ergeben den Kopf.

„Und wie wird dann meine Geschichte enden?“

„Gut.“

„Worauf stützt sich Ihre Hoffnung?“

„Darauf, daß Ihnen der Mann, den Sie lieben oder, wie Sie sagen, nicht lieben, sondern an den Sie sich gewöhnt haben, von Tag zu Tag verhaßter wird.“

„Ach, er ist mir auch so schon verhaßt genug!“

„Er wird es noch mehr werden, und dann . . .“

„Ich verstehe Sie.“

„Das freut mich herzlich.“

„Sie wollen, daß ich ihn stillschweigend verlasse?“

„Ich meine, dies wäre der glücklichste Ausweg aus Ihrer traurigen Lage.“

„Ja und dann . . .“

„Dann fangen Sie von vorn an . . .“

„Das ist unmöglich.“

„Verzeihung, ich wollte sagen, dann verdoppeln

Sie Ihre Sorglichkeit für Mann und Kinder; das wird Ihnen Kraft geben, zwar nicht zu vergessen, aber das Vergangene zu bewahren und zugleich Gründe genug zu finden, für die anderen zu leben.“

Sie erhob sich unerwartet, zog den Schleier noch tiefer übers Gesicht, streckte mir die Hand hin und sagte: „Ich danke Ihnen. Ich freue mich, meinem inneren Gefühl gefolgt zu sein, das mir gebot, zu Ihnen zu gehen, nachdem mich der furchtbare Eindruck des Begräbnisses so erregt hatte. Ich kam wie eine Wahnsinnige von dort zurück. Wie gut, daß ich nichts von dem getan habe, was ich vorgehabt hatte. Leben Sie wohl!“

Sie reichte mir noch einmal die Hand und umfaßte die meine mit kräftigem Druck, als ob sie mich an den Platz bannen wollte, wo ich mich befand. Dann verneigte sie sich und ging hinaus.

4

Ich wiederhole, daß ich das Gesicht der Dame nicht gesehen hatte. Nach dem Kinn allein auf ihr unter dem Schleier wie unter einer Maske verborgenes Gesicht zu schließen war schwer, aber ihre Gestalt hinterließ trotz Plüschmantel und Hut den Eindruck einer gewissen Grazie in mir. Ich meine, es war eine elegante, leichte, ungewöhnlich graziöse Gestalt, die sich meinem Gedächtnis sehr stark einprägte.

Ich hatte bis dahin die Dame noch nie gesehen, und auch ihre Stimme war mir unbekannt. Sie hatte mit unverstellter Stimme einen vollen, sehr ange-

nehmen tiefen Alt gesprochen; ihre Manieren waren vornehm gewesen, so daß man die Besucherin für eine Dame der Gesellschaft halten mußte, und noch sicherer für die Gattin eines höheren Beamten, eines Departementsleiters oder dergleichen. Mit einem Wort, die Dame war und blieb eine Unbekannte für mich.

Seit dem Begräbnis Dostojewskijs und dem von mir geschilderten Ereignis waren drei Jahre vergangen. Ich war im Winter krank gewesen und begab mich im Frühjahr zu einer Brunnenkur ins Ausland. Auf dem Weg zum Bahnhof begleiteten mich ein Freund und meine Pflegetochter. Wir fuhren in einer Droschke, auf die auch meine Gepäckstücke geladen waren. An der Ecke einer der auf den Newskij-Prospekt mündenden Straßen sah ich vor dem Portal eines großen Staatsgebäudes eine Dame. Trotz meiner Kurzsichtigkeit erkannte ich sie sofort wieder; es war meine Unbekannte. Ich war auf dieses Zusammenreffen durchaus nicht vorbereitet, hatte auch nie mehr an die Dame gedacht, und deshalb setzte mich die auffallende Ähnlichkeit in starkes Erstaunen. Mich durchzuckte der dumme Gedanke, anzuhalten, an sie heranzugehen, sie anzusprechen und auszufragen. Da ich jedoch in Begleitung war, tat ich es zu meinem Glück nicht und rief nur: „Mein Gott, sie ist's!“ und gab dadurch meinen Gefährten Grund, mich auszulachen.

Sie war es in der That gewesen. Vernehmen Sie, wie ich es entdeckte.

Nach der Gewohnheit aller oder der meisten Russen machte ich eine Rundreise.

Zuerst fuhr ich nach Paris, im Juli machte ich die Brunnenkur, und erst im August erschien ich dort, wo ich schon im Juni hätte sein sollen. Ich schloß bald mit den meisten russischen Kurgästen Bekanntschaft und kannte sie bald so genau, daß mir die Ankunft jeder neuen Person sofort auffiel.

Als ich eines Tages auf einer Bank an dem Parkweg saß, der zum Bahnhof führte, sah ich eine Kutsche, in der ein Herr in hellem Paletot und Hut sowie eine verschleierte Dame und ihnen gegenüber ein Knabe von ungefähr neun Jahren saßen.

Und abermals rief ich wie bei der Abreise von Petersburg: „Mein Gott, sie!“

Sie war es in der That.

Am andern Tage sah ich bei der Jause im Parkrestaurant ihren Mann und ihr ungewöhnlich schönes Kind. Der Mann machte einen guten, wenn auch etwas verlebten Eindruck, der Knabe erinnerte ein wenig an ein Zigeunerkind; er hatte eine braune Gesichtsfarbe, schwarze Locken und große, tiefblaue Augen.

Ich erlaubte mir eine kleine Taktlosigkeit. Ich veranlaßte den Kellner mit Hilfe eines Trinkgeldes, meinen Tisch näher an den der Dame heranzurücken. Ich wollte ihr Gesicht sehen.

Sie war recht nett und hatte einen angenehm weichen, aber wenig bedeutenden Ausdruck im Gesicht. Sie hatte mich ohne Zweifel erkannt, denn sie machte zwei, drei Male den Versuch, sich auf ihrem Stuhle so zu wenden, daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Dann stand sie auf, stellte sich neben eine mir

bekannte Dame, redete eine Weile mit ihr, ging hinaus und kam dann wieder zu ihrem Manne zurück.

Als ich abends nach dem Souper bei den Klängen der Musik meinen Kaffee schlürfte, sagte die Bekannte, an die meine frühere Besucherin herangetreten war, daß sie mich Frau N. vorzustellen wünsche, die in diesem Augenblick an uns vorüberging. Die Vorstellung war rasch geschehen. Ich sagte ihr die übliche Phrase, und sie antwortete ebenso mit den gebräuchlichen Worten, doch in diesen Worten, in dieser Stimme, in dieser Art des Sprechens erkannte ich sie wieder. Sie war es ohne Zweifel, und sie war klug genug, nachdem sie begriffen hatte, daß ich sie erkannt hatte, sich nicht zu verbergen, sondern sich als meine Bekannte hinzustellen; sie konnte auf meine Anständigkeit und auf die Worte rechnen, die sie mir damals gesagt hatte. . . .

Seit jenem Abend sahen wir uns häufiger, ja wir machten sogar mit anderen Bekannten und ihrem Sohn einige gemeinsame Ausflüge. Ihr Mann liebte derartige Exkursionen nicht besonders; er hatte Schmerzen im Knie und hinkte etwas. Zudem konnte man schwer bestimmen, ob ihm die Gegenwart seiner Frau lästig war oder ob er lieber allein zu sein wünschte, um einer oder vielleicht auch mehreren der zugereisten, etwas zweifelhaften Damen den Hof zu machen. Bei allen unseren Zusammenkünften und Unterhaltungen machte die Dame niemals eine Andeutung, daß sie mich oder daß wir uns früher einmal gesehen hatten. Ich fühlte jedoch sehr wohl,

daß sie wie ich keinen Zweifel darüber hegte, daß wir einander verstanden. Diese Situation wurde plötzlich durch ein ganz unerwartetes Vorkommnis unterbrochen.

Trotz dem prächtigen Wetter geleitete sie eines Morgens ihren Mann nicht zur Quelle. Er war auch beim Kaffee allein und sagte, daß ihr Anatol krank und die Mutter vor Gram und Sorge außer sich sei.

Um acht Uhr abends machte mir mein Portier die schreckliche Mitteilung, daß in dem Hotel so und so ein Knabe an Diphtherie gestorben sei; es war natürlich der Sohn meiner Unbekannten.

Da ich nicht zu den allzu vorsichtigen Leuten gehöre, nahm ich sogleich meinen Hut und begab mich in jenes Hotel. Ich hatte aus irgendeinem Grunde das Gefühl, daß sich ihr Mann nicht teilnahmsvoll genug erweisen könnte; wenn dieses an Diphtherie gestorbene Kind ihr Sohn war, konnte ihr vielleicht meine Hilfe oder zumindest meine Anteilnahme gelegen kommen.

Ich werde nie vergessen, was ich sah, als ich in das Hotel kam, wo sie wohnte. Sie hatte dort zwei Zimmer. Im ersten, das mit roten Plüschmöbeln als Salon eingerichtet war, stand meine Unbekannte. Ihre Haare waren gelöst, ihre Augen wie erstarrt; sie hatte beide Hände mit gespreizten Fingern weit von sich gestreckt und verteidigte mit ihrem Körper den kleinen Divan, auf dem etwas mit einem weißen Laken Verdecktes lag. Unter dem Laken ragte ein kleiner blauer Fuß hervor; dies war er — der tote

Anatol. An der Tür standen zwei mir unbekannte Männer in grauen Mänteln; sie hatten eine Kiste, keinen Sarg, vor sich niedergesetzt, eine Kiste, die ungefähr zwei Arschin tief war und bis zur Hälfte mit etwas Weißem angefüllt war, das ich zuerst für Milch oder Stärke ansah. Vor ihnen standen ein Polizeikommissar und ein Zivilist mit einem Abzeichen; beide sprachen laut auf die Frau ein; der Gatte der Dame war nicht zu Hause, sie war allein, stritt, wehrte sich und schrie, als sie mich erblickte: „O Gott! Verteidigen Sie mich, helfen Sie mir! Sie wollen mir mein Kind nehmen, sie geben es mir nicht zur Beerdigung frei; es ist eben erst gestorben.“

Ich wollte für sie eintreten, doch dies erwies sich als vollkommen unnütz, selbst wenn ich die Kraft gehabt hätte, die vier Männer zu überwältigen, die nunmehr ohne jede weitere Zeremonie und ziemlich grob die Dame ins Nebenzimmer brachten und die Tür hinter ihr schlossen, an die sie vergeblich unter furchtbarem Stöhnen mit den Fäusten schlug. Unterdessen nahmen die Männer das Kind, das eben noch so frisch und blühend gewesen war, senkten es in die Kalklauge, nahmen die Kiste auf und entfernten sich schnell.

5

In kleinen Badeorten sieht man Todesfälle nicht gern. Die Besitzer von Hotels und Pensionen gehen Mietern, deren Zustand ein baldiges Ende befürchten läßt, aus dem Wege.

In keinem dieser Orte sind Leichenbegängnisse ge-

stattet; wenn jemand stirbt, verbirgt man ihn vor den Fremden und schafft ihn ohne jede Begräbnisfeierlichkeit mit der Eisenbahn fort.

Ansteckende Krankheiten mit tödlichem Ausgange kommen nur sehr selten vor; in dem Ort, wo der Sohn meiner Bekannten starb, war es der erste Fall. Die Kunde davon verbreitete sich unter dem Publikum mit unglaublicher Geschwindigkeit und rief besonders unter den Damen eine furchtbare Panik hervor. Die Badeärzte, die in solchen Städten stets den einflußreichsten Stand bilden, bemühten sich, die erregten Gemüther zu beruhigen, und da sie sich dabei an gegenseitigem Eifer überboten, dauerte es nicht lange, bis sie in Streit geraten und in zwei Parteien gespalten waren. Die einen, zu denen die beiden Ärzte gehörten, die das Kind behandelt hatten, leugneten nicht, daß die Todesursache wirklich Diphtherie gewesen war, behaupteten aber, daß gegen eine weitere Ausbreitung der Seuche alle Gegenmaßregeln getroffen worden, daß sie in besonderen Kleidern zu den Kranken gegangen seien und sich nach dem Verlassen des Zimmers gründlich desinfiziert hätten. Zwei Ärzte dieser Gruppe ließen sich sogar die Härte abnehmen, um zu beweisen, wie ernst sie den Fall behandelten. Die andere an Zahl ungleich größere Partei sagte jedoch, daß der Fall ziemlich zweifelhaft sei, wobei sie sogar genügend Gegenbeweise ins Feld führten, und klagten ihre Kollegen an, die Krankheit des Kindes unnötigerweise übertrieben zu haben. All dies hatte eine große und ganz zwecklose Aufregung zur Folge, welche die

Ruhe der Kranken störte und vor allem die wirtschaftlichen Interessen der Einheimischen stark gefährdete. Dieselbe zweite medizinische Fraktion äußerte sich auch ziemlich abfällig über die Vertreter der Stadtverwaltung, die außerordentlich roh und barsch mit der Dame umgegangen seien. Sie hätten ihr das Kind wie Räuber fast noch in der Minute des Todes aus den Armen gerissen und in die Lauge versenkt, ja vielleicht sei dies bereits geschehen, bevor der letzte Funke des Lebens in dem Kinde verlöschen war. Mit dem Hinweis auf diese Roheit wollten die Ärzte die Aufmerksamkeit des Publikums von sich auf andere Personen ablenken, deren Benehmen in der That eine Roheit sondergleichen gewesen war. Doch glückte ihnen dies nicht. Der menschliche Egoismus wird in Minuten der Gefahr besonders widerwärtig, und unter dem Publikum fand sich denn auch kein einziger, der dem Zustand der unglücklichen Mutter irgendwelche Beachtung erwiesen hätte. Wenn das Kind wirklich Diphtherie gehabt hätte, wären keine Umstände am Platze gewesen, und je entschiedener und rigorosser die Verwaltung durchgegriffen hatte, desto besser war es gewesen. Man mußte doch unter allen Umständen die anderen vor Ansteckung bewahren. Interesse hatte man nur dafür, wohin die Kiste mit dem gefährlichen Leichnam gebracht worden war. Die Nachrichten, die man darüber erhielt, waren ziemlich beruhigend. Die Kiste war in einem schwarzen Sumpfloch versenkt worden, woraus man früher heilkräftiges Moor geholt hatte. Die Kiste, die an einer der tiefsten Stellen

des Sumpfes lag, war zudem noch mit Steinen bedeckt und noch einmal mit Kalk überschüttet worden. Es schien unmöglich, mit einem ansteckenden Leichnam energischer und vorsorglicher umzugehen. Dann aber ging man mit dem Hotel ins Gericht, aus dem inzwischen sämtliche Insassen geflohen waren, mit Ausnahme der armen Teufel, die sich nicht den Luxus leisten konnten, die für einen Monat vorausbezahlte Wohnung zu verlassen. Sämtliche Räume des Hotels oder zumindest die Zimmer, die die Familie N. bewohnte, mußten desinfiziert werden. Dasselbe mußten sich die anstoßenden Appartements sowie der Flur, durch den der Knabe gelaufen war, gefallen lassen, und ebenso die Ecke des Speisesaals, wo die Familie N. stets zu Mittag gegessen hatte. All dies verursachte ziemlich hohe Kosten, wenn ich nicht irre mehr als dreihundert Gulden, denn man hielt es auch für unbedingt notwendig, die Polstermöbel der drei Appartements zu verbrennen und in den anderen Zimmern die Gardinen, Teppiche und Bilder durch neue zu ersetzen. Der Besitzer des Hotels verlangte nun von Herrn N. die Ersetzung des verursachten Schadens, und die Stadtverwaltung unterstützte die Ansprüche des Hoteliers mit der Begründung, daß dieser auch trotz dem verlangten Schadenersatz immer noch im Nachteil sei. Seine meisten Zimmer würden die ganze Saison leer stehen, und künftighin ließe der Besitzer Gefahr, einen großen Teil seiner Gäste zu verlieren, wenn es ihnen zu Ohren käme, daß in diesem Hotel ein Fall von Diphtherie vorgekommen sei.

Derartige Forderungen waren den Kurgästen neu, und alle interessierten sich deshalb dafür, wie die Sache ausgehen würde. Die einen fanden das Ansinnen des Hotelbesizers herausfordernd, die anderen gerechtfertigt, wenn auch der Summe nach zu hoch. Man konnte überall davon sprechen hören, und Herr N. wurde eine interessante Persönlichkeit. Es war nur erstaunlich, daß man keine Angst vor ihm hatte. Allein man trat ruhig an ihn heran, da man wußte, daß er als Patient sofort nach dem Ausbruch der Krankheit des Kindes das Zimmer verlassen und nicht eher wieder dorthin zurückgekehrt war, bis das Kind gestorben war. Nach seiner Frau erkundigte man sich nicht; sie war einige Tage lang nicht zu sehen. Man glaubte, sie sei abgereist oder krank geworden. Für alle, die sich für fremdländische Gepflogenheiten interessierten, bildete Herr N. ein großes Objekt des Interesses. Herr N. erzählte jeden Tag, welche neuen Forderungen an ihn gestellt worden waren, und wie er darauf geantwortet hatte. Er leugnete nicht, daß der Hotelbesizer einen Schaden gehabt hätte, und daß der Tod des Kindes tatsächlich die Ursache davon wäre, bestritt jedoch das Recht, willkürlich Schadenersatz von ihm zu verlangen, und wollte nichts ohne richterlichen Entscheid bezahlen.

„Vorausgesetzt,“ sagte er, „daß ich zahlungspflichtig bin, werde ich auch zahlen. Aber jedenfalls darf mir dies nicht durch irgendeinen Kommissar und drei Bürger verkündet werden, sondern nur durch einen formellen Gerichtsbeschluß, dem ich mich zu unter-

werfen habe. Und außerdem, was bedeutet es, wenn ich zur Zahlung verurteilt werde. Gut, wenn ich etwas zum Zahlen habe. Mag man mir doch ruhig meinen Koffer wegnehmen, mehr besitze ich nicht. Würde sich's um irgendeinen armen Teufel statt meiner handeln, so hätte man mit ihm überhaupt kein Wort verschwendet, nehme ich an.“

Alle interessierten sich für den verzwickten Streitfall, und Herr N. war dauernd von Leuten umgeben, die über seine Rechte und die Unannehmlichkeit sprachen, die ihn betroffen hatte. Die Angelegenheit bekam jedoch bald einen friedlichen Abschluß. Die Stadt hatte keinen Wunsch, daß sich das Gericht mit der Sache befaßte, denn dadurch wäre der Diphtheritisfall noch mehr ins allgemeine Gerede gekommen. Man beschloß, die Sache friedlich, scheidlich beizulegen. Herr N. sollte die Desinfektionsrechnung bezahlen. Damit wäre die Sache denn auch erledigt gewesen, wenn sich nicht plötzlich ein neuer Vorfall ereignet hätte. Frau N., die sich acht Tage lang in einem großen Zimmer des Hotels aufgehalten hatte, war jeden Tag zu dem Sumpf gegangen, in den man die Kiste mit dem Leichnam ihres Kindes geworfen hatte. Am neunten Tage kehrte sie von ihrem Spaziergang nicht zurück. Man suchte sie vergeblich. Weder im Parke noch im Walde fand man sie. Sie war weder zu einer ihrer Bekannten gegangen, noch hatte sie in einem Restaurant Tee getrunken, sondern war einfach verschwunden; und mit ihr waren auch die eisernen Hanteln verschwunden, mit denen ihr Mann Zimmergymnastik

trieb. Nachdem man die Dame drei, vier Tage vergeblich gesucht hatte, sprach man den Verdacht aus, daß sie sich in demselben Sumpfe das Leben genommen hätte, wo ihr Sohn lag. Dies soll später auch mit Sicherheit festgestellt worden sein. Ihr Körper war noch einmal an der Oberfläche erschienen, dann jedoch für immer in der trüben Schlammflut versunken. So war ihr Ende.

Dieser Vorfall war sowohl durch seine Tragik, wie durch die Stille, mit der alles vor sich ging, bemerkenswert. Die verschwundene Frau N. hatte keinen Zettel oder Merkzeichen zurückgelassen, die auf ihren Entschluß deuteten, sich das Leben zu nehmen. Herrn N. wendete sich die allgemeine Teilnahme zu. Er hielt sich sehr im Hintergrunde und hüllte sich in ein kaltes, stolzes Schweigen. Er sagte, es sei das Beste, wenn er abreise; doch tat er es nicht, weil er sich sehr schwach fühlte und sein Gesundheitszustand die Fortsetzung der Brunnenkur erforderlich machte.

Ich gehörte nicht zu seinen näheren Bekannten. Wir waren offenbar sehr verschieden veranlagte Menschen. Obwohl ich um sein Familiengeheimnis wußte, das mich hätte veranlassen sollen, ihm ein gewisses Mitgefühl entgegenzubringen, erregte er meinen Abscheu weit mehr als seine Frau, die ihn hintergangen hatte. Ich äußerte auch nie den Wunsch, näher mit ihm bekannt zu werden; doch in einer mir unverständlichen Umwandlung würdigte er mich plötzlich seiner Beachtung und erwähnte in den Gesprächen, die wir miteinander führten, sehr oft und gern seine verstorbene Frau.

•

1. 1

2

Der Pygmäe

Ich will im folgenden einen Vorfall schildern, der sich wirklich zugetragen hat. Ich hörte unlängst in einem kleinen Kreise wieder davon sprechen, als die Rede darauf kam, daß in der heutigen Gesellschaft eine außerordentliche Zunahme des kalten Egoismus und der mitleidlosen Gleichgültigkeit zu bemerken sei. Einige der am Gespräch Beteiligten hatten das Gefühl, als ob es früher nicht so gewesen wäre; sie waren der Überzeugung, daß noch unlängst die Herzen ein wenig wärmer und die Seelen mitleidvoller geschlagen hätten; einer der Plaudernden, mein Landsmann, ein alter und sehr ehrenwerter Mann, ließ sich vernehmen: „Ja, das stimmt, meine Herren. Ich kenne einen alten Herrn, der noch heute in unserem Gouvernement lebt. Er ist ein kleiner adliger Grundbesitzer und ein richtiger Pygmäe, denn er hat niemals im Leben eine bedeutende Rolle gespielt. Und doch hat er einst, als er hier in Petersburg wohnte, von seinem Edelmut getrieben, eine That vollbracht, die man nicht für möglich halten sollte. Wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, werden Sie sehen, daß jeder, auch der geringste unter uns, seinem Nächsten helfen kann, wenn er ihm nur ernstlich helfen will; unser Unglück heutzutage beruht nur darauf, daß niemand etwas für seinen Nebenmenschen tun will, wenn er nicht daraus einen Vorteil für sich zieht.“

Und der Erzähler theilte uns folgende Geschichte mit.

Der kleine adlige Grundbesitzer, von dem ich spreche, heißt S.; er erfreut sich noch heute einer guten Gesundheit und verbringt seinen Lebensabend auf seinem kleinen Vorwerk im Kreise K. Vor seiner Pensionierung war er hier in Petersburg in einem Ressort der Polizei Beamter; und zwar hatte er eine sehr erniedrigende Stellung inne, denn ihm oblag es, die Anordnungen für die Ausführung der öffentlichen Körperstrafen zu treffen. In jener verhältnismäßig kurz zurückliegenden Zeit wurden bei uns im heiligen Rußland die Menschen der nichtprivilegierten Klasse noch ausgepeitscht und gebrandmarkt. Während seiner langen Dienstzeit hatte unser alter S. natürlich eine so zahllose Menge solcher Bestrafungen ‚erledigt‘, daß er an dieses unangenehme Geschäft vollkommen gewöhnt war und seine Anordnungen so kalt und unberührt traf, als ob es sich um eine ganz gewöhnliche Dienstobliegenheit gehandelt hätte. Jedoch einmal passierte es ihm, daß er sich selbst untreu wurde und nach seinen eigenen Worten ‚Dummheiten machte‘, statt vernünftig seine Pflicht zu tun.

Dieser Vorfall ereignete sich im Jahre 1853, als die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich sehr gespannt waren und in der Hauptstadt bereits mit ziemlicher Bestimmtheit von der Möglichkeit eines offenen Konfliktes gesprochen wurde. In dieser Zeit wurde unserem Beamten S. einmal befohlen, die Knutenstrafe an dem jungen Franzosen N. voll-

strecken zu lassen, der wegen eines höchst abscheulichen Vergehens an einem minderjährigen Mädchen zu dieser Strafe verurteilt worden war. Ich werde Ihnen den Namen dieses Franzosen nicht nennen, weil er noch am Leben weilt und ziemlich bekannt ist; und da die Bescheidenheit des ‚Pygmäen‘ den Franzosen davor bewahrte, daß sein Name in aller Leute Munde kam, fühle auch ich mich außerstande, ihn preiszugeben.

„Ich las das Schriftstück durch,“ erzählte G., „machte meine Gegenzeichnung, zu überlegen gab’s da nicht viel, wir bläuten jung und alt ohne Unterschied durch, und damit war die Sache erledigt; ich gab dem Vollzugsbeamten ordnungsgemäße Anweisung, morgen das Strafgerüst auf den Platz zu schaffen, und ließ mir selbst den Gefangenen vorführen, um zu sehen, ob er kräftig genug sei, daß man ihn ohne Gefahr der Prozedur unterziehen konnte.

Man brachte mir einen schwächlichen, hinfälligen Menschen; er war bleich, weinte, zitterte, rang die Hände und stammelte immerzu kläglich etwas, das ich nicht verstehen konnte.

„Ach, du mein großer Gott,“ dachte ich; „mußte denn dieser französische Schweinigel auch grade zu uns kommen und sich hier so unflätig benehmen, daß wir ihm nun auf unsere Fasson wie einer Ziege die Haut abziehen müssen!“

Er tat mir plötzlich leid.

„Du hast dir da was Schönes eingebrockt!“ sagte

ich. ‚Wie konntest du aber auch nur die Finger nach diesem armen Kinde ausstrecken! . . .‘

Er fiel mir zu Füßen, reckte seine Ärmchen mit den Handschellen gen Himmel, so daß die Ketten klirrten, und begann zu weinen.

‚Monsieur! monsieur! Der Himmel sieht . . .‘

‚Der Himmel hat hierbei nichts zu tun, Freundschen!‘ sagte ich, ‚erst macht er die Erde schmutzig und dann beruft er sich auf den Himmel. Mache dir keine Hoffnungen, morgen findet die Exekution statt; was du dir eingebrockt hast, mußt du auch auslöffeln.‘

‚Ich ganz unverdient — —‘ sagte er (er hatte während der drei Jahre, wo er im Zuchthaus gesessen, ein wenig russisch gelernt).

‚Nun, mon ami, da lügst du wohl,‘ meinte ich; ‚ganz unverdient wird man dich schon nicht verurteilt haben; das Gericht weiß, weshalb es bestraft.‘

‚Bei Gott,‘ rief er, ‚ganz unverdient . . . Gott, Dieu, Dieu, soll mich schlagen . . .!‘ Und so ähnlich schrie er, und dabei weinte der arme Kerl so bitterlich, so bitterlich, daß ich ganz unruhig wurde. Ich habe im Leben viele Leute vor der Exekution weinen sehen, aber solche heißen, bitterlichen, großen Tränen hatte ich wirklich noch nicht erblickt. So weinen nur Menschen, die zu Unrecht verurteilt worden sind . . . Nun sagen Sie, was sollte ich, der Pygmäe, mit ihm tun? Ich hatte mich um nichts anderes zu bekümmern, als daß er tüchtig ausgepeitscht und mit dem Mal gezeichnet wurde, kurz, ihn zur ‚Urteilsvollstreckung‘

zu überweisen. Das war alles, zu reden gab es hier nichts mehr. Und ich gab den Polizisten einen Wink, damit sie ihn fortschafften. Es hatte ja doch keinen Zweck, ihn noch länger hier zu behalten; ich regte mich nur selbst dabei auf und brachte auch ihn vor der Zeit in eine unnütze Unruhe.

„Führt ihn in seine Zelle zurück“, sagte ich.

Wie der Franzose dies jedoch hörte, umklammerte er mein Bein mit den Armen und verharrte so wie ein Toter; seine Tränen oder sein Gesicht waren aber so brennend heiß, daß ich die Blut sogar durch den Stiefel hindurch auf meinem Bein fühlte.

„Pfui! Möchte dich doch die Erde verschlingen!“ dachte ich, „es führt ja zu nichts, wenn du mit mir redest, ja ich werde nur Unheil davon haben.“ Allein ich vermochte ihn nicht von meinem Bein zu schütteln. Und plötzlich war es mir, als ob mir etwas ins Ohr flüsterte: „Frage ihn doch aus, frage ihn, hör an, was er zu sagen hat, und steh ihm bei!“

„Aber um Gottes willen, wie kann ich, ein unbedeutender Exekutivbeamter, dem armen Kerl helfen, wo doch die Sache vom Kriminalgericht entschieden ist und ich dem Gerüstbauer wie dem Aufseher bereits die diesbezüglichen Anordnungen erteilt habe? Wie kann ich jetzt noch für ihn eintreten? Doch, es“, dieses unsichtbare Wesen, flüsterte mir andauernd ins Ohr: „Frage ihn aus, tritt für ihn ein!“

Ich ließ mich denn auch verleiten. „Wenn ich ihm auch nicht zu helfen vermag“, dachte ich, „fragen kann ich ihn ja.“

„Los!“ sagte ich, „erzähle mir wahrheitsgemäß, wie die Sache gewesen ist! Aber sieh dich vor, lüge nicht!“

2

Er erzählte mir, so gut es ihm unter Tränen und Schluchzen möglich war, daß er bei einem Friseur auf der Morskaja gewohnt habe. Dorthin war zu ihnen, den Barbiergehilfen, immer ein sehr niedliches Mädchel von zwölf, dreizehn Jahren, die Angestellte einer Wäscherin, gekommen. Und er erzählte mir, daß die Kleine viel Ähnlichkeit mit seiner Schwestertochter oder, wie er sich ausdrückte, mit einem Kusinchen von ihm gehabt habe. Nun und er, Sie wissen ja, wie ein Franzose ist . . . er besitzt natürlich Geschmack und eine lebhaftere Phantasie. Das Kind gefiel ihm, er schenkte ihm heute ein Bändchen, morgen eine Apfelsine, später auch mal einen halben oder einen ganzen Rubel, Bonbons, immer verwöhnte er es mit einem Geschenk. Er sagte, dies alles sei ohne jede Absicht geschehen. Die Mutter des Mädchens jedoch war ein ganz abgefesimtes Uas. Sie lud ihn in ihre Wohnung und schloß ihn mit dem Mädchlein ein. Das Mädchlein war aber von der Mutter angewiesen worden, dem Barbier das Gesicht zu zerkratzen und laut zu schreien, als ob er sich in schrecklicher Weise an ihm vergreifen wolle. So geschah es denn auch. Die Leute liefen zusammen, der Tatbestand wurde aufgenommen, das Vergehen festgestellt, und der Barbier wanderte ins Gefängnis, wo er drei Jahre lang saß, bis er zur Knute mit nachfolgender Verbannung verurteilt wurde.

Ich gewann den Eindruck, daß seine Erzählung echt war, und wandte dann meine Aufmerksamkeit auf die Narbe, die ihm das Mädchen auf der Nase beigebracht hatte; die tiefe Wunde war vernarbt, es war nur eine weißliche Schramme zurückgeblieben. Eine höchst seltsame Schramme; es sah so aus, als ob der Ort der Verwundung mit Absicht und Berechnung gewählt worden war. Meistenteils ist es nämlich ganz anders. Eine Frau pflegt in solchem Falle zumeist in die Augen oder noch häufiger in die Wangen zu kratzen, weil sie von beiden Seiten mit den Händen ins Gesicht des Unholds fährt, der ihr Gewalt antun will; aber hier hatte das Mädchen nach Katzenart direkt mitten ins Gesicht hinein gekratzt, und die Schramme verlief über die Nase bis zur Lippe hinab . . .

„Weiß Gott,“ dachte ich mir, „es gibt solche Weiber; was für Untaten lernt man nicht alles kennen, wenn man Beamter bei der Polizei ist. Nun, ich sage zu dem Barbier — es muß Ihnen sicherlich komisch erscheinen — ich sagte also: „Nun gut, Musjö, wenn es sich so verhält, wie du mir erzählt hast, dann wird Gott vielleicht nicht zulassen, daß du unschuldig bestraft wirst. Bete und hoffe!“

Er küßte meine Hände und schritt kettenschlingend hinaus. Ich blieb auf meinem Platze zurück und dachte bei mir: „Sieh mal einer an, da sind die richtigen zwei Dummköpfe zusammengekommen. Der eine ist er, weil er mich für einen Propheten hält, und der andere bin ich, weil ich ihm vergebliche Hoffnung

gemacht habe. Denn wenn es auch klar zutage liegt, daß hier ein Fehlspruch und zwar ein entsetzlicher Fehlspruch ergangen ist, werden wir den Barbier morgen doch durchprügeln, sein zartes französisches Körperchen wird sich auf dem hölzernen Pferd winden, es mit Blut überströmen, und der Junge wird schreien und winseln wie ein lebendiges Ferkelchen am Bratspieß... Ach, hätte man dich doch schnell ausgepeitscht, und hätte ich mich gar nicht um die Sache gekümmert. Ich vermag ja nichts zu tun! Die Geschichte mit dem Burschen hatte mich so aufgeregt, daß ich nicht einmal mehr das geringfügigste Schriftstück auf meinem Tische aufarbeiten konnte.

Ich rief einen jüngeren Beamten herbei und sagte zu ihm: ‚Machen Sie hier die nötigen Arbeiten fertig; ich habe starke Kopfschmerzen und gehe nach Hause.‘

Daheim ging ich immerzu auf und ab, zankte mich mit allen, mit meiner Frau, mit den Dienstboten, und konnte mich doch nicht beruhigen. Immerzu stand mir der Franzose vor den Augen und war nicht fortzujagen.

Meine Frau sagte: ‚Was ist dir, was hast du denn?‘ Sie hatte mich noch nie in einer derartigen Verfassung gesehen. Ich gab ihr jedoch keine Antwort, sondern quälte mich nur noch mehr.

Man rief zum Essen. Ich setzte mich hin, sprang jedoch gleich wieder in die Höhe, ich konnte nicht und damit basta. Mir tat der Franzose leid, fertig.

Ich hielt es nicht mehr aus. Damit meine Leute daheim nicht sahen, wie ich mich quälte, nahm ich

meine Mütze und lief fort. Und sehen Sie, von diesem Augenblick an war ich gleichsam nicht mehr Herr meiner selbst, und ich geriet in eine Begeisterung, die immer mehr Macht über mich gewann: ich plante Verrat.

3

Ich begab mich sogleich zu dem Polizeinspektor, in dessen Bezirk sich der Vorfall abgespielt hatte, und erkundigte mich bei ihm, wie sich die Sache damals vor drei Jahren verhalten habe, und was die Mutter des Mädchens für eine Frau sei.

„Der Teufel soll sie kennen, die Sache passierte vor der Zeit, wo ich hier Inspektor wurde, und die Frau, die Mutter dieses Mädels ist eine ganz schlimme Person, die mit Hilfe ihrer Tochter später noch mehr als einmal dieselbe Geschichte gemacht hat. Indessen,“ meinte er, „wie soll man sich dabei auskennen, wer Recht hat und wer schuldig ist!“

„Nun, ich habe genug gehört, Bruder!“ dachte ich, „ich und du werden uns nicht auskennen, aber Gott wird's schon wissen“, und damit ging ich geradeswegs zum Droschkenhalteplatz. Ich erhandelte mir einen vierstzigen, geräumigen Wagen, in dem man gewöhnlich die Kranken transportiert, und ließ den Kutscher so schnell wie möglich zur Kaserne des Ismailowschen Regimentes fahren. Dort wohnte ein verheirateter Freund von mir, der sich einen französischen Erzieher für seine Kinder hielt. Dieser Franzose, der schon lange in Rußland lebte, verstand soviel Russisch wie nötig war.

Ich fuhr bei meinem Freunde vor und sagte: ‚Stelle mir doch, mein Läubchen, für eine Weile den Franzosen zur Verfügung, der in deinen Diensten steht, ich brauche ihn notwendig.‘

‚Wozu denn?‘ fragte er.

‚Ich brauche ihn halt, nur für eine kurze Zeit, nicht länger als zwei Stunden.‘

Dies alles, wissen Sie, sagte ich in einem Tone, daß mein Freund leichtlich bemerken konnte, wie unruhig ich war; ich schnappte nach Luft, war erhitzt und aufgereggt; und je mehr ich meinen Zustand verbergen wollte, desto deutlicher offenbarte ich ihn. Es war zu ärgerlich. Da ich dadurch den Verdacht meines Freundes auf mich lenkte, trieb ich ihn natürlich noch mehr zu solchen Fragen wie: ‚Was hast du? Was ist denn mit dir?‘

Ich konnte mich nur mit Mühe seinen eingehenden Erkundigungen entwinden, indem ich sagte, daß ich deshalb so aufgereggt sei, weil ich die Nachricht erhalten habe, mein Bruder sei schwer krank. Ich könne es nicht mehr aushalten und wolle zu einer französischen Kartenleserin fahren, die mir aus ihren Karten sagen solle, ob mein Bruder wieder gesund werde oder ob er sterben müsse. Nun, und da ich selbst des Französischen nicht mächtig sei, so . . . usw. usw. usw.

Ich weiß nicht, ob mir mein Freund glaubte oder nicht, jedenfalls hörte er auf zu fragen und stellte mir den Franzosen zur Verfügung. Ich ging sofort mit ihm zum Wagen und sagte: ‚Hör mal, Musjö, weißt du, in welcher Angelegenheit ich dich geholt habe?‘

Der schaute mich an und wurde bleich. Sie wissen ja, unser Polizeidienst macht uns zu Menschen, von denen die Freiheitliebenden nichts wissen wollen. Ich mußte besonders in damaliger Zeit auf den Franzosen unangenehm wirken, weil — Sie erinnern sich — die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland bereits stark gespannt waren, und weil wir Polizeibeamten häufig geheimen Befehl erhielten, auf gewisse Personen französischer Nationalität möglichst strenges Augenmerk zu richten.

‚Warum hast du denn solche Angst?‘ fragte ich. Aber er bebte schon wie im Fieber.

‚Erbarmen!‘ antwortete er, ‚ich bin vollkommen unschuldig.‘

‚Jetzt nimm dich mal ein bißchen zusammen. Wer sagt denn, daß du dir etwas hast zuschulden kommen lassen? In dieser Sache, Bruder, bin nur ich schuldig, denn ich begehe Verrat. Ich mische mich in solcher gespannten Zeit in eine Sache, von der ich die Finger lassen sollte. Nun, jetzt hilft nichts mehr, es ist offenbar Gott gefällig, daß ich mich hier eingemengt habe.‘ Stellen Sie sich vor, ich fühlte in dieser Stunde wirklich, daß das, was ich tun wollte, Gott wohlgefiel. Verstehst dich, das war Selbstüberhebung.

‚Höre zu,‘ sagte ich, ‚worum es sich handelt. Das und das ist einem Landsmann von dir widerfahren. Morgen droht ihm unweigerlich die Knutenstrafe. Ich habe jedoch die Absicht, ihn vor dieser Exekution zu bewahren.‘

Mein Gefährte sperrte Mund und Nase auf.

Wenn er auch Ausländer war, so hielt er sich doch schon lange, wie bereits gesagt, bei uns in Rußland auf, um von unserer Ordnung einen Begriff bekommen zu haben; darum mochte er es natürlich für eine Verrücktheit halten, daß sich ein kleiner Exekutivbeamter der Polizei für berufen hielt, das von der höchsten Instanz bestätigte Urteil des Kriminalgerichts revidieren zu wollen. Allein ich sagte zu ihm: „Ich bitte dich, mein lieber Freund, mich nicht mit offenem Munde anzugähnen und anzuächzen, sondern in der Sache, zu der ich dich herangezogen habe, ein Diener Gottes zu sein. Weißt du, wohin ich dich jetzt führe?“

„Ich weiß es nicht“, sagte er.

„Nun, dann werde ich es dir sagen; höre zu, wir werden sogleich vor eurer Gesandtschaft halten. Mir ist es verboten, dorthin zu gehen, weil ich ein Beamter der Polizei bin und uns gesetzlich untersagt ist, die Gesandtschaften zu betreten. Du aber gehe hinein. Da eure Gesandten so schlicht und einfach sind, daß sie ihre Landsleute zu jeder Zeit empfangen, versuche es, sofort vom Herzog (der französische Gesandte in Petersburg war damals der Herzog von Guiche) empfangen zu werden, und dann erzähle ihm die ganze Geschichte. Ich werde unterdessen hier in der Droschke sitzen bleiben und auf dich warten; wenn der Gesandte jedoch sagt, daß er mich sprechen will, nun dann komm heraus, ich werde mit dir gehen und alles bestätigen. Aber vielleicht schenkt er dir auch so Vertrauen und weiß selbst, was er zu tun hat.“

Wir fuhren vor der Gesandtschaft vor und hielten.

Mein Franzose stieg aus und schritt durch die Glastür in die Vorhalle. Ich gab dem Kutscher Befehl, ein Stück weiter zu fahren, drückte mich tief in eine Wagenecke hinein und wartete. In diesem Augenblick kam mir plötzlich mein ganzer Verrat zum Bewußtsein, und ich begann wie im Fieber zu zittern. . . .

4

Wissen Sie, plötzlich stand es mir klar und deutlich vor Augen, welch unmögliche Sache ich auf mich genommen hatte, und daß ich, ein Beamter der Polizei, mich über meine eigene Behörde beschwerte . . . und dazu noch bei einem ausländischen Gesandten, ja gar bei dem französischen! Und dies alles in einer politisch so gespannten Zeit! . . . Pfui, wie ekelhaft! Ich war ein Verräter, ein Verräter, wie er im Buche steht. Und je länger ich darüber nachdachte, desto schlimmere Folgen sah ich voraus. Ekelhaft, ekelhaft! Und mein Franzose wollte noch immer nicht aus der Glastür wieder herauskommen. Plötzlich sah ich, wie auf dem Gehsteig der anderen Straßenseite immer ein Polizist auf und ab patrouillierte. . . . Ich dachte mir, der geht nicht umsonst hier spazieren. . . . Und dann wird vielleicht — meine Sünde verdient es schon! — noch einer von den Geheimpolizisten kommen, der recht dienstfertig ist, und er wird dastehen und denken, was da für eine Droschke vor der Gesandtschaft vorgefahren ist. . . . 'Ist hier nicht was los?' Und der Bursche wird herankommen und durchs Wagenfenster gucken. Und sieh mal an, da sitze ich

drin. Der Schuft wird mich gleich erkennen, denn mich kennen ja alle auf der Polizei und wird sagen: ‚Aha, lieber Herr, Sie sind also ein Verräter!‘ und dann wird er mich gleich zur Behörde bringen, und es gibt kein Entkommen mehr für mich. . . . Ich werde nicht noch einmal nach Hause gehen dürfen, sondern man wird mich sofort über den Troitzkij Most zur Peter-Pauls-Festung schaffen, wo für uns Verräter Platz ist zur Genüge. . . . Mich packte solches Grausen, daß ich zusammengeringtelt wie ein nasser Hund in der Wagenecke lag und genau wie ein Rötter in der Winterkälte am ganzen Leibe zitterte und mich verfluchte, daß ich mir eine solche Suppe eingebrockt hatte. . . . Und die ganze Zeit, wissen Sie, beobachtete ich mit einem Äugelchen durch das kleine Fenster den Polizisten, der auf der andern Seite hin und her spazierte, während ich selbst immer tiefer und tiefer vom Sitz herunterrutschte und schließlich auf dem Boden des Wagens gelandet war. Ich gedachte einen günstigen Augenblick abzupassen, mit den Füßen die Thür aufzustößen und dann am Boden entlang davonzukriechen und Reißaus zu nehmen. Ich kannte ja zum Glück hier in der Nähe einen Wagenhof, wo ich mich so gut verstecken konnte, daß man mich nicht fand.

So machte ich es denn auch. Ich legte den Preis für die Droschke — zwei Rubel — auf den Wagensitz, öffnete die Thür, kletterte rückwärts heraus und befand mich kaum auf dem Fahrdamm, als plötzlich der Ruf ertönte: ‚Vorsicht!‘ und direkt hinter mir zwei Kappen mit einer Equipage vorbeisprengten. Sie

hielten vor dem Portal und ich sah den französischen Gesandten in großer Uniform und mit allen Orden und Ehrenzeichen behangen herauskommen; er nahm in der Equipage Platz, die allsogleich davonjagte. Neben mir stand jedoch wie aus dem Erdboden gewachsen mein französischer Sendbote. Er war ebenfalls sehr erregt und sagte: ‚Warum sind Sie denn ausgestiegen?‘

Mir hatte jedoch mein unreines Gewissen einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich wie vor den Kopf geschlagen war und mich aufs Leugnen verlegte.

‚Was wollen Sie eigentlich von mir?‘ sagte ich. ‚Ich kenne Sie überhaupt nicht und bin nirgendwo ausgestiegen.‘

‚Haben Sie gesehen?‘

‚Was soll ich denn gesehen haben?‘ versetzte ich. ‚Scheren Sie sich weg, nichts habe ich gesehen.‘

‚Unser Herzog ist schon fortgefahren.‘

‚Was geht mich euer Herzog an... Warum kleben Sie denn eigentlich so an mir fest?‘

‚Und wissen Sie auch, wohin er gefahren ist?‘ sagte der Franzose.

‚Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts und will auch nichts wissen. Wenn Sie aber jetzt nicht gleich fortgehen, dann rufe ich sofort den Polizisten.‘

Er blickte mich an, weil ich so seltsame Reden führte, und flüsterte dann: ‚Der Herzog ist ins Winterpalais gefahren.‘

‚So scheren Sie sich doch endlich fort von mir!‘ rief ich. ‚Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich von nichts weiß.‘

Mit diesen Worten stieß ich ihn beiseite und eilte schnell durch den mir bekannten Wagenhof nach Hause zu meinen kleinen Kindern, um sie, solange es noch Zeit war, wenigstens noch einmal an mein Herz zu drücken. Kaum war ich jedoch daheim und hatte die Meinen wiedergesehen, als plötzlich ein Expressbote mit einem Schreiben vom General eintraf, worin bestimmt wurde, daß die Bestrafung des Franzosen so und so morgen nicht stattfinden solle.

„Ach, ihr himmlischen Väter,“ dachte ich, „das Spiel hat begonnen.“

5

Ich preßte die Zähne zusammen und gab möglichst schnell allen, die es anging, schriftliche Mitteilung, daß die Exekution nicht stattfinden würde. Ich selbst war in dieser Nacht nicht imstande, mich zur Ruhe zu legen, sondern ich ging in einem höchst seltsamen Zustand immer auf und ab. Ich war mir selbst noch nicht völlig im klaren, was ich getan hatte, und was sich weiter daraus ergeben würde. Meine Seele war voll Furcht und zugleich voll Glück über mein gelungenes Unternehmen. Ich dachte natürlich daran, ob ich nicht selbst bei dieser Geschichte auf irgendeine Weise hereinfallen würde, und welche Strafe ich für meinen Verrat zu gewärtigen hätte, allein auch für den armen Franzosen vermochte ich keine rechte Freude aufzubringen. Kaum war ich kurz vor dem Morgengrauen unter solch schweren Gedanken in meinem Zimmer im Sessel etwas eingeschlummert, als ich plötzlich im Flur neben

meiner Thür laute Worte und Widerrede hörte. Meine Frau bat jemand, sich noch einige Zeit zu gedulden, weil ich soeben erst eingeschlafen sei. Der Fremde bestand jedoch darauf, daß ich sogleich geweckt würde, und mir war plötzlich, als ob der Name des Kaisers an mein Ohr gedrungen sei. Mir kam sofort mein Verrat wieder in die Erinnerung, und mit einem Male war auch meine Schläfrigkeit wie weggeblasen.

Ich stürzte so wie ich war, im Schlafrock, zur Thür und sah einen Kurier im Flur stehen. Er hatte jene solide Physiognomie, wie sie alle Leute besitzen, die man in heißen Angelegenheiten als Boten verwendet. Schweigend überreichte er mir ein Paket.

Ich nahm das Paket, wissen Sie, und nachdem ich mit zitternden Händen mühsam das Siegel aufgebrochen hatte, sah ich ein weißes Blatt Papier vor mir, worauf nichts weiter stand als: ‚Ich danke!‘

Der übrige Inhalt des Paketes jedoch bestand aus Geld . . . ich zählte es zusammen . . . es waren genau anderthalbtausend Rubel.

Im ersten Augenblick begriff ich natürlich überhaupt nicht, was dies bedeuten sollte und von wem das Geld kam. Ich mußte auch nicht, an wen ich mich in dieser schwierigen Lage um Aufklärung wenden sollte. Ich wollte den Kurier fragen, aber der war schon längst über alle Berge. Als ich aber nun das Paket betrachtete, von wessen Hand mein Name und das für mich so heilige ‚Ich danke!‘ geschrieben war, kam mir plötzlich die Erinnerung, wessen Handschrift es war . . . und nun fühlte ich mich wie von

einem furchtbaren Alpdruck erlöst, das heißt, ich heulte wie ein Narr und brach in süßes Schluchzen aus. . . . Nur zweimal habe ich später noch in meinem Leben so geweint. Das zweitemal war es, als der Kaiser Nikolaj Pawlowitsch gestorben war und ich nachts zu seinem Sarge ging, um ihm meinerseits als letzten Gruß ein ‚Ich danke!‘ nachzurufen für das, was von allen Russen nur wir beide wußten, er, mein Zar, und ich, sein Verräter. Und noch ein drittes Mal weinte ich so, und zwar bei einer Gelegenheit, die übrigens auch eine Folge dieser Geschichte war.

6

Der Franzose wurde also nicht ausgepeitscht, sondern er bekam nur Befehl, Rußland sofort zu verlassen, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß er sich nicht unterstehen solle, russisches Gebiet je wieder zu betreten. Nun, warum sollte der Dummkopf auch wünschen, je wieder zu uns zurückzukehren! Er hatte übrigens auch keinen Anlaß dazu. Auf wunderbare Art und Weise wurde er in Paris ein sehr reicher Mann. Ich legte meine anderthalb Tausend, die mir gleichsam vom Himmel gefallen waren, für eine Kur beiseite; nachdem einige Jahre vor meinem Abschied aus den anderthalb zwei Tausend und sogar noch etwas mehr geworden waren, reiste ich nach Vichy, dessen Quellen meinem Leiden Heilung bringen sollten. . . . Napoleon war damals noch Kaiser, und es hatte noch keine Umwälzung stattgefunden. Da ich eine Linderung meiner Schmerzen empfand, beschloß ich auf dem Rückweg

Paris zu besuchen, um mir dort die schönsten Sehenswürdigkeiten anzusehen und für meine Damen daheim, wissen Sie, einige Toilettegegenstände und Parfüms einzukaufen. Da ich zu Hause in Petersburg stets Pinaud als die beste Pariser Parfümeriehandlung loben gehört hatte, sagte ich zu meinem Begleiter: ‚Führen Sie mich doch zu Pinaud, mein Lieber, man kauft dort ja wohl die besten Parfüms und Pomaden.‘ Allein mein Begleiter erwiderte: ‚Warum wollen Sie denn zu Pinaud fahren?‘

‚Nun, er ist doch der beste!‘

‚Um Himmels willen,‘ antwortete er, ‚das ist ja weiß Gott wie lange her, daß Pinaud als der beste galt, jetzt genießt diesen Ruf jedoch ein anderes Parfümeriegeschäft,‘ und er nannte mir einen Namen, wissen Sie, der mir irgendwie bekannt ans Ohr klang.

‚Wie sagen Sie?‘ fragte ich.

Er wiederholte den Namen.

‚Ach, ihr Himmelväter,‘ kam es mir in den Sinn, ‚genau so hieß doch mein ehemaliger Schützling!‘ Und ich erkundigte mich weiter: ‚War dieser ihr berühmter Parfümeur nicht einmal in Rußland?‘

‚Natürlich,‘ meinte der Mann, ‚er wurde doch erst 1853 vor dem Krimkriege wegen Einmischung in politische Dinge aus Petersburg ausgewiesen!‘

‚hm, diese Politik kenne ich!‘

‚Nun, aber trotzdem, mein Lieber, meine ich, wollen wir lieber zu Pinaud fahren und dort unsere Einkäufe machen.‘

Mein Begleiter suchte mich zu überreden, zu der

anderen Parfümerie zu fahren, allein ich bestand auf meinem Wunsche.

„Nein, nein, nein,“ sagte ich, „das gefällt mir nicht . . . weiß Gott, was diese andere Parfümerie für ein Geschäft ist, und ob man dort gut bedient wird; bei euch kommt bald mal jemand auf kurze Zeit in Mode, aber Pinaud“, sagte ich, „ist eine alte Firma und erfreut sich bei uns in Rußland eines ausgezeichneten Rufes. Führen Sie mich also, bitte, lieber zu Pinaud.“

Ich wollte es natürlich vermeiden, ihm wieder zu begegnen, wissen Sie. . . . Nun, warum soll ich dem Manne das Häßliche, das längst vergangen ist, wieder ins Gedächtnis zurückrufen?

Aber nun muß ich Ihnen eine kleine Schwäche von mir gestehen. Mein Begleiter begann mir zu erzählen, daß dieser Herr sehr reich sei, eine große Fabrik und einen prunkvollen Laden besitze und in einem eigenen Hause wohne. Ich weiß nicht mehr, wie die Straße hieß, das Haus lag jedenfalls in nächster Nähe von der Place Vendôme. Ich bekam nun plötzlich Lust, mir dieses Haus anzusehen. „Was denn,“ dachte ich, „wenn ich ihn schon nicht zu sehen bekomme, so will ich doch wenigstens mal einen Blick auf seinen Besitz werfen. Warum sollte ich das wohl nicht? Das wird nichts machen, er erfährt ja nichts davon. Was ich tun will, ist natürlich nicht schön, und es gehört sich nicht, weil es eitel Neugier ist.“ Aber wie Sie wollen, es war mir doch interessant, denn wenn ich ihm auch nur einen kleinen Dienst erwiesen hatte, so hatte ich ihm doch immerhin wieder zum Leben verholfen.

Nun gut, wir begaben uns also dorthin und fuhren in unserer Kutsche mit Absicht recht langsam vorbei; ich sah ein Haus wie ein Palais; die Fabrikschilder hingen auf drei Straßen hinaus, die Schaufenster waren so groß, daß man mit einem Sechsgespänn darin wenden konnte.

„Ach, das kann doch gar nicht möglich sein, daß dies derselbe Mann ist“, sagte ich.

„Doch, doch, der gleiche, den man wegen eines politischen Vergehens bei Ihnen in Rußland ausgewiesen hat.“

„Was schwäzest du da, du Dummkopf!“ dachte ich bei mir. „Du verstehst viel, woran ich denke! Deiner Meinung nach ist es derselbe, aber ich kenne den Politiker besser!“

Nun, warum hätte ich ihm erzählen sollen, was mein Schützling damals in Rußland für Erlebnisse gehabt hat! Ich wollte nur nicht glauben, daß das Schicksal so mit einem Menschen spielen und ihn plötzlich nach einer derartigen Erniedrigung zu einem solch reichen Manne machen konnte.

„Es würde mich doch sehr interessieren, wenn ich ihn einmal sehen könnte“, sagte ich.

„Warum nicht“, meinte mein Begleiter, „das ist leicht möglich.“

„Nur möchte ich nicht in den Laden gehen; wäre es nicht möglich, daß ich irgendwo durch einen Spalt gucken könnte, damit er mich nicht sieht, ich ihn jedoch gut betrachten kann?“

„Das ist leicht zu machen“, sagte er, „er selbst

Kommt ja auch nur sehr selten in den Laden, und in diesem Hause wohnt er jetzt im Sommer auch nicht.'

„Wo wohnt er denn?“

„In seinem Landhause, in Passy.“

„Ein Landhaus hat er auch?“ staunte ich.

„Nicht nur eins,“ sagte mein Begleiter, „zwei. Das eine ist eine sogenannte demimaison und liegt unweit des Trocadero, das andere, richtige, befindet sich in Passy und ist eine so schöne Villa, wie man wohl kaum eine zweite trifft. Um sieben Uhr pflegt er stets auf der Veranda im Blumengarten mit Gästen Kaffee zu trinken; zuweilen spielt er auch mit seiner Frau und seinen Kindern Ball. Wir können zweidreimal vorbei gehen, und Sie werden die Möglichkeit haben, ihn zu sehen.“

„Nun, das ist ja ausgezeichnet!“

Da es gegen sechs Uhr war und ich nach russischer Sitte bereits gegessen hatte — mein Begleiter war ebenfalls satt —, sagte ich zu ihm: „Wozu noch lange hin und her überlegen, Väterchen. Geben Sie dem Kutscher Befehl, sofort dorthin zu fahren.“ — „He, du, Bruder,“ rief ich dem Kutscher zu, „kutschiere vorwärts, Bruder, nach Passy, aber flink, flink, kriegst auch ein gutes Trinkgeld!“

Mein Begleiter übersezte meine Worte, und wir fuhren los.

7

Als uns der Weg durch Trocadero führte, zeigte mir mein Begleiter auch das andere Häuschen meines

alten Bekannten; es sah prächtig aus und hätte auch einem Prinzen als Wohnung angestanden. Na, aber das Haus in Passy war einfach ein kleines Schloß; die Mauern aus Stein, hoch, alle mit Efeu umrankt, und die Anfahrt aus einer schmalen Nebengasse. Hinter dem Gitter sah man den Blumengarten, woran das Haus mit der Veranda anschloß. Und was denken Sie, ich traf alles so an, wie es mit mein Begleiter vorhergesagt und ausgemalt hatte, im Garten tollten die Kinder herum, und auf der Veranda saß der Hausherr inmitten vieler Gäste. . . . Ich versteckte mich hinter einem Mauervorsprung, zog meinen Operngucker aus der Tasche, richtete ihn auf den Herrn und sah — es war kein Zweifel — ihn, meinen Schützling! Er sah männlicher und älter aus und war natürlich bei dem guten Leben breit und stark geworden; aber die weiße Schramme auf der Nase war dennoch geblieben.

‚Wissen Sie nicht, Väterchen,‘ fragte ich meinen Begleiter, ‚ob er ein guter Mann ist?‘

‚Ein ausgezeichnete Mensch ist er,‘ antwortete mein Mentor, ‚sie führen ein untadeliges Leben, er hat eine prächtige Frau und reizende Kinder, und er selbst hat ein gutes Herz und tut viel für die Armen.‘

‚Das ist brav von ihm,‘ sagte ich, ‚daß er sich um die Armen kümmert.‘

In demselben Augenblick, als wir uns solcherart hinter der Ecke im Flüsterton unterhielten, mußte er uns bemerkt haben, denn er rief seiner Tochter zu: ‚Mina!‘

Und plötzlich klapperte die Gartentür, und ein engelgleiches, liebes, kleines Mädchen in einem rosa Kleidchen kam auf mich zugelaufen. Noch war ich nicht recht zur Besinnung gekommen, als sie mir einen Franken in die Hand drückte, indem sie sagte: „In Christi Namen!“ Dann war sie wieder verschwunden.

Wissen Sie, ich hatte meinen russischen Mantel an und trug einen weichen, breitkrämpigen Hut. Da ich demnach in der That einige Ähnlichkeit mit einem Straßenbettler hatte, hatte sie mir denn auch „in Christi Namen“ das Geld von ihrem Vater gegeben. Na also, ich habe den Franken genommen und bis zum heutigen Tage aufbewahrt. Es heißt immer, ein Almosen bringt Glück, aber ich habe das Geld nicht um des Aberglaubens willen behalten, sondern so — als teure Erinnerung.

Nun, was soll ich Ihnen sagen? Wie ich in mein Gasthaus zurückfuhr, konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Den ganzen Weg über weinte ich, und dies war das dritte Mal in meinem Leben, daß ich so süße, süße Tränen vergoß. Mein Begleiter muß mich für einen rechten Narren gehalten haben, meine ich, und ich verdiente es auch. Aber, wissen Sie, ich konnte einfach nicht mehr an mich halten, weil, wie es in den alten Versen heißt:

das Erlebnis laurer Güte
der Seele solchen Reichtum schafft,
wie ihn kein Krösus je errafft.

Wie sollte ich Gott für dieses unverdiente Hochgefühl nicht mit Tränen danken!“

Der ungetaufte Pope
Ein unwahrscheinlicher Vorfall

;

.

In unserem Freundeskreise kam einmal folgende Zeitungsnachricht zur Sprache:

In einem Dorf verheiratete der Geistliche seine Tochter. Natürlich gab es ein prächtiges Fest, es wurde tüchtig getrunken, und man amüsierte sich auf die übliche ländliche Art. Dabei stellte sich heraus, daß der Diaconus ein großer Liebhaber der Tanzkunst war; er tanzte in heller Begeisterung und Festfreude ‚mit vergnügten Beinen‘ angesichts aller Gäste einen Trepak zu ihrem nicht geringen Entzücken. Unglücklicherweise jedoch war bei diesem Feste auch der Propst zugegen, dem das Treiben des Diaconus äußerst anstößig schien; es schrie seines Erachtens nach strengster Maßregelung und er sandte daher voll Eifer dem Bischof einen Bericht, in dem er ausführte, daß der Diaconus auf einer Hochzeit im Hause des Geistlichen einen ‚Trepak gestampft‘ habe. Der Erzbischof Ignatius empfing diesen Bericht und setzte folgende Resolution darunter:

‚Den Trepak gestampft hat Diaconus N.

Aber der Trepak hat nicht geklagt;

Warum also hat der Propst den Bericht abgefaßt?

Den Propst vors Konsistorium zitieren und verhören!‘

Und die Sache endete damit, daß der Ankläger, nachdem er um ihretwillen hundertfünfzig Werst zurückgelegt und nicht wenig Geld verbraucht hatte, mit dem Verweis heimkehren mußte, er hätte den

Diakonus sofort an Ort und Stelle ermahnen, aber nicht aus dem einen und noch dazu vereinzelt dastehenden Vorkommnis eine große Geschichte machen sollen.'

Wir alle, die wir diesen Bericht lasen, waren durchaus mit der originellen Resolution des hochwürdigen Ignatius einverstanden, aber einer von uns, ein großer Kenner des geistlichen Lebens, der über einen reichen Schatz von Anekdoten aus diesem eigenartigen Milieu verfügte, meinte dazu: „Alles gut und schön, meine Herren, gewiß: der Propst hätte in der That ‚aus diesem einen und noch dazu vereinzelt dastehenden Vorkommnis keine große Geschichte machen‘ sollen; doch ist nie ein Fall dem andern völlig gleich, und was wir hier soeben gelesen, erinnert mich an einen anderen Vorfall, bei welchem ein denunzierender Propst seinen Bischof vor eine viel schwierigere Entscheidung stellte; freilich ging auch diese Sache gut aus.“

Natürlich drangen wir in den Sprecher, uns doch von diesem merkwürdigen Geschehnis zu berichten, und bekamen darauf folgende Geschichte zu hören:

Der Beginn des Vorfalls, den ich Ihnen erzählen will, liegt noch in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Nikolai Pawlowitsch, doch erreichte die Sache erst gegen Ende seiner Regierung, in den allerworsrensten Tagen unserer Krimischen Mißerfolge ihren Kulminationspunkt. In dem allgemeinen Tumult der damaligen hochwichtigen Ereignisse, die ja die Aufmerksamkeit ganz Rußlands auf sich lenkten,

schrumpfte der verzwickte Fall vom, ungetauften Popen' selbstverständlich zu einem Nichts zusammen, und nur die wenigen Beteiligten, die diese absonderliche, fast schon den Charakter einer unterhaltsamen Legende der Neuzeit tragende Geschichte miterlebten, haben die Sache im Gedächtnis behalten.

Da aber die Geschichte an dem Ort, an dem sie sich zutrug, vielen bekannt ist und ihre Hauptperson auch heute noch wohl auf und guter Dinge ist, werden Sie mir verzeihen, wenn ich den Ort der Handlung nicht genauer bezeichne und auch vermeide, die Personen bei ihren richtigen Namen zu nennen. Ich will Ihnen nur soviel sagen, daß der Schauplatz im Süden Rußlands liegt, bei den Kleinrussen, und daß der ungetaufte Pope Vater Sawwa ist, ein sehr guter und frommer Mann, der auch heute noch lebt und predigt und sich sowohl bei der Obrigkeit wie auch bei seiner friedlich gesinnten Dorfgemeinde großer Beliebtheit erfreut.

Doch abgesehen von dem Vater Sawwa, dem ich kein Pseudonym glaube geben zu müssen, werde ich alle anderen Personen und auch die Ortschaften mit unechten Namen bezeichnen.

2

In einem kleinrussischen Kosakenort also, nennen wir es meinetwegen Paripsy, lebte ein reicher Kosak namens Petro Sacharowitsch, allgemein Dukatsch genannt. Er war ein älterer Mann, sehr reich, kinderlos und von harter, überaus harter Gemüthsart. Er

war freilich kein Kronbauer im großrussischen Sinne des Wortes, denn in kleinrussischen Dörfern ist das Kronbauerntum unbekannt, aber er war, wie die Leute dort sagen, ein Dukatsch — — ein schwieriger, zänkischer und unverschämter Mensch. Alle im Dorf fürchteten ihn und wichen ihm, wo sie nur konnten, aus, sie gingen sogar auf die andere Seite der Straße, um nicht vom Dukatsch beschimpft oder, wenn sich die Gelegenheit bot und er der Stärkere war, verprügelt zu werden. Sein Familienname war, wie dies auf dem Lande häufig vorkommt, vollkommen in Vergessenheit geraten und durch den landläufigen Ausdruck und Spitznamen ‚Dukatsch‘ ersetzt worden, der ja auch die unangenehmen sozialen Eigenschaften des Mannes sehr richtig bezeichnete. Dieser beleidigende Name trug natürlich nicht dazu bei, des Petro Sacharytschs Benehmen zu mildern, im Gegenteil, er reizte ihn noch und versetzte ihn mit der Zeit in eine solche Wut, daß er, obwohl von Natur ein gescheiter Mensch, schließlich alle Selbstbeherrschung und Vernunft verlor und gegen das ganze Dorf wie ein Besessener wütete.

Spielende Kinder brauchten, wenn sie ihn erblickten, nur mit dem Ruf: ‚Oh weh, der alte Dukatsch kommt‘, voll Angst davonzulaufen, und schon zeigte sich, daß ihre Angst berechtigt war: mit seinem langen Stecken, wie er in die Hand eines jeden ordentlichen kleinrussischen Kosaken gehört, oder mit einem hastig vom Baum abgerissenen Ast stürzte der alte Dukatsch zornig den davonfliehenden Kindern nach. Doch nicht nur die

Kinder fürchteten den alten Dukatsch: auch die Erwachsenen gaben sich, wie ich schon sagte, alle Mühe, ihm auszuweichen, — ‚damit er nur ja keinen Grund zum Anbinden finde‘. So also war dieser Petro Sacharytsch beschaffen. Niemand liebte den Dukatsch, und es gab keinen Menschen, der ihm irgendwie Gutes gewünscht hätte, im Gegentheil allgemein wurde angenommen, der Himmel zögere nur aus unbegreiflicher Nachlässigkeit so lange, den streitsüchtigen Kosaken in so kleine Stücke zusammenzuhauen, daß nicht einmal mehr seine Eingeweide übrig blieben, und ein jeder wäre gern nach Kräften bereit gewesen das Seinige dazu beizutragen, diese Langmut der Vorsehung gutzumachen, wenn dem Dukatsch nicht zum allgemeinen Ärger das Glück unsichtbar von allen Seiten ‚wie toll zugeströmt wäre‘. Alles, was er anpactte, glückte ihm — alles geriet wie von selbst in seine eisernen Hände: seine großen Schafherden vermehrten sich wie die Herden Labans unter Jakobs Hut. Es gab für sie in der Nähe schon nicht mehr Weideland genug. Die isabellfarbenen geradgehörnten Ochsen des Dukatsch waren groß und stark und zogen in ungefähr hundert Paaren ihre neuen Lastfuhrn bald nach Moskau, bald in die Krim, bald nach Njeschin. Seine Bienenvölker, die im Schutz eines Lindewäldchens hausten, waren so zahlreich, daß ihre Körbe nach Hunderten zählten. Mit einem Wort, für einen Kosaken war er unermesslich reich. Aber aus welchem Grunde hatte Dukatsch solch großen Reichtum von Gott empfangen? Die Leute kamen aus der Ver-

wunderung nicht heraus und trösteten sich nur damit, daß dies alles kein gutes Ende nehmen könne, sondern daß vielmehr Gott auf solche Weise den Dukatsch nur ‚versuche‘, damit dieser immer noch großspuriger würde, um ihm dann eines Tages ‚eins tüchtig auf den Kopf zu geben‘ und zwar gleich so tüchtig, daß es durch die ganze Gegend schallen würde.

Voller Ungeduld warteten die guten Leute auf die endliche Heimsuchung des bösen Kosaken, und doch verging Jahr um Jahr, ohne daß Gott dem Dukatsch ‚eins auf den Kopf gab‘. Der Kosak wurde nur immer reicher und immer aufgeblasener, und von keiner Seite drohte ihm etwas, was seiner Wüstheit die Wage gehalten hätte. Das öffentliche Gewissen war darob ganz verstört. Und das umsomehr, als man beim Dukatsch nicht einmal sagen konnte, seine Sünden würden an seinen Kindern heimgesucht werden: er hatte keine Kinder. Eines Tages jedoch fing die alte Dukatschicha aus einem unerfindlichen Grunde an, den Leuten auszuweichen; sie genierte sich oder, wie man es im Dorf nannte, sie ‚schämte‘ sich, — sie zeigte sich nicht mehr auf der Straße, und bald durchlief die ganze Gegend die Neuigkeit, daß die Dukatschicha ‚gesegneten Leibes‘ ginge.

Die Gemüter und Zungen hatten nun vollauf zu tun: das öffentliche Gewissen erhoffte, des langen Wartens müde, baldige Genugthuung.

‚Was mag das wohl für ein Kind werden! was für ein Antichristenkind wird das sein! noch vor seiner Geburt mußte das im Mutterleibe kre-

pieren und gar nicht erst die Gottestwelt zu sehen kriegen!‘

Alle erwarteten voller Spannung das kommende Ereignis, und endlich wurde ihre Ungeduld belohnt: in einer eiskalten Dezembernacht kam in der geräumigen Hütte des Dukatsch unter den heiligen Schmerzen der Geburtswehen ein Kind zur Welt.

Der neue Erdenbürger war ein Knabe und durch keinerlei tierische Mißbildung verunstaltet, obwohl gerade das aller guten Leute inniger Wunsch gewesen war; im Gegenteil, er war ein ungewöhnlich nettes und hübsches Kind, aus dessen schwarzhaarigem Köpfchen zwei große blaue Äuglein strahlten.

Die Gevatterin Kerassicha, die als erste die Nachricht von dem Neugeborenen in Umlauf brachte und schwor, daß das Kind weder Hörnerchen noch ein Schwänzlein habe, wurde von den Leuten angespien und beinahe verprügelt, das Kind aber blieb dennoch hübsch, sogar sehr hübsch, und war dabei erstaunlich still: es atmete leise in seiner Wiege, als scheue es sich zu schreien.

3

Dukatsch stand, als Gott ihm den Knaben schenkte, schon dicht vor dem Untergang. Er war damals vermutlich schon über fünfzig. Man weiß, daß bejahrte Väter ein solches Ereignis, wie die Geburt des ersten Kindes und noch dazu eines Sohnes, auf den sie Namen und Reichthum vererben können, stets aufs wärmste begrüßen. Auch unser Dukatsch war über

das Ereignis sehr froh — allein er äußerte seine Freude auf die rauhe Art seiner Natur. Als erstes rief er seinen bei ihm lebenden unbeweibten Neffen, der den Namen Agap führte, herbei, und eröffnete ihm, er brauche nicht länger nach der Erbschaft des Onkels zu schießen, da Gott ihm, dem Onkel, nun einen richtigen Erben für sein Hab und Gut gesandt habe, und er befahl diesem Agap, sogleich den neuen Festrock anzuziehen, die Mütze aufzusetzen und als Taufbitter in aller Herrgottsfrühe den zugereisten jungen Gerichtsherrn und die Popentochter aufzusuchen, um die beiden zu Gevattern zu laden.

Agap war bereits an den Bierzigern, ein unseliger Mensch, der wie ein Rücken mit zerzaustem Köpfschen ausah, welches letzteres an einer Seite eine komische Glase hatte, ein Werk von Dukatschs Händen.

Agap, der früh seine Eltern verloren hatte und nach deren Tode von Dukatsch aufgenommen worden war, war ein lebhaftes, aufgewecktes Kind gewesen, das für den Onkel von Vorteil war, da es lesen und schreiben konnte. Daher ließ Dukatsch seinen Neffen, um ihn nicht umsonst füttern zu müssen, schon seit dem ersten Jahre die Frachtfuhren nach Odessa begleiten. Doch als Agap eines Tages nach Rückkehr von einer solchen Reise dem Onkel eine Abrechnung vorlegte, in der ein Posten für eine neue Mütze eingetragen war, ärgerte sich Dukatsch, daß jener eigenmächtig einen solchen Kauf abzuschließen gewagt, und schlug den Burschen so grausam auf den Hals, daß es noch lange Zeit hindurch schmerzte und der

Hals auch nie mehr ganz gerade wurde; die Mütze jedoch nahm Dukatsch dem Jungen fort und hängte sie an einen Nagel, wo sie den Motten zum Fraße überlassen blieb. Der Schiefhals Ugap aber mußte ein Jahr lang zum Gespött aller guten Leute ohne Mütze umhergehen. Er weinte oft und bitterlich, und grübelte oft genug darüber nach, wie er seiner Not abhelfen könnte. Er war freilich durch die Grausamkeiten seines Onkels längst stumpf geworden, aber die Leute lagen ihm in den Ohren, daß er mit seinem Onkel doch zu Rande kommen könne, wenn auch nicht mit Gradheit, so doch mit Politik. Es müsse aber dies eine feine Politik sein: die Mütze zu kaufen, die Ausgabe jedoch nicht einzutragen, sondern die Summe in kleinen Beträgen auf andere Einkäufe zu ‚verteilen‘. Außerdem aber müsse er, wenn er vor den Onkel trete, für alle Fälle ein sehr langes Handtuch mehrmals um den Hals wickeln, damit es nicht zu weh täte, falls der Onkel handgreiflich würde. Ugap behielt diese Lehren im Gedächtnis, und als ihn darauf der Onkel ein Jahr danach wieder einmal nach Njeschin schickte, ging er zwar ohne Mütze fort, brachte aber mit der Abrechnung auch eine Mütze heim, von der nichts in der Rechnung stand. Dukatsch merkte anfangs nichts und sagte sogar, auf seine Art und Weise lobend, zu seinem Neffen: „Eigentlich müßte ich dich prügeln, aber ich weiß wirklich nicht wofür.“ Doch da gab der Teufel dem Ugap ein, seinem Onkel einmal zu beweisen, wie schlimm es mit der menschlichen Gerechtigkeit in der Welt bestellt sei! Er vergewisserte

sich zunächst, ob das lange Handtuch, das seine Politik unterstützen sollte, auch richtig um den Hals gewickelt war, fand alles in Ordnung und meinte darauf: „Oho, Onkel, ausgezeichnet! weißt nicht, wofür schlagen! das ist nun einmal die Gerechtigkeit auf der Welt!“

„Was für eine Gerechtigkeit?“

„Dies eben: passen Sie einmal auf, Onkel.“ Und Agap klopfte auf das Papier und fragte: „Hier ist keine Mütze aufgeschrieben?“

„Nein, keine“, erwiderte Dukatsch.

„Und doch habe ich eine Mütze“, rühmte sich Agap und setzte sich seine neue stußerhafte Mütze aus Reschetilowschem Lammfell schief aufs Ohr.

Dukatsch betrachtete ihn und sagte: „Hübsche Mütze. Laß sie mich auch mal ausprobieren.“

Er setzte sich die Mütze auf, trat vor eine Spiegelscherbe, die in einem mit grellbuntem Papier beklebten Rahmen saß, schüttelte den grauen Kopf und fuhr fort: „Schau einer an, das ist wirklich eine prächtige und hübsche Mütze, die würde sogar mir gut stehen, wenn ich sie tragen wollte.“

„Ja, ganz leidlich.“

„Wo hast du sie gestohlen, du Teufelssohn?“

„Was sagen Sie da, Onkel, ich und stehlen?“ protestierte Agap. „Gott soll mich bewahren, ich habe Zeit meines Lebens nicht gestohlen.“

„Wem hast du sie geklaut?“

Doch Agap erklärte ihm, daß er die Mütze keinem geklaut, sondern sie ‚einfach durch Politik‘ erworben habe.

Dukatsch kam dies so töricht und unwahrscheinlich vor, daß er lachen mußte und fragte: „Wie willst du Dummkopf das gemacht haben: du und Politik!“

„Und doch hab ich Politik getrieben.“

„Hör auf!“

„Bei Gott, es ist so.“

Dukatsch drohte ihm nur stumm mit dem Finger, der andere aber beharrte bei seiner Behauptung, daß er ‚Politik getrieben‘ habe.

„Wie, zum Teufel, konnte dir nur das in den Kopf kommen“, fragte Dukatsch, „wie ist es möglich, daß du, ein einfacher Dorflümmel, in Njeschin Politik treiben konntest?“

Agap aber blieb dabei, daß er in der Tat Politik getrieben habe.

Da befahl Dukatsch dem Agap sich zu setzen und ihm wahrheitsgetreu und genau die Politik zu erklären; er füllte einen Becher mit Pflaumenschnaps, zündete seine Pfeife an und richtete sich darauf ein, eine lange Geschichte anzuhören. Aber es gab gar keine lange Geschichte. Agap las seinem Onkel nochmals die ganze Abrechnung vor und fragte wieder: „Darin ist also keine Mühe aufgezählt?“

„Nein.“

„Und doch ist eine Mühe drin.“

Und er zählte auf, um wieviel Kopeken er jeden Einkauf höher angesetzt, und offenbarte alles mit heiterem offenen Herzen, voll Vertrauen auf das fest um den Hals gewickelte Handtuch. Aber er mußte eine gänzlich unvorhergesehene Überraschung erleben:

Dufatsch schlug ihn nämlich nicht auf den Hals, sondern sagte: „Sieh einmal an, du bist wahrhaftig ein richtiger Politiker: hast mich bestohlen und dir dann den Hals eingewickelt, damit es nicht weh tun soll. Na, da will ich denn auch Politik treiben“, — und damit fuhr er jenem ins Haar und zerrte daran, bis ihm ein paar Büschel in der Hand zurückblieben.

So ging das politische Spiel zwischen Onkel und Neffen aus, und trug, als es sich herumgesprochen, nur noch mehr dazu bei, den Glauben zu verstärken, daß dieser Dufatsch sei ‚wie ein Stein‘ und daß man ihm durch nichts beikommen könne: weder durch Ehrlichkeit noch durch Politik.

4

Dufatsch lebte eigentlich sehr einsam: er besuchte niemand, und niemand mochte mit ihm verkehren. Doch Dufatsch ärgerte sich hierüber keineswegs. Vielleicht freute es ihn sogar. Wenigstens äußerte er mit einem gewissen Stolz, daß er sich Zeit seines Lebens noch vor niemandem gebückt hätte und sich auch nicht bücken würde und daß er sich auch nicht zu denken vermöchte, was ihn je zum Bücken veranlassen könnte. Und in der That, aus welchem Grunde hätte er jemandem zu schmeicheln brauchen. An Kindern und jeglichem Hausrat litt er keinen Mangel; und wenn Gott ihn an diesen Dingen strafen wollte, auch wenn die Ochsen krepieren oder der Hausrat verbrennen sollte, dann war er immer noch reich an Äckern und Wiesen — oh ja, auch dann würde alles wieder in Ordnung

kommen, alles würde wieder heranwachsen, und bald würde er reich sein wie zuvor. Und wenn es anders kommen sollte, dann gab es immer noch im fernen Walde eine gewisse Eiche, unter der ein solider Topf mit alten Rubelmünzen vergraben lag. Er brauchte ihn nur hervorzuholen und konnte völlig sorgenlos eine ganze Ewigkeit leben, ohne das Geld aufzubreuchen.

Was lag ihm an Menschen? sollte er sie etwa zu Kindstausen laden? — er hatte ja keine Kinder. Oder gar einladen, bloß um seiner Dukatschicha ein Vergnügen zu machen, dieser Dukatschicha, die ihm mit ihren Weiberlaunen zusetzte! ,Warum fürchten und beneiden uns alle, — wäre es nicht besser, wenn uns die Leute liebten?' Konnte ein richtiger Kosak solchem Weibergenörgel überhaupt Beachtung schenken?

So gingen die Jahre hin und es zogen des Lebens Zufälle und Unbilden über dem Haupt des Dukatsch hin, ohne ihm Schaden zu tun, aber dennoch brach das Schicksal, das ihn zwang, sich vor den Leuten zu demütigen, eines Tages über ihn herein: er bedurfte jetzt der Menschen, um sein Kind taufen zu lassen.

Anderen Leuten, die nicht so hochmütig waren wie er, hätte es nichts ausgemacht, aber Dukatsch konnte es nicht über sich bringen, selber zu den Leuten hinzugehen, sie zur Taufe einzuladen und gar noch darum zu bitten. Und wen denn sollte er einladen und wen ,bitten?' — selbstverständlich nicht die nächsten besten, sondern die allervornehmsten: die junge festsche Popen-tochter, die auch im Dorf Hüte aus Poltawa trug, und

den jungen Gerichtsherrn, der gerade beim Diafonus zu Gast weilte. Freilich waren diese vornehm genug, wie aber — entseßlicher Gedanke —, wenn sie Nein sagen würden? Dukatsch dachte daran, daß er ja nicht nur die einfachen Leute mißachtet, sondern daß er auch Vater Jakob die schuldige Ehrerbietung verweigert und sich einmal mit dem Diafonus geradezu ‚herumgeprügelt‘ hatte, weil dieser ihm auf dem Damm nicht hatte ausweichen und in den Schmutz treten wollte. Die hatten das gewiß nicht vergessen und würden es ihm wohl gar jetzt, da der hochmütige Kosak sie brauchte, eintränken. Es blieb ihm jedoch nichts anderes übrig. So bequemte sich denn Dukatsch zu einer List: um sich nicht persönlich einer Absage auszusetzen, ließ er die Gevattern durch Agap einladen. Und um diesem den Auftrag verlockender zu machen, kramte er aus der altväterlichen Truhe Festgeschenke aus, wie sie nur auf dem Lande zu finden sind, und gab sie Agap mit: für das Dämchen einen hohen Schildpattkamm ‚mit einem Gitter‘ und für den Herrn ein vergoldetes Fläschchen, das wie ein Hahn geformt war und eine deutsche Inschrift trug. Doch alles war umsonst: die Gevattern lehnten ab, nahmen auch die Geschenke nicht an und lachten obendrein Agap, wie dieser berichtete, aus: wozu macht sich Dukatsch so vergeblich Mühe, hatten sie gesagt, werden denn die Kinder solcher Bösewichter, wie Dukatsch einer ist, überhaupt getauft? Und als Agap eingeworfen, ob das Kind denn wirklich eine ganze Woche lang ungetauft bleiben solle, habe der Pope selber — Vater Jakob — ge-

radeheraus prophezeit: es werde nicht nur eine Woche lang, sondern bis in alle Ewigkeit ungetauft bleiben.

Dukatsch hörte sich das an und steckte einzig seinen Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, hielt dieses Symbol seinem Neffen unter die Nase und befahl ihm, Vater Jakob solche Antwort als Dank für seine Prophezeiung zu überbringen. Und um Agap diesen Auftrag schmachhafter zu machen, wirbelte er ihn mit der anderen Hand herum, versetzte ihm einen Tritt und stieß ihn zur Tür hinaus.

Agap hatte einen weit schlimmeren Ausgang erwartet. Er begab sich daher, sobald er dem Dunkel aus dem Gesicht gekommen war, in eine Schenke und erzählte dort die ganze Geschichte haarklein, und nach einer halben Stunde mußte bereits das ganze Dorf davon, und Groß und Klein freute sich, daß Vater Jakob es ‚in den Büchern gelesen habe, es sei dem Kind des Dukatsch vorbestimmt, ungetauft zu bleiben‘. Selbst wenn der alte Dukatsch jetzt seine Großtuerei hintangestellt und den Niedrigsten der Niedrigen im Dorf zum Gevatter geladen hätte, keiner wäre seinem Rufe gefolgt; und Dukatsch selber mußte das auch, — er wußte, daß er jetzt in der gleichen Lage war wie jener Wolf, der allen irgendeine Niedertracht zugefügt hatte und darum in der Not nirgends Obdach noch Schutz finden konnte. Er wollte aber mit dem Kopfe durch die Wand: die Botschaft, die er Vater Jakob gesandt, indem er Agap den Daumen unter die Nase gehalten, bewies seine Entschlossenheit, nicht nur auf die Hilfe seiner Dorfgenossen,

sondern auch auf Vater Jakobs Dienste zu verzichten.

Um allen, und hauptsächlich Vater Jakob Troß zu bieten, faßte Dukatsch den Entschluß, seinen Sohn in einer Nachbargemeinde taufen zu lassen, und zwar im Dorfe Peregudn, das sieben oder acht Werst entfernt von Paripsy lag. Und da es nicht seine Art war, eine dringende Sache auf die lange Bank zu schieben, beschloß er ferner, seinen Sohn noch am gleichen Tage taufen zu lassen, auf daß am nächsten nicht mehr darüber geschwaßt werden könnte, sondern allen klar werden mußte, daß er ein echter Kosak sei, der nicht über sich spotten lasse und auch ohne die anderen auskommen könne. Einen Gevatter hatte er schon bei der Hand — einen, an den man am allerwenigsten gedacht, nämlich Ugap. Freilich würden sich viele über diese Wahl wundern, aber Dukatsch hatte eine Ausrede bereit: er habe einfache Leute gewählt, weil er ‚zufällige‘ Paten wolle — da, nach dem Volksglauben, Gott selber solche ‚zufällige‘ Paten schicke. Und Ugap war in der That ein solcher ‚Zufälliger‘, da er dem reichen Kindsvater als erster begegnet war, nachdem dieser die Nachricht von der Ankunft des Neugeborenen erhalten.

5

Die erste weibliche ‚Zufällige‘ war die Hebamme Kerassitona gewesen; diese zur Gevatterin zu bitten, war zwar ein wenig peinlich, da die Kerassitona keineswegs in gutem Rufe stand: sie war ganz bestimmt

eine Heze — das stand so fest, daß nicht einmal ihr eigner Mann, der sehr eifersüchtige Kosak Keras-senko, aus dem sein listiges Eheweiblein den ganzen Mannesstolz und seine früher unerträgliche Eifersucht herausgeprügelt hatte, es abzuleugnen wagte. Da sie aus ihm einen ganz und gar verprügelten Dummkopf gemacht, konnte sie ihr Leben in ungestörter Freiheit führen, — und ihrem Erwerb nachgehen, indem sie entweder Branntwein ausschänkte, oder als Geburtshelferin ging oder warme Semmeln verkaufte, oder schließlich, wenn ihr die Laune danach stand, die ‚Blumen der Freuden pflückte‘. Daß sie eine Heze war, mußte Alt und Jung, — das war allen Leuten auf die skandalöseste Weise offenbar geworden. Die Kerassitona hatte schon als Mädchen für ein furchtloses und eigenwilliges Ding gegolten, — sie war in der Stadt gewesen und besaß außerdem ein Glas von merkwürdiger Form mit einem gehörnten Teufel oben drauf, das ihr ein Rogatschowscher Edelmann aus Pokotj einmal geschenkt hatte, der solches Teufelszeug auf einem in der Nähe liegenden Hüttenwerk blasen ließ. Und die Kerassitona wagte daraus zu trinken und blieb trotzdem gesund und unversehr. Aber sie setzte ihrer Kühnheit doch die Krone auf, als sie sich aus freien Stücken dazu entschloß, den Kosaken Keras-senko zu heiraten. Das konnte eben nur eine Frau tun, die sich einfach vor nichts fürchtet, denn dieser Kerassenko hatte ja, wie männiglich bekannt, schon zwei Frauen mit seiner Eifersucht unter die Erde gebracht; und als er darum in der ganzen Umgegend keine

dritte finden konnte, da ging diese verfluchte Christa hin und bot sich ihm selber an und heiratete ihn auch wirklich, wobei sie freilich die eine Bedingung stellte, daß er ihr stets vertrauen müsse. Kerassenko nahm diese Bedingung an, dachte sich aber sein Teil dabei: ‚Dummes Weib: auch noch vertrauen soll ich dir! — bist du erst meine Frau, lasse ich dich auch nicht einen Schritt von meiner Seite.‘

Jede andere Dirne an Christas Stelle hätte das vorausgesehen, aber dieses gescheite Mädel wußte schon, was sie tat: ohne jede Furcht heiratete sie den eifersüchtigen Witwer, und hatte nach kurzer Zeit einen so völlig anderen Menschen aus ihm gemacht, daß er nicht mehr daran dachte, Eifersucht zu zeigen, und sie ganz nach ihrem freien Willen leben ließ. Und das konnte sie eben nur durch die allergerissenste Hexerei unter zweifelloser Mithilfe des Teufels fertig gebracht haben, den die Nachbarin der Kerassivna, die Podnebessnaja, sogar mit eigenen Augen in menschlicher Gestalt gesehen hatte.

Diese Umwandlung spielte sich bald nach der Hochzeit Kerassenkos mit der mutigen Christa ab, und obwohl das nun bereits über zehn Jahre zurücklag, wußte sich der arme Kosak doch noch ganz genau der teuflischen Angelegenheit zu erinnern. Es war eines Abends im Winter gewesen, zur Zeit der Feiertage, da auch der allereifersüchtigste Kosak es nicht übers Herz bringt, zu Hause zu bleiben. Kerassenko jedoch versagte sich sogar das Zusammensein mit seinen Kameraden und ließ natürlich auch seine Frau

nirgends hingehen; es kam deshalb zu einem heftigen Streit zwischen den beiden, in dessen Verlauf die Kerasfina ihrem Manne sagte: „Schön, da du dein Wort nicht halten willst, werde ich dir schon einen Streich spielen.“

„Pah! wie willst du das machen?“ fragte Kerasfinko.

„Ich werde es einfach tun, und damit basta.“

„Und wenn ich dich nicht aus den Augen lasse?“

„Dann werde ich dir einen Kobold auf den Hals schicken.“

„Einen Kobold? — bist du denn eine Hexe?“

„Wirst schon sehen, ob ich eine bin oder nicht.“

„Wollen's abwarten.“

„Wirst schon sehen: lass mich nicht aus den Augen, halt mich fest, ich werde doch tun, was ich tun will.“

Und sie setzte sogar eine Frist fest: „Drei Tage“, sagte sie, „werden noch nicht vorüber sein, dann werde ich's getan haben.“

Der Kosak rührte sich den ersten Tag nicht aus dem Hause, und auch nicht den zweiten noch den dritten; am dritten aber dachte er: „Die Frist ist vorbei, und wenn mich auch hundert Teufel holen, zu Hause ist's zu langweilig . . . die Schenke der Podnebessnaja liegt zudem meiner Hütte gerade gegenüber, man kann von dort direkt in meine Fenster schauen . . . da werde ich ja sehen können, wenn einer in meine Hütte treten sollte. Und dertweilen kann ich meine zwei, drei, oder gar vier Quart trinken . . . kann hören, was die Leute, die aus der Stadt kommen, zu erzählen

haben . . . und kann auch ein Länzchen machen und lustig sein.“

Und er ging wirklich — ging herüber und setzte sich, wie er sich's ausgedacht, ans Fenster, von dem er seine ganze Hütte überblicken konnte, . . . er sah drinnen das Feuer brennen . . . und sah sein Weib herumwirtschaften. Fein! und so saß denn Kerassenko dort und trank und schaute immer nach seiner Hütte hinüber. Da tauchte plötzlich die Witwe Podnebeschnaja, die merkte, was er sich so schlau ersonnen, neben ihm auf und fing an ihn zu hänseln: „Eh, du dummer Kosak und Dieser und Jener — was du da ausspionieren willst, das wirst du dein Lebtag nicht herauskriegen.“

„Schon gut — werden schon sehen.“

„Hilft nichts; wenn man uns Frauen viel nachspioniert, hilft uns der Teufel selber.“

„Schwasz nur, schwasz nur zu,“ erwähnte der Kosak, „wenn ich eine Frau im Auge behalte, wird auch der Teufel nichts ausrichten können.“

Da aber schüttelten die anderen die Köpfe: „Schlimm ist das, Kosak, sehr schlimm! — entweder bist du ungetauft oder sowieso des Teufels geworden, daß du nicht einmal mehr an den Teufel selber glaubst.“

Und alle waren sehr empört darüber, ja einer von ihnen rief sogar:

„Was gibt es da noch viel zu reden: wischt ihm tüchtig eins aus, daß er sich dreimal umdreht und sich wieder zum rechten Glauben bekehrt.“

Und er wäre wirklich beinahe verprügelt worden, und einer der Anwesenden schien dazu ganz besondere Neigung zu verspüren, ein Ortsfremder, von dem Kerassenko, ohne zu wissen warum, dachte, es wäre wohl jener selbe Edelmann aus Rogatschow, der seiner Frau das Glas mit dem Teufel geschenkt und über welchen er mit seiner Frau noch kurz vor der Hochzeit ein Gespräch geführt, bei dem am Ende beschlossen wurde, daß von diesem Menschen in Zukunft nicht mehr die Rede sein dürfe.

Ein fürchterlicher Eid hatte diese Abmachung noch bekräftigt: Wenn Kerassenko auch nur ein Wort von diesem Edelmann spräche, sollte er gleich in des Teufels Krallen sein. Kerassenko entsann sich dieser Abmachung auch genau. Aber er war jetzt betrunken und konnte auch die Ungewißheit nicht ertragen: was dieser Edelmann aus Rogatschow hier zu suchen hätte? So lief er denn spornstreichs nach Hause, doch konnte er seine Frau nirgends finden, und das kam ihm noch sonderbarer vor.

„Nie mehr von ihm reden,“ dachte er, „gewiß, wir haben freilich ausgemacht, ihn nicht mehr zu erwähnen, was aber hat er sich hier rumzutreiben? und warum ist die Frau nicht zu Hause?“

Derweil er noch so hin und her überlegte, glaubte er auf einmal, auf dem Vorplatz Küsse zu hören. Er fuhr auf und begann zu lauschen . . . und er hörte: wieder einen Kuß und dann noch einen und darauf Flüstern und nun wieder einen Kuß. Und alles das unmittelbar hinter der Tür . . .

„Alle hunderttausend Teufel,“ grübelte Kerassenko, „entweder bin ich den Schnaps nicht mehr gewöhnt und hab mich bei der Podnebestnaja dermaßen bedudelt, daß ich, weiß der Teufel was, zu hören glaube . . . oder die Frau hat Lunte gerochen, daß ich ihr wegen des Rogatschowschen Edelmanns Krach machen wollte, und hat mir jetzt den Kobold auf den Hals geschickt. Die Leute haben ja immer schon gesagt, daß sie eine Hexe sei, ich freilich hab das bisher noch nicht gemerkt, doch jetzt . . . da, da, da küssen sie sich schon wieder, oh . . . oh . . . oh . . . da noch einmal, . . . und einmal na, wart nur, ich will dich schon ertappen!“

Der Kosak ließ sich leise von der Bank heruntergleiten, kroch auf Händen und Füßen zur Tür und legte das Ohr an den Türspalt, um zu lauschen: sie küßten sich, ganz bestimmt, sie küßten sich, — schmaßten nur so . . . und nun hörte er sogar reden und erkannte die leibhaftige Stimme seiner Frau, die gerade sagte: „Was schert dich mein Mann, dieser Lumpenkerl! ich werde ihn einfach rauschmeißen und dich in die Stube lassen.“

„Oho!“ dachte Kerassenko, „da prahlt sie gar, daß sie mich fortjagen und einen anderen in meine Stube hineinlassen will . . . na, ich werde ihr schon einen Strich durch die Rechnung machen.“

Er richtete sich auf, um die Tür mit einem energischen Ruck aufzustoßen, da wurde diese im gleichen Augenblick von der anderen Seite aufgerissen, und die Kerassitona stand auf der Schwelle, — heiter und gleichmütig, nur scheinbar ein wenig röter als sonst,

und fing auch sogleich an, auf ihn einzuschimpfen, wie es sich für eine echte kleinrussische Ehefrau gehört. ‚Sohn des Teufels‘ und ‚Trunkenbold‘ und ‚Hund‘ und ähnliche Rosenamen flogen ihm an den Kopf, und zu guter Letzt erinnerte sie ihn noch an ihre Bedingung, daß Kerassenko unter keinen Umständen daran denken dürfe, eifersüchtig auf sie zu sein. Und zum Beweise seines Vertrauens habe er sie sofort zum Tanzfest gehen zu lassen. Sonst werde sie ihm einen Streich spielen, den er Zeit seines Lebens nicht vergesse. Allein Kerassenko war auch nicht auf den Kopf gefallen: sie jetzt zum Tanzfest gehen zu lassen, da er doch bei der Podnebestnaja den Rogatschowschen Edelmann mit eignen Augen gesehen und noch dazu mit eignen Ohren gehört, wie seine Frau draußen einen geküßt und dem versprochen, ihn in die Stube einzulassen . . . oh nein, da wäre er sich schon dumm vorgekommen.

„Nein,“ sagte er, „such dir wo anders einen solchen Dummkopf, ich werde dich einfach einsperren und selber schlafen gehen. Das wird das Beste sein: dann wird mir auch dein Kobold nichts antun können.“

Die Kerassimna wurde bei diesen Worten weiß wie Schnee; in solchem Ton sprach der Mann zum ersten Male mit ihr, und ihr wurde klar, daß jetzt der entscheidende Augenblick in der Ehepolitik gekommen wäre und daß sie um jeden Preis siegreich aus diesem Kampf hervorgehen mußte: da sonst alle Machenschaften, mit denen sie bisher so gewandt und hartnäckig gearbeitet, nicht nur umsonst gewesen sein

würden, sondern sich sogar gegen sie selber kehren konnten.

Sie fuhr auf — reckte sich zu ihrer vollen Höhe, schmiß dem Kosaken den allerbeleidigsten ‚Esel‘ an den Kopf und wollte, ohne erst lange zu zögern, aus der Türe schlüpfen; jener aber erriet ihre Absicht und kam ihr zuvor, indem er die Kette vor die Tür legte, den Schlüssel zudem noch in die grundlose Tasche seiner unendlich weiten Hosen steckte und mit empörender Ruhe sprach: „Zieh nur deines Weges schnelle, von dem Ofen bis zur Schwelle.“

Wie die Lage der Kerassimna jetzt war, mußte einfach die Entscheidung herbeigeführt werden: und so antwortete sie auf die Herausforderung ihres Mannes mit einem unbeschreiblichen und furchtbaren hysterischen Anfall, daß Kerassenko angst und bange wurde. Christa stand lange, ohne sich zu rühren, auf dem gleichen Fleck, sich windend und drehend wie eine Schlange, die Hände verkrampft und zu Fäusten geballt, im Halse aber kollerte und rumorte es, über das ganze Gesicht huschten abwechselnd weiße und dunkelrote Flecken, derweil die starr auf den Mann gerichteten Augen sich wie Messer in ihn bohrten und plötzlich aufflammten wie roter Feuerbrand.

Dem Kosaken kam das ganz fürchterlich vor, er konnte die Raserei der Frau nicht länger mehr ansehen und brüllte sie an: „Marsch, fort mit dir, verdammte Hure!“ Worauf er hastig das Licht ausblies.

Die Kerassimna stampfte im Dunkeln mit dem Fuß auf und zischte: „Warte nur, du wirst mich schon

als Heye kennen lernen!“ Und sprang dabei wie eine Katze auf den Ofen und schrie, so laut sie nur konnte, ins Ofenrohr: „Wau — wau — wau! würge seine Sau!“

Über diesen neuen Wutausbruch erschrock der Kosak freilich noch ärger, da er aber die Frau, von der es ja nun klar geworden, daß sie eine Heye war, und die scheinbar geradeswegs durch den Rauchfang auf und davonzufliegen beabsichtigte, unter keinen Umständen entwischen lassen wollte, umklammerte er sie derb mit seinen Armen, schmiß sie aufs Bett an die Wandseite und legte sich selber allsogleich vor sie an den Rand des Bettes.

Verwundert merkte er, daß die Kerassirwa keinerlei Widerstand zu leisten versuchte, — im Gegenteil, wie ein braves Kind lag sie ruhig da und wetterte nicht einmal auf ihn ein. Kerassenko konnte das nur recht sein, er hielt mit der einen Hand den in der Tasche verborgenen Schlüssel fest, packte mit der anderen die Frau am Hemdärmel und versank schnell in tiefen Schlaf.

Dieser selige Zustand war ihm jedoch nicht lange beschieden: er hatte kaum die Hälfte des ersten Schlafes hinter sich, bei dem der Weindunst sein Gehirn erweichte und ihm die Gedanken verwirrte, als er auf einmal derb in die Rippen gepufft wurde.

„Was ist nun wieder los?“ dachte der Kosak und brummte, als er immer weiter gestoßen wurde: „Was sollen die Rippenstöße, Frau?“

„Na, ich muß dich doch stoßen: horch nur, was draußen im Hof geschieht.“

„Was denn?“

„So hör doch nur.“

Kerassenko hob den Kopf und hörte draußen im Hof etwas grausam quieken.

„Oho,“ grunzte er, „da will wohl gar einer unser Schwein wegschleppen.“

„Freilich, freilich. Laß mich schnell heraus, damit ich nachschauen kann, ob es gut eingesperrt ist.“

„Dich? . . . hm . . . hm . . .“

„Nun mach doch schon, gib den Schlüssel her, sonst stiehlt uns einer noch das Schwein, und wir werden die Weihnachtsfeiertage über ohne Würste dafitzen und ohne Schmalz. Alle guten Leute werden dann Würste essen, und wir werden das Nachsehen haben . . . pho — ho — ho . . . Horch nur, horch: hörst du, da schleppt es einer davon . . . ach, wie mir das arme Ferkel leid tat, als es so zu quieken anfing! . . .“

„Ja, grad dich werd ich heraus lassen! Seit wann ist es denn Weiberarbeit, ein Schwein zurückzuholen?“ versetzte der Kosak. „Lieber steh ich selber auf und hole es zurück.“

Tatsächlich war es ihm sehr zuwider, aufzustehen; schrecklicher Gedanke, aus der warmen Stube in die Kälte hinaus zu müssen; andererseits aber war es ihm um das Schwein leid, und so stand er denn auf, warf den Kittel über und ging hinaus. Nun aber trat das rätselhafte Ereignis ein, das keinen Zweifel daran ließ, daß die Kerassitona eine Hege war, und ihr diesbezüglich solchen Ruhm verschaffte, daß seit der

Zeit alle Angst hatten, die Kerassirna ins Haus zu laden, geschweige denn sie zur Bevatterin zu bitten, wie dies der hochmütige Dukatsch getan.

Der vorsichtig schleichende Kosak hatte noch nicht Zeit gefunden, den Stall aufzusperren, in dem das Schwein, ob der ihm zugefügten Belästigung unzufrieden, jämmerlich schrie, als etwas Weiches und Breites, das man fast für eine Wagenplane halten konnte, in der undurchdringlichen Finsternis über ihn geworfen wurde, und er gleichzeitig einen derartigen Stoß in den Nacken erhielt, daß er zu Boden fiel und sich nur mit Mühe aufrappeln konnte. Als er sich endlich herausgewickelt hatte, überzeugte sich Kerassirna, daß das Schwein wohlbehalten in seinem Kober lag, schloß die Thür sorgfältiger als zuvor und kehrte eilends zur Hütte zurück, um weiter schlafen zu können.

Aber damit schien er sich verrechnet zu haben: er konnte nicht in die Stube hinein, da die Thür zum Vorplatz abgesperrt war. Wo immer er auch versuchte, ins Haus zu gelangen, — überall war zugesperrt. Was, zum Kukuck, sollte das heißen?! Er klopfte und klopfte, rief und schrie nach der Frau: „Frau! Christa! — schnell, mach auf.“

Die Kerassirna antwortete nicht.

„Pfui, du grundschlechtes Weib! was soll das nun wieder bedeuten: sich einzuschließen und einfach einzuschlafen! Christa! he! Frau! mach auf!“

Keine Antwort, nichts: wie ausgestorben lag das Haus da; sogar das Schwein schien zu schlafen und grunzte nicht mehr.

„Schöne Geschichte!“ dachte Kerassenko; „die schläft aber mal fest! na, dann werd ich eben über den Zaun klettern und ans Fenster, das nach der Straße geht, pochen: sie schläft ja dicht am Fenster, da wird sie mich gleich hören.“

Das tat er denn auch: er ging ans Fenster und begann zu klopfen, aber was mußte er da hören? — seine Frau sagte: „Schlase, Mann, schlaf nur: achte nicht darauf, daß da einer klopft: das ist Teufelszeug, das bei uns umgeht.“

Der Kosak klopfte kräftiger und fing an zu schreien: „Gleich mach mir auf, oder ich schlage das Fenster ein.“

Jetzt schien die Christa ärgerlich zu werden, sie sagte: „Wer wagt da, um nachtschlafende Zeit bei ehrlichen Leuten zu klopfen?“

„Aber ich bin es ja, ich, dein Mann.“

„Wer?“

„Aber ich doch, dein Mann — ich, Kerassenko.“

„Mein Mann ist zu Hause, — geh nur, geh, wer immer du sein magst, störe uns nicht: mein Mann und ich liegen eng umschlungen und schlafen.“

„Was ist das?“ dachte Kerassenko, „schlase ich denn noch, oder träume ich, oder ist dies Wirklichkeit?“

Und wieder pochte er und rief aufs neue: „Christa, he, Christa! — mach doch auf, um Gottes Willen.“

Immer wieder rief und klopfte er, und bestand darauf, eingelassen zu werden; allein Christa blieb lange still und gab keine Antwort, schließlich aber rief

sie: „Pack dich endlich, — was ärgerst du uns; ich sage dir ja, mein Mann ist zu Hause und liegt in meinem Arm, er ist hier.“

„Christa, vielleicht bildest du dir das nur ein?“

„Oho! — danke dafür! bin ich denn etwa so dumm, bin ich etwa so gefühllos, daß ich nichts zu unterscheiden weiß? nein, ich weiß besser, was ich mir einbilde und was ich mir nicht einbilde. Er ist hier, mein Mann ist hier, dicht neben mir . . . jetzt schlage ich das Kreuz über ihn: Herrgott Jesus, und jetzt küsse ich ihn und umhalse ihn und küsse ihn wieder . . . schön haben wir's beieinander; du aber, du schlechter Herumtreiber, schere dich zu deiner eignen Frau, — stör uns nicht beim Schlafen und Küssen. Gute Nacht, — geh mit Gott!“

„Pfui du, hundert Teufel über dich und deinen Vater: was soll das nur bedeuten!“ überlegte Kerasenke achselzuckend. „Vielleicht hab ich mich gar in der Hütte geirrt, als ich über den Zaun kletterte. — Aber nein, es ist doch meine Hütte.“

Er überquerte die breite Dorfstraße und begann vom hohen Ziehbrunnen aus abzuzählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sieben, neun . . . diese da ist ganz bestimmt meine Hütte.“

Wieder ging er zum Haus, klopfte und rief wieder, und wieder war es die gleiche Geschichte: nach langem Schweigen antwortete eine Weiberstimme, die jedes Mal ärgerlicher klang, aber immer das gleiche wiederholte.

„Pack dich fort; mein Mann ist bei mir.“

Und dabei war es Christas Stimme — kein Zweifel, es war ihre Stimme.

„Also, hör zu, wenn dein Mann bei dir ist, — laß ihn zu mir reden.“

„Was soll er denn viel reden, wir haben ja schon alles besprochen.“

„Ich möchte nur hören, ob das ein Mensch ist, der bei dir liegt.“

„Freilich ist's einer: hör zu, wie wir uns küssen.“
„Pfui Teufel, sie schämen sich nicht: sie küssen sich wahrhaftig und wollen mir einreden, daß ich nicht ich bin, und schicken mich einfach aus meinem eigenen Hause fort. Aber wartet: ich bin auch nicht dumm, — ich geh und ruf die Leute herbei, die sollen mir sagen: ob dies mein Haus ist oder nicht, und ob ich, oder sonst wer, der Mann meiner Frau bin. — Hör Christa: ich geh jetzt und weck die Leute auf.“

„Geh nur, geh endlich“, entgegnete die Stimme.
„Uns aber laß in Frieden: wir zwei haben uns sattgeköst und liegen jetzt friedlich umarmt und sind glücklich. Die Leute kümmern uns keinen Deut.“

Und zum Überfluß kam auch noch die Bestätigung von einer anderen, ohne Zweifel männlichen Stimme:
„Ja, wir zwei haben uns sattgeköst und liegen jetzt friedlich umarmt; du aber scher dich zum Teufel.“

Da blieb nichts weiter zu tun: Kerassenko hatte sich nun überzeugt, daß ein anderer seines Amtes bei Christa waltete und so ging er denn hin und weckte die Nachbarn.

Wie lange es auch gedauert haben mochte, bis der

völlig verdußte Kerassenko etwa zwei Duzend Kosaken wachgetrommelt und mit ihnen und den aus Neugier freiwillig mitlaufenden Kosakenweibern wieder vor seinem Hause stand, — die Kerassivna blieb bei ihrer Behauptung und beteuerte den vor der Hütte Stehenden in einem fort, da draußen bei ihnen wäre ein Kobold, denn ihr Mann sei ja daheim und liege in ihren Armen, und zum Beweis dieser Behauptung ließ sie alle des öfteren hören, wie sie ihren Mann küßte. Und alle Kosaken und Kosakenweiber hörten die Küsse und waren der Überzeugung, daß ein Irrtum nicht vorliegen könne, es waren ganz sicher echte Küsse, und obendrein vernahmen sie, wenn auch nicht besonders deutlich, so doch mit aller Bestimmtheit, eine Männerstimme, die nach den Beteuerungen der Kerassivna die ihres Mannes war. Und zu allem Überfluß klang diese Stimme auf einmal dicht am Fenster und fragte, alle erschreckend: „Was lauft ihr Dummköpfe hinter einem Kobold her? — Ich liege zu Hause bei meiner Frau; euch führt ja ein Kobold an der Nase herum. Holt nur jeder weit aus und gebt ihm tüchtig eine drauf, — dann wird er gleich zerplagen.“

Die Kosaken bekreuzten sich, und einer, der dicht neben Kerassenko gestanden, versetzte ihm aus voller Kraft einen Stoß in den Nacken, — dann freilich nahm er sogleich Reißaus; die andern folgten seinem Beispiel. Ein jeder holte weit aus und erteilte Kerassenko einen derben Schlag, und im Verlauf einer Minute war dieser grausam verprügelt und mitleidlos an der Schwelle seiner verzauberten Hütte, in der ein

arglistiger Dämon ihn auf seinem ehelichen Lager so eifrig vertrat, seinem Schicksal überlassen. Er traute sich nicht mehr, seinem Herzen Luft zu machen, sondern hockte sich in den Schnee und weinte bitterlich, was sich ja für einen Kosaken keineswegs geziemt, und glaubte immer wieder, die Küsse seiner Kerassivna zu hören. Glücklicherweise jedoch nehmen die Qualen eines jeden Menschen einmal ein Ende, so auch die Folter Kerassenkos: er schlief ein und träumte, daß seine Frau ihn am Kragen packte und in das wohlvertraute warme Ehebett schleppe; und als er erwachte, lag er in der That in seinem Bett in seiner Hütte und sah seine stattliche Kerassivna am Ofen wirtschaften und Klöße und Käse zubereiten. Kurz, alles hatte seine gewöhnliche Ordnung, — als wäre nichts Besonderes vorgefallen: und weder vom Ferkel noch vom Kobold wurde die geringste Erwähnung getan. Kerassenko hätte freilich sehr gern darüber geredet, aber er wußte nicht, wie anfangen.

So ließ der Kosak denn fünf gerade sein und lebte hinfort in Frieden und Eintracht mit seiner Kerassivna, da er ihr völlige Freiheit ließ, die sie denn auch, so viel es ihr paßte, ausnützte. Sie fing einen Handel an und reiste, wohin es ihr Spas machte, und ihr häusliches Glück wurde dadurch keineswegs geringer, vielmehr wuchsen Wohlstand und Erfahrungheit. Der Ruf der Kerassivna war allerdings für immer ruiniert: allgemein wußte man, daß sie eine Hexe war. Und die gerissene Kosakin widersprach dieser Ansicht niemals, da sie dadurch zu einer Macht im Dorf wurde: alle

fürchteten sie und schmeichelten ihr, holten ihren Rat ein und brachten ihr öfters ein Schock Eier oder sonst etwas, was sie im Haushalt brauchen konnte.

6

Dukatsch kannte die Kerassivna natürlich auch und wußte, daß sie eine geschickte Frau war, mit der trotz ihres Herentums es durchaus empfehlenswert war, jeden wichtigen Fall zu beraten. Und da Dukatsch selber unbeliebt war, so hatte er auch an der Kerassivna nicht sonderlich viel auszusetzen. Einige Dorfbewohner behaupteten, die beiden oftmals unter der großen Weide, deren Zweigicht mit der die beiden Gärten trennenden Hecke verflochten war, zusammen gesehen zu haben. Und manche meinten sogar, daß hier ein wenig Sünde mit im Spiel gewesen sei, doch das war natürlich nur bloßes Gerede. Dukatsch und die Kerassivna, die ungefähr den gleichen Ruf genossen, waren einfach Bekannte, die dies und jenes miteinander zu besprechen hatten.

So dachte denn Dukatsch auch bei dieser Angelegenheit, da die Einladung der Gevattern von solchem Mißerfolg gekrönt worden war, sogleich an die Kerassivna; er erzählte ihr von dem Verdruß, den die Leute ihm zugesügt hätten, und fragte sie um Rat.

Die Kerassivna hörte sich die Geschichte an, schüttelte den Kopf und sagte, ohne sich viel zu besinnen: „Nun, Pan Dukatsch, dann ladet eben mich zur Gevatterin.“

„Dich zur Gevatterin?“ wiederholte nachdenklich Dukatsch.

„Freilich, oder meint auch Ihr, daß ich eine Hexe sei?“

„Hm! . . . alle sagen, daß du eine bist, ich hab indes nie einen Schwanz an dir gesehen.“

„Und werdet auch keinen jemals sehen.“

„Hm! dich zur Gevatterin . . . was werden die Leute dazu sagen?“

„Welche Leute? . . . etwa jene, die Eure Hütte nicht einmal betreten wollen, um drin auszuspucken?“

„Richtig, aber meine Dukatschicha, was wird die dazu sagen? die glaubt doch fest, daß du eine Hexe bist.“

„Und Ihr habt Angst vor ihr, nicht?“

„Angst! . . . ich bin kein solcher Tropf wie dein Mann: ich fürchte mich nicht vor Weibern, wie überhaupt vor keinem Menschen: nur . . . bist du auch wahr und wahrhaftig keine Hexe?“

„Schon gut, ich sehe, Pan Dukatsch, Ihr seid genau solch ein Tropf! meinetwegen, bittet denn zum Gevatter wen Ihr wollt.“

„Hm! aber so wart doch, wart, werd nicht gleich böse: du sollst ja Gevatterin sein. Aber, hör mal, wird denn der Peregudinsche Pope überhaupt die Taufe vornehmen, wenn du Gevatterin stehst?“

„Weshalb nicht?“

„Das mag Gott wissen: er ist ein Gelehrter, redet immer von der Heiligen Schrift, — er wird vielleicht gar sagen: nicht von meiner Herde.“

„Keine Angst, das wird er nicht sagen: wenn er auch zehnmal ein Gelehrter ist, so hört er doch gern

auf Frauen . . . er fängt zwar mit der Heiligen Schrift an, tut aber am Ende wie alle Männer doch nur das; was die Frau will. Ich kenne ihn gut, einmal war ich mit ihm und ein paar andern zusammen, und er wollte nicht trinken. Er meinte: es steht geschrieben: ‚Trinket keinen Wein, — denn in ihm ist die Verführung.‘ Ich aber sagte ihm drauf: ‚Verführung ist eines, ein anderes aber, ein Gläschen zu trinken,‘ — und er, er trank.“

„Er trank?“

„Wahrhaftig, er trank.“

„Das ist mit ein rechter: da gib nur acht, daß er uns den Jungen nicht gar im Rausch verdirbt, — ihn Iwan tauft oder gar Nikóla.“

„Schau mir einer an! werd ich denn ein christliches Kind Nikóla taufen lassen? ich weiß doch, daß das ein moskowitzischer Name ist.“

„So ist es: Nikóla ist mit Haut und Haar ein Moskowiter.“

Es ergab sich noch eine weitere Schwierigkeit, da die Kerassitwa keinen genügend warmen und weiten Pelz besaß, um das Kind darin einzuwickeln und nach Peregudy zu schaffen, und dabei war es ein sehr kalter Tag, ein wahrhaft ‚barbarisches Wetter‘, dafür aber war die Dukatschicha im Besitz eines herrlichen, mit blauem Nanjing überzogenen Pelzes. Den holte der Dukatsch herbei, ohne erst seine Frau zu fragen, und gab ihn der Kerassitwa.

„Da nimm,“ sagte er, „zieh ihn an und behalte ihn, doch sacble nun nicht länger, damit die Leute nicht

schwätzen können, der Dukatsch habe sein Kind drei Tage lang ungetauft gelassen.“

Der Kerassivna war es zunächst nicht ganz recht, aber schließlich nahm sie den Pelz doch an. Sie schlug die mit Hasenfell gefütterten Ärmel soweit als nur möglich zurück, damit alle den Pelz bewundern könnten, als sie, die Hexe, sich nun mit keck zurückgeschobener bunter Haube neben Agap in den mit zwei kräftigen Pferden aus dem Besitz des Dukatsch bespannten Schlitten setzte und sich auf den Weg nach dem Dorf Peregudn, welches ein wenig über acht Werst entfernt lag, zum Popen Jeremias machte. Die neugierigen Zuschauer stellten fest, daß sowohl der Gevatter als auch die Gevatterin ziemlich nüchtern waren, als sie abfuhr. Freilich hatte man zwischen den Knien Agaps, der das Gespann lenkte, ein rundes Fäßchen mit Beeren Schnaps erblickt, aber das war augenscheinlich zur Bewirtung der dortigen Gemeinde bestimmt. Unter dem Laß des weiten blauen Pelzes, den die Kerassivna trug, ruhte das Kind, dessen Taufe mit so sonderbaren Umständen verknüpft sein sollte, — was übrigens die gescheiten Leute schon vorher geahnt zu haben behaupteten. Wußten sie doch, daß Gott die Taufe des Sohnes eines so schlechten Menschen, wie es dieser Dukatsch war, nicht zulassen würde, und nun gar mit einer allbekannten Hexe als Gevatterin. Wie hätte sich das auf den guten kirchlichen Glauben gereimt! Nein, Gott war gerecht: Er konnte und würde das nicht zulassen.

Die Dukatschicha war der gleichen Meinung. Sie

weinte bittere Tränen über die gräßliche eigentwillige That ihres Mannes, der es fertig gebracht, ihrem einzigen, so lange ersehnten Kinde eine notorische Hexe als Patin zu geben.

Unter solchen Umständen also ging die Abfahrt Ugaps und der Kerassimna vonstatten, und solche Prophezeiungen begleiteten das Kind des Dukatsch aus dem Dorf Paripsy nach Peregudy zum Popen Jeremias.

Dieses alles trug sich an einem Dezembertage zu, zwei Tage vor dem heiligen Nikolaustag, etwa zwei Stunden vor der Mittagszeit, an einem Tage, an dem ziemlicher Frost herrschte und an welchem unmittelbar nach der Abfahrt Ugaps und der Kerassimna ein scharfer ‚Moskowiter-Wind‘ — also ein Nordwind — einsetzte, der sich bald darauf in einen heftigen Sturm umschlug. Der Himmel wurde bleifarben; feiner Schneestaub trieb mit dem Winde daher, um schließlich in ein Schneegestöber überzugehen.

Da die Leute dies Unwetter sahen, bekreuzten sich alle, die dem Kinde des Dukatsch übel gesinnt waren, gottesfürchtig und hatten ein Gefühl der Befriedigung: es war nun kein Zweifel mehr, Gott stand auf ihrer Seite.

7

Auch Dukatsch war von einer schlimmen Vorahnung verfolgt; trotz seiner Härte konnte er sich von einer gewissen abergläubischen Furcht nicht freimachen und — bekam es mit der Angst. In der That, was immer

der Grund dafür sein mochte: der Sturm, der die Gevattern und sein Kind bedrohte, war gerade zu der Zeit, da diese das Dorfgebiet verließen, ausgebrochen, er hatte sich gewissermaßen losgerissen, wie ein Hund sich von der Kette losreißt. Und um den Ärger noch zu vermehren, tat plötzlich die Dukatschicha, die ihr ganzes Leben lang ihrem Manne gegenüber in slavischer Stummheit verharrt war, ihre sonst so verschlossenen Lippen auf und hub an zu sprechen.

„Gott hat uns, mir zum Trost, trotz unsres hohen Alters noch ein Kindlein geschenkt, du aber hast es aufgefressen.“

„Was heißt das,“ unterbrach sie Dukatsch, „wieso habe ich unser Kind aufgefressen?“

„Weil du es der Heye gegeben hast. Wann ward es in der christlichen Kosakenschaft je erhört, daß man ein Kind einer Heye zu taufen gegeben?“

„Und sie wird obendrein noch ein Kreuz über unser Kind schlagen.“

„Noch nie ist das geschehen, und nie wird es geschehen, daß der Herrgott eine arglistige Heye an Sein christliches Taufbecken heranläßt.“

„Wer sagt denn, daß die Kerassivna eine Heye ist?“

„Alle sagen es.“

„Was reden die Leute nicht alles, keiner hat noch den Schwanz bei ihr gesehen.“

„Den Schwanz nicht, aber man hat gesehen, wie sie ihren Mann verzaubert hat.“

„Warum auch nicht? einen solchen Tölpel!“

„Und der Podnebestnaja hat sie alle Leute ab-

spenstig gemacht, keiner kauft mehr Semmeln von ihr.“

„Weil die Podnebessnaja gern weich schläft und nachts ihren Teig nicht tüchtig genug walzt, da sind ihre Semmeln eben schlechter.“

„Mit Euch kann man ja nicht reden, fragt aber, wenn Ihr wollt, fragt alle guten Menschen — und alle guten Menschen werden Euch sagen, daß die Kerassivna eine Heze ist.“

„Was brauchen wir die guten Menschen zu fragen, ich bin selber ein guter Mensch.“

Die Dukatschicha sah ihren Mann mit seltsamem Blicke an und fragte: „Wie? . . . Ihr glaubt ein guter Mensch zu sein?“

„Natürlich; was glaubst denn du, bin ich etwa kein guter Mensch?“

„Ganz bestimmt nicht.“

„Wer hat das gesagt?“

„Und wer hat Euch gesagt, daß Ihr gut seid?“

„Aber wer hat gesagt, daß ich nicht gut bin?“

„Wem habt Ihr je Gutes erwiesen?“

„Wem ich Gutes erwiesen habe?“

„Ja.“

„Alle hundert Teufel . . . wahr ist's, ich kann mich wirklich nicht erinnern, wann ich je einem etwas Gutes getan' dachte Dukatsch, und da er an Widerspruch nicht gewöhnt war und daher dieses ihm unangenehme Gespräch nicht fortsetzen wollte, fügte er hinzu: „Das fehlt mir noch grade, mit dir, einem Weibsbild, lange zu reden.“

Und um nicht länger mit der Frau unter vier Augen in der Hütte sein zu müssen, riß er nach diesen Worten die Lammfellmütze, die er seinerzeit Ugap fortgenommen, vom Wandbrett herunter und ging hinaus.

8

Vermutlich fühlte sich Dukatsch in seiner Seele sehr bedrückt, da er es über zwei Stunden unter freiem Himmel aushielt, obwohl draußen die wahre Hölle wütete: ein heftiger Sturm tobte die ganze Zeit über, peitschte feinen Schneestaub ins Gesicht und jagte so dicke Schneemassen vor sich her, daß es kaum möglich war Atem zu holen.

Wenn das bereits in der schützenden Nähe des Wohnhauses so war, wie mochte es erst draußen auf der offenen Steppe zugehen, wo die Gevattern und das Kind der ganzen grauenhaften Wut des Schneesturms ausgesetzt waren? Ein Erwachsener konnte es kaum aushalten, brauchte es da wohl noch viel, ein Kindchen zu ersticken?

Das war klar, und Dukatsch grübelte darüber nach, denn er war sicherlich nicht zum Vergnügen durch die furchtbaren Schneewehen gestapft und auf den Damm geklettert, der sich hinter dem Dorfe hinzog; dort hatte er lange, im Zwiellicht des Schneetreibens gefessen und voller Ungeduld nach einer Richtung ausgespäht, obwohl das Auge nichts zu unterscheiden vermochte. Aber obwohl Dukatsch bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit mitten auf dem Damm ausharrte, nichts kam auf ihn zu, weder von vorn noch von der Seite,

und er vermochte nichts anderes zu erblicken als die undeutlichen endlos langen Reihen von Gespenstern, die über seinem Kopf einen Reigen zu tanzen schienen und ihn mit Schnee überschütteten. Schließlich konnte er es nicht länger aushalten, und als es infolge der hereinbrechenden Nacht noch dunkler wurde, zog er ächzend die Füße aus dem Schneehaufen, der mittlerweile darüber geweht war, und wanderte heimwärts.

Es war ein langer und mühseliger Weg, den er zurückzulegen hatte, mehrmals mußte er stehen bleiben, mehrmals verlor er den Weg und fand ihn aufs neue. Im Weiterschreiten stieß er auf etwas, befühlte es mit den Händen und stellte fest, daß er ein Holzkreuz gepackt hielt, — eines jener hohen Holzkreuze, wie sie in Kleirußland an den Straßen stehen.

„Oho, da bin ich ja aus dem Dorf hinausgeraten, ich muß umkehren“, dachte Dukatsch und wandte sich nach der entgegengesetzten Richtung, allein er hatte noch keine drei Schritte gemacht, als das Kreuz bereits wieder vor ihm auftrat.

Der Kosak stand eine Weile still, um wieder zu Athem zu kommen, und schritt, als er sich endlich wieder erholt hatte, in anderer Richtung weiter, aber wiederum versperrte ihm das Kreuz alsbald den Weg.

„Wandert es eigentlich vor mir her, oder was geht sonst vor?“ Und er tastete mit den Händen umher und stieß auf ein zweites Kreuz und auf noch eines, und wieder eines.

„Aha! jetzt verstehe ich: ich bin auf den Friedhof geraten. Da ist ja auch das Licht bei unserm Popen.“

Der Lumpenkerl wollte seinem Popenmädchen nicht gestatten, in mein Haus zu kommen und mein Kind zu taufen. Braucht er auch nicht; aber wo zum Teufel mag denn der Wächter Matwejko sein?’

Dufatsch wollte sich auf die Suche nach dem Wächterhäuschen begeben, taumelte jedoch plötzlich in eine Grube und schlug so schwer auf etwas Hartes auf, daß er lange besinnungslos liegen blieb. Als er wieder zu sich kam, war ringsumher alles ruhig, über ihm lag dunkelblau der Himmel, und auch die Sterne schimmerten wieder.

Dufatsch begriff, daß er in einem Grabe lag, und begann mit Händen und Füßen zu arbeiten, um herauszukommen; aber das war sehr schwer, er mußte sich eine ganze Stunde lang mühen, bis er wieder draußen war, darauf freilich spuckte er erbittert aus.

Sicher war reichlich eine Stunde vergangen, — der Sturm hatte sich gelegt, und die Sterne standen wieder am Himmelszelt.

9

Dufatsch wanderte nach Hause, verwundert, daß weder in seiner Hütte, noch bei den Nachbarn Licht zu sehen war. Offenbar war die Nacht bereits weit vorgeschritten. Sollten Ugap und die Kerassivna mit dem Kinde auch jetzt noch nicht heimgekommen sein?

Dufatsch spürte einen Druck auf seinem Herzen, wie er ihn seit langem nicht mehr gekannt, er öffnete die Tür mit unsicherer Hand.

In der Stube war es dunkel, aus dem blinden

Winkel hinter dem Ofen drang jedoch jämmerliches Schluchzen hervor. Da weinte die Dufatschicha. Der Kosak begriff sofort, weshalb sie so bitterlich weinte, konnte es aber doch nicht über sich bringen zu schweigen, sondern fragte: „Sind sie denn immer noch nicht —?“

„Immer noch frißt die Hexe mein Kind“, fiel die Dufatschicha ein.

„Dummes Weib“, schalt Dufatsch streng.

„Freilich, Ihr habt mich ja so dumm gemacht; aber wenn ich auch dumm bin, nicht ich habe mein Kind der Hexe gegeben.“

„Geh zum Kuckuck mit deiner ewigen Hexe: ich hab mir fast den Hals gebrochen, weil ich in ein Grab gefallen bin.“

„Aha, in ein Grab . . . das war sie, die Euch zum Grabe geführt hat. Geht schnell und schlagt was tot.“

„Wen totschlagen? was schwagest du?“

„Geht, schlagt wenigstens ein Schaf tot, — denn sonst wird das mit dem Grabe von ihr nicht vergebens getan worden sein und Ihr müßt bald sterben. Geb's Gott: was brauchen wir auch zu leben, wir, von denen alle Leute sagen werden, daß sie ihr Kind einer Hexe gegeben.“

Und sie fuhr fort, dieses Thema auszuspinnen, derweil Dufatsch nachgrübelte: „wahrhaftig, wo bleibt Ugap nur? wo mag er hingeraten sein? wenn sie nach Peregudy noch vor Ausbruch des Schneegestöbers gekommen sind, werden sie natürlich dort

den Sturm abgewartet haben; aber dann wären sie doch weggefahren, sobald es sich aufklärte, und könnten jetzt bereits wieder zu Hause sein. Am Ende hat der Ugap zu lange aus dem Fäßchen gesogen?

Dies letztere schien ihm eine ganz glaubhafte Erklärung, und er beeilte sich, seinen Gedanken der Dukatschicha mitzuteilen, allein sie stöhnte nur noch ärger: „Was braucht's da lange herumzuraten: wir werden unser Kind nicht wiedersehen, die Kerassimna, diese Hexe, hat es gefressen und auch das Unwetter hat sie heruntergeschickt, derweilen sie selber jetzt mit dem Kind über die Berge fliegt und sein rotes Blut trinkt.“

Und mit solchen Worten rückte die Dukatschicha ihrem Manne so scharf auf den Leib, daß er loswetterte, aufs neue die Mütze vom Wandbrett riß, sein Gewehr packte und fortging, einen Hasen zu schießen und ihn in jenes Grab zu werfen, in das er selber vor kurzem hineingefallen war; seine Frau aber blieb zu Hause, um ihr Leid hinter dem Ofen auszuweinen.

10

Der bedrückte und auf so ungewohnte Weise erregte Dukatsch mußte eigentlich nicht recht, wohin er gehen sollte, da ihm aber das Wort vom Hasen entschlüpft war, hatte er, mechanisch ausschreitend, ohne recht zu wissen wie, auf einmal die Tenne erreicht, welche die gierigen Hasen im Winter auf-

zusuchen pflegten; dort setzte er sich hinter eine Haserschütte und versank in Nachdenken.

Düstere Vorahnungen quälten ihn, Sorge schlich sich in seine Seele und weckte darin peinigende Erinnerungen auf. Wie unangenehm ihm auch die Worte der Frau waren, er sah ein, daß sie recht hatte. Er hatte in der Lat Zeit seines Lebens keinem Menschen etwas Gutes erwiesen, vielen aber mancherlei Leid zugefügt. Und jetzt mußte, um seiner Verstocktheit willen, sein einziges, lange ersehntes Kind ums Leben kommen, und er war in ein Grab gestürzt, was nach dem allgemeinen Volksglauben unausbleiblich Böses zu bedeuten hatte. Morgen würden es alle Leute wissen und die Leute waren doch seine Feinde . . . allein wer weiß . . . vielleicht würde sich das Kind wieder einfänden, und so beschloß er denn, um dies lange Warten in der Nacht abzukürzen, einem Hasen aufzulauern, ihn abzuschießen und in das Grab zu werfen, um dadurch das drohende Unheil von seinem Haupte abzuwenden.

Dukatsch seufzte tief auf und spähte umher, ob nicht ein Hase übers Feld spränge oder unten an den Getreideschobern herumzupfte.

Richtig: da wartete ja ein Hase auf ihn wie der Widder auf Abraham, — beim letzten Schober, in gleicher Höhe mit diesem, saß auf der schneebedeckten Hecke ein großer grauer Hase. Er schien vorsichtig zu wittern und bot ein unvergleichlich gutes Ziel.

Dukatsch war ein alter und erfahrener Jäger, er hatte auf der Jagd die merkwürdigsten Sachen

erlebt, doch daß sich ein Tier so dicht in die Schußlinie stellte, war ihm noch nicht vorgekommen, und so bedachte er sich denn nicht erst lange, packte die Gelegenheit beim Schopf, legte an und gab Feuer.

Der Schuß rollte hin, und zu gleicher Zeit wehte ein schwaches Stöhnen durch die Luft; Dukatsch hatte jedoch keine Zeit das zu beachten — er eilte, den schwelenden Pfropfen mit dem Fuß auszutreten, und erstarrte darauf vor Unruhe und Bestürzung: der Hase, der jetzt nur wenige Schritte von ihm entfernt war, hockte immer noch am gleichen Platz und rührte sich nicht.

In Dukatsch stieg die Angst auf: da schien wirklich der Teufel sein Spiel mit ihm zu treiben, — sollte das dort am Ende gar ein Werwolf sein? Er formte einen Schneeball und warf ihn nach dem Hasen. Der Schneeklumpen traf sein Ziel und zerstäubte, allein der Hase rührte und regte sich nicht, — wiederum aber ging es wie ein Stöhnen durch die Luft. ‚Welch neues Unheil?‘ fragte sich Dukatsch und schritt, sich bekreuzend, vorsichtig auf das zu, was er für einen Hasen gehalten, was aber nie ein Hase gewesen war, sondern eine Lammfellmütze, die aus dem Schnee hervorlugte. Dukatsch lüftete die Mütze und erblickte beim Schein der Sterne das leichenhafte Gesicht seines Neffen, über das ein dunkler klebriger, fadriechender Streifen sickerte. Blut.

Dukatsch erbebte am ganzen Leibe; er warf sein Gewehr hin und eilte ins Dorf zurück, wo er alles

aufweckte, — er beichtete seine Missethat und tat öffentlich seine Reue kund, indem er sagte: „Gott war gerecht, da Er mich strafte, — geht hin und schaufelt jene aus dem Schnee heraus, mich aber bindet und übergibt mich dem Gericht.“

Man tat, worum Dukatsch bat; er wurde gebunden und in eine fremde Hütte gesperrt, das ganze Dorf aber versammelte sich auf der Tenne, um Agap auszuschaufeln.

II

In einem Haufen weißen Schnees, der so groß war, daß er den ganzen Schlitten überdeckte, wurden der blutüberströmte Agap und die erstarrte, wenn auch sonst unverletzte Kerassivna gefunden, das Kind aber schlummerte gesund und wohlbehalten an ihrer Brust.

Die Pferde staken bis zum Bauch im Schnee und ließen die müden Köpfe über die Hecke hängen. Als man sie notdürftig aus dem angewehnten Schnee befreit, setzten sie sich sogleich in Gang und zogen die erstarrten Gebattern und das Kind bis vor die Hütte. Die Dukatschicha wußte nicht recht, was sie tun sollte: ob sie mehr das Unglück ihres Mannes betrauern oder sich mehr über die glückliche Errettung ihres Kindes freuen mußte. Als sie den Knaben vor das Feuer trug und sah, daß ein Kreuz an seinem Halse hing, da begann sie vor Freude zu weinen, hielt ihn vors Heiligenbild und sagte in heißer Begeisterung mit vor Rührung erstickter

Stimme: „Herr, Du mein Gott! Da Du ihn errettet und ihm Dein Kreuz auferlegt hast, werde ich Deiner Güte nicht vergessen: ich werde mein Kind aufziehen und es Dir schenken, — möge es zu Deinem Diener werden.“

So ward jenes Gelübde abgelegt, das von so großer Bedeutung für unsere Erzählung ist, in der man freilich bisher noch nichts vom ‚ungetauften Popen‘ zu sehen bekam, während er doch schon mitten in ihr steckt, genau wie damals Ugaps Müße in der Abrechnung.

Ich fahre also in meiner Erzählung fort: das Kind war gesund; und bald war auch die Kerassitona vermittels einfacher Bauernmittel wieder zu sich gebracht, sie schien jedoch von dem, was vorgegangen, nichts zu begreifen und wiederholte nur auf jede Frage: „Das Kind ist getauft, und es heißt Sawa.“

Das war unter so aufregenden Umständen Antwort genug, und zudem gefiel der Name allgemein. Selbst der gebrochene Dukatsch billigte ihn: „Danke sei dem Popen von Peregudny,“ sagte er, „daß er den Jungen nicht verdorben und ihn nicht Nikóla getauft hat.“

Die Kerassitona hatte sich mittlerweile erholt und erzählte nun, der Pope habe freilich das Kind auf den Namen Nikóla taufen wollen; so, habe er gesagt, müsse es nach dem Kirchenbuche sein, sie aber hätte dennoch die Oberhand behalten: „Gott mit ihnen, sagte ich, mit den Kirchenbüchern, was haben

wir mit denen zu schaffen; ein Kosakenkind kann unmöglich nach dem Moskowitzischen Nikola genannt werden.“

„Du bist ein gescheites Kosakenweib“, lobte sie Dukatsch und gebot seiner Frau, der Kerassimna eine Kuh zu schenken, und versprach ihr zudem, auch seinerseits noch ihres Dienstes dankbar zu gedenken, wenn er heil davonkäme.

Damit fand die ganze Laufsache zunächst ihren Abschluß, und es brach eine lange und düstere Zeit der Trauer über das Haus herein. Ugap kam nicht mehr zur Besinnung: sein von einer dichten Schrotgarbe durchlöcherter Kopf war ganz schwarz geworden, ehe man ihn noch abwaschen konnte, und bereits gegen Abend des so schlimm angebrochenen Tages hatte Gott seine schwergeprüfte Seele zu sich genommen. Und am gleichen Abend noch führten drei mit langen Stecken bewaffnete Kosaken den alten Dukatsch in die Stadt und lieferten ihn der Obrigkeit ein, die ihn als einen Mörder ins Gefängnis warf.

Ugap wurde bestattet, Dukatsch kam vor Gericht, das Kind wuchs und gedieh, die Kerassimna jedoch war, obgleich sie sich körperlich wieder erholt hatte, keineswegs mehr die alte, — dauernd ging sie umher, als wüßte sie nicht, wo ihr der Kopf stehe. Sie ward schweigsam und traurig, saß oft in Gedanken versunken da und stritt auch nicht mehr mit ihrem Kerassenko, der seinerseits absolut nicht fassen konnte, was mit seiner Frau vorgegangen war. In

seinem Leben, das bisher von ihrem Eigensinn und ihrer Willkür regiert worden war, gab es nun keine Sorge mehr: nie hörte er Widerspruch oder gar Vorwürfe von seiten der Frau, und da seitdem weder im Traum noch im Wachen der Rogatschowsche Edelmann ihm noch vor Augen kam, wußte er sich nicht genug seines Glückes zu rühmen. Die erstaunliche Umwandlung, die sich im Charakter der Kerasiwna vollzogen hatte, wurde lange besprochen, ohne daß man darüber ins Reine zu kommen vermochte; auch auf dem Markt des kleinen Ortes war es ein beliebter Gesprächsstoff: und ihre Freundinnen, die zänkischen Marktweiber, sagten, sie sei ‚ganz und gar sanft‘ geworden. Und in der That, wenn es jetzt geschah, daß von ihrem Verkaufstisch, auf dem die Semmeln auslagen, nicht nur einer, sondern sogar zwei Käufer fortgelockt wurden, konnte es vorkommen, daß sie trotzdem weder dem Vater, noch der Mutter noch irgendeinem sonstigen Verwandten auch nur einen einzigen Teufel an den Hals wünschte. Was nun gar den Rogatschowschen Edelmann anbetraf, so lief das Gerücht um, daß er sich zweimal in Paripsy gezeigt, daß ihn die Kerasiwna aber nicht einmal habe ansehen wollen. Und ihre einstige Nebenbuhlerin, die Bäckerin Podnebesnaja erzählte, um nicht ihr Seelenheil einzubüßen, daß sie gehört hätte, wie der junge Herr, als er einst zur Kerasiwna gekommen, um eine Semmel zu kaufen, von dieser solche Antwort erhalten habe: „Hebe dich von mir, auf daß meine Augen dich

nimmer sehen mögen. Ich habe für dich nichts mehr, weder zum Schenken, noch zum Verkaufen.“ Da hätte der junge Herr sie gefragt, was ihr denn eigentlich zugestoßen sei, die Kerassimna aber habe entgegnet: „Nichts, — schwer ist mir zumute: ich berge ein großes Geheimnis in meiner Seele.“

Auch der alte Dukatsch war völlig umgewandelt worden; er mußte nach den Gepflogenheiten der guten alten Zeit drei Jahre lang auf das Urtheil warten und infolge des Verdachts, er habe den Neffen vielleicht absichtlich getötet, im Gefängnis sitzen und wäre sogar, da seine Dorfgenossen kein gutes Zeugnis über sein Verhalten ablegten, beinahe als Ansiedler verschickt worden. Die Sache ging am Ende noch gut aus, weil die Dorfbewohner sich seiner schließlich erbarmten und sich bereit erklärten, ihn wieder aufzunehmen, wenn er die ihm auferlegte Kirchenbuße im Kloster abgebußt haben würde.

So konnte Dukatsch nur dank der Nachsicht eben der gleichen Leute, die er sein Leben lang verachtet und gehaßt hatte, in seiner Heimat bleiben. . . . Das war eine furchtbare Lehre für ihn, die ihm jedoch zum Heil ausschlug. Nachdem die übliche Bußzeit abgelaufen und er also im ganzen fünf Jahre von Hause fern gewesen war, kehrte er als milder Greis nach Paripsy zurück, bekannte dort in aller Öffentlichkeit seinen Hochmut, bat alle um Verzeihung und ging dann wieder in das gleiche Kloster zurück, in dem er nach dem Beschluß des Gerichtes

seine Strafe verbüßt, und nahm dorthin seinen Topf mit den Rubelstücken mit, um ‚für drei Seelen‘ Messen lesen zu lassen. Für welche drei Seelen diese Messen abgehalten werden sollten, mußte freilich auch der alte Dukatsch nicht; doch die Kerassivna hatte es ihn so geheißsen und ihm dabei gesagt, daß sein entseßlicher Charakter nicht nur den Ugap zugrunde gerichtet habe, sondern auch noch zwei weitere Seelen, von denen freilich nur Gott und sie, die Kerassivna, wüßten, sie aber könne es niemandem offenbaren.

So blieb das Rätsel ungelöst, wem der Segen des ins Kloster gewanderten Topfes mit den dicken altertümlichen Rubeln zukommen sollte.

Mittlerweile wuchs das Kind heran, bei dessen Eintritt in die Welt und bei dessen Taufe sich die geschilderten Begebenheiten zugetragen hatten. Die Mutter, eine einfache, aber herzensgute und liebevolle Frau, zog es auf, und es dankte ihr seinerseits durch Zärtlichkeit und durch gutes Betragen. Ich muß nochmals daran erinnern, daß die Dukatschicha ihr Kind, als man es wohlbehalten von der Brust der Kerassivna genommen und ihr übergeben, ‚Gott geweiht‘ hatte. Solche ‚Weihgelübde‘ waren noch bis vor gar nicht zu langer Zeit in Kleinarußland Sitte und wurden streng eingehalten, besonders wenn die ‚Weihkinder‘ ihrerseits sich nicht widerseßten. Es kam übrigens nicht häufig vor, daß diese ‚Weihkinder‘ Widerstand leisteten, wahrscheinlich weil ihr Geist und Charakter von frühester

Jugend an so gebildet wurde, daß ihnen der Gedanke, sich ihrer Bestimmung zu entziehen, gar nicht erst kommen konnte. Wenn Kinder, die in diesem Sinne aufgezogen wurden, ein gewisses Alter erreicht hatten, dachten sie meist nicht nur nicht daran, Widerspruch gegen das von ihren Eltern geleistete Gelübde zu erheben, sondern strebten gewöhnlich selber, aus jenem ehrfürchtigen Gefühl, das dem lebendigen Glauben und der Liebe entspringt, danach, dies Gelübde zu erfüllen. Sawwa Dufatschow wurde nun ebenfalls in diesem Sinne erzogen, und man konnte schon frühzeitig merken, daß er Neigung verspürte, die Versprechungen einzuhalten, die seine Mutter in bezug auf ihn gemacht hatte. Er war ein etwas zartes und schwächliches Kind und zeigte schon in den ersten Jahren große Gottesfurcht. Nie zerstörte er Vogelnester, quälte niemals junge Katzen, schlug nicht mit der Gerte nach Fröschen, sondern beschützte im Gegenteil alle schwachen Geschöpfe. Jedes Wort seiner zärtlichen Mutter war ihm unantastbares Gesetz — ebenso heilig wie angenehm —, kam es doch in jeder Hinsicht seinem liebebedürftigen Herzen entgegen. Gott zu lieben war ihm Bedürfnis und höchste Freude, er liebte Ihn in allem, worin Gott sich widerspiegelt, in allem, was Ihn dem Menschen, zu dem Er gekommen und bei dem Er sein Haus aufgeschlagen, verständlich und unschätzbar macht. Das Kind wuchs ja auch in einer durchaus religiösen Umgebung heran: die Mutter war fromm und gottesfürchtig, der Vater

lebte als Büsser in einem Kloster. Aus vielen halben Worten mußte es ferner, daß bei seiner Geburt etwas geschehen war, was das Leben des ganzen Hauses von Grund auf geändert hatte, — und all dies gewann in seinen Augen einen mystischen Charakter. So wuchs es denn unter dem Schutze Gottes auf und war sich bewußt, daß es immer in Seinen Händen bleiben würde. Im Alter von acht Jahren wurde es zu dem Bruder der Podnebessnaja, Dchrim Pidnebessnij, in die Lehre gegeben, der in Paripsy in einem Winkelgäßchen hinter der Schenke seiner Schwester wohnte, aber zu deren Geschäft in keinerlei Beziehung stand, sondern ein absonderliches Leben führte.

12

Dchrim Pidnebessnij gehörte zu jenem neuen und sehr interessanten kleinrussischen Typus, der bereits im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in den jenseits des Dnjepr gelegenen Siedelungen auftauchte und sich rasch entwickelte. Dieser Typus hat heutzutage seine bestimmt ausgeprägte Eigenart, die sich besonders scharf in dem starken Einfluß zeigt, den er auf das religiöse Verhalten der dortigen Bevölkerung ausübt. Es ist in der That unbegreiflich, daß unsere Volkserforscher und Volksfreunde, die in alle Einzelheiten des Volkslebens eindringen, das kleinrussische niedere Volk bisher übersehen und ihm keine Beachtung geschenkt haben, obwohl es doch die Ursache war, daß das religiöse Leben Südruß-

lands in ein völlig neues Flußbett geleitet wurde. Hier ist nicht der Ort, sich über diese Tatsache zu verbreiten, und ich wäre auch kaum in der Lage dazu; es sei nur kurz gesagt, daß es unter diesen Leuten eine Art von weltlichen Einsiedlern gab: sie erbauten sich in irgendeinem Winkelgäßchen, gewöhnlich neben ihrem Vaterhaus, ein kleines Häuschen und waren sowohl auf die Sauberkeit der Seele als auch auf die Reinlichkeit von Kirchen und Umgebung bedacht. Den Umgang mit andern mieden sie nicht und waren keineswegs menschenfleh, sie schafften und arbeiteten mit den andern Familienmitgliedern gemeinsam und waren ein Muster an Fleiß und geordneter Häuslichkeit, verschmähten auch Vergnügungen nicht, aber sie prägten allem und jedem ihren ein wenig puritanischen Charakter auf. Die ‚Gelehrtheit‘ wurde bei ihnen hoch in Ehren gehalten, und ein jeder von ihnen war des Schreibens und Lesens durchaus mächtig; ihre Schriftgelehrsamkeit diente ihnen aber hauptsächlich zur Lektüre von Gottes Wort, der sie sich mit feurigem Eifer und großer Ehrfurcht unterzogen; indes war es ihre feste Überzeugung, daß das Wort Gottes in seiner Reinheit nur in einem einzigen Buche, nämlich dem Neuen Testament zu finden sei, — in den ‚menschlichen Überlieferungen‘ jedoch, an welche die Geistlichkeit sich hielte, wäre alles verdreht und verdorben. Es wird behauptet, daß dieser Gedanke unter dem Einfluß deutscher Kolonisten entstanden sei; meiner Ansicht nach ist es jedoch

gleichgültig, wer den Einfluß ausübte, ich weiß nur das eine, daß diese Anschauung die Ursache dazu wurde, daß sich später die Sekte der sogenannten ‚Stundisten‘ gebildet hat.

Der Bruder der Pidnebestnja also, der Kosak Dchrim, welcher ledig geblieben war, gehörte ebenfalls zu dieser Art von Leuten: er hatte sich selber Schreiben und Lesen beigebracht und hielt es nun für seine Pflicht, es andere zu lehren. Er unterrichtete alle, die zu ihm kamen, stets unentgeltlich, da er für seine Mühe nur jenen Lohn erhoffte, der denen verheißen ist, die da ‚lehren und unterweisen‘. Im Sommer, zur Zeit der Feldarbeiten, ebbte die Teilnahme am Unterricht gewöhnlich ab, stieg aber mit dem Herbst und überdauerte ungeschwächt den ganzen Winter, bis aufs neue die Zeit der Frühjahrsbestellung heranrückte. Die Kinder wurden während des Tages unterwiesen, des Abends aber versammelten sie sich bei ihm genau so wie bei den andern Dorfbewohnern die Abendgäste, die Spinnstubenarbeiterinnen. Mit dem Unterschied freilich, daß bei Dchrim keine törichten Lieder gesungen und nicht müßig Zeug geschwätzt wurde; bei Dchrim spannen die Mädchen Flachs und Wolle, während er Met und einen Teller mit Nüssen zur Bewirtung ‚im Namen Christi‘ auf den Tisch stellte und sich als Gegengabe die Erlaubnis erbat, ‚von Christus sprechen‘ zu dürfen. Das junge Volk gestattete ihm dies, und Dchrim erquickte die guten Seelen mit Met, Nüssen und Gesprächen über das Evangelium und

bereitete ihnen damit solche Freude, daß bald kein einziges Mädchen und kein einziger Bursch mehr wo anders Abendgast sein wollte. Und auch wenn Met und Nüsse fehlten, wurden diese Gespräche über das Evangelium fortgesetzt.

Wie in den andern Spinnstuben, so fanden sich auch bei Dchrim Burschen und Mädchen zusammen, die später Ehen eingingen; doch hatten alle diese bei Dchrim geknüpften Ehebündnisse ein Gemeinsames, das ungewöhnlich auffallend war und Dchrim einen außerordentlich guten Leumund verschaffte: die jungen Leute, die sich während der Dchrim'schen Abendunterhaltungen ineinander verliebt und später miteinander verheiratet hatten, führten alle ohne Ausnahme glückliche Ehen. Wahrscheinlich rührte das einfach daher, daß sie sich in einer friedlich geistlichen Atmosphäre kennen und lieben gelernt hatten und nicht im Aufbruch ungezügelter Leidenschaften, wenn das Verlangen des Blutes die Wahl bestimmt und die Neigung nicht aus einem feingestimmten Herzen erwächst. Kurz, es traf ein wie die Schrift sagt: ‚Gott setzte ins Haus, die gleichen Sinnes waren, und nicht die von Bitternis Erfüllten‘. Dies alles brachte dem Rufe Pidnebestnijs Nutzen, so daß er trotz seiner Einfalt und Anspruchslosigkeit in Paripsy eine un- gemein geachtete Stellung einnahm, — die eines gottgefälligen Menschen. Um seinen Urteilspruch wurde er freilich nicht angegangen, aber nur deswegen nicht, weil er niemals jemand verurteilte; bei ihm zu lernen aber wünschten alle, die ‚Auferstehung‘ erhofften.

Solcher Leute wie Dchrim Pidnebestnij gab es damals in Kleirußland bereits mehrere, da sie jedoch alles Aufsehen mieden, blieben sie für jedermann außer für die einfachen Bauern verborgen und gänzlich unbeachtet.

Erst ein ganzes Vierteljahrhundert danach zeigten sich diese Leute selber der Öffentlichkeit, indem sie einen engen und fest zusammenhaltenden religiösen Bund schlossen, der unter jenem Namen der ‚Stundisten‘ bekannt geworden ist. Ich habe einen ihrer Führer sehr gut gekannt: es war ein freundlicher, gütiger, reiner und ehelos lebender Kosak. Gleich der Mehrzahl seiner Gleichstrebenden hatte er Lesen und Schreiben ohne fremde Hilfe erlernt und brachte es nun allen Burschen und Mädchen des ganzen Umkreises bei. Die Mädchen unterrichtete er an den Abenden oder, wie man in Großrußland sagen würde, in den ‚Spinnstuben‘, wo sich alle bei ihm zur Arbeit versammelten. Sie spannen und nähten, er aber erzählte ihnen von Christus.

Seine Auslegungen der Bibel waren unendlich einfach und klar und ohne jede Dogmatik und hatten fast ohne Ausnahme die sittliche Erziehung des Menschen im Sinne von Jesu Lehre zum Ziel. Dieser Prediger und Kosak wohnte auf der linken Seite des Dnjepr an einem Ort, in dem es noch keine Stundisten gab.

Übrigens hatte diese Lehre in der Zeit, da meine Geschichte spielt, auch am rechten Ufer des Dnjepr noch keineswegs bestimmte Formen angenommen.

Der junge Sawa Dufatschow wurde also zu Pidnebestnij gegeben, damit er bei diesem Lesen und Schreiben lernen solle, und dieser gewann das Kind, dessen rasche Fortschritte und heiße Liebe zur Religion ihm Freude machten, sehr lieb. Sawa vergalt die Zuneigung seines gutherzigen Lehrers mit treuer Liebe. So wob sich aus dieser Zärtlichkeit nach und nach ein so festes Band zwischen den beiden, daß der Knabe, als der alte Dufatsch ihn ins Kloster holte, um den Sohn gemäß dem Gelübde der Mutter dem Dienste Gottes zu weihen, sich alsbald in unerträglicher Sehnsucht weniger nach seiner Mutter als nach seinem grad sinnigen Lehrer verzehrte. Diese Sehnsucht wurde so übermächtig in dem zarten Kinde, daß sein schwacher Organismus sie nicht zu ertragen vermochte, ja, daß der Knabe erkrankte, bettlägerig wurde und wahrscheinlich sogar gestorben wäre, wenn Pidnebestnij ihn nicht gerade in dieser Zeit ganz unerwartet besucht hätte.

Er erkannte die Ursache der Erkrankung seines kleinen Freundes und gab sich daher, als er wieder nach Paripsy zurückgekehrt war, alle Mühe, der Dufatschicha klarzumachen, daß ein Opfer für Gott keineswegs die Tötung ihres Kindes nach sich zu ziehen brauche. Er riet ihr, das Kind nicht länger zu quälen, indem man es im Kloster begrübe, sondern ein ‚lebendes Opfer‘ aus ihm zu machen. Und Pidnebestnij wies ihr auch den Weg dazu, der zudem dem kleinrussischen Kosakenvolk keineswegs fremd und

unbekannt war: sein Rat war, den kleinen Sawwa in eine geistliche Schule zu geben, nach deren Beendigung er dann das Seminar besuchen und so Dorfgeistlicher werden könne, denn ein Dorfgeistlicher vermöge den armen und unwissenden Menschen viel Gutes zu tun und könne dadurch zu einem Freunde Christi und einem Freunde Gottes werden.

Die Dukatschicha ließ sich von diesen Gründen überzeugen, und so wurde denn der Knabe Sawka aus dem Kloster genommen und in eine geistliche Schule getan. Alle im Dorf billigten diesen Entschluß, mit Ausnahme der Kerassirna, in deren Herz sich, wohl um früherer Sünden willen, ein finsterner Geist des Widerspruchs eingenistet hatte, der sich am tollsten und merkwürdigsten zeigte, sobald es sich um ihr Patenkind handelte. Sie schien den Knaben zu lieben und viel für ihn übrig zu haben, und dennoch stürzte sie weiß Gott die Leute seinethalben in große Verwirrung.

Schon während seiner Kinderzeit hatte es begonnen. Sawka wurde zum Beispiel zur Kommunion getragen, da schrie die Kerassirna: „Was macht ihr da! laßt doch, tragt es nicht hin . . . dies Kind ist ja . . . es darf keinesfalls kommunizieren.“

Wenn man ihrer nicht achtete, wurde sie ganz grün im Gesicht und lachte entweder wild oder flehte die Leute in der Kirche an: „Laßt mich schnell hinaus, meine Augen sollen nicht sehen, wie er das Blut Christi empfängt.“

Fragte man sie aber, warum ihr das so furcht-

bar sei, dann erwiderte sie: „Nichts, schwer ist mit ums Herz!“ — so daß man allgemein zu der Überzeugung kam, ein Teufel habe, seitdem sie sich gebessert und von ihren Hexenkünsten gelassen, in ihrer Seele ein schmuckes Kämmerlein gefunden und sich darin in Gemeinschaft mit anderen Kobolden, die den kleinen Sawka nicht liebten, häuslich niedergelassen.

Und wie wurden diese ‚Kobolde‘ erst wild geschäftig, als man Sawka ins Kloster brachte: da peitschten sie die Kerassirna dermaßen auf, daß sie drei Werst weit hinter dem Schlitten herjagte und in einem fort schrie: „Richtet seine Seele nicht zugrunde, bringt ihn nicht ins Kloster, er gehört nicht dorthin.“

Natürlich hörte man nicht auf sie; als aber die Rede davon war, den Knaben in eine Schule zu tun, ‚die man als Pope verläßt‘, da stieß der Kerassirna gar ein Unglück zu: sie wurde vom Schläge getroffen, verlor für lange Zeit den Gebrauch ihrer Zunge und gewann ihn erst wieder, als die Aufnahme des Kindes bereits eine vollzogene Tatsache war.

Der Aufnahme Sawkas hatte sich zunächst ein kleines Hindernis entgegengestellt: sein Name war nämlich nirgendwo in den Taufregistern der Peregudinschen Kirche zu finden; doch wird dieser Umstand, der in bürgerlichen Schulen völlig unmöglich wäre, in den Schulen der Geistlichkeit weniger streng genommen. Man weiß in diesen bereits, daß

gerade die Geistlichen es oft versäumen, ihre eigenen Kinder ins Taufregister einzutragen. Gleich nach der Taufe wird ja tüchtig getrunken, — da scheut man sich zu schreiben, weil die Hand zittert; am Tage darauf muß man den Katzenjammer niedertrinken; am dritten kann man sich auf rein nichts mehr besinnen, und späterhin denkt man nicht mehr daran, die Eintragung zu machen. Das war schon des öfteren vorgekommen, und so nahm man an, daß hier ein ähnlicher Fall vorliege; der Vorsteher der Schule schalt die Geistlichen zwar Trunkenbolde, nahm aber dennoch den Knaben auf, da er in die Beichtlisten eingetragen war. Und in den Beichtlisten freilich war Sawwa aufs beste vertreten: ein- und sogar mehrmals im Jahr war sein Name dort eingetragen.

Auf diese Weise wurde die Angelegenheit in Ordnung gebracht, — und der gute Sawwa lernte ausgezeichnet, machte die Schule durch, beendete das Seminar und ward schließlich dazu ausersehen, die Akademie zu besuchen; allein er lehnte dies zum Erstaunen aller ab und äußerte den Wunsch, einfacher Dorfgeistlicher zu werden, und zwar Geistlicher seines Heimatdorfes. Der Vater des jungen Theologen, der alte Dukatsch, war damals bereits gestorben; seine alte Mutter jedoch lebte noch, und zwar immer noch im gleichen Dorf Paripsy, in welchem der dortige Geistliche dazumal gerade das Zeitliche gesegnet hatte und somit dessen Stelle frei geworden war. Er erhielt alsbald den Posten. Die

unerwartete Nachricht, daß Sawwa dieses Amt übernehmen würde, freute die Kosaken von Parysy ungemein, nur die sehr gealterte Kerassirna schien darob völlig den Verstand zu verlieren.

Als sie hörte, daß ihr Patenkind Sawwa Pope werden sollte, riß sie sonder Scham Hemd und Rock vom Leibe, warf sich auf den Düngerhaufen und heulte: „Oh, Erde, Erde! nimm uns beide auf!“ — als jedoch endlich der böse Geist von ihr gewichen war, erhob sie sich, schlug das Kreuz über sich und begab sich in ihre Hütte. Und eine Stunde später konnte man sie, ganz dunkel gekleidet und auf einen Stoc gestützt, die große Landstraße nach der Gouvernementsstadt wandern sehen, in der Sawwa Dukatschows Ordinierung erfolgen sollte.

Mehrere Leute, die ihr begegneten, bemerkten, daß sie große Eile zu haben schien, — weder rastete sie, noch ließ sie sich in Gespräche ein und hatte dabei ein Aussehen, als ginge sie ihrem Tode entgegen: sie schaute gen Himmel und bewegte flüsternd die Lippen; wahrscheinlich betete sie zu Gott. Aber auch jetzt wollte Gott ihr Gebet nicht erhören. Obgleich sie gerade in dem Augenblick die Kathedrale betrat, da die Hilfsgeistlichen den Kandidaten auf den Nacken schlugen und ihr ‚Laßt also geschehen‘ riefen, so achtete doch niemand des Bauernweibes, das in der Menge zu schreien anhub: „Oh, es darf nicht geschehen, es darf nicht!“ Der Kandidat ward eingekleidet, das Weib aber wurde aus der Kirche ge-

stoßen, in Polizeigewahrsam gesteckt und nach zehn Tagen, nachdem sie dertweil die ganze Wäsche der Polizeiaufseher gewaschen und zwei Fässer voll Kohl geschnitten, wieder freigelassen. Der Kerassimna war nur eines wichtig: „Ist Saswa bereits Pope?“ Und als man ihr sagte, daß er in der That bereits Pope wäre, fiel sie auf ihre Knie nieder und rutschte auf den Knien die achtzig Werst nach Paripsy zurück, wo in diesen Tagen der neue Pope Saswa unterdes eingetroffen war.

: 15

Die Kosaken von Paripsy waren, wie gesagt, hoch erfreut darüber, daß sie einen aus ihrem eignen Stande stammenden Kosakensohn zum frommen Vater bekommen hatten, und empfingen daher den Popen Saswa mit großer Herzlichkeit. Ihre Zuneigung erwarb er sich alsbald dadurch, daß er seine alte Mutter mit großer Ehrfurcht behandelte und sich bei seiner Ankunft sofort nach seiner Patin erkundigte, obgleich ihm sicher zu Ohren gekommen war, daß sie unter anderm auch noch eine Hexe gewesen war. Er mißachtete sie in keiner Weise. Der allgemeine Eindruck war, es würde ein guter Geistlicher aus ihm werden, und in der That, die Ansicht der Leute wurde nicht getäuscht. So war er denn bald bei allen beliebt, und selbst die Kerassimna hatte nichts gegen ihn einzutenden, wenn sie auch hin und wieder die Stirn runzelte, schwer aufseufzte und vor sich hinhurmelte: „Wär

alles ganz gut und schön, gäbe es nur in diesem Fischsüpplein einen richtigen Fisch.“

Ihrer Meinung nach war eben kein Fisch in der Fischsuppe, und ohne Fisch gibt es ja keine richtige Fischsuppe. Mochte also der Pope Sfarwa noch so gut sein, sie wußte, daß er dennoch nichts wert war und daß die Zeit das offenbaren würde.

Und in der That zeigte er einige Eigentümlichkeiten, die allgemein auffielen: obwohl er sehr arm war, stand er dem Gelde völlig gleichgültig gegenüber; zum andern heulte er nicht sonderlich, als er früh zum Witwer geworden war, und nahm sich auch keine junge Tagelöhnerin ins Haus; und drittens tat er dieses: mehreren Frauen, die zu ihm kamen und ihm mitteilten, sie hätten ein Gelübde getan, nach Kiew zu wallfahren, erteilte er den Rat, den Bittgang zu unterlassen und statt dessen lieber den Armen und Kranken zu helfen und vor allem in der Familie für ein gutes Leben zu sorgen und dadurch Ruhe und Ordnung zu schaffen; was aber das abgelegte Gelübde betraf, so erbot er sich — und das war eine unerhörte Vermessenheit —, sie von diesem Gelübde zu entbinden und die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen. „Von einem Gelübde entbinden, das man den Heiligen abgelegt! . . .“ Das kam vielen als solch große Gotteslästerung vor, daß sie meinten, ein Getaufter könne sie unmöglich aussprechen. Und zudem blieb es nicht dabei allein, — der Pope Sfarwa gab bald Anlaß zu noch größeren Zweifeln: als er das erste

Mal während der großen Fastenzeit der ganzen Gemeinde die Beichte abgenommen, stellte sich hinterher heraus, daß er keinem einzigen verboten hatte, zu essen was Gott beschert hätte, und ebensowenig keinem der Sünder Bußverbeugungen als Strafe zudiktirt hatte, und wenn er auch dem einen oder andern Kirchenbuße auferlegt, so traten dabei nur neue Seltsamkeiten zutage. So hatte Vater Sawwa zum Beispiel dem Müller Sawriska, der bekanntlich den ihm zufallenden Mahlzins mit einer sehr tiefen Kelle schöpfte, befohlen, sofort nach der Beichte heimzugehen und die Ränder dieser Kelle abzuschneiden, auf daß er den Leuten nicht mehr zu viel Korn unberechtigt abnehmen könne. Undernfalls würde er ihn nicht zum Abendmahl zulassen, und er belegte diese Entscheidung mit den Worten der Heiligen Schrift, daß Gott über ein ungerechtes Maß zürne und den Sünder dafür strafen wolle. Der Müller tat wie ihm befohlen, alle verziehen ihm die bisherige Kränkung, und fortan ging das Mahlen in der Mühle glatt vonstatten. Der Müller aber bekannte vor allem Volk, daß die Kirchenbuße, die Sawwa ihm aufgetragen, diese seine Sinnesänderung bewirkt. — Ein junges, sehr hitziges Rosaßenweib, das eine zweite Heirat geschlossen hatte, mißhandelte die Kinder aus erster Ehe. Auch hier mischte sich Vater Sawwa ein, und nachdem ihn die junge Stiefmutter einmal am Tage vor dem Abendmahl aufgesucht, war sie wie umgewandelt und behandelte seitdem ihre Stieftöchter

und Stiefföhne liebevoll. Sühneopfer nahm Vater Sfarwa wohl an, — jedoch nicht zu Weibrauch und Kerzen, sondern zum Wohle zweier Waisenkinder, Michalka und Potapka, die kein Heim und Obdach besaßen und denen er eine Erdhütte neben dem Glockenturm als Wohnung eingeräumt hatte.

„Ja,“ pflegte dann und wann der Pope Sfarwa zu einem Weib oder einem Mädchen zu sprechen, „bitte Gott, daß Er dir verzeihen möge, und bete, auf daß du hinfort nicht mehr sündigest, aber gib du dir auch selber Mühe und sei deinem Gott gefällig.“

„Ich wäre von Herzen froh, Väterchen, nur weiß ich nicht: was Ihm gefällig ist . . . soll ich nach Kiew wallfahren?“

„Nein, du brauchst nicht fortzugehen, — sei fleißig in deinem Hause und tue nicht mehr was du getan, zuvor aber geh hin und nimm den Gotteskindern Michalka und Potap Maß und nähe jedem von ihnen ein Höschen, meinestwegen kurze, aber dem Hemdchen entsprechend. Die beiden sind groß geworden und schämen sich, ihre nackten Bäuchlein zu zeigen.“

Diese Buße nahmen die Sünderinnen gern auf sich, und Michalka und Potapka lebten in der Hut Vater Sfarwas wie in Abrahams Schoß, — sie zeigten nicht nur ihre ‚nackten Bäuchlein‘ nicht mehr, sondern wurden sich kaum bewußt, Waisen zu sein.

Solche und ähnliche Kirchenbußen, die Vater Sfarwa auferlegte, konnten von allen leicht ertragen

werden, und zudem waren sie vielen ganz nach dem Herzen und verliehen ihnen großen Trost. Allein Vater Sawwa tat schließlich etwas Törichtes, was ihm teuer zu stehen kam. Nach und nach wurde seine kleine Kirche von immer mehr Leuten aus der Umgegend besucht, auch aus der Gemeinde Peregudy, in welcher er einst getauft worden war und der jetzt ein anderer Pope vorstand, — nicht mehr der gleiche, mit dem die Kerassimna in ihrer Jugend manches Gläschen getrunken und zu dem sie um der alten Bekanntschaft willen den kleinen Sawwa Dukatschow zur Taufe gebracht. Dieser Zulauf, den Vater Sawwa fand, war der Anlaß zu feindseligen Empfindungen des Peregudy'schen Popen gegen ihn, und dazu kam noch ein anderer Vorfall, der dem Popen Sawwa sehr schadete: ein reicher Kosak namens Osseledez aus der Gemeinde Peregudy lag im Sterben und wollte in seinem Testament ‚einen ganzen Haufen Rubel für das große Geläut‘ bestimmen, das heißt für den Ankauf einer großen Glocke; nachdem er jedoch mit Vater Sawwa gesprochen, kam er ganz plötzlich und schroff von dieser Absicht ab und vermachte nicht nur nichts für das große Geläut, sondern betrieb drei angesehene Männer, denen er erklärte, er vertraue ihnen den Haufen Geldes an und knüpfe nur die Bedingung daran, daß das Geld für ein ‚Gotteswerk‘ verwandt werden solle, ‚welches Vater Sawwa nennen würde‘. Und als der Kosak gestorben war, ließ Vater Sawwa für diese Masse

Geldes ein geräumiges helles Häuschen erbauen, dessen Fenster sogar geöffnet werden konnten, und versammelte darin die Kinder, um sie in Lesen und Schreiben und in Gottes Wort zu unterrichten.

Die Kosaken sahen das wohl für ein gutes Werk an, mußten jedoch nicht, ob es auch ein gottgefälliges Werk wäre; und der Pope von Peregudy machte ihnen klar, daß dies keineswegs ein gottgefälliges Werk sein könne. Er versprach sogar Anzeige zu erstatten und führte dies auch aus. Vater Sawwa wurde also vor den Bischof gerufen, aber in Frieden wieder entlassen, und so fuhr er denn in seinem Werk in alter Weise fort: predigte und lehrte, sowohl in der Schule als auch in seinem Hause, auf dem Felde wie auch in seiner kleinen Holzkirche. So verstrichen mehrere Jahre. Der Peregudysche Pope hatte während dieser Zeit, um mit Vater Sawwa zu wetteifern, in seiner Gemeinde eine Kirche aus Stein erbaut, welche unvergleichlich schöner war als die in Paripsy, und hatte zudem ein reichgeschmücktes Heiligenbild beschafft, von dem er den Leuten manch Wunder zu berichten wußte; allein Vater Sawwa beneidete ihn nicht, nicht einmal der Wunder wegen, und setzte stetig sein stilles Werk nach seiner Weise fort. Er betete in der alten Holzkirche und las Gottes Wort, und war auch die kleine Kirche bisweilen zu eng für die Leute, so hatte dafür der Pope von Peregudy in seinem steinernen Tempel so viel Platz, daß er fast stets mit seinem Glöckner allein die ganze Kirche

durchwandern und zusehen konnte, wie eine Kirchenmaus dreist auf den erhöhten Altarplatz emporhüchelte und sich darunter versteckte. So kam es denn, daß der Pope von Peregudy zu guter Letzt voller Groll auf seinen Nachbarn, den Vater Sawwa, schaute, er mochte aber gegen ihn noch so viel wüthen, er konnte ihm doch keinerlei Schaden zufügen, da Vater Sawwa durchaus nicht beizukommen war; zudem stand der Erzbischof auf dessen Seite, und das ging sogar so weit, daß der Erzbischof ihm auch jene große Schuld verzieh und ihm recht gab, seinerzeit den Willen des Kosaken Diffeledez beeinflußt zu haben, so daß für den ‚Haufen Geld‘, der doch für das ‚große Geläut‘ bestimmt gewesen war, eine Schule erbaut worden war. Lange Zeit ertrug der Pope von Peregudy diesen Zustand und begnügte sich damit, über Vater Sawwa allerlei Widersinnigkeiten auszustreuen, wie etwa die, daß er ein Zauberer sei, daß seine Patin, wie allgemein bekannt, in ihrer Jugend ein lockeres Leben geführt hätte und immer noch eine Heze wäre, da sie ja nie zur Beichte gehe und auch nicht sterben könne, denn es stehe geschrieben: ‚Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er in sich gehe und sich bekehre.‘ Die Kerassirna aber ging nicht in sich und bekehrte sich nicht, — sie hielt zwar die Fasten ein, aber man sah sie nie zur Beichte gehn.

Und das letztere stimmte in der That: die alte Kerassirna hatte längst ihren Schwächen entsagt

und lebte ehrbar und gottesfürchtig, aber sie ging dennoch nie zur Beichte. So tauchte denn aufs neue das Gerücht auf, sie sei eine Hexe, und als zweites entstand ein Gerede, vielleicht sei Vater Sawwa nur dank ihrer Zaubermittel ein so guter Mensch geworden.

Solch ein Gerede war wieder im Umlauf, als noch ein anderer, an sich nichtsagender Vorfall dazukam, der es verstärkte: die Kühe wollten auf einmal keine Milch mehr geben . . . wer anders als eine Hexe konnte schuld daran sein? und wer war wohl eine größere Hexe als die alte Kerassivna, von der alle wußten, daß sie das ganze Dorf verheert, den Ehemann in einen Teufel verwandelt, alle ihre Altersgenossen überlebt hatte und immer noch am Leben war, aber weder beichten noch sterben wollte.

Da gab es nur eine Abhilfe: man mußte sie sowohl zu dem einen wie zu dem andern zwingen, und das nahmen einige gute Leute auf sich, die einander das Wort gaben: wer als erster die alte Kerassivna im Dunkeln treffen würde, der sollte ihr einen Schlag geben, — einen einzigen, aber mit voller Wucht, wie es einem wahren rechtgläubigen Christen geziemt, eine Hexe zu schlagen, — und dabei zu ihr sagen: ‚Verrecke, sonst setzt es noch mehr.‘

Einer von diesen Gottesverehrerern, die sich zu dieser Heldentat entschlossen, hatte denn auch Glück: er stieß in einem einsamen Winkel auf die alte

Kerassirwa und bewirtete sie mit einem einzigen Schläge so gründlich, daß sie vornüber fiel und stöhnte: „Oh, ich muß sterben: ruft eilends den Popen, — ich will meine Sünden bekennen.“

Sie mußte sofort, woher sie den tödlichen Schlag erhalten! Als man sie aber in ihr Haus getragen hatte und der Vater Esawwa, der erschreckt herbeieilte, kaum eingetreten war, da hatte sie sich bereits eines anderen besonnen und wollte ihr Bekenntnis hinauschieben: „Dir“, sagte sie, „darf ich es nicht beichten, — dir beichten hilft mir nicht, ich will einen anderen Popen.“

Der gutherzige Vater Esawwa schickte sogleich zu dem Geistlichen nach Peregudy, obwohl dieser doch sein Widersacher war, und trug nur um eines Sorge, daß er sich am Ende sträuben könnte und sich weigern würde zu kommen, doch seine Sorge war überflüssig: der Peregudinsche Geistliche kam sogleich, begab sich zu der Sterbenden und blieb lange, lange bei ihr; endlich trat er wieder aus der Hütte, blieb auf der Vortreppe stehen, schob das Viaticum hinter den Brustplatz und brach in ein äußerst unziemliches Lachen aus. Er lachte und lachte dermaßen, daß er gar nicht aufhören konnte, und die Leute unten starrten ihn an und konnten nicht begreifen, was das zu bedeuten hatte.

„Hört doch auf, — laßt doch, Vater, Ihr lacht ja, daß wir ordentlich Angst bekommen“, sagten sie zu ihm.

Er aber antwortete: „So muß es auch sein, daß

ihr Angst bekommt, und alle sollen Angst bekommen, alle in der ganzen getauften Welt, denn bei euch hat sich ein Heidentum eingenistet, wie es seit dem allerersten Tage, da der heilige Fürst Wladimir das Christentum angenommen, nicht erlebt ward.“

„Oh, Gott mit Euch, — jagt uns doch nicht solchen Schrecken ein: kommt, seid gut und geht zu Vater Sawwa und sprecht mit dem: ihm wird schon das Richtige einfallen, wie Seelen der Christen gerettet werden können.“

Allein der Pope aus Peregudny mußte nur noch immer stärker lachen, und plötzlich wurde er ganz grün im Gesicht, rollte die Augen und erwiderte: „Dummköpfe die ihr seid, unwissende und ungebildete Menschen: eine Schule habt ihr gebaut, aber eure Augen aufmachen das könnt ihr nicht.“

„Deshalb bitten wir Euch ja: Ihr möchtet zu unserm Vater Sawwa gehen, — der weilt in seinem Hause: setzt Euch mit ihm zusammen und besprecht Euch mit ihm. Er hat Augen, die alles sehen.“

„Die alles sehen!“ schrie der Peregudinsche Pope, „nichts sieht er: er weiß nicht einmal, was er selber für einer in der Welt ist.“

„Was er ist, das wissen wir alle, er ist unser Vater Priester, unser Pope.“

„Ein schöner Pope!“

„Freilich ist er unser Pope.“

„Und ich werde euch zeigen, daß er keineswegs ein Pope ist.“

„Kein Pope?“

„Kein Pope und nicht einmal ein Christ.“

„Auch kein Christ! geht, geht, was faselt Ihr da?“

„Nein, ich fassle durchaus nicht — er ist in der That kein Christ.“

„Was sollte er denn sonst sein?“

„Was er sonst ist?“

„Ja! was sonst?“

„Mag der Teufel wissen, was er ist.“

Entsetzt prallten die Leute zurück und bekreuzten sich, der Pope aus Peregudny aber schwang sich in den Schlitten und rief: „Ich fahre jetzt geradeswegs zum Propst hin und werde ihm eine Botschaft überbringen, die der ganzen Christenwelt eine furchtbare Schande kund tun und offenbaren wird, daß euer Pope gar kein Pope und auch kein Christ ist und daß eure Kinderchen keine Christen sind und daß alle, die durch ihn verheiratet wurden, so gut wie nicht verheiratet sind, und daß jeder, den er bestattete, wie ein Hund ohne Absolution gestorben ist und nun in der Höllenglut leiden muß und sich in aller Ewigkeit wird quälen müssen, da niemand ihn mehr von dort erlösen kann. So ist es; und alles, was ich sage, ist wahrhaftig wahr, und jetzt bringe ich alles vor den Propst, ihr aber, wenn ihr mir nicht glaubt, geht alle miteinander zur Kerasitona, so lange sie noch atmet, — ich habe ihr mit einem schrecklichen Fluche anbefohlen, euch alles zu gestehen: damit ihr wisset, wer eigentlich dieser

Mensch ist, den ihr euern Popen Sawa nennt. Er hat nun schon genug Leute ins Unheil gestürzt: und seht, da sitzt eine Elster auf seinem Dache und krächzt: ‚Sawka, wirf deinen Talar ab!‘ — Schon gut; wir werden uns bald wiedersehen. Junge! fahr zu, geschwind zum Propst, und du, kleine Elster, krächze noch lauter: ‚Sawka, wirf deinen Talar ab!‘ Ich werde mit dem Propst gleich wieder hier sein.“

Nach diesen Worten fuhr der Peregudinsche Pöpe davon, und der ganze Schwarm von Leuten, die hier vor der kleinen Hütte versammelt waren, wollte sogleich in hellem Haufen bei der Kerassimna eindringen, um sie zu befragen: was sie ihrem Patenkind, dem Vater Sawa, nachgesagt hätte; nach einiger Überlegung jedoch kamen sie zu einem andern Entschluß, sie ordneten zwei Kosaken zu ihr ab und schickten als dritten den Popen Sawa selber in die Hütte.

16

Die Kosaken und Vater Sawa traten in die Hütte der Kerassimna und trafen das Weib bitterlich weinend und vor den Heiligenbildern kniend an.

„Verzeih mir, Seelchen, mein geliebtes unseliges,“ wandte sie sich an Sawa: „ich habe in meinem Herzen dein Unglück und meine Schuld dreißig Jahre lang verborgen getragen, ich fürchtete mich im Wachen ein Wort darüber zu sprechen, fürchtete mich es im Traum zu verraten, nun aber, da ich

vor den Allerhöchsten treten muß, habe ich alles gebeichtet.“

Obwohl es denkbar war, daß Vater Sawa ein wenig erschrak, daß dieses ganze Geheimnis ihn vielleicht zu nah berühren konnte, ließ er sich nichts dergleichen anmerken, sondern fragte ruhig: „Worin besteht denn dieses große Geheimnis?“

„Ich habe eine große Sünde begangen, habe sie an dir begangen.“

„An mir?“ fragte Vater Sawa.

„Ja, an dir; ich habe dein ganzes Leben verdorben, denn ob du auch schriftgelehrt und ein Pope geworden bist, du darfst dennoch keines von beiden sein, denn du bist bis heute ein Ungetaufter.“

Es dürfte nicht schwer sein sich vorzustellen, was der sanfte Vater Sawa bei dieser Eröffnung empfinden mochte. Zunächst glaubte er freilich, daß es nichts als eine krankhafte Phantasie der Sterbenden wäre, lächelte freundlich und beruhigte sie: „Laß gut sein, laß nur: wie kann ich denn ein Ungetaufter sein, da du selber meine Patin bist?“

Allein die Kerassitona bewies in dem, was sie nun erzählte, daß sie völlig klaren Geistes und logisch zu denken imstande war.

„Sprich nicht davon,“ sagte sie, „was bin ich denn für eine Patin? du bist keineswegs getauft worden. Aber wer eigentlich die Schuld trägt, — ich weiß es nicht und habe es zeitlebens nicht herausbekommen können: es muß um unserer Sünden willen geschehen sein, und am meisten von Nikóla

verursacht und von dessen großer moskowitischer Schlaueit. Doch da kommt der Peregudinsche Geistliche mit dem Propst zurück, bleibe auch du da: ich werde dann allen die ganze Sache berichten.“

Der Propst wollte sich zunächst nicht recht mit der Anwesenheit Vater Sawwas und der Kosaken während des Bekenntnisses der Kerassimna einverstanden erklären, allein diese bestand darauf und drohte, sie würde sonst überhaupt kein Wort sagen.

So aber lautete ihre Beichte.

17

„Der Pope Sawwa“, begann sie, „ist gar kein Pope und heißt auch nicht Sawwa, da er nicht getauft worden ist, und niemand auf der Welt weiß um diese Sache als ich allein. Der Ursprung von allem lag darin, daß sein verstorbener Vater, der alte Dukatsch, ein schlechter Mensch gewesen: niemand mochte ihn und alle fürchteten ihn, und so wollte niemand Gebatter stehen, um den Sohn zu taufen, der ihm geboren worden war. Der alte Dukatsch lud den jungen Herrn vom Gericht und die Tochter unseres damaligen, nun gestorbenen geistlichen Vaters zu Paten, allein sie weigerten sich zu kommen. Da wurde der alte Dukatsch noch zorniger auf alle Leute und auf den geistlichen Vater selber, — und wollte diesen nicht bitten, das Kind zu taufen: ‚ich komme auch ohne sie aus‘, sagte er, ‚und brauche sie nicht einzuladen.‘ So rief er denn

seinen Neffen Agapka, der eine Waise und ein Dummkopf war und bei ihm wohnte, und hieß ihn ein paar Pferde einspannen und bat mich zur Gevatterin: ‚Kerassimna und Agap,‘ sagte er, ‚fährt noch heute in das Nachbardorf und laßt dort mein Kind taufen.‘ Und er schenkte mir einen Pelz, aber Gott mit ihm, ich habe ihn seit damals nicht mehr angezogen; da hängt er heute noch nach diesen langen dreißig Jahren ganz heil. Und der alte Dukatsch gebot mir, auf eines zu achten: ‚Gib acht‘, bat er mich, ‚schau zu, da ja der Agap ein Dummkopf ist und nichts versteht, schau zu, daß der Pope dem Jungen, wovor Gott uns behüten möge, nicht aus irgendwelcher Bosheit einen unchristlichen oder schwerverständlichen oder gar moskowitischen Namen gibt. Heute ist der Tag der heiligen Barbara und das ist sehr gefährlich, denn neben der Barbara wohnt gleich der Nikōla, und der Nikōla ist der allerärgste Moskowiter und will uns Kosaken nie helfen, sondern steht immer nur den Moskowitern bei. Es mag geschehen was will und das Recht noch so auf unserer Seite sein, der Nikōla geht hin und schwaßt Gott dieses und jenes vor und dreht und wendet alles den Russen zuliebe und wird immer seinen Moskowitern helfen und ihnen beistehen, uns Kosaken aber kränken. Gott bewahre uns davor, daß wir unsern Kindern seinen Namen geben. Gleich neben ihm jedoch wohnt hier der heilige Esawka. Der ist selber ein Kosak und will uns ganz besonders wohl. Und es mag sein wie es will, und

wenn er auch nicht sehr angesehen ist, er wird stets für seine Kosaken einstehen.'

Ich antwortete ihm: ‚Richtig, aber er hat nicht viel Macht, der heilige Esawka.‘

Der Dukatsch jedoch entgegnete: ‚Lut nichts, wenn er auch nicht große Macht hat, so ist er doch ein ganz Durchtriebener: und wo er nichts mit seiner Macht ausrichten kann, da greift er zur List und haut seine Kosaken schon irgendwie heraus. Und seine Macht können wir ihm stärken: wir stellen Kerzen auf und lassen eine Messe lesen; dann sieht Gott, daß die Menschen auch den heiligen Esawka hochschätzen, und wird ihm Mut machen, und so wird er dadurch an Macht gewinnen.‘

Ich versprach alles, worum Dukatsch mich bat. Ich wickelte das Kind in den Pelz und hängte mir sein Kreuz um den Hals; das Fäßchen mit Pflaumenschnaps aber stellten wir zu unseren Füßen auf, und dann gings fort. Allein wir hatten kaum eine Werst zurückgelegt, als der Schneesturm losbrach, — wir konnten einfach nicht weiter, man sah die Hand vor den Augen nicht.

Da sagte ich zum Agap: ‚Wir können nicht weiter, laß uns umkehren.‘ Allein er hatte vor seinem Onkel Angst und wollte um keinen Preis zurück. ‚Mit Gottes Hilfe kommen wir doch noch hin‘, sagte er. ‚Und ob ich erfriere oder der Onkel mich totschlägt, ist mir einerlei. Und so trieb er denn die Pferde immer von neuem an, und es blieb bei dem, was er sich in den Kopf gesetzt.

Mittlerweile war es so dunkel geworden, daß man den Weg nicht mehr erkennen konnte. Wir fuhren und fuhren, ohne zu wissen wohin. Die Pferde irrten vom Wege ab und gingen im Kreis, bald hierhin bald dorthin, und wir kamen nicht ans Ziel. Uns froh schrecklich, und so nahmen wir denn, um nicht zu erstarren, einen Schluck aus dem Fäßchen, das wir dem Popen von Peregudy hätten überbringen sollen. Ich schaute nach dem Kind und dachte bei mir: ‚Gott helfe uns, daß es nicht erstickt.‘ Doch nein es lag da und war ganz warm und atmete so gut, daß eine kleine Dampfwolke von seinem Mündchen aufstieg. Ich machte ihm über dem Gesichtchen eine kleine Öffnung, damit es genug Luft kriege, und wir fuhren weiter und fuhren und fuhren immerzu und merkten endlich, daß es immer nur im Kreise ging, und dabei war nirgends ein Lichtschimmer in der Dunkelheit zu entdecken, die Pferde aber liefen wie und wohin sie wollten. Wir wären jetzt gern nach Hause gefahren, wie wir's zu Anfang überlegt, um erst den Schneesturm abzuwarten, allein auch das war nicht möglich, denn wir hatten vollkommen die Richtung verloren: wir wußten nicht, wo Paripsy oder wo Peregudy liegen mochte. Ich bat Ugap, abzustiegen und die Pferde am Zügel zu führen, er erwiderte jedoch: ‚Wie klug du redest: mich friert.‘ Ich versprach ihm zu Hause ein Goldstück zu geben, da meinte er aber: ‚Was soll ich mit dem Goldstück, da wir beide hier krepieren werden. Wenn Ihr mir

aber etwas Gutes erweisen wollte, so laßt mich einen ordentlichen Schluck aus dem Fäßchen tun.' Ich sagte: ‚Trink, wieviel du magst, na, und das ließ er sich nicht zweimal sagen. Er trank ordentlich und ging dann vor, um die Pferde beim Zügel zu ergreifen, allein er kam sofort wieder zurück und zitterte am ganzen Körper.

‚Was fehlt dir,‘ fragte ich, ‚was ist dir denn passiert?‘

Worauf er mir erwiderte: ‚Schau nur an, wie gescheit du immer redest: wie soll ich es denn mit dem Nikóla aufnehmen?‘

‚Was schwagest du, Dummkopf; brauchst du es denn mit dem Nikóla aufzunehmen?‘

‚Wie ist es sonst zu verstehen,‘ antwortete er, ‚daß er dort vor uns steht?‘

‚Wo steht?‘

‚Nun dort vorn,‘ sagte er, ‚dort vor dem Gespann, bei den Pferden.‘

‚Schäm dich, du Einfaltspinsel,‘ entgegnete ich, ‚du bist ja betrunken.‘

‚Oho, schon gut,‘ versetzte er, ‚betrunken? dein Mann war nicht betrunken und hat doch einen Kobold gesehen, und ich sehe ihn auch.‘

‚Schön,‘ sagte ich ihm darauf, ‚schon recht, daß du mich daran erinnerst, was mein Mann gesehen haben soll, — ich weiß besser als du, was er gesehen hat, aber sag: was glaubst du dort vorn zu sehen?‘

‚Nun, da steht etwas riesig Großes und hat

eine russische goldene Mütze auf, aus der Funken fliegen.'

‚Die fliegen aus dir selber,‘ entgegnete ich ihm, ‚die fliegen dir, weil du berauscht bist, aus den Augen.‘

‚Keineswegs,‘ widerstritt er, ‚es ist der Nikóla in der Moskauer Mütze. Der läßt uns nicht weiterfahren.‘

Ich dachte, es brauchte nicht wahr zu sein, aber es könnte vielleicht doch wahr sein, weil wir den Jungen Sawka und nicht Nikóla nennen wollten, und sagte also: ‚So mag es denn nach seinem Willen geschehen: sollen wir nicht, so wollen wir auch nicht, — heute geben wir nach und tun morgen nach unserem Gutdünken. Laß die Pferde laufen wie sie wollen, sie werden uns sicher nach Hause zurückbringen, und von mir aus darfst du das ganze Fäßchen leertrinken.‘

So stachelte ich den Ugap ordentlich an.

‚Trink nur,‘ sagte ich, ‚und später halt's Maul; ich aber werde schon irgend etwas zusammenlügen, und niemanden wird es in den Sinn kommen zu denken, daß wir lügen. Wir werden einfach sagen, wir haben das Kind taufen lassen, wie Dukatsch es wollte, und haben ihm den ehrlichen Kosakennamen Sawka gegeben, — ich werde ihm gleich das Kreuzlein um den Hals hängen; und am Sonntag werden wir dann sagen: der fromme Vater hat uns geheißten, ihm das Kind zur Kommunion zu bringen, und dann können wir Taufe und Kom-

munion gleich in einem abmachen, — so wird alles in die richtige christliche Ordnung kommen.'

Ich schaute von neuem nach dem Kinde, so nett lag es da und schlief, so schön warm war es, eine Schneeflocke schmolz gerade auf seinem Stirnchen, und mit dem Schneewasser zeichnete ich ein Kreuz über seinem Gesichtchen und sprach dabei: im Namen des Vaters und des Sohnes und hängte ihm das Kreuzlein um, derweil aber fuhren wir hin nach Gottes Willen, wohin uns die Pferde bringen mochten.

Endlos schritten die Pferde aus, — bald trabten sie ein wenig, bald blieben sie stehen, dann wieder zogen sie weiter, und dabei wurde das Unwetter immer furchtbarer und die Kälte immer ärger. Ugap war mittlertweile völlig betrunken geworden, erst hatte er noch vor sich hin gemurmelt, schließlich aber gab er auf nichts mehr Antwort und war in den Schlitten gefallen und schnarchte nur noch. Ich erstarrte langsam zu Eis und kam erst wieder zu mir, als man mich im Hause des Dukatsch mit Schnee abzureiben begann. Da erwachte ich, und gleich fiel mir ein, was ich mir vorgenommen hatte zu erzählen; das sagte ich denn auch, sagte daß das Kind getauft sei und den Namen Esawa empfangen habe. Alle glaubten mir, und ich machte mir auch keine Sorge, da ich überzeugt war, am kommenden Sonntag, wie gesagt, alles richtig in Ordnung bringen zu können. Denn ich wußte da noch nicht, daß Ugap erschossen worden und als-

bald gestorben war und daß der alte Dukatsch deswegen ins Gefängnis kommen sollte; und als ich es erfuhr, wollte ich zumindest der alten Dukatschicha alles gestehen, aber dann konnte ich mich nicht dazu entschließen, da doch dazumal in der Familie so große Trauer eingezogen war. Ich werde später alles benennen, dachte ich, aber auch später konnte ich mich nicht dazu überwinden, und so verschob ich denn das Geständnis von Tag zu Tag. So verging die Zeit, der Junge wuchs heran; er wurde von allen Ssamwa gerufen, man tat ihn in die Lehre, — und immer noch konnte ich mich nicht entschließen, das Geheimnis preiszugeben, und dabei quälte es mich doch so sehr; jeden Tag nahm ich mir vor zu gestehen, daß er nicht getauft worden war; und als ich dann gar hörte, er solle Pope werden, da rannte ich in die Stadt, um es dort zu beichten, allein man ließ mich nicht vor, und so wurde er denn ausgeteilt und nun hatte es keinen Zweck mehr den Mund aufzutun. Ich hatte seitdem jedoch keine Minute mehr Ruhe und litt entsetzlich darunter, daß um meiner Schuld willen die ganze Christenheit in meiner Heimat zum Gespött werden würde, weil sie einen Ungetauften zum Popen gehabt. Derweilen wurde ich immer älter, und je mehr ich nun einsehen mußte, wie die Leute ihn immer lieber gewannen, desto mehr bedrückte es mich, und ich bekam große Furcht, daß die Erde mich nicht aufnehmen würde. Doch jetzt in meiner Todesstunde konnte ich es nicht länger mehr er-

tragen und mußte es bekennen. Mögen mir alle Christen, deren Seelen ich durch den ungetauften Popen verdorben, verzeihen, scharrt mich meinerwegen lebendig in die Erde, ich werde die Strafe mit Freuden auf mich nehmen.“

Der Propst und der Pope aus Peregudn hatten aufmerksam zugehört und alles niedergeschrieben, darauf setzten sie ihren Namen darunter, lasen das Schriftstück Vater Sawwa noch einmal vor, trugen es dann in die Kirche und versiegelten deren Türen, worauf sie in die Gouvernementsstadt zum Bischof fuhren und Vater Sawwa gleich mitnahmen.

Als bald aber hub ein großes Lärmen unter den Leuten an und sie beredeten die Sache eifrig miteinander: Was mag das nur sein mit unserem frommen Vater, und wie und aus welchem Grunde? und kann es denn überhaupt stimmen was die Kerassiwna da erzählt hat? braucht man einer solchen Hexe denn zu glauben?

So redeten sie hin und her und kamen zum Schluß allesamt überein, daß nur der Nikóla an allem schuld sei und daß man jetzt die Macht des heiligen Sawwa so viel wie möglich ‚stärken‘ und selber direkt zum Bischof gehen müsse. Sie brachen die Kirche auf und zündeten vor den zwölf Heiligenbildern alle Kerzen an, die sie nur im Schrein finden konnten, und schickten darauf dem Propst sechs ordentliche Kosaken nach, die den Bischof bitten sollten, es möge ihm ja nicht in den Sinn kommen, ihren Vater Sawwa anzurühren, und sie sollten

ihm außerdem austichten, daß ‚sie keinem anderen als diesem frommen Vater gehorchen und sonst einfach einen anderen Glauben annehmen würden, wenn auch nicht gerade den katholischen, so doch den türkischen, denn sie wollten keinesfalls ohne ihren Vater Ssamwa in der rechtgläubigen Kirche bleiben‘.

Das war eine Sache für den Bischof, mit einem andern Knoten, der zu lösen war, einem weit schwierigeren als jener damals da ‚der Diakonus den Trepak gestampft . . . doch der Trepak hat nicht geklagt; warum also hat der Propst den Bericht abgefaßt?‘

Die Kerassitwa war gleich, nachdem sie voll Reue alles bekannt, gestorben und die Abgesandten waren auf dem Wege zum Bischof und grübelten die ganze Nacht hindurch darüber nach, was sie tun sollten, wenn der Bischof sie nicht erhören und ihnen den Vater Ssamwa nehmen würde.

Allein ihr Grübeln festigte ihren Entschluß nur noch mehr: sie wollten in diesem Fall ins Dorf zurückkehren, den Schnaps in allen Schenken auf einmal austrinken, damit er keinem anderen in die Hände falle, und beschloßen darauf jeder drei Weiber zu nehmen, die reicheren sogar vier, und richtige Türken zu werden, unter keinen Umständen aber wollten sie sich einen anderen Popen schicken lassen, so lange ihr guter Ssamwa noch am Leben wäre. Denn wie war das zu glauben, daß er ein Ungetaufter wäre, da er doch schon so viele christliche

Leute getauft, zur Kommunion geleitet, sie getraut und bestattet hatte? nun sollten wohl gar alle diese Leute in der ‚Lage von Heiden‘ sein? In einem einzigen Punkt wollten sie dem Bischof nachgeben, — wenn Vater Sawwa nicht länger Pope sein dürfte, so mochte ihn der Bischof heimlich taufen und ihn trotzdem bei ihnen lassen, andernfalls würden ‚sie eben in Zukunft dem türkischen Glauben angehören‘.

18

Es war Winter und um die Dämmerungsstunde, und genau der gleiche Tag des Nikolaus und des Sawwa, an dem die Kerassimna vor fünfundsreißig Jahren von Paripsy nach Peregudy gefahren war, um den kleinen Sohn des Dukatsch taufen zu lassen.

Die Gouvernementsstadt, in welcher der Bischof residierte, lag vierzig Werst von Paripsy entfernt. Der Trupp Kosaken, der zur Befreiung des Vaters Sawwa ausgezogen, hatte ausgetüftelt, daß sie fünfzehn Werst reiten, sich dann in der Herberge des Juden Jossel ein wenig stärken und wärmen wollten, und dann am nächsten Morgen rechtzeitig bei dem Bischof eintreffen würden.

Es kam jedoch ein wenig anders. Der Zufall liebt es, die Ereignisse zu wiederholen, und so spielte er denn den ausgezogenen Kosaken den gleichen Schabernack, den er der Kerassimna und dem Ugap vor fünfundsreißig Jahren gespielt hatte: wieder erhob sich ein heftiger Schneesturm, die Kosaken ver-

loren den Weg und irrten in der Steppe umher, ohne zu wissen wo sie eigentlich waren, und sahen plötzlich, etwa gegen die Stunde der Morgendämmerung einen Menschen vor sich, der nicht einmal an einem gewöhnlichen Ort, sondern auf dem Eise neben einem Eisloch stand und ihnen ein lustiges ‚Guten Morgen, Burschen!‘ zurief.

Die Kosaken erwiderten die Begrüßung.

Und jener fragte sie: „Was treibt euch um solche Zeit her? seht nur, ihr seid beinahe ins Wasser geraten.“

„Wir haben großen Kummer“, entgegneten sie ihm, „und sind jetzt auf dem Wege zum Bischof: wir wollen vor ihn treten, ehe noch unsere Feinde da sind, damit er nach unserem Willen tun möge.“

„Was soll er denn tun?“

„Er soll uns unsern ungetauften Popen lassen, weil wir ohne ihn unglücklich sind, sonst werden wir schnurstracks Türken werden.“

„Türken wollt ihr werden! die Türken dürfen ja keinen Schnaps trinken.“

„Den werden wir eben allen auf einmal vorher austrinken.“

„Schau einer an, wie schlau ihr seid.“

„Ja, was sollen wir denn anders tun, wenn man uns so kränkt und uns unsern guten Popen nehmen will?“

Da sagte der Fremde: „Nun erzählt mir einmal alles ordentlich und mit Verstand.“

Sie erzählten ihm alles. Gleich so wie sie waren,

vor dem Eisloch stehend, erzählten sie ihm alles der Reihe nach, um wiederum hinzuzufügen, daß sie ‚den ganzen rechtgläubigen Glauben aufgeben‘ würden, wenn der Bischof ihnen den Esawwa nicht lassen wollte.

Nachdem er alles angehört, tröstete sie der Fremde: „Nun, Kinder, habt nur keine Angst, ich glaube, daß der Bischof gut für euch entscheiden wird.“

„Wir meinen ja auch,“ sagten sie, „daß einer in so hoher Stellung gut entscheiden muß, Gott kennt seinen Rang in der Kirche . . .“

„Sicherlich, er wird sicher gut entscheiden, und tut er es nicht, will ich euch helfen.“

„Du? . . . ja, wer bist du denn?“

„Wie nennt man dich?“

„Ich heiße Esawwa.“

Die Kosaken stießen sich an: „Paßt auf, das ist der Esawwa selbst.“

Und jener Esawwa sagte ihnen noch: „Seht, ihr seid da angelangt, wo ihr hinkommen wolltet, — dort auf dem Hügel steht das Kloster, darin der Bischof wohnt.“

Sie blickten auf: es war dertweilen heller geworden, und wirklich ragte vor ihnen auf dem Hügel jenseits des Flusses das Kloster.

Die Kosaken waren baß darüber erstaunt, daß sie bei so argem Wetter, ohne Rast gemacht zu haben, vierzig Werst zurückgelegt hatten, sie stiegen nun den Hügel hinan, setzten sich vor der Klosterpforte nieder, holten aus ihren Ranzen hervor, was

darin Gutes zu essen war um sich zu stärken, und warteten dann, bis zur Morgenmesse geläutet und das Thor geöffnet wurde.

Da traten sie ein, hörten die Messe an und begaben sich danach zu der Freitreppe des Bischofs, wo sie um Gehör baten.

Wenn auch unsere Oberhirten im allgemeinen nicht gerade gern mit dem niederen Volk sprechen, in diesem Fall wurden die Kosaken sogleich eingelassen und ins Empfangszimmer geführt, freilich mußten sie dort lange, lange warten, und inzwischen gesellte sich auch der Pope aus Peregudy und der Propst zu ihnen und auch der Pope Sfatowa sowie viele andere Leute.

Endlich erschien der Bischof und befragte alle, sprach jedoch kein einziges Wort zu dem Propst und den Kosaken, bevor er nicht alle anderen aus dem Saal entlassen hatte, dann aber wendete er sich direkt an die Kosaken: „Wie steht das nun mit euch, Kinder, ihr fühlt euch gekränkt? ihr wollt gar so sehr euern ungetauften Popen wieder haben?“

Diese antworteten ihm: „Seid gut und gnädig zu uns, Euer Hohehrwürden: wie sollten wir uns denn nicht gekränkt fühlen? . . . er war doch ein Pope, solch ein Pope, in der ganzen Christenheit wird man keinen zweiten solchen finden . . .“

Der Bischof lächelte. „Da habt ihr recht,“ sagte er, „solchen Popen wird man bestimmt nicht mehr finden,“ — und darauf wendete er sich an den Propst und befahl diesem: „Geh in die Sakristei:

dort hat dir der Esawwa ein Buch hingelegt, bring es hierher und lies die Stelle, die aufgeschlagen ist.“ Und setzte sich nieder.

Der Propst kam mit dem Buch zurück und fing an laut zu lesen: „Ich will euch nicht in Unkenntnis lassen, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke gewesen sind und alle das Meer durchschritten haben und sind alle in Mose getauft in der Wolke und im Meere. Und sie aßen die geistliche Speise allesamt und tranken den geistlichen Wein allesamt, so von dem geistlichen künftigen Felsen kommet: der Fels aber ist Christus.“

Hier unterbrach ihn der Bischof und fragte: „Verstehst du, was du liest?“

Der Propst erwiderte: „Ja, ich verstehe.“

„Und hast du dieses erst soeben verstanden?“

Der Propst wußte nicht, was er antworten sollte, und sagte auf gut Glück: „Gelesen habe ich diese Worte auch früher schon.“

„Nun, wenn du sie gelesen hattest, warum hast du dann so viel Unruhe verursacht und diese guten Menschen in Verwirrung gebracht, denen er ein guter Hirte gewesen ist?“

Hierauf antwortete der Propst: „Nach den Vorschriften der Heiligen Väter —“

Aber wieder unterbrach ihn der Bischof: „Halt“, sagte er, „halt: geh noch einmal zum Esawwa: er wird dir das Gesetz weisen.“

Der Propst ging und kehrte mit einem neuen Buch zurück.

„Lies!“ befahl der Bischof.

„Wir lesen,“ begann der Propst, „daß beim heiligen Theologen Gregorius von Basilius dem Großen geschrieben steht, ‚er sei den Christen ein Priester gewesen vor der Weihe.‘“

„Nun, und was bedeutet das?“ fragte der Bischof.

Aber da gab der Propst zur Antwort: „Ich tat es doch nur, weil ich es für meine Amtspflicht hielt, da er sich trotz seines geistlichen Standes als Ungetaufter erwiesen . . .“

Da stampfte der Bischof voll Ärger mit dem Fuß auf: „Wieder und auch jetzt noch redest du das gleiche! du bist also der Meinung, man könne durch eine Wolke hindurchgehen und in Mose getauft sein, in Christo aber nicht? Du hast doch gehört: sie haben die Taufe begehret und haben in der Furcht des Todes die feuchte Wolke durchschritten und mit dem Tau jener Wolke im Namen der Heiligen Dreieinigkeit ein Kreuz auf das Antlitz des Kindes gezeichnet. Was willst du noch mehr? Ein Mensch ohne Verstand bist du und taugst nicht zu deinem Amt: ich werde an deine Stelle den Popen Sawwa setzen; ihr aber, Kinder, laßt ab von eurem Zweifel: euer Pope Sawwa, den ihr für gut haltet, dünkt mir auch gut und ist Gott wohlgefällig, so ziehet denn heim und lasset in Zukunft von eurem Zweifel.“

Die Kosaken fielen vor ihm auf die Knie.

„Seid ihr nun zufrieden?“

„Ganz und gar zufrieden“, antworteten die Kosaken.

„Und wollt ihr nicht mehr Türken werden?“

„Pfui, nein, wir wollen's nicht, Vater, wir wollen's nicht.“

„Und werdet nicht den Schnaps auf einmal austrinken?“

„Nein, wir werden's nicht, fort damit bei Gott.“

„So zieht denn hin in Gott und lebt wie es Christen geziemt!“

Die Kosaken schickten sich bereits zum Fortgehen an, da winkte einer, der sich völlig beruhigen wollte, dem Bischof mit dem Finger und bat: „Seid so gütig, Euer Gnaden, und tretet mit mir ein wenig in die Ecke.“

Der Bischof lächelte: „Gut, gehen wir also in die Ecke.“

Dort fragte ihn der Kosak: „Mit Verlaub, Euer Gnaden, wie habt Ihr nur schon alles gewußt, noch ehe wir Euch etwas gesagt?“

„Was geht es dich an?“

„Oh, es geht uns schon an: hat Euch nicht der Sawwa selber alles kundgetan?“

Dem Bischof aber war von seinem Zellendiener, namens Sawwa, alles berichtet worden, er sah dem Kosaken in die Augen und erwiderte dann: „Du hast recht geraten, — der Sawwa hat es mir gesagt.“

Und mit diesen Worten verließ er den Saal.

Nun war den Kosaken alles klar. Und seit jener

Zeit lebt immer noch die Mär unter ihnen, wie der schlaue Sawwa heimlich und säuberlich die Sache so gedeichselt, daß der Moskowiter Nikóla trotz all seiner Macht nichts auszurichten vermochte.

„Oh, ein Durchtriebener ist unser Sawwa,“ sagten die Leute, „er hatte sich so zusammengerissen und sich so viel ausgeflügelt, daß er schließlich alle ganz dumm gemacht hatt: bald wies er auf die Heilige Schrift hin, bald hielt er ihnen die Heiligen Väter unter die Nase, daß überhaupt keiner mehr was begreifen konnte.: Der heilige Gott allein mag wissen: ob er dem Popen Sawwa hinter dem Brustplatz der Kerassimna wirklich das Kreuz gegeben oder ob er nur solch eine geschickte Ausrede gefunden, daß auch der Bischof es nicht zu entwirren vermocht. Aber nun ist ja alles gut ausgegangen. Ihm sei Dank dafür.“

Von Vater Sawwa wird erzählt, daß er heute noch am Leben sei, und seine kleine Kirche sei immer gedrängt voll, ob auch rings um das Dorf herum viele Stundisten leben . . . und wenn man auch nicht weiß, ob der heilige Sawwa dort noch immer wie früher „gestärkt“ wird, so wird doch allgemein bezeugt, daß heutzutage in der ganzen Gemeinde keine Michalkas und Potopkas mehr ‚die nackten Bäuchlein‘ zeigen müssen, wie es früher gang und gäbe war.

Nikolai Lesskow

Am Ende der Welt

Nebst einer Biographie Lesskows
von Erich Müller

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Nikolai Lesskow / Gesammelte Werke
Neunter Band

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Am Ende der Welt | I |
| Deutsch von Erich Müller | |
| Der Löwe des Einsiedlers Gerassim Eine Legende aus dem Osten . . | 127 |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |
| Die Legende vom gewissenhaften Daniel | 145 |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |
| Die Erzählung von Theodor, dem Christen, und seinem Freunde, dem Juden Abraham | 181 |
| Deutsch von Johannes von Guenther | |
| Nikolai Semjonowitsch Lesskow, sein Leben und Wirken | 227 |
| Dargestellt von Erich Müller | |

Der Löwe
des Einsiedlers Gerasim

Eine Legende aus dem Osten

Es mag dreihundert Jahre nach Christi Geburt gewesen sein, da lebte im Osten ein reicher Mann, namens Gerassim. Dieser besaß sowohl Häuser und Gärten als auch mehr denn tausend Sklaven und Sklavinnen und eine große Menge der verschiedensten Kostbarkeiten. Gerassim glaubte, daß er nichts zu fürchten brauche, allein da erkrankte er plötzlich heftig und wäre fast daran gestorben; alsbald nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an, denn er sah ein, wie kurz das menschliche Leben währe, da Krankheiten es von allen Seiten bestürmten, und daß kein Reichthum jemals vom Tode erretten könne, — und daß es darum gewißlich weiser wäre, den Reichthum schon vorher zu verteilen, damit er nicht, wenn das Alter gekommen, Unfrieden stiften könne, oder sich nicht gar nachher Menschen seinetwegen streiten müßten.

Als bald begann Gerassim sich mit unterschiedlichen Leuten zu beraten, wie er es wohl am besten halten solle. Und da sagten ihm die einen das Eine, und die andern das Andere, doch war nichts davon Gerassim nach Sinn.

Endlich sprach er auch mit einem Christen darüber, und dieser riet ihm: „Du wirst am besten fahren, wenn du mit deinem Reichthum tust, was Jesus Christus uns geheißen: schenke deinen Sklaven die Freiheit und verteile deine Güter an jene, die unter der

Armut leiden. Wenn du das tun willst, wirst du den Frieden erlangen.“

Gerassim befolgte diesen Rat, — er wurde ein Christ und verteilte seinen Reichtum an die Armen; allein bald darauf mußte er einsehen, daß außer denen, die er beschenkt, noch viele da waren, die nichts besaßen und denen er nichts mehr zu geben imstande war, diese aber überschütteten ihn mit Vorwürfen, weil er nicht verstanden, seine Güter so zu verteilen, daß es für alle gereicht hätte.

Das wurmte Gerassim: es war ihm schmerzlich, daß die einen über ihn schalten, während ihn andere hinwiederum verlachten, da er früher im Überfluß gelebt und jetzt, nachdem er alles verteilt, selber Not litte und seine Erben zwar benachteiligt, aber trotzdem keineswegs allen Armen geholfen habe.

Große Verwirrung drang in Gerassims Seele, und alsbald entschloß Gerassim sich, um nicht länger den Belästigungen seiner Erben ausgesetzt zu sein, aus den dichtbevölkerten Gegenden in die Wüste zu ziehen. Die Wüste war aber wild, da war kein Mensch, der in ihr lebte, nur Raubtiere strichen in ihr herum, und über ihren Sand krochen die Schlangen.

So zog denn Gerassim durch die heiße Wüste und fühlte freilich, daß es hier besser sei. Denn war es hier auch öde und schrecklich, so waren doch keine Erben da, die ihn schelten und verdammen konnten, niemand, der ihn verlacht oder verurteilt hätte, weil

er so und nicht anders gehandelt. Er war in seinem Innern ruhig geworden, denn er hatte Christi Wort befolgt „Gib alles hin und folge Mir nach“ und brauchte sich um nichts mehr zu kümmern.

Bald darauf fand Gerassim unterhalb eines Kreidefelsens eine kleine Höhle, schleppte Schilfrohr herbei und ließ sich dort häuslich nieder.

War auch Gerassims Leben jetzt voller Friede, so litt er doch großen Mangel an Speise und Trank. Mit vieler Mühe fand er etwelche eßbare Wurzeln. Um Wasser zu bekommen, mußte er zum Quell gehen, der ferne lag, und jedesmal, wenn Gerassim sich satt getrunken und zu seiner Höhle zurückgekehrt war, lechzte sein Gaumen bereits wieder nach dem Wasser; ja, dann wollte er schon wieder trinken und dabei bangte ihm doch vor den wilden Tieren und seine Kräfte wurden zusehends schwächer.

In der Nähe des Wassers aber gab es keinen Ort, der ihm Zuflucht hätte bieten können.

„Diese Pein werde ich nicht länger mehr ertragen können“, dachte Gerassim an einem Tage, da es besonders heiß war, „denn wenn ich aus meinem Kreideloch hervorkrieche, wird mich die Sonnenglut töten, hier aber werde ich ohne Wasser vor Durst sterben müssen, und dabei habe ich weder einen Eimer, noch einen Kürbis, noch irgendein anderes Gefäß, darin ich Wasser tragen könnte. Was bleibt mir zu tun? Ich will gehen“, dachte Gerassim, „mich zum letzten Male am Quell satt trinken und dort den Tod erwarten.“

Nachdem Gerassim diesen Entschluß gefaßt, begab er sich alsbald zum Wasser, unterwegs jedoch stieß er auf Spuren im Sande, als sei hier kürzlich eine Karawane mit Eseln und Kamelen vorübergezogen... Er blickte um sich und gewahrte, daß unweit von ihm ein von einem Raubtier zerrissenes Kamel lag, ganz in seiner Nähe aber wälzte sich ein noch lebendes, wenn auch sehr geschwächtes Eselcin und schnaufte schwer, zappelte krampfhaft mit den Beinchen nud bewegte die Lippen.

Gerassim ließ das leblose Kamel liegen und wandte sich dem Eselchen zu, da dieses ja noch weiter leben konnte. Es war ja nur vor Durst fast verschmachtet, denn die Karawanentreiber hatten nicht gewußt, wo Wasser zu finden wäre. — ‚Ehe denn ich selber sterbe, will ich versuchen, die Leiden dieses armen Tieres zu lindern.‘

Da richtete Gerassim das Eselchen auf, gürtete es mit seinem Leibgurt und begann es zu ziehen und schleppte es schließlich mit großer Mühe bis zu dem Quell frischen Wassers hin. Dort rieb er die verletzte Schnauze des Esels mit seiner Handfläche, die er zuvor beneßt, und flößte dem Tier nach und nach, mit hohler Hand Wasser schöpfend, einige Tropfen ein, damit es nicht zu schnell trinke.

Das Eselchen kam wieder zu Kräften und konnte sich nach kurzer Zeit schon auf den Beinchen halten.

Gerassim tat es leid, das Tier zu verlassen, und so nahm er es denn mit und dachte: ‚Ich will

mit ihm gemeinsam die Pein weiter erdulden — vielleicht bringt es ihm Nutzen.'

So schritten sie gemeinsam wieder zurück, derweilen aber war das riesige Kamel schon fast ganz aufgefressen worden; nicht weit von der Stelle, da es gestürzt war, lag ein großes Stück seiner Haut. Da ging Gerassim hin, die Haut aufzulesen: schien sie ihm doch tauglich, Wasser darin zu schleppen; plötzlich wurde er gewahr, daß hinter dem Kamel ein großer gelber Löwe mit einer gewaltigen Mähne lag, der übersättigt seine Glieder streckte und mit dem Schweif die Erde peitschte.

Gerassim dachte gleich: ‚Dies wird gewiß mein Ende sein, denn sicher wird der Löwe jetzt aufspringen und mich und das Eselchen zerreißen.‘ Allein der Löwe rührte sie nicht an, und wohlbehalten konnte Gerassim die Kamelhaut, aus der er einen Wasserschlauch machen wollte, aufnehmen und heimtragen.

Auf dem Heimwege las Gerassim dornige Zweige auf und errichtete damit neben seiner Höhle eine Einfriedung für das Eselchen.

‚Auf daß es in der Nacht es kühl und ruhig habe‘, dachte der Einsiedler. Allein er hatte falsch geraten, denn kaum war es draußen dunkel geworden, da schien etwas Gewaltiges vom Himmel herab auf die Höhle niederzufallen, und alsbald ertönte ein fürchterliches Gebrüll und das Schreien des Esels.

Gerassim schaute hinaus und sah, daß der schreckliche Löwe, den er kurz zuvor erblickt, seine Überfüttigung bereits überwunden hatte und gekommen war, den Esel zu verspeisen, aber dies war ihm nicht geglückt: der Löwe hatte, da er in vollem Lauf zum Sprung ansetzte, die Umzäunung nicht gewahrt, und einige der spitzen Zweige waren durch seine Flanke gedrungen, worauf er, von unerträglichem Schmerz gepeinigt, zu brüllen begann.

Gerassim eilte hinaus und schickte sich an, das scharfe Holz aus der Wunde des Tieres zu entfernen.

Der ganze Körper des Löwen bebte vor Schmerz, er brüllte furchterregend und versuchte Gerassims Hand zu packen, Gerassim aber fürchtete sich nicht, sondern entfernte die spitzen Zweige, holte die Kamelhaut, belud das Eselchen damit und trieb es zur Quelle des frischen Wassers. Dort an der Quelle band er die Haut mit seinem Gürtel zusammen, füllte sie mit Wasser und kehrte wieder zu seiner Höhle zurück.

Der Löwe hatte sich derweil nicht vom Flecke gerührt, da ihn seine Wunden entsetzlich quälten.

Als bald schickte sich Gerassim an, die Wunden des Löwen auszuwaschen, und tränkte ihn, indem er mit den hohlen Händen Wasser schöpfte und sie vor den weitaufgerissenen Rachen hielt. Der Löwe leckte ihm mit seiner entzündeten Zunge das Wasser aus der Hand, und Gerassim fürchtete sich nicht und mußte selber darüber staunen.

Andern Tages wiederholte sich der gleiche Vorgang, und ebenso am dritten. Der Zustand des Löwen besserte sich zusehends, am vierten Tage aber, als Gerassim mit dem Esel wiederum zur Quelle wandern wollte, sah er, wie der Löwe sich aufraffte und sich mühsam hinter ihm herschleppte.

Gerassim legte dem Löwen die Hand aufs Haupt, und so schritten sie zu dritt des Weges: der Greis, der Löwe und das Eselchen.

Am Quell angelangt, wusch der Einsiedler die Wunden des Löwen mit frischem Wasser aus, was das Tier sichtlich belebte, als aber Gerassim hierauf wieder heimkehren wollte, da folgte ihm der Löwe wieder auf dem Fuß.

So lebte denn der alte Mann mit seinen Tieren.

Nach und nach wurden auch die Kürbisse, die der Einsiedler ausgesät, groß, und er dörkte sie und bereitete aus ihnen Gefäße, die er zum Quell trug, damit sie jenen von Nutzen wären, die nicht wußten, wie sie das Wasser fortschaffen sollten. Ja, so lebte Gerassim und fand für sich selber Nahrung und war auch den andern Menschen nach Kräften dienstbar. Aber auch der Löwe fand eine Aufgabe: wenn Gerassim, ermattet von der Schwüle, der Ruhe pflegte hütete der Löwe den Esel. So lebten sie geraume Zeit dahin, und es war niemand da, den ihr Leben in Staunen versetzt hätte, bis eines Tages eine Karawane die Wanderer gewahrte und die Kunde davon in den Ansiedlungen längs der Straßen ver-

breitete, und alsbald strömte von verschiedenen Orten neugieriges Volk herbei: denn alle gelüstete es, mitanzusehen, wie der arme Alte mit seinem Eselchen und mit dem Löwen, der den beiden so ungefährlich war, dort hause.

Man wunderte sich weidlich darüber und fragte Gerassim: „Enthülle uns, bitte, durch welche Kraft du das tust! Du bist gewiß kein einfacher Mann, sondern ein ungewöhnlicher, da sich bei dir das Wunder des Jesaias vollzieht: liegt doch der Löwe friedlich neben dem Eselchen.“

Gerassim jedoch entgegnete: „Nein, ich bin der allergewöhnlichste Mensch und will euch sogar bekennen, daß ich sehr töricht bin; mit den Tieren verstehe ich zu leben, mit den Menschen jedoch wollte es mir ganz und gar nicht glücken; alle waren zornig über mich, und so verließ ich die Stadt, um in die Wüste zu wandern.“

„Wodurch hast du den Zorn der Menschen erweckt?“

„Ich wollte meinen Reichtum an alle verteilen, auf daß alle glücklich würden, statt dessen aber sind sie alle miteinander in Streit geraten.“

„Warum hast du ihn denn nicht gescheiter verteilt?“

„Das ist es eben, man kann jene nicht gleich glücklich machen, die einander von Haus aus nicht gleichen; und daher habe ich ja bereits damit einen Fehler begangen, daß ich von vornherein zuviel an mich gerissen hatte. Wenn ich weniger Überflüssiges auf

Kosten der Andern mir angeeignet hätte, — es wäre ein viel friedlicheres Dasein gewesen.“

Da schüttelten die Leute die Köpfe: „He!“ meinten sie, „der Greis ist ziemlich kindisch, dennoch aber bleibt es erstaunlich, daß der Löwe das Eselchen bewacht und nicht daran denkt, die beiden aufzufressen. Lasset uns einige Tage bei ihnen verweilen und zuschauen, was daraus entstehen mag.“

Es blieben bei ihm ihrer drei.

Gerassim jagte sie nicht fort, sondern sagte nur: „Es ist unrecht, so zusammenzuleben, daß drei auf einen schauen, sondern es müssen alle arbeiten, da sonst Uneinigkeit eintreten kann, und dann werde ich euch fürchten müssen und fortgehen.“

Die Drei willigten ein, tags darauf jedoch geschah ein Unglück: derweil sie schliefen, war auch der Löwe eingeschlafen und hatte nicht gehört, wie eine vorüberziehende Räuberkarawane dem Eselchen eine Schlinge um den Hals geworfen und es verschleppt hatte.

Da sie am Morgen erwachten, wurden sie gewahr: der Löwe schlief, das Eselchen dagegen war nirgends zu erblicken.

Als bald sprachen die Drei zum Einsiedler Gerassim: „Nun ist es in der That so gekommen, wie du es schon lange verdient hast: das Raubtier wird immer Raubtier bleiben; steh schnell auf, — dein Löwe hat endlich deinen Esel aufgefressen, und sicherlich seine Knochen irgendwo im Sande verscharrt.“

Gerassim kroch aus seinem Kreideloch und sah,

daß es in der That so den Anschein hatte, wie jene Drei ihm erzählt. Da betrübtete sich der Greis, allein er widerredete ihnen nicht, sondern lud sich den Schlauch aus Kamelhaut auf die Schultern und machte sich auf den Weg, Wasser zu holen.

Mühselig unter der Last schreitend, zog er des Weges und sah, daß der Löwe ihm in einiger Entfernung folgte; dieser hielt den Kopf gesenkt, sein Schweif streifte die Erde.

„Es mag sein, daß er auch mich fressen will“, fuhr es dem Alten durch den Kopf. „Alein ist es mir nicht etwa gleichgültig, wie ich sterben soll? So will ich denn lieber nach Gottes Gebot handeln und mich nicht von der Furcht unterjochen lassen.“

Und er kam zur Quelle, bückte sich und schöpfte Wasser, als er sich jedoch darauf erhob, gewahrte er, daß der Löwe auf der gleichen Stelle stand, auf der immer der Esel gestanden, wenn der Einsiedler ihm den Wasserschlauch auf dem Rücken befestigt hatte.

Da legte Gerassim den Wasserschlauch auf den Rücken des Löwen und schwang sich selber hinauf und sagte: „Trag es, Schuldiger!“

Als bald trug der Löwe das Wasser und den Einsiedler durch die Wüste, wie erstaunten jedoch die drei Fremdlinge, da sie mit ansehen mußten, daß Gerassim auf dem Löwen ritt. Einer von ihnen blieb da, die zwei andern aber eilten alsbald zu den Ansiedlungen und kehrten mit vielen Leuten zurück.

Denn alle wollten es sehen, wie der grimme Löwe nicht nur den Wasserschlauch, sondern auch den hinfälligen Alten auf seinem Rücken trug.

Ja, da kamen viele herbei und fragten Gerassim: „Gesteh es uns, du bist entweder ein Zauberer, oder es steckt in dir eine besondere Kraft, welche die andern Menschen nicht besitzen.“

„Nein,“ erwiderte Gerassim, „ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, und die Kraft, die in mir ist, ist die gleiche, die in euch allen steckt. Wenn ihr nur wollt, ihr werdet das gleiche erlangen.“

„Auf welchem Wege ist es möglich, dies zu erreichen?“

„Seiet liebeich und gut zu allen.“

„Wie kann man mit dem Grausamen liebeich sein, — er könnte uns verderben.“

„Das ist die geringste Sorge, denket nicht daran, und ihr werdet euch euretwegen nicht mehr ängstigen müssen.“

„Wie ist es denkbar, sich nicht um seiner selbst willen zu sorgen?“

„Genau so, wie ihr jetzt neben mir sitzt und euch vor meinem Löwen nicht fürchtet.“

„Wir sind nur deswegen so sorglos, weil du mit uns bist.“

„Welche Torheit, — bin ich ein Schutz vor dem Löwen?“

„Du weißt ein Mittel, das Raubtier zu bannen, und wirst für uns eintreten.“

Allein da entgegnete ihnen Gerassim: „Welch eine

Torheit habt ihr euch da ausgedacht, daß ich ein Mittel kenne, das Tier zu bannen. Gott hat mir Seine Gnade zuteil werden lassen, so daß ich die Furcht in mir besiegen konnte — und das Tier liebkost habe, daher kommt es, daß es mir nichts Böses tut. Und nun schlafet und fürchtet euch nicht.“

Da begaben sich alle im Kreise vor Gerassims Kreidehöhle zur Ruhe, und der Löwe streckte sich gleichfalls aus, allein als man sich am Morgen des andern Tages erhob, sah man, daß der Löwe verschwunden war! . . . Entweder hatte ihn jemand fortgeschleucht, oder er war erschlagen und sein Leichnam des Nachts verscharrt worden.

Des verwunderten sich alle sehr, allein der Einsiedler Gerassim sprach: „Es macht nichts, er geht sicher einer Sache nach und wird gewiß zurückkehren.“

Derweil sie solcher Art miteinander sprachen, gewahrten sie, daß plötzlich eine Staubsäule in der Wüste aufstieg und daß sich in dem von den Strahlen der Sonne durchleuchteten Staube sonderbare Ungeheuer mit Höckern und Flügeln bewegten: wenn sich das eine erhob, dann senkte sich das andere, und all das bewegte sich und trampelte und dröhnte und segte geraden Weges auf Gerassim los und stürzte plötzlich zu Boden und legte sich wie in einem Halbkreise rings um die Beschauer; dahinter aber peitschte der alte Löwe die Erde mit seinem Schweif.

Als sich der Staub verzogen hatte, entdeckte man,

daß es eine Karawane aus gewaltigen Kamelen war, von denen immer eines an das andere gefesselt war, an ihrer Spitze aber befand sich Gerassims Eselchen.

„Was mochte sich da nur zugetragen haben, und auf welche Weise?“

Je nun, es hatte sich auf folgende Weise zuge-
tragen: Eine Kaufmannskarawane war durch die
Wüste gezogen, und die Räuber, welche kurz vorher
Gerassims Eselchen mit sich geschleppt, hatten sie
überfallen. Die Räuber erschlugen die Kaufleute
und trieben die Kamele mit den Wagen fort, um
späterhin die Beute zu teilen. Das Eselchen aber
banden sie an das Kamel, welches das letzte in der
Reihe war. Der Löwe hatte die Spur des Eselchens
gewittert und sich aufgemacht, die Räuber einzu-
holen. Er jagte ihnen nach, überfiel sie, packte den
Strick, mit dem die Kamele aneinandergesesselt waren,
und raste zurück, die Kamele aber machten aus
Furcht vor ihm die wildesten Sprünge, und auch
das Eselchen sprang. So hatte denn der Löwe die
ganze Karawane zum Einsiedler hingetrieben, die
Räuber aber waren unterwegs alle miteinander aus
ihren Sätteln geworfen worden, denn die überaus
erschreckten Kamele hatten so gewaltige Sprünge
gemacht, daß es unmöglich gewesen war, sich auf
ihren Rücken zu halten. Der Löwe selbst war blut-
überströmt, denn in seiner Schulter stak ein Pfeil.

Da schlugen alle Anwesenden die Hände zusammen

und riefen: „Oh, Einsiedler Gerassim! Dein Löwe besitzt einen erstaunlichen Verstand!“

„Mein Löwe ist von sehr mäßigem Verstande,“ versetzte lächelnd der Einsiedler, „hat er mir doch etwas gebracht, dessen ich keineswegs benötige! Auf dem Rücken dieser Kamele ruhen Waren von gewaltigem Wert. Das ist schrecklich wie Feuer! Ich bitte euch, mag einer unter euch sich auf meinen Esel setzen und diese erschreckten Kamele zur großen Straße zurückführen? Denn ich bin gewiß, daß dort selbst ihre bekümmerten Herren sitzen werden. Gebt ihnen ihren Reichtum zurück und meinen Esel als Zugabe, ich aber werde derweilen meinen Löwen zum Wasser führen, um ihm dort den Pfeil aus seiner Wunde zu ziehen.“

Und alsbald schickte sich die eine Hälfte der Menge an, die Kamele fortzuführen, während die andere bei Gerassim und seinem Löwen verblieb und zusah, wie Gerassim mit vieler Umständlichkeit die mit Widerhaken versehene Spitze aus der Schulter des Tieres vorsichtig herauszog und entfernte.

Als einige Zeit danach jene zurückkehrten, welche die Karawane fortgeführt, kam ein fremder Mann in mittleren Jahren, der eine prunkvolle Tracht und viele Waffen trug; dieser hatte Gerassim kaum erblickt, da warf er sich ihm zu Füßen.

„Weißt du, wer ich bin?“ fragte er.

„Ich weiß es,“ antwortete Gerassim, „du bist ein unseliger Armer.“

„Ich bin der furchtbare Räuber Amru!“

„Mir bist du nicht schrecklich.“

„Man zittert vor mir in den Städten und in der Wüste, — ich habe viele Menschen erschlagen und Reichtümer geraubt, unversehens aber hat dein erstaunlicher Löwe mit einem Male unsere ganze Karawane davon getrieben.“

„Er ist ein Raubtier, somit muß er rauben.“

„Gewiß, du jedoch hast uns alles zurückgegeben und dazu noch deinen Esel als Zugabe gesandt... Nimm denn von mir zum wenigsten dieses Zelt hier an und schlag es auf, wo immer es dich gelüstet, damit du zu größerer Bequemlichkeit näher am Wasser leben kannst.“

„Das ist nicht nötig“, erwiderte der Einsiedler.

„Warum? Weshalb bist du so stolz?“

„Ich bin nicht stolz, allein dieses Zelt ist viel zu schön für mich und könnte Neid erregen, ich aber werde dann nicht vermögen, es mit allen so zu teilen, daß nirgends Kränkung daraus entsteht, und werde alsdann wieder Ungleichheit säen und mich fürchten müssen. Dann wird auch mein Löwe mich verlassen und es wird ein anderes reißendes Tier an seiner Stelle zu mir kommen und wiederum Unfrieden mit sich bringen, und Neid, und Teilung, und Vorwürfe. Nein, nicht brauche ich dein kühnendes Zelt, denn ich will leben können ohne Furcht.“

;

.



Die Legende
vom gewissenhaften Daniel

Leidenschaft ist nicht weitblickend, Haß jedoch vermag überhaupt nichts zu erblicken.

Isidor von Pelusium, Briefe an Cyrillus

Leicht scheint das Leben dem, des Herz kein Mitleid kennt, allein er soll sich trotzdem nicht freuen, denn ihn erwartet harte Qual, und diese wird beginnen ihn zu peinigen, wenn er nicht mehr imstande ist, seine Schuld zu verbessern. Meiner Ansicht nach ist die Flamme der Gehenna nichts anderes als Reue, die zu spät kommt.

Isaak, der Syrier

Vor anderthalb tausend Jahren lebte im Osten, unweit vom Berge Sinai, in einer kleinen Einsiedlerzelle ein Jüngling namens Daniel. Die Einsiedeleien der damaligen Zeit hatten wenig gemeinsam mit den heutigen russischen Einsiedlerklöstern, deren Mönche ihre eigenen Kirchen haben und vom Kloster gepflegt werden. Die östlichen Einsiedeleien des Altertums bestanden in der Hauptsache aus wenigen Hütten und noch häufiger aus Berghöhlen, umgeben von einem engen eingezäunten Platz, in denen drei oder vier Menschen hausten, die, gleichen Sinnes, sich hier niedergelassen hatten, um fern von den Versuchungen der Welt zu leben. Diese Männer führten ein strenges Leben und ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit. Kirchen hatten sie keine und ebenso auch keine Priester, und so kam es, daß lange Zeit hindurch diese Einsiedler keinerlei Obrigkeit besaßen.

Die Gründung solcher Einsiedeleien war kein schwieriges Werk, und keinerlei Kostbarkeiten waren in ihnen zu holen, sie lagen meistens unweit von den Grenzen der bereits christianisierten Länder, um leichter die Möglichkeit zu bieten, die ‚Barbaren‘ in der Heilslehre zu unterweisen. Barbaren wurden damals alle Ungetauften genannt, deren es ringsum noch viele gab. Und viele von diesen führten ein Nomadenleben in den heißen Wüsten, die den Sinai umgaben.

Die Grenzeinsiedler verbargen sich nicht vor den

Barbaren, sondern suchten im Gegentheil nach Gelegenheit ihnen zu begegnen, um ihnen von dem Heil zu sprechen, das durch Christi Lehre in die Welt gekommen sei. Sie bemühten sich, die Barbaren darin zu unterweisen, daß Gott der Vater aller Menschen sei und daß Sein Wille darin bestehe, alle Menschen in Seiner Liebe miteinander vereint zu sehen, wobei keiner dem andern ein Leides tun dürfe, wenn aber einer gekränkt würde, so sollte er sich deswegen nicht rächen, sondern im Gegentheil bestrebt sein, die Beleidigung mit einem guten Werk zu erwidern und das Böse durch Liebe zu besiegen, da einzig die Liebe imstande wäre, das Böse zu entwaffnen und zu bekämpfen. Da die Barbaren ihrer Natur nach wild waren, so konnten sie nicht verstehen und wollten auch nicht glauben, daß alle Menschen gleiches Mitgefühl verdienen und daß der Friede auf der Welt allein durch Verzeihung herbeigeführt werden könnte. Sie vertrauten vielmehr auf ihre Kraft und unternahmen häufig Überfälle auf die nächsten Einsiedeleien, da aber die Einsiedler arm waren und es bei ihnen nichts zu holen gab, wurden sie selber von den Barbaren gefangen genommen und in die Wüsten verschleppt, wo die Gefangenen alsdann Pferde, Esel und Kamele zu hüten hatten, die Schafe scheren und den Mist mit dem Wüstengras dörren mußten, damit daraus ein gutes Brennmaterial würde.

So geschah es denn, daß die Barbaren auch jene Einsiedelei am Fuße des Sinai überfielen, in welcher Daniel lebte. Die Männer in vorgerückten Jahren,

die sie dort antrafen, wurden alle erschlagen, Daniel aber, der noch jung und zur Arbeit tauglich erschien, wurde mitgenommen, an den Beinen gefesselt, auf ein Kamel gesetzt, und tief in die Wüste hinein verschleppt, wo er sodann angestellt ward, die Herden vor wilden Tieren und Raubzeug zu hüten.

Lange Jahre diente Daniel jenen, die ihn gefangen genommen; er erlernte dabei ihre Sprache und zog mit ihnen im Laufe der Zeit von Lagerplatz zu Lagerplatz. Er schmähete ihren Glauben nie, sie aber hinderten auch ihn nicht auf seine Art zu glauben, und gewannen, da sie bemerkten, wie ehrlich er in ihrer Mitte lebte, nach und nach ein solches Vertrauen zu ihm, daß sie sogar aufhörten ihn zu bewachen und ihm erlaubten, nach Gutdünken zu gehen und zu kommen, ganz als gehöre er bereits zu ihnen. Daniel hätte schon mehrere Male die ihm anvertrauten Herden in Stich lassen, sich auf sein Pferd schwingen und fortreiten können, allein er wollte es nicht. Denn mit der Zeit hatte Daniel bemerkt, daß die Barbaren gern zuhörten, wenn er ihnen von der Christenlehre sprach, und daß sie in mehreren Fällen sogar selber zu reden und zu handeln pflegten wie er. Und so kam es, daß das Leben für Daniel leichter wurde, begann er doch zu begreifen, daß er nicht völlig nutzlos bei diesen frommen Menschen weilte, da er sie ja dazu brachte, der rechten Lehre recht nachzufolgen. Da sprengte eines Tages ein Barbar, der sich in den Grenzgebieten aufgehalten hatte, ins Lager und teilte

mit, daß die Getauften das Lösegeld für Daniel durch ihn schickten und daß man den Daniel jetzt freilassen müsse.

Daniel freute sich zwar darüber, daß er jetzt zu den Seinigen zurückkehren könnte, als er jedoch die letzte Nacht in der Wüste unter seinem Zeltdach lag, begannen ihm die Barbaren leid zu tun. ‚Nun war ich doch so weit‘ — mußte er erwägen —, ‚daß einige von ihnen auf gute Gedanken gekommen waren und sich gemäßigterer Sitten befleißigten, wenn ich aber jetzt fortgehe, werden sie alles vergessen und zur alten Bosheit zurückkehren. Es wäre eigentlich meine Pflicht gewesen, sie im Guten zu bestärken, und trotzdem will ich sie verlassen . . . Denn dieses ist doch mein Amt, für welches ich mein Vaterhaus verlassen habe und in die Einsiedelei gezogen bin, wo ich hernach gefangen genommen ward.‘ Dennoch aber war sein Wunsch, in der Gemeinschaft von Leuten christlichen Glaubens leben zu können, stärker als diese Erwägungen und so entschloß sich denn Daniel, zu gehen. Die Barbaren aber teilten das Lösegeld, das man für Daniel hinterlegt hatte, unter sich, gaben ihm einen Kürbis voll Wasser mit und einen gefüllt mit weißem Weizenmehl und erteilten zwei Berittenen den Auftrag, ihm bis zur Grenze das Geleite zu geben, von wo aus er ohne Gefahr allein zu seinen Getauften zurückzukehren imstande war.

Wohlbehalten kehrte Daniel zur Grenze zurück und nahm sein früheres Einsiedlerleben von neuem auf.

Allein es war nicht von Dauer: nach einem halben Jahre wurde die Einsiedelei von anderen dunkelgesichtigen Barbaren überfallen, und wiederum wurde Daniel in die Sklaverei verschleppt und gezwungen, Mist zu trocknen, damit dieser zum Feuern dienlich sei, sowie Schafe, Pferde und Kamele zu hüten.

Dieses Mal fiel Daniel das Leben viel schwerer als das erste Mal, ja es kam ihm sogar vor, daß mit diesen Barbaren viel schwieriger umzugehen sei, denn mit jenen früheren hatte er sich doch bereits eingelebt, so daß sie ihn zum Schluß freundlich behandelt hatten, während diese ihn nicht kannten und sich wenig um ihn kümmerten, ihm nur Befehle ertheilten, die er auszuführen hatte, und ihn im übrigen ohne Beachtung ließen.

Da kam große Trübsal über ihn und mit dieser der Gedanke, daß die Barbaren kein Recht hätten ihn gefangen zu halten, weil er doch schon einmal losgekauft war, und so ersah er sich denn einen günstigen Augenblick, ließ alles was ihm anvertraut war, im Stich und floh. Es glückte ihm, wohlbehalten die Grenze der getauften Länder zu überschreiten und in die Einsiedelei zurückzukehren; die Barbaren kamen jedoch bald hinter seine Flucht, schwangen sich auf ihre Pferde, sprengten zur Einsiedelei, verwüsteten deren Gärten, zerstörten die Baulichkeiten, erschlugen die alten Leute und schleppten Daniel in die Gefangenschaft zurück, wobei er zu Fuß gehen mußte und mit einem Strick, der um den Hals geschlungen war, an den Sattel eines Kameles ge-

bunden wurde. Damit aber Daniel nicht etwa zurückbliebe, sondern mit dem Kamele gleichen Schritt hielt, ritt hinter ihm ein junger Barbar, der ihn mit einem spitzen Speere in den Rücken stieß. So schleppte sich denn Daniel unsicheren Fußes, stöhnend hin, und bald rötete sich seine Spur von den Tropfen seines Blutes.

Während Daniel so hinter der Karawane herschritt, mußte er seiner zwei früheren Gefangenschaften gedenken und weinte, weil er weder während seiner ersten noch in seiner zweiten Gefangenschaft so grausame Tyrannei zu erdulden gehabt hatte wie jetzt, und fühlte, wie in ihm eine unerträgliche Erbitterung gegen seine Peiniger aufstieg, insbesondere gegen den jungen, kräftigen Barbaren, der, dunkel wie ein Äthiopier, auf einem rabenschwarzen Rosse hinter der ganzen Karawane herritt und Daniel mit Speerstichen in den Rücken zur Eile trieb.

Gegen diesen erhob sich in Daniel bei jeder neuen Verwundung ein so heftiger Geist der Rache, daß er, wenn er nur Kraft genug gehabt, sich gewiß auf diesen Barbaren gestürzt und ihn getödet hätte.

Der junge Äthiopier aber, der Daniel so peinigete, ritt gelassen hinter ihm im hohen Sattel und fletschte nur gelegentlich die weißen Zähne, ließ die Augen rollen und stach Daniel mit dem Speer.

Endlich langten die Barbaren und Daniel im Lager an, allwo ihre Zelte aufgeschlagen waren und das große und kleine Vieh weidete. Dort stiegen die Reiter von den Pferden, und sogleich stürmten die

Frauen und Kinder aus den Zelten herbei; die einen nahmen ihnen die Pferde und Kamele ab, um sie zu entsatteln, die andern aber taten Hirse in den Kessel und kochten sie, darauf setzten sich alle zum Essen nieder und warfen auch Daniel ein wenig gekochte Hirse auf dem Blatte zu, und er hörte wie sie untereinander sprachen, daß sie morgen diesen Lagerplatz verlassen und zu einem andern ziehen wollten, da hier das Gras in weitem Umkreise von der Hitze versengt wäre und das Vieh Hunger litte.

Daniel, der lange unter Barbaren gelebt, verstand was sie sprachen, und dachte insgeheim: „Wenn man mich morgen wieder so antreiben wird, zu Fuß zu gehen, dann kann ich es nicht mehr; mögen sie mir nur lieber gleich mit dem Schwert oder dem Spieß ein Ende machen.“

Über Nacht aber kam es anders: denn es befiel denselben schwarzen Barbaren, der Daniel angestachelt hatte, ein so gewaltiges Fieber, daß sein Weib mit ihren eigenen Händen kalten Ton aus der Erde graben und ihm auf den Kopf legen mußte. Da sagten die andern: „Wir wollen dieses eine Zelt zurücklassen und den Gefangenen dazu. Freilich wollen wir ihm einen Klotz an das Bein binden, und mag er dann für jene arbeiten, das Weib aber soll den Mann pflegen, bis er gesund wird.“

Daniel freute sich darüber, denn nun konnte er ein wenig ausruhen, und es konnten auch seine Wunden wieder verheilen.

Die Karawane zog fort, das eine Zelt aber blieb

auf dem gleichen Fleck zurück, und mit ihm blieben ein Roß, ein Kamel und ein Esel da, denen Daniel als Wächter beigegeben wurde; freilich hatte man diesen zuvor an eine dicke Kette geschmiedet, an welcher ein schwerer Balken befestigt war, so daß er nur mit großer Anstrengung zu gehen vermochte.

Es gibt sowohl unter den Barbaren als auch unter den getauften, aber wenig gebildeten Leuten abergläubische Menschen, die zwar an Gott zu glauben vorgeben, stets jedoch darauf aus sind überall Vorzeichen zu sehen und aus diesen auf Grund eigener Trugschlüsse den Ursprung der Geschehnisse abzuleiten. Das Weib des Barbaren hatte ein Traumgesicht, daß Daniel ihnen Unglück bringen würde, und erzählte es ihrem Mann und den Kindern, worauf alle miteinander Daniel noch grausamer behandelten. Endlich aber sagte die Barbarin zu ihrem Manne: „Er soll nicht länger auf Erden weilen als bis zu deinem Tode. Wenn du sterben solltest, dann, das verspreche ich dir, will ich diesen Gefangenen erschlagen, der uns so viel Unglück gebracht, und ihn in Sande zu deinen Füßen vergraben. Dies wird die Rache für dich sein.“

Als Daniel solches mitanhörte, begann er alsbald zu überlegen, was er jetzt tun sollte. Er hatte nicht mehr viel Zeit, denn das Schwert seines Unterganges hing schon fast über seinem Haupte und war von beiden Seiten scharf geschliffen. Es verging noch ein Tag, der Kranke fühlte sich schlechter, und außerdem

begann es im Zelt an Wasser zu mangeln. Nur der Kranke erhielt noch zu trinken und auch nur in kleinen Schlucken, die Äthiopierin selber trank gar nicht mehr und gab auch Daniel nicht mehr zu trinken, und trotzdem war abends im letzten Kübel nur noch so viel Wasser, daß es gerade den Boden bedeckte. Daniel nach Wasser auszuschießen, schien gefährlich, denn erstens konnte er dabei entlaufen, zweitens jedoch wußte er nicht einmal, wo der Brunnen zu suchen war, und so entschloß sich denn die Äthiopierin, es selber zu tun. Sie nahm auf ihre eine Schulter einen glasierten Krug mit langem Hals, hängte sich ihren Säugling auf den Rücken und begab sich zum Brunnen, der Brunnen lag aber eine Halbtagesreise vom Zelt entfernt. Sie nahm auch das Eselchen mit den leeren Schläuchen mit und ließ auf dem Kreuzbein des Tieres hinter den Schläuchen die älteste Tochter aufsitzen. Daniel blieb allein beim Zelt zurück, um Pferd und Kamel zu hüten und um dem kranken Barbaren behilflich zu sein, wenn er sich auf seinem Lager auf die andere Seite wenden wollte. Der Kranke lag in wildem Fieber und war überaus zornig, er trug Daniel bald das eine und bald wieder das andere auf, kaum aber hatte der Gefangene den einen Befehl ausgeführt, da befahl er alsbald etwas anderes, das völlig entgegengesetzt war. Daniel hatte sowohl auf das Kamel als auch auf das Pferd acht zu geben und mit einem Schilfblatt die bösen gelben Fliegen abzuwehren, die sich unablässig auf das schweißbedeckte Antlitz des Äthiopiens niederließen, außerdem mußte er für diesen unter dem auf-

geschlagenen Zeltsaum runde Küchlein aus Hirsemehl auf glühenden Steinen backen. Die Hitze in Palästina ist groß, so daß es auch für einen Gesunden kaum möglich ist sie zu ertragen, geschweige denn für einen Kranken, und dabei wollte der Äthiopier in einem fort trinken und begann, als er den letzten Wassertropfen geschlürft, zu schelten, daß Daniel alles weggetrunken habe.

Voller Zorn reckte sich der Barbar, packte einen der erhitzten Steine und warf Daniel den glühenden ins Antlitz, Daniel aber, dem der Schmerz unerträglich dünkte, packte sogleich einen anderen Stein und schleuderte ihn dem Äthiopier mit solcher Gewalt an den Kopf, daß jener nicht einmal einen Schrei mehr ausstoßen konnte, sondern sich ausstreckte und Arme und Beine spreizte. Daniel richtete ihn auf und gewahrte, daß der Barbar die Zunge mit den Zähnen festgebissen hatte, sein eines Auge aber war herausgequollen, hing nur noch an einer Sehne auf der Schläfe und blickte Daniel an.

Da begriff Daniel, daß er den Äthiopier erschlagen hatte, und mußte alsbald denken: „Jetzt bin ich freilich verloren, wenn es mir nicht gelingen sollte zu entfliehen, bevor die Äthiopierin zurück ist!“ Denn war diese auch nur eine Frau, für Daniel war sie dennoch gefährlich genug, da seine Füße in Fesseln staken und er kaum an Verteidigung denken konnte.

So legte er denn die Kette auf einen Stein, mit einem andern Stein aber begann er auf die Kettenglieder

loszuhämmern und zerschlug endlich die Kette und warf den an ihr hängenden schweren Balken ab; darauf erstach er mit seinem Messer das Kamel und trank das Wasser, welches das Tier im Magen aufbewahrte. Das Wasser war nicht nur trüb, sondern dick und klebrig wie Schleim, trotzdem aber trank sich Daniel daran satt, schwang sich darauf auf das Roß des Barbaren und eilte auf diesem in die Wüste hinaus. Er legte auf seinem Roß in jener Richtung dahin, in welcher seiner Meinung nach die Länder der Getauften liegen mußten.

Und so sprengte denn Daniel den ganzen Tag über bis zum Abend durch die heiße Wüste, ohne das Roß zu schonen, und nahm keine Nahrung zu sich und war in großer Angst, ob er in der rechten Richtung seines Zieles reite. Nachts aber, als die Sterne aufgegangen waren, hob er das Gesicht gen Himmel und überlegte nach dem Stand des Gestirnes Remphan, wo die Grenze der christlichen Länder sich wohl erstreckte, allein im gleichen Augenblick schnaubte sein wackeres arabisches Roß laut auf, taumelte wie in einem Krampf und stürzte zu Boden nieder, wobei es des Reiters Schienbein schmerzhaft unter sich begrub.

Mit großer Mühe gelang es Daniel sich wieder freizumachen, worauf er alsbald das Pferd an den Zügeln wieder hochreißen wollte, jedoch es erhob sich nicht mehr. Da schritt Daniel von vorn auf das Roß zu und sah, wie in dessen erschöpften

großen Augen das klare Licht des Mondes spielte und widerspiegelte, wie ein Bruder den andern erschlug.

Und alsbald begriff Daniel, daß sein Roß sich nie wieder erheben würde, und schritt zu Fuß weiter.

Fast die ganze Nacht hindurch schritt er aus, rastete nur wenig und erhob sich schon um das früheste Morgenrot, worauf er sich wiederum bis um die Zeit der mittäglichen Schwüle weiterschleppte, da jedoch verspürte er plötzlich einen bohrenden Schmerz in seinem gequetschten Schienbein und fühlte, daß ihn alle seine Kräfte vor Müdigkeit, Hunger und Durst zu verlassen drohten.

Er schritt noch eine Weile mit großer Anstrengung weiter, fühlte sich immer erschöpfter, und schließlich versagten ihm die Beine den Dienst; es nebelte vor seinen Augen und in seinem Geist, und so lag er viele Stunden lang da, bis er endlich vom Nachtfrost durchschaudert die Augen aufschlug und über sich das Gestirn des Remphan und all die andern Sterne in der tiefen Bläue des nächtlichen arabischen Himmels gewahrte.

Da versuchte Daniel seine Hände und Füße zu bewegen, allein weder Füße noch Hände wollten ihm mehr gehorchen, — nur noch sein Gedächtnis war ihm treu geblieben. Er gedachte, von wo er gekommen und wohin er ginge, und verglich, wie er aus seiner ersten und dann wieder aus der zweiten Gefangenschaft gekommen war und wieviel qualvoller die letzte dritte Gefangenschaft für ihn ge-

wesen sei: das erste Mal hatte er die Menschen das Rechte lehren dürfen, aber da war er fortgegangen und hatte es sie nicht zu Ende gelehrt; das zweite Mal hatte er das Vertrauen, das man in ihn gesetzt, getäuscht; das dritte Mal jedoch war er ungnädig behandelt worden, und da war alles schlimm gegangen: er hatte mit dem Stein den Barbaren getödtet, das Kamel mit dem Messer abgestochen, das fremde Roß zuschanden geritten, und befand sich nun selber in einer solchen Lage, daß ihn entweder ein Raubtier zerreißen oder ein des Weges kommender Barbar in neue Gefangenschaft verschleppen konnte; und schließlich mußte er auch daran denken, wie nun die Äthiopierin in das Zelt zurückkommen und ihren erschlagenen Gatten erblicken würde, welch schreckliches Klagen sie ausstoßen, wie sie sich wälzen und ihn verfluchen würde, der sie zur Witwe gemacht und zu Waisen ihre Kinder. . . Der Äthiopier selber aber lag plötzlich vor ihm wie kurz vorher mit ausgespreizten Händen und Füßen und schielte zu Daniel mit seinem ausgerissenen Auge hinüber. Und so schrecklich und ängstlich war dieser Blick für Daniel, daß er alsbald die Augen schloß, allein der dunkle Äthiopier spiegelte sich mit einem Male in seinem Innern wider. Er drohte nicht, er murrte auch nicht, nicht jammerte er über seine Kinder, sondern er bewegte nur leise die Lippen.

„Was mag es nur sein, das er mir sagt?“ dachte Daniel, und schon entgegnete der Äthiopier in ihm: „Ich werde jetzt in dir weiterleben, Bruder.“

Hierauf verlor Daniel aufs neue die Besinnung und kam erst wieder nach einer langen Frist zu sich, es war um die Zeit der Abendröthe, und das erste, was Daniel empfand, war, daß gleichzeitig mit ihm auch der Äthiopier in ihm erwachte.

Da ging Daniel mit sich ins Gericht, warum er den Äthiopier erschlagen: ,Wenn es nicht gegen Gottes Gebot gewesen, würde mir wohl dann der Geist so getrübt sein und hätte der schwarze Äthiopier von meinem Gewissen Besitz ergreifen können? Gottes Gebot ist klar: Du sollst nicht töten. Es wird nichts davon gesprochen: du sollst nicht töten den, der es aufrichtig mit dir meint, sondern den nur töten, der dir feindlich gesinnt ist, sondern einfach gesagt ,Du sollst nicht töten‘ und das habe ich übertreten, ich habe einen Menschen erschlagen und bin nicht imstande, meine Schuld zu sühnen. Andere habe ich gelehrt, daß alle Menschen Brüder seien, selber aber habe ich wie ein Unmensch gehandelt, — wild bin ich geworden, wie ein reißendes Tier und habe Böses auf Böses getürmt; ich habe sowohl einen Mord begangen als auch Raub und Zerstörung, und habe bewirkt, daß das Weib eines Mannes zur Witwe wurde und zu Waisen seine Kinder. . . Und deswegen fühle ich jetzt auch, daß ich in meinem Innern verurteilt bin und mir ein Quälgeist zugeteilt worden ist, der von meiner ganzen Seele Besitz ergriffen hat. So will ich denn schleunigst aufstehen und in die Wüste zurückkehren, von wo ich geflüchtet, und das Zelt des Barbaren und

seine Witwe und die Waisen auffuchen, — ich will mich vor ihnen des Mordes anklagen und mich in ihre Hände geben; wenn sie dann will, mag sie mich zu ihrem Sklaven machen, und ich werde mich bis zu meinem Lebensende für sie und ihre Waisen abmühen, sollte dies jedoch nicht ihr Wunsch sein, so mag sie mich dem Gericht ihrer Blutsverwandten übergeben, und ich will geduldig deren Rache hinnehmen.'

Nachdem Daniel dieses in seinem Geiste bewegt, richtete er sich auf und schritt schwankeuden Fußes den Weg zurück, der Äthiopier aber in ihm war wach und sagte: ‚Geh nur, geh, Daniel, Sklaverei und Hinrichtung harren deiner, — schreite aus und komme nicht zu spät, damit nicht noch etwas Schlimmeres deiner harre, denn du hast einen Menschen ermordet, hast ihn seines Gutes beraubt, hast sein Weib zur Witwe gemacht und zu Waisen seine Kinder. Und such mir nicht erst nach Rechtfertigungen durch irgendwelche Ausflüchte, denn du weißt ja, es ist verboten zu töten.‘

Daniel schritt aus und kam am Kadaver des Barbarentrosses vorüber, das er zuschanden geritten, über dem saßen jetzt die Adler und zerrten an seinen Eingeweiden. . . .

Allein wie weit er auch schritt — das Zelt fand er nicht mehr und nicht das Kamel, sondern spürte immer mehr, wie seine Kräfte ihn verließen und daß alle Spuren und Merkmale der Wüste sich in seinen Augen allmählich verwirrten.

Es kam Daniel so vor, als stünden große Feuerlilien und schneeweiße Lilien auf hohem Stengel rings um ihn herum, zwischen diesen aber kreuzten sich Menschen- und Kamelspuren die Kreuz und die Quer in der Wüste, und über allem funkelte bald ein Licht, bald wieder verschlangen es Wirbel, und in ihm selber in der Tiefe seiner Seele schien sich Dunkelheit auszubreiten, da wurde alles von dem Äthiopier umschlungen, der ihn zuletzt wie einen Klumpen in den verwehten brennenden Staub schmiß und sich erst dann zur Ruhe begab und einzuschlafen begann. . . .

„Oh, wehe mir!“ dachte da Daniel, „das ist der Engel der Finsternis, der zu mir in mein Fleisch dringt! Gibt es wohl eine Rettung vor dem?“

Keine Rettung kam in seine Gedanken und lange blieben die Augen Daniels geschlossen, als er sie jedoch wieder aufschlug, da dauerte es eine geraume Weile, bis er zu erkennen vermochte, an welcher einem Ort er sich befand. Er spürte zwar die sengende Schwüle in der Luft, er sah zwar, daß die brennende Sonne am Himmel flammte, er jedoch lag von der Glut geschützt, — jemand hatte ihn in den Schatten gebracht: er lag auf trockenem Stroh unterhalb eines Walles. In der Einfriedung, die der aus Steinen aufgeschichtete Wall umspannte, war es kühl, gelbe Kürbistranken zogen sich längs der Steine, seinen Augen gerade gegenüber aber gewahrte er eine weiße Kreidewand und in dieser den schmalen

Durchschlupf in eine Höhle; neben diesem Eingang kniete ein alter Mann und flocht mit der Hand einen Korb.

Als dieser Alte Daniels Erwachen gewahrte, sprach er ihn sogleich mit freundlicher Stimme an: „Der Herr sei gelobt, der dich ins Leben zurückgerufen. Ich werde dir gleich Wasser bringen.“

Da fragte Daniel: „Wie ist dein Name, Abba?“ „Mein Name ist Sünder,“ entgegnete der alte Mann, „du jedoch sollst dich nicht durch Sprechen ermatten, stärke dich lieber zuvor und laß uns dann erst plaudern. Und wisse, daß du dich bei Christen auf dem gottgeweihten Berge Sinai befindest, dieses hier ist meine Höhle, in welcher ich bereits seit vierzig Jahren hause; hergebracht wurdest du von einer christlichen Karawane, die dich, von der Sonne ver sengt und bewußtlos, in der wilden Wüste aufgefunden hat.“

Als Daniel sich wieder erholt hatte, beichtete er dem Wüstenmönch alles was ihm zugestoßen, ohne etwas zu verheimlichen, und äußerte seine Trauer sowohl als auch seine Klage: wie ihn das Gewissen quäle, weil er einen Menschen erschlagen, und bat den Alten um Rat. Der Einsiedler sprach zu ihm: „Ich bin ein einfacher armer Sünder und nicht weise genug, Ratschläge zu erteilen, zu denen große Erkenntnis notwendig ist. Die Patriarchen haben jetzt unternommen, uns Ungelehrte aufzuklären. Ziehe denn nach Alexandria zu Timotheos, er ist in großer Würde und weiß eine jede Sache recht zu beurteilen.“

Daniel erhob sich und begab sich auf den weiten Weg nach Alexandria, wo um jene Zeit Timotheos Niluros auf dem Throne der Patriarchen saß.

Daniel trat vor den Patriarchen.

Der Patriarch hatte damals nur noch Sinn dafür, wie der kirchliche Streit zwischen Byzanz und dem römischen Papste ausgehen würde, und sagte daher, nachdem er den armen Ankömmling angehört: „Vergeblich nütigest du dich selber und behelligst ohne Grund mit so geringen Dingen unsere Demut. Denn du bist ja nur durch Anwendung von Gewalt in die Sklaverei gelangt und hast dir keine Sünde zuschulden kommen lassen, als du den ungetauften Barbaren erschlugst.“

„Allein es quält mich mein Gewissen — ich kenne doch das Gebot, das uns verbietet zu töten.“

„Jedoch fällt hierunter nicht die Tötung eines Barbaren. Dies ist etwas anders als die Tötung eines Menschen und kann nur der Tötung eines Raubtieres gleichgesetzt werden; solltest du aber die Verantwortung fürchten, so begib dich in den Tempel für Flüchtlinge.“

Allein Daniel wollte etwas anderes, und nicht trösteten ihn diese Worte des Timotheos.*

„Vielleicht ist es in der That wahr, was man von

* Timotheos hatte den Beinamen Niluros, das ist: der Unbeständige, der Überläufer, der Fintenmacher. Er war zwar ein Monophysit, doch schlug er sich den Umständen gemäß jeweilig auf die günstigere Seite.

ihm spricht, daß er nicht die rechte Lehre Christi befolgt“, dachte Daniel. „So will ich denn keine Mühe scheuen und mich nach Rom zum Papst begeben, mag sein, daß der es anders auffassen und mich wirklich unterweisen wird, was ich zu tun habe.“

Daniel kam nach Rom und erhielt die Erlaubnis, vor den Papst zu treten, der gerade seine Vorbereitungen traf, nach Byzanz zu reisen, und nur noch Gedanken daran hatte: wie man das vereinigen könne, was man früher für unvereinbar erklärt hatte.

Der Papst hörte ihn an und sprach: „Der Patriarch von Alexandria hat ganz recht, — ich bin zwar in vielen Dingen mit ihm nicht einverstanden, hierin aber bin ich seiner Meinung: Die Tötung eines Barbaren ist etwas völlig anderes als das, was von den Geboten verboten wird. Ziehe in Frieden.“

„Ich danke deiner Heiligkeit, allein erweise mir noch eine Gnade — zeige mir die Stelle im Heiligen Evangelium Christi, an der das so ausgelegt wird.“

„Wozu? Unterstehst du dich etwa, dem Papst nicht zu glauben!“

„Vergib mir,“ erwiderte Daniel, „mein Ohr hört zwar deine Worte, und ich habe auch den Wunsch dir zu glauben, mein Gewissen jedoch will sie nicht anerkennen: denn seit der Stunde des Totschlages sehe ich mein Gewissen schwarz wie einen Äthiopier und kann infolgedessen zu keinem Frieden kommen.“

Da erzürnte sich der Papst über Daniel und befahl ihm hinauszugehen. Daniel entfernte sich, fühlte jedoch trotzdem, daß ihm der Frieden immer noch

fehle, denn sein Gewissen sprach nach wie vor das gleiche, was es zum erstenmal in der Wüste gesprochen, und weder dem Papst noch dem Patriarchen war es gelungen, seinen Äthiopier weiß zu waschen.

„So darf das nicht bleiben,“ überlegte Daniel, „die beiden Heiligkeiten sind jetzt heftig mit anderen Dingen beschäftigt — wie ein jeder von ihnen am besten den andern widerlegen könne —, doch gibt es außer ihnen noch andere Patriarchen, die sich vielleicht einer andern Denkungsart befleißigen. Da ich mit mir nicht ins Reine kommen kann, will ich auch fernerhin keine Mühe scheuen: ich werde zu allen Patriarchen gehen, nach Ephesus, nach Jerusalem, nach Zargrad und nach Antiochia. Jrgend einer dieser Patriarchen wird mich von seinem Throne herab gewiß belehren und mir sagen, wie ich den Äthiopier, der mich so quält, weiß zu waschen vermag.“

So zog denn Daniel nach Ephesus, erlangte eine Zusammenkunft mit dem dortigen Patriarchen und beichtete ihm sowohl die Tötung des Barbaren als auch die Antworten, die ihm der Patriarch von Alexandria und der römische Papst gegeben, und bat ihn schließlich mit einer tiefen Verbeugung: „Erbarme dich mein, Heiliger Vater, und weise mir ein Mittel, die Qualen meines Gewissens zu stillen. Der Papst und der heiligmäßige Timotheos sind für dich kein Gesetz, du bist selber erfüllt von göttlicher Weisheit

und vermagst in Gottes Geheimnisse einzudringen: tröpfle einen Tropfen deiner Vernunft in meinen armen Verstand; sage mir, was ich tun soll!“

Da entgegnete ihm der Patriarch von Ephesus, daß er freilich die Gabe hätte, in die Geheimnisse der Vorsehung einzudringen, ohne erst Timotheos und den Papst hierüber zu befragen, daß er jedoch in der Angelegenheit, von der Daniel spreche, sowohl mit Timotheos als auch mit dem Papst übereinstimme: die Tötung eines Barbaren sei keineswegs der Christenlehre zuwider.

„Das ist es ja, wofür ich eine Bestätigung brauche. Willst du mir nicht diese Worte Christi nennen?“

Allein der Patriarch von Ephesus nannte sie ihm nicht, sondern sprach: „Was willst du noch? Du bist ein Unwissender“, und wollte mit Daniel nicht länger sprechen, sondern befahl ihm, wie auch die andern es getan, in Frieden zu ziehen.

Darauf begab sich Daniel nach Zargrad, er reiste auch nach Jerusalem und nach Antiochia und beichtete seine Gewissensbisse den Patriarchen von Zargrad, Jerusalem und Antiochia, allein sie alle waren, wenn sie auch in andern Dingen, die Daniel gar nicht erst zu verstehen suchte, stets völlig abweichende Meinungen hatten, hinsichtlich der Tötung eines Menschen anderen Glaubens der gleichen Ansicht: denn sie sagten alle aus, daß es durchaus keine Sünde sei, einen Andersgläubigen, der ihm zuvor unrecht getan, zu töten und daß Daniel keineswegs darüber zu jammern brauche, daß er einen Barbaren erschlagen.

„Was aber soll ich mit dem Äthiopier tun? Ihr wißt ja nicht, wie schwarz und übelriechend der Äthiopier ist, der in meinem Gewissen haust“, rief Daniel ihnen zu.

Sie jedoch entgegneten ihm: „Hör endlich auf, den Äthiopier weiß waschen zu wollen, — das ist ja so, wie wenn einer Feuer pflügen oder Steine kochen will.“

Da Daniel keine weiteren geistlichen Machthaber kannte, entschloß er sich vor Kummer, in jene Stadt zurückzukehren, aus der er stammte, und sich dort seinem Fürsten zu stellen und diesen zu bitten, ihn wegen des Mordes richten zu wollen.

Als sich Daniel in dieser Nacht zur Ruhe begab, gewahrte er wiederum im Halbschlaf sein Gewissen, und da war es schon nicht mehr ganz so schwarz wie ein Mohr, sondern trug nur noch die dunkle Farbe wie ein Kind, das eine Äthiopierin einem Hellenen geboren.

Daniel begab sich alsbald in seine Heimatstadt und schritt dort, ohne erst seine Verwandten aufzusuchen, vor dem Schloß des Fürsten auf und ab, denn er hoffte, auf einen der Jünglinge des Fürsten zu stoßen und von diesem zu erbitten, daß er ihn vor den Fürsten bringe.

Die Edelknaben schliefen noch alle, doch wurde ein Pastetenbäcker des Fürsten aufmerksam und schrie ihm zu: „Was hast du hier zu suchen, o fauler Arbeitsscheuer! Du bist gewiß erschöpft und vor Müßig-

gang hungrig geworden und kamest her, die Kochherde des Fürsten zu beschnuppern! Hier gibt es keinerlei Leckerbissen für dich!“

Daniel aber erwiderte: „Nicht will ich die Herde beriechen, um mich an Leckerbissen zu sättigen, denn ich sorge mich keineswegs um den Sack in meinem Innern. Wenn es mein Wunsch gewesen wäre mich sattzufressen, wie ein Vogel es tut, der in der Dunkelheit der Unwissenheit fett wird, würde ich nicht so weite Wege zurückgelegt haben, als meine Beine bereits geschritten sind.“

Da überlegte der Pastetenbäcker, daß jener vielleicht der Vater Martian sein könnte, welcher in zwei Jahren durch hundertvierundsechzig Städte gekommen, immer auf der Flucht vor den Frauen, und der dennoch überall auf sie gestoßen war, — und warf alsbald seine Schürze über die Schulter legte den Löffel hin, mit dem er den Schaum abgenommen, und sagte: „Ich könnte dir vielleicht eine schmackhafte Brühe geben und etwas gebackenes Fleisch, das sollst du essen und mir erzählen, wie du vor den Frauen geflohen bist und wie jene hinter dir dreinjagten und auf welche Art sie dich zu betören versuchten.“

Allein Daniel erwiderte, daß er weder die Brühe noch das Fleisch wolle und daß nirgendwo die Frauen ihn belästigt hätten.

„Was willst du dann und wozu bist du hier?“

„Ich habe einen Menschen getötet und mein Gewissen quält mich deswegen. Ich bin bereits bei

allen Patriarchen und beim Papst selber gewesen und habe diesen gebeichtet.“

„Oh, du Glücklicher, da hast du schon viel Heiligtümer gesehen. Das ist freilich etwas anders als ich Unglücklicher, der ich stets nur meinen Herd habe. Willst du, ich werde dich mit einem Flügel des roten Vogels bewirten, du aber erzähle mir schnell, was die Patriarchen und der Papst zu dir gesprochen.“

„Sie sagten mir alle, daß ich trotz dieses Tot-schlages keiner Sünde für schuldig befunden werden könnte, ich jedoch spüre sie und bin daher jetzt zum Fürsten gekommen.“

„Da tatest du unrecht daran“, erwiderte der Pastetenbäcker. „Ich bin von Hause aus ein Liebhaber von allen Neuigkeiten und kann dir daher sagen: wenn dir die Verzeihung des Patriarchen nicht genügt hat, der das Abbild des großen Markus trägt, was kann dann wohl der Fürst für dich tun? Dieser wird dir vielleicht den Mord nicht vergeben.“

„Nichts anderes ist mein Wunsch“, antwortete Daniel.

„So willst du gar die Todesstrafe erleiden?“

„Ich will erleiden, wessen ich schuldig befunden werde, damit meine Seele ihre Schuld büße und rein werde.“

„Das ist wahrlich eine bemerkenswerte Sache. Unser Fürst hat einen Richtplatz, wo er zuweilen zu thronen und das Volk zu richten pflegt. Stärke dich einstweilen an diesem Röchlein, ich aber will

die Edelknaben des Fürsten wecken und in Erfahrung bringen, wann der Fürst deine Angelegenheit zu untersuchen belieben wird, und ob er dich an einem Holz kreuzigen lassen oder befehlen wird, dich in den Zwinger zur Raubtierhege zu bringen.“

Als bald lief der Pastetenbäcker zu den Knaben des Fürsten, diesen von Daniel zu erzählen, sie aber griffen ihn und übergaben ihn dem Kerkerwärter, wobei sie befahlen, ihn so lange sorgfältig zu bewachen, bis es dem Fürsten belieben würde, den Gerichtstag zu halten und ihn vorführen zu lassen.

Daniel wurden schwere Ketten angelegt, und er wurde auf lange ins Kerkerloch geworfen.

In seinem Kerker sitzend mußte Daniel auf das Gericht des Fürsten nicht etwa einen Tag oder zwei Tage lang warten, und nicht nur einen Monat, sondern viele Jahre; während dieser ganzen Zeit befand sich der Fürst entweder auf Jagden und Kriegszügen oder bei Festen und bald bei Kampfspielen, eines Tages aber kehrte er endlich in seine Hauptstadt zurück, und schließlich kam ihm, nachdem er sich an allem anderen übersättigt, der Gedanke, die seiner Ankunft wartenden Gefangenen zu richten. Als bald begab sich der Fürst aus seinem Schloß und setzte sich auf den hiefür bestimmten Platz, seine Knaben aber begannen die eingekerkerten Schuldigen der Reihe nach vorzuführen und plagten jeden des Frevels an, den er verbrochen.

Und der Fürst sprach Urtheil und ordnete an,

wieviel der eine dem anderen zu bezahlen hätte und welche Strafe jenem für seine Schuld aufzuerlegen sei. Als aber die Reihe an Daniel kam, berichteten die Knaben über ihn: „Dieser alte Mann, der vor dir steht,“ — Daniel war unterdessen alt geworden — „ist aus freien Stücken erschienen sich deinem Spruch zu unterwerfen. Er hat gestanden, daß er einen Mann getödet hat, wie aber und an wem der Mord geschah, das wollte er nur dir allein enthüllen.“

Da erstaunte der Fürst, denn Daniel war schon alt und schwach, so daß er kaum imstande zu sein schien, sich mit jemand zu messen, geschweige denn einen zu töten.

Allein Daniel entgegnete ihm: „Es ist meine Sünde, Fürst, die mich hat altern lassen. Sie hat mein Gewissen ausgemergelt, denn in diesem schleppe ich seit Jahren einen Äthiopier mit mir herum; damals aber, als ich den Mord vollbracht, da war ich noch jung. Bewillige mir, dir alles zu erzählen, und richte mich, als hätte ich gestern erst meine Sünde begangen.“

„Es sei,“ versetzte der Fürst, „ich will es dir versprechen.“

Da erzählte Daniel dem Fürsten alles und fügte auch hinzu, daß er bei allen Patriarchen und dem Papst selber gewesen und was die ihm geantwortet hatten.

„Und hat dir das keine Linderung verschafft?“ fragte der Fürst.

„Nein, es wurde nur noch schwerer.“

„Warum?“

„Darum, mein Fürst, weil ich alsbald denken mußte, daß, wenn erst die Worte der Menschen Christi Worte vor unsern Augen verdunkeln, auch die Gerechtigkeit unter den Menschen schwinden wird, da ihnen das Gebot der Christenliebe so gut wie unbekannt werden dürfte. Ich fürchte die Versuchung und wünsche mir keine weitere Belehrung von den Hochwürdigen, sondern stehe hier vor dir und bitte dich, mich den Tod eines Menschen sühnen zu lassen.“

Daniel fiel vor dem Fürsten auf die Erde nieder.

Der Fürst aber blickte Daniel aufmerksam an und sprach, da er auf dessen Gesicht Tränen und verzehrende Pein gewahrte: „Greis du setzest mich in Verwirrung. Es ist schon lange her, daß ich zum letzten Male erblickt, was ich auf deinem Antlitz klar lese: du hast ein gutes Gewissen, und dennoch muß ich sehen, daß es nicht leicht ist, ein solches zu tragen. Ich wäre glücklich dir helfen zu können, allein das Urtheil der Patriarchen kann ich nicht ändern und kann nur als dein Fürst in meinem Sinne einiges hinzufügen. Wenn du einen Mann meines Fürstentumes, der unserem heiligen Glauben angehangen, getötet hättest, du wärest von mir zu einer Zahlung oder zur Hinrichtung verurteilt worden, wie aber soll ich dich verurteilen, da du doch nur einen Feind und Widersacher getötet, einen ungetauften Barbaren? Antworte mir, sind diese es nicht,

die beständig die Grenzen unseres Reiches unsicher machen, sind sie es nicht, die unser Vieh forttreiben und die Untertanen verschleppen? Wie sollte ein solcher mein Mitgefühl erwecken? . . . Es ist meine Meinung, daß du gut getan hast einen Barbaren zu töten, noch besser aber wäre es gewesen, wenn du sieben Barbaren getödet hättest, dann wärest du eines noch größeren Dankes von mir wert.“

Als Daniel jedoch diese Worte des Fürsten vernahm, stieg plötzlich in seinem Innern großer Mut auf, und er entgegnete: „O Fürst! Das hast du gut gesagt vom vertriebenen Vieh, es ist nur schlimm, daß du vom vergessenen Christus so wenig weißt: du schärfest das Schwert und vernichtest durch das Schwert, allein auch du selber kannst durch das Schwert umkommen.“

Und Daniel hub an, heißblütig die Worte Christi von den Feinden auszulegen, und erschütterte dadurch die Zuhörer so, daß der Fürst den Kopf hängen ließ und endlich nur dieses zu antworten mußte: „Ziehe hin, Abba, dein Wort ist die Wahrheit, allein es taugt nicht für uns, denn unsere Gottesfurcht muß mit Gewalt verknüpft sein; ihr bester Schutz ist die Furcht.“ Worauf der Fürst, ohne Daniel anzusehen, sich alsbald erhob und in sein Schloß zurückkehrte, seinen Knaben aber befahl er, Daniel zu speisen, ihm Kleidung zu reichen und ihn ziehen zu lassen wohin er wolle.

Daniel ließ dem Fürsten seinen Dank sagen, obwohl er weder Brot noch Salz noch Kleidung an-

nehmen wollte; er begab sich auch nicht in die Stadt zurück, da dort alle von ihren Sorgen wie Schiffer auf einem untergehenden Schiff von Wellen überströmt würden, sondern verließ die Stadt, wie er war, in seinem Hemde.

Nachdem er lange gewandert, befand er sich einstmals auf einem weiten stummen und hochliegenden Platz, von wo aus er die grenzenlose Wüste zu überblicken vermochte. Und hier wurde es Daniel plötzlich leichter als es ihm jemals in Rom und in Byzanz gewesen, leichter als vor dem Gerichtsplatz des Fürsten; schnell wie ein Läufer auf dem Rennplatz eilte sein Leben an ihm vorüber, und er sah es vor seinen Augen sich von Anfang an abrollen. Er dachte daran, wie er vormals so kraftvoll gewesen, als er aus den Händen seiner Mutter gekommen, und wie er jetzt so erschöpft sei, da er hier angelangt, und während dieser langen Zeitspanne hatte er von allen immer wieder das Gleiche zu hören bekommen, daß sein Kummer eigentlich gar kein Kummer wäre; keiner hatte ihn verurteilt, weil er einen Menschen anderen Glaubens und aus anderem Lande erschlagen, sondern alle hatten nur ein Händeklatschen dafür gehabt, und trotzdem war der Äthiopier an seiner alten Stelle geblieben: denn ob er auch ein wenig heller geworden, seinen Platz hatte er nach wie vor behauptet.

„O Unbarmherziger!“ rief Daniel und schlug sich vor die Brust. „Wohin immer ich dich getragen, wem immer ich dich gezeigt, es wollte mir

keiner ein Mittel weisen, deine Ungestalt weiß zu waschen: was willst du noch von mir?“

Da entgegnete ihm der Äthiopier: „Armer Daniel, wie blind du doch bist! Wie hast du in so vielen Jahren nicht zu erkennen vermocht, wer dein Freund war und wer dein Feind? Dein Freund war ich, denn ich ließ dir keine Ruhe, dein Feind aber warst du selber, denn du trachtetest nur danach, mich zu vergessen. Ohne mich wärest du vielleicht der Versuchung unterlegen, die dich ins Verderben gestürzt hätte.“

Da mußte Daniel nachdenken und begriff endlich, daß er das Gewissen, das ihn gepeinigt, nicht für eine Strafe des unerbittlichen Gottes ansehen durfte, sondern darin eigentlich eine gute Mahnung hätte erkennen müssen, die ihm, Daniel, nicht erlaubt hatte, sich selber leichtthin einzuschläfern, — und er freute sich darüber, weinte vor Glück und rief: „Wie wohlthätig bist Du, o Gott, der Du mich so bestrafst! Wo aber, oh wo soll der die Heilung finden, der ausgelöscht die Leuchte des Lebens, welche er nicht einmal selber angezündet?“

„Wie man vergossenes Wasser nicht wieder in den Eimer zurückzutun vermag, so kann man auch jenem das Leben nicht wieder zurückgeben, dem man es genommen,“ hörte er da den Äthiopier sprechen. „Das mußtest du wissen und hättest, nachdem du einmal das Böse getan, nicht Kraft und Zeit auf Gespräche verschwenden müssen, sondern hättest handeln sollen.“

„Was aber kann ich tun?“

„Schau nicht so hoch, schau tiefer.“

Daniel richtete sich auf und blickte über die Ebene hin. Und aufs neue sah er die gleiche trockene Wüste, diesmal jedoch gewahrte er in einer geringen Entfernung ein Etwas, von dem er nicht sagen konnte, nach was es aussah. Dort lag etwas, das keine Gestalt hatte, es war von gleicher Farbe wie Staub und schien weder lebend noch tot zu sein, fast als wäre es ein Erdklumpen, und dennoch schien es sich zu bewegen.

Da erhob sich Daniel und schritt auf diese Ungestalt zu und erkannte in ihr einen übelriechenden Ausfägigen, dessen Nase, Ohren, Finger und Zehen bereits abgefault waren, sein Schädel war völlig kahl, die Augen waren ausgeflossen und an Stelle des Mundes gähnte eine offene Höhle, aus der ein unbeschreiblicher Gestank und ein heiseres Zischen drangen.

„Wer mag nur den hierher gebracht haben, und wer tränkt und nährt ihn bloß?“ überlegte Daniel. „Solange ich jenen nicht sehe, der sich mit ihm abgibt, will ich selber hingehen, ihm Nahrung zu verschaffen und ihn mit Wasser zu tränken.“

Als Daniel Wasser gefunden, trug er es in seinen hohlen Händen zu ihm hin und begann es schauernd in den Schlund des Ausfägigen zu gießen, hierauf aber verharrte er weiter bei ihm, um auf einen zu warten, der ihn nachts wegschaffen würde. Jedoch es kam niemand, die Dunkelheit senkte sich herab,

es setzte schneidende Kälte ein und der Aussäßige krümmte sich und klapperte mit den Kiefern. Das klang so furchtbar, daß nicht nur Daniels Herz sich zusammenzog, sondern auch seine Knochen erbeben, plötzlich aber begriff er was er zu tun habe, und sprach zu sich: ‚Dies soll mir eine Lehre und eine Aufgabe sein. Da ich nicht damals erdreistet habe, an Gott zu zweifeln, ob Er fähig wäre, die lebendige Seele des Barbaren zum Guten zu lenken, und diesen getödet, will ich jetzt mein Leben jenem hingeben, der hier ohne Hoffnung leidet. Ich will diesem hoffnungslosen Körper dienen, solange die verlöschende Kohle des Lebens in ihm noch glimmt.‘

Und alsbald streifte Daniel die zerlumpten Kleidungsstücke ab, die ihm geblieben, zog sie dem Aussäßigen an und wachte selber nackt bei diesem. Darauf ging er aufs neue Wasser zu holen und tränkte den Kranken wiederum aus seinen hohlen Händen; als das geschehen, suchte er und fand eine kleine Spalte in der Lonerde, erweiterte sie mit seinen Händen und trug den Aussäßigen dorthin. Und obwohl Schorf und Eiter des Aussäßigen an Daniels Körper kleben blieben, wurde ihm doch nicht übel davon, und er fürchtete nicht sich anzustecken. Er hatte seine Aufgabe gefunden und lebte nun bei dem Aussäßigen: tags ging er auf Taglohn aus, abends aber brachte er dem Aussäßigen Speise.

So ging es lange, bis man erfuhr, daß er mit einem Aussäßigen zusammen hause, und ihn nicht mehr in die Stadt hinein ließ. Da säete er Bohnen

aus, die schnell aufwuchsen und von denen sich Daniel und der Ausfällige von da ab nähren konnten.

Als der Ausfällige endlich ganz zerfallen und das Leben aus ihm geflohen war, begriff Daniel endlich, was er von der ersten Minute an, da er seine Sünde begangen und den Barbaren getötet, hätte tun müssen; freilich war er jetzt schon alt geworden und konnte den Leuten nicht mehr den Nutzen bringen, zu dem er in seiner guten Zeit noch fähig gewesen wäre.

„O Daniel! Daniel!“ sprach er zu sich, „nicht hättest du die Augen so hoch erheben sollen, sondern hättest auf die Erde blicken müssen und suchen, wem du nützlich werden könntest. Jetzt ist dir nur noch geblieben, zu verenden wie ein alter Hund: denn du bist zu nichts mehr tauglich.“

„O Abba, Abba! Wie habe ich dich gesucht und wie nötig brauche ich dich!“ ertönte da eine Stimme. Daniel erblickte einen Jüngling in staubiger Kleidung vor sich.

„Abba,“ begann dieser, „ich komme zu dir von fern: ich war ein großer Sünder.“

„Was tun? Bessere dich!“

„Ja; ich habe erfahren, worin Christi Lehre besteht, und ich will jetzt deinem Beispiel folgen.“

„Sei gesegnet“, entgegnete Daniel.

„Ich bin von den Menschen gegangen und zu dir gekommen, um dein Schüler zu sein.“

„Wenn dich Christi Liebe berührt hat, ist es für

dich nicht mehr schicklich; der Schüler eines Menschen zu sein.“

„Dann unterweise mich zum mindesten ein einziges Mal.“

„Gut. Aber du mußt mir gehorsam sein.“

„Ich verspreche es, Abba.“

„Verharre bei Christi Lehre und ziehe aus, den Menschen zu dienen.“

Die Erzählung von Theodor, dem Christen,
und seinem Freunde,
dem Juden Abraham

Es lebten in der griechischen Stadt Byzanz, noch bevor diese Stadt Konstantinopel genannt worden war und von den Russen Zargrad, einmal zwei Nachbarn. Der eine war ein Hebräer, der andere gehörte den heimlich Getauften an; der Hebräer hielt streng am alttestamentarischen Glauben des Propheten Moses fest, der Getaufte aber lebte vernünftig in seinem christlichen Glauben. Friedlich hausten die beiden nebeneinander und gingen verschiedenen Handlungen nach: der Hebräer versorgte goldene und silberne Gegenstände, während der Christ Schiffe, die er besaß, mit Waren gefüllt übers Meer schickte. Trotz ihrer nahen Verwandtschaft fielen die beiden einander niemals lästig, hatten sie doch die Gewohnheit, niemals über Punkte des Glaubens zu streiten. Ein jeder von ihnen blieb dem Glauben treu, in welchem er geboren, doch prahlte er weder vor dem andern damit, noch war er jemals darauf aus, des andern Glauben zu verhöhnen. Der Gedanke, welcher die beiden dabei leitete, war folgender: wieviel Erkenntnis in Glaubensdingen Gott einem jeden gegeben — das ist Gottes Wille. Und so verbrachten sie denn viele Jahre glücklich in guter Eintracht.

Ein jeder dieser beiden Nachbarn hatte einen Sohn; die Kinder kamen im gleichen Jahre zur Welt. Der Christ ließ seinen Sohn insgeheim taufen und nannte ihn Theodor, der Hebräer aber beschchnitt, getreu dem

hebräifchen Gefetz, fein Kind am achten Tage und nannte es Abraham.

Damals war in Zargrad der verbreitetfte Glauben noch der heidnifche. Die Chriften und Hebräer mußten, da fie inmitten von Heiden lebten, bemüht fein, fich möglichft verborgen zu halten, um nicht die Heiden zu reizen und unliebſame Vorfälle heraufzubeschwören. Darum wurden ſowohl die Taufe Theodors als auch die Beſchneidung Abrahams von ihren Vätern ohne jede Feſtlichkeit ſtill zu Hauſe gefeiert, wobei nur die nächſten Verwandten zugegen fein durften.

Als die beiden Nachbarn ſolcher Art von Gott Erben geſchenkt bekommen hatten, waren ſie deſſen froh. Der Chriſt ſprach: „Freundlicher Nachbar! Gott gebe, daß unfere Söhne ebenſo friedlich miteinander leben wollten, wie wir es getan.“

Und der Hebräer ſagte das gleiche: „Gott geb's, Nachbar; freilich will mir ſcheinen, daß unfere Kinder noch einträchtiger leben ſollten, haben ſie doch an uns, ihren Vätern, ein ſo gutes Beiſpiel dafür, daß in der Eintracht Genügen und Glück liegen, in der Zwietracht dagegen allerlei Unruhe und Verderben.“

2

Die Knaben, Theodor und Abraham, wuchſen heran, und als die Zeit gekommen war, daß ſie ſich gemeinſam ihren Spielen und Vergnügungen hingeben konnten, da trugen die beiden Mütter — die Chriſtin ſowohl als auch die Jüdin — ſie in die Gärten hinaus und ſetzten ſie nebeneinander hin,

damit sie spielen könnten und den Großen nicht lästig fielen. Die Gärten des Hebräers und des Christen waren bei den damaligen einfachen Sitten durch nichts abgegrenzt. Wenn die Hebräerin ihren Abraham hinaustrug und ins Gras setzte, trug auch die Christin ihren Theodor herbei und setzte ihn neben jenen unter den großen Rosenbusch; dann drückten die Mütter ihren Kindern Spielzeug in die Hände, wie es sich gerade traf, worauf eine jede ihren eigenen Geschäften im Haushalt nachging. Jedesmal aber befahlen die eine sowohl als auch die andere den Kindern auf das nachdrücklichste, sie sollten friedlich und fröhlich spielen, wie sie wollten, dürften es aber nicht wagen, miteinander zu zanken. Und wenn sie wirklich in irgendeiner Sache nicht auskommen könnten, sollten sie unter keinen Umständen über den andern Klage führen, sondern so gut sie es wüßten Frieden schließen.

Unter so einfachen und gütigen Lehren wuchsen die Knaben auf, und es wurde die Einhelligkeit zwischen ihnen mit der Zeit so groß, daß sie einander liebten als wie zwei einträchtige leibliche Brüder. Ja sogar mehr als das, denn unter leiblichen Brüdern eines Blutes gibt es nicht selten Zwietracht und Neid, während bei Theodor und Abraham nichts dergleichen jemals vorkam. Denn was dem einen lieb war, das pflegte auch dem andern zu gefallen. Und daß der eine von ihnen getauft, der andere dagegen beschnitten war, — davon wußten sie ja nichts. Die Eltern, stets beschäftigt und der

Zeit ermangelnd, hatten ihnen keinerlei Aufklärungen hierüber erteilt, und außerdem hätten die Kinder in ihrem jugendlichen Alter wohl kaum verstanden, worin da der Unterschied liegen sollte. Sie spielten in ihrer unschuldigen kindlichen Gedankenlosigkeit miteinander und schliefen, wenn sie genug gespielt, umarmt auf dem Grase ein, wobei ihre Häupter unter dem gleichen Rosenbusch ruhten, in welchem goldene Bienlein summten, die den Kindern nichts zuleide taten, dem Christen so wenig wie dem Juden.

Allein da brach die Zeit heran, daß Theodor und Abraham das Alter erreicht hatten, um in die Schule geschickt zu werden. Es war die Zeit, da das Heidentum in Konstantinopel sein Ende fand und die christliche Lehre zum vornehmsten Glauben erklärt wurde. Die heidnischen Götzentempel wurden entweder zerstört oder in Kirchen umgewandelt, auf den Stadtwänden aber und über den Toren wurden Heiligenbilder gemalt, auf daß ein jeder, der daran vorüberginge, sich davor verneige und bete.

Es war eine Zeit, da vieles völlig neugestaltet wurde, und einige der Lehrer erklärten der höchsten Obrigkeit, es ginge nicht an, daß Christen und Hebräer die gleiche Schule besuchten, sondern es sei unerläßlich, die Kinder gesondert zu unterrichten, auf daß sie nicht in so zartem Alter zuviel mit den anderen in Berührung kämen, denn wenn sie zusammen wären, sei es unmöglich sie harmonisch zu unterrichten, da doch die Hauptglaubensgebote der Hebräer von Moses, dem Manne Gottes herrührten,

die der andern aber von Christus. „Wir erkennen zwar ihr Altes Testament an, haben ihm jedoch in unserm Neuen Testament eine Ergänzung gegeben, allein die Hebräer denken, daß sie die Ergänzung nicht brauchen und daß es genug sei, wenn sie sich danach richten, was ihnen Moses im Alten Testament befiehlt.“

3

Die Mütter Theodors und Abrahams wußten keineswegs genau wie es um ihre Religionen bestellt war, sondern kannten nach weiblicher Art nur das Äußerliche der Lehren. So wußten sie zum Beispiel, daß Jüdinnen zu einer bestimmten Zeit in die Wanne zu steigen und sich zu baden hatten, dies war Pflicht, während die getauften Frauen sich nur dann zu waschen brauchten, wenn es nötig war; oder, daß die Christen Schweinefleisch essen durften, während den Juden das Schweinerne verboten und nicht gestattet war. Das weitere aber, und zwar die Hauptstücke des einen und des anderen Gesetzes, davon wußten sie wenig, und so betete denn eine jede auf ihre Art, wie sie es in der Kindheit gelehrt worden war. Sie kümmerten sich hauptsächlich darum, in ihren so eng benachbarten Haushalten einander möglichst gefällig zu sein, auf daß keines dem andern jemals lästig fiele.

Der alte heimliche Christ und der Hebräer wollten, als es Zeit wurde, daß ihre Knaben unterrichtet würden, diese nicht trennen und führten dieselben

daher dem gleichen Meister zu, der sie in der griechischen Sprache zu unterweisen hatte. Die beiden Knaben lernten gut und fanden solchen Gefallen am Lesen und Schreiben, daß sie geradezu unersättlich darin wurden. Nicht genug damit was sie in der Schule bei ihrem Meister lernten, sie pflegten wenn sie nach Hause zurückkehrten, auch dort in ihren Beschäftigungen fortzufahren. Kaum daß sie gegessen hatten, waren sie alsbald im Garten, setzten sich unter einen Baum, umarmten einander und vertieften sich in die Lektüre — sie lasen von verschiedenen Ländern und von verschiedenen Lehren. Sie lasen der Reihe nach viele Bücher durch und bewahrten, was sie gelesen, wohl im Gedächtnis, so daß der Meister die beiden rühmen und sie den andern als Beispiel hinstellen konnte. Er lobte sie wegen ihrer Fortschritte und rühmte sie wegen ihrer Sittsamkeit, denn es waren stille, einträchtige und freundliche Kinder.

So wuchsen Theodor und Abraham auf, ihren Verwandten zum Trost, den Fremden aber als ein gutes Beispiel.

4

Theodors und Abrahams Väter und Mütter dankten, ein jeder in seiner Sprache und nach den Vorschriften ihres Glaubens, Gott dafür, daß die Knaben so klug und folgsam wären und sie freuten sich ihrer Eintracht. In beiden Familien wurde der Nachbarssohn wie das eigene Kind aufgenommen: wenn Theodor zu

Abrahams Eltern gelaufen kam, waren der Hebräer und die Hebräerin zu ihm so freundlich wie zum eigenen Kinde, und genau das gleiche geschah, wenn Abraham seinen Kameraden besuchte; Theodors Vater und Mutter waren immer herzlich zu ihm, freilich bewirteten sie ihn niemals mit Schweinefleisch.

Der Meister, bei dem Theodor und Abraham sich des Studiums der Schriftgelehrsamkeit unterzogen, war ein Grieche vom alten hellenischen Geistes Schlag, ein Schüler der alten philosophischen Schule; er hieß Pamphilos. Er war ein gerechter und weiser Mann, stets bemüht die Keime der Gerechtigkeitsliebe in die Seelen der Kinder zu pflanzen und großzuziehen. Er lehrte sie nicht nur aus Büchern, sondern unterwies sie auch in einer gerechten Lebensführung, auf daß keiner den andern jemals demütige und keiner sich über den andern erhaben dünke, denn, pflegte er zu sagen, wenn in irgendeinem Menschen etwas ist, das die andern überragt, so rührt es nicht davon her, daß es vielleicht sein Eigentum wäre, und er hat es auch nicht bei seiner Geburt mitbekommen, sondern es ward ihm von Gott als Geschenk verliehen. — Und so kam es denn, daß die Schüler des Pamphilos sich niemals vor einander hervortaten, sie prahlten weder mit ihrer Körperschönheit, noch mit der Abstammung ihrer Eltern, weder mit Reichtum, noch mit Rang. Und waren auch in der Schule des Pamphilos viele Kinder, die verschiedenen Glaubenslehren anhängen, so hatte er sie dennoch bald alle dazu gebracht, sich als Kinder eines Vaters zu fühlen,

nämlich Gottes, der Himmel und Erde erschaffen und eine jede Kreatur, den Hellenen sowohl wie auch den Judäer.

Wenn die Zeit ihres täglichen Unterrichts um war, pflegten die Kinder sich gemeinsam heimwärts zu begeben und spielten unterwegs und plauderten vergnügt, zumal Theodor und Abraham, die sich fast Brüder dünkten. Plötzlich aber erschien die neue Verordnung, die Schulen dürften nicht wie früher für alle gemeinsam sein, sondern sie mußten nach Glaubensbekenntnissen abgegrenzt werden. Das Gesetz trat in Kraft. Und alsbald wurden besondere Aufseher ernannt, die über alle Schulen zu wachen hatten, damit die einen Kinder nicht in Berührung mit den andern kämen; diese Aufseher aber wurden ‚Jugendpfleger‘ genannt.

Die Jugendpfleger begannen ihr Werk, indem sie alles in Augenschein zu nehmen, in alles einzudringen und alles auszuforschen bemüht waren, — und zwar begnügten sie sich nicht nur damit, was die Meister in ihren Schulen lehrten, sondern wollten auch wissen, worin die Eltern ihre Kinder zu Hause unterwiesen. Mit einem Schlage, gewissermaßen mit einem Atemzug sollte alles umgestaltet werden.

Ein solcher Jugendpfleger wurde alsbald auch für die Schule ernannt, in welcher Theodor und Abraham lernten. Er fragte den Pamphilos: „Berichte mir, Pamphilos, waran du glaubst, welches Glaubensbekenntnis du vorziehst und welches du ablehnst.“

Pamphilos entgegnete ihm: „Mein Herr, die Vor-
sehung des Schöpfers hat den Menschen nicht gleich-
mäßig enthüllt, an was sie zu glauben haben, und
so gibt es denn unter uns verschiedene Glaubens-
bekenntnisse. Doch sehe ich darin noch nichts Schlim-
mes, schlimm ist nur, daß ein jeder Mensch seinen
eigenen Glauben für den besten und den einzig wahr-
en hält und die andern Glaubensbekenntnisse tadelt,
ohne recht in sie eingedrungen zu sein. Da ich nun
selber keineswegs alle Lehren kenne, kann ich über
deren Wahrheit in ihrer ganzen Fülle nicht urteilen
und bin daher nicht imstande, den einen Glauben
auf Kosten des andern hervorzuheben oder herab-
zusetzen, da dieses ein Ding ist, das keineswegs meines
Amtes ist.“

Der Jugendpfleger staunte.

„Warum solch verschmizte Gedanken?“ sagte er.
„Das geht nicht.“

Da versetzte Pamphilos: „Auf diesem Wege werde
ich zum mindesten keinen jemals in einer Irrlehre
bestärken.“

„Als ob das so ernst wäre, zu irren! Alle irren
— das ist durch Reue wieder gut zu machen; wir
aber kennen die Wahrheit und haben sie allen zu
zeigen. Darum ist es nötig, daß die Menschen nach
ihrem Glaubensbekenntnisse abgeteilt werden.“

„Hiefür“, erwiderte Pamphilos, „gibt es beson-
dere Glaubenslehrer, die ohnehin auf eine Teilung
bedacht sind, in meiner Schule aber ist es meine
einzige Sorge, daß es in der Auffassungsgabe der

Kinder möglichst keine Unterschiede gäbe und daß die Liebe und Eintracht unter ihnen wachsen.“

Das wollte der Jugendpfleger keineswegs loben: „Das“, sagte er, „ist ein Trugschluß gelehrter Erwägungen. Es ist im Gegentheil notwendig, daß ein jeder Jüngling sich von jung auf besonders hält und in seinem eigenen Glauben erzogen wird.“

Der Meister hingegen konnte diesem wiederum nicht zustimmen und meinte: „Dieses zu lehren ist mir unmöglich.“

Da begannen sie einander zu widersprechen und gerieten in Streit, und es kam zu keiner Einigung zwischen ihnen, denn sowohl der eine als auch der andere fand immer neue Beweise für seine Behauptungen.

Schließlich aber gelang es dem Jugendpfleger obzusiegen, indem er sagte: „Du mußt mir gehorchen: ich bin deine Obrigkeit und brauchste deine Gedanken gar nicht zu kennen.“

Da antwortete Pamphilos: „Gut, wenn alles so zu geschehen hat wie du es vorschreibst, dann ist es in der That überflüssig, dir mit Verstandesgründen zu kommen; allein laß Gnade walten und zwingen mich nicht, die Kinder zu trennen. Meine Schüler sind noch jung, ihr Verstand ist noch schwach, fahlföpfig und kindisch. Wenn sie erst das richtige Alter erlangt haben und in Locken der Vernunft prangen werden, dann werden sie selber, so gut sie es verstehen, in ihre Glaubensbekenntnisse eindringen, doch mag ihnen bis dahin die gute Gewohnheit der kindlichen Eintracht erhalten bleiben.“

Der Jugendpfleger errötete vor Zorn: „Was bedeutet die irdische Eintracht?! Man muß die Wahrheit zu erkennen streben.“

Pamphilos jedoch fuhr fort zu bitten: „Über schau doch nur die Kinder an,“ sagte er, „sie sind alle noch so jung an Jahren, ihr Verstand ist noch so fahlköpfig und noch so schwach, — von all den Dingen, die ein tieferes Eindringen verlangen, können sie ja noch nichts verstehen. Sei gnädig und verschiebe die Trennung auf eine spätere Zeit, mögen sie zunächst gemeinsam den Unterricht genießen und dadurch sich von Jugend auf daran gewöhnen, den Frieden der Seele einzuhalten und einander zu lieben. Dann wird auch die Verschiedenheit ihrer besonderen Ansichten nie imstande sein, ihre Herzen zu trennen.“

Der Jugendpfleger schüttelte den Kopf: „Deine Ansicht hat keine Bedeutung für uns“, sagte er. „Wir führen jetzt eine Ordnung ein, die uns entspricht, und bald wird in der ganzen Welt alles so sein, wie wir es wollen. Das aber, was wir wollen, das muß ein jeder sich von Jugend auf zu eigen machen und es vor den Augen der andern zur Ausübung bringen. Wenn aber jemand solche Gedanken hat, wie du sie aussprichst, dann taugt er für sein Amt nicht, und ich kann dir mithin nicht gestatten, weiterhin so zu unterrichten.“

Da blies Pamphilos in seinen Bart, seufzte und entgegnete: „Geschehe denn dein Wille. Du hast die Macht und ich unterwerfe mich dir. Du willst mir

nicht erlauben, die Schule so zu leiten wie ich es verstehe, dann also nicht: dann werde ich meine Schule schließen und die Schüler entlassen.“

„Ja, entlasse sie“, antwortete der Jugendpfleger. „Und damit es für die andern ein Exempel sei, will ich dein Tor mit sieben Siegeln verschließen.“ Und er versiegelte es alsbald. Die Schule wurde geschlossen.

Pamphilos aber berief die Väter seiner Kinder und sprach zu ihnen: „Da ist ein Erlaß herausgekommen, den ich nicht befolgen kann, und so hat der Jugendpfleger meine Schule versiegelt. Führet daher ein jeder entsprechend euren Glaubensbekenntnissen eure Kinder zu andern Meistern. Die Kinder haben bei mir nichts Schlimmes gelernt; gebe Gott, daß sie bei jenen noch Besseres dazu lernen sollen.“

Die Väter bedauerten zwar, daß der sanfte Pamphilos ihre Kinder nicht länger unterrichten konnte, unterwarfen sich jedoch dem Gesetz und brachten die Kinder in andere Schulen, ein jedes entsprechend seinem Glauben.

5

Dies war das erste Mal, daß die Knaben Theodor und Abraham getrennt wurden. Theodor kam in eine besondere Schule für Christen, in der es einen Lehrer gab, der sich für gerechter hielt als alle anderen Menschen, Abraham aber wurde von seinem Vater in den Eheder zu einem Juden geführt, der sich selber

für klüger hielt und reiner als alle andern Geschöpfe. Er kannte den ganzen jüdischen Talmud auswendig und ebenso alle Regeln, nach welchen die Leute andern Glaubens als ‚unrein‘ erklärt wurden.

Das erste, was die neuen Lehrer ihren Schülern geboten, war, daß sie sich nicht einmal im Scherz mit den Schülern fremder Schulen abgeben dürften, wer aber dieses Gesetz übertreten würde, dem drohte in der Schule die Gerte.

Um den Kindern eine Erklärung hiefür zu geben, sagte einer der Lehrer: „Wir allein sind es, die Gott auf die beste Weise behandelt, und nur was unser ist, ist rein, alle andern aber liebt Gott viel weniger als uns, und alle andern sind unrein, und so ist auch alles, was sich bei ihnen befindet, ebenso unrein. Alles, was jene besitzen, muß man ihnen fortnehmen und zur Heiligung bringen, um es darauf sich selber anzueignen. Dann wird es rein, selber aber soll man danach mit den Unreinen keinen weiteren Umgang pflegen. Und wenn einer in seiner Einfalt mit solchen umgehen sollte, der wird dadurch unrein werden, und Gott wird nicht mehr für ihn eintreten, und was mich betrifft, so werde ich ihn ohne Barmherzigkeit mit der Gerte auspeitschen und ihn darauf einem andern Lehrer übergeben, der ihn seinerseits einem dritten überantworten wird, so daß es schließlich so weit kommen mag, daß er auf Erden kein Leben mehr haben wird. Doch nicht genug damit, auch nach seinem Tode noch wird er in jener Welt mit erzenen Ruten im feurigen Bade gestrichen, auf

den glühenden eisernen Stuhl gesetzt und immerzu gepeinigt werden bis in die Unendlichkeit.“

Der andere Lehrer gab diesem keineswegs nach und nannte auch alles, was ihn selber betraf, rein und schalt das Fremde unrein und drohte gleichfalls, die seinem Unterricht anvertrauten Kinder zu Tode zu prügeln und sie auch nach dem Tode noch aller Freuden verlustig gehen zu lassen.

Als die Schüler das erste Mal, nachdem sie derartige Unterweisungen erhalten, ihre Schulen verließen, kam es ihnen in der Tat vor, als bestünden zwischen ihnen und ihren früheren Kameraden Unterschiede. Denn statt, wie vorher, auf kindliche Art miteinander umzugehen, erinnerten sie sich, mit den andern zusammentreffend, alsbald der Gebote ihrer Lehrer, stellten sich vor den andern auf und schrien:

„Komm nicht näher! Du bist unrein.“

Die andern aber entgegneten: „Du bist selber unrein.“

Und Theodor hörte, wie solches von Abraham gesagt wurde, und auch Abraham mußte hören, wie sie Theodor als unrein bezeichneten.

6

Heimgekehrt waren Theodor und Abraham zum ersten Mal in ihrem Leben im Zweifel darüber, ob sie wie früher zusammenkommen dürften.

Bei ihren Müttern holten sie ihre Brote und liefen dann wie immer in den Garten hinaus zum gleichen Platz, auf dem sie stets gespielt; diesmal

jedoch eilten sie nicht aufeinander zu, sondern blieben in einer gewissen Entfernung stehen, als wäre zwischen ihnen eine Schranke.

So standen sie, kauten, schauten einander mit gesenkten Köpfen an und wagten nicht näher heranzugehn.

Endlich sagte der eine: „Uns ist befohlen worden“, sagte er, „keinen Umgang mehr mit euch zu pflegen.“

Der andere aber erwiderte: „Uns hat man das gleiche gesagt.“

Sie schwiegen eine Weile.

„Unser Lehrer hat von euch gesagt, daß ihr unrein seid.“

„Auch unserer hat von euch gesagt, daß ihr unrein seid.“

„Nein, wir sind nicht unrein — unser Gott hat uns ein besonderes Gebot gegeben; wir dürfen kein Schweinefleisch essen, ihr aber eßt es.“

„Warum eßt ihr es denn nicht?“

„Das weiß ich nicht.“

Wieder schwiegen sie eine Weile.

„Schmeckt das Schweinefleisch eigentlich gut, oder wie?“

„Wenn Mutter es mit Pflaumen und Oliven backt, dann schmeckt es sehr gut.“

Abraham wurde nachdenklich. Er hatte schon häufig, wenn er Theodor besuchte, festgestellt, wie appetitlich Schweinefleisch mit Pflaumen roch, und nun kitzelte es ihn unter der Zunge. Da spuckte Abraham aus und sprach: „Es ist unrein!“

Theodor dagegen erwiderte: „Meine Mutter bacft nichts Unreines. . . . Und unsere Schule ist besser als eure.“

Abraham antwortete: „Und unsere ist noch besser als eure. Wir haben einen Melamed mit grauen Locken, der alles weiß.“

„Unserer weiß auch alles!“

„Unserer weiß von euch, daß ihr unrein seid und wir rein.“

„Das sagt unserer auch, daß ihr unrein seid.“

„Na, warte, das werd ich dem Vater sagen.“

Beide liefen zu ihren Vätern und erzählten es ihnen und kehrten gleich darauf zurück, um in ihrem Streit fortzufahren:

„Vater sagt, daß euer Lehrer Dummheiten schwätzt.“

„Mein Vater sagt ebenfalls, daß euer Lehrer Dummheiten redet.“

Es kam dazu, daß sie seit jenem Tage tagtäglich auf diese Weise miteinander abrechneten, und nicht lange darauf begannen Theodor und Abraham, die seit ihrer Geburt Freunde gewesen, aufeinander mit den Fäusten loszuspringen und Rippenstöße auszuteilen.

„Ach, du Jud!“ rief der eine.

Und der andere: „Ach, du irrgläubiger Goid!“

Das gleiche spielte sich in der gleichen Art auch mit andern Kindern ab. Wo immer Kinder verschiedengläubiger Väter zusammentrafen, wollten sie nicht mehr in Eintracht ihren früheren Spielen nach-

gehen, sondern waren jetzt nur noch darauf aus, eines das andere zu verlachen und zu beschimpfen, und zwar unbedingt dabei den fremden Glauben oder den Vater und die Mutter des andern auf die allerverlezendste Weise antastend.

Sie wußten zwar von den Verschiedenheiten ihrer Glaubenslehren noch sehr wenig, und was sie wußten war höchst oberflächlich, allein sie stritten dafür viel, und diese Streitigkeiten endeten häufig mit Prügeleien.

7

Die Kinder wurden die Veranlassung, daß bald darauf auch die Väter zu streiten begannen und ihren Kindern befahlen, die andern zu meiden.

„Durch euch, einzig durch euch ist dieser ganze Hader gekommen.“

Theodors Mutter und Abrahams Mutter begaben sich eines Tages hinaus, um ihre Kinder zu suchen, und mußten sehen, wie ihre Söhne sich im Garten in feindlicher Haltung gegenüberstanden und sich Püffe versetzten; die Augen der beiden brannten, sie schüttelten die Fäuste gegeneinander. Und der eine schrie: „Komm nur heran!“ und der andere schrie das gleiche.

Die Mütter trennten sie. Jede zog den ihrigen am Ärmel zurück und meinte: „Erstaunlich, daß sie früher nie gestritten haben. Deiner hat gewiß angefangen.“

Und die andere versetzte: „Wie kommst du dar-

auf, meinen anzuschwärzen? Meiner war immer still, es ist der deine, der beginnt.“

So gerieten sie in Streit: ‚Deiner ist so‘, und ‚deiner ist so‘, und zeterten nur so drauf los.

„Daß du deinen Fuß“, rief die eine, „nicht mehr in unsern Garten setzt!“

Und die andere sagte das gleiche.

Worauf die erste alsbald Steine aufwas und mit ihnen eine Grenzlinie bildete, damit weder Theodor noch Abraham diese jemals überschreiten sollte.

Die andere aber höhnte: „Ich kann wohl noch eine Reihe Steine dazu werfen.“ Und begann die Steine hinzuschleudern, wobei sie sich in ihrem Unwillen so ungeschickt anstellte, daß der eine Stein die Nachbarin traf. Diese begann zu winseln.

Alsbald stürzten sie sich aufeinander und begannen sich die Kleider abzureißen und einander in die Augen zu spucken. Die Kinder folgten ihrem Beispiel. Es kam zu einem Handgemenge, und es entstand ein so großer Lärm, daß die andern Nachbarn es hörten und alsbald in ihre Gärten hinausliefen, zuzuschauen wie zwei Weiber sich prügeln und die Kinder diesen halfen. Endlich vernahmen auch Theodors und Abrahams Väter, daß ihre Frauen und Söhne rauchten, und eilten hastig herbei sie zu trennen, aber es fügte sich so, daß sie selber in die Prügelei hineingezogen wurden. Die Nachbarn aber sahen über die Zäune hinweg der Schlägerei zu und nahmen vorerst mit ihren Armen nicht tätig

daran teil, sondern bemühten sich nur, ihre Glaubensgenossen durch Gebete zu unterstützen.

Schließlich jedoch litt es den einen und den andern nicht länger, sie kletterten über die Mauern und begannen mit den Fäusten mitzuwirken, so daß eine allgemeine Schlacht daraus wurde.

Nicht lange, und es erschienen Söldner und trieben die Menge auseinander, die beiden Männer aber, welche die Schlägerei begonnen hatten, wurden von ihnen festgenommen, in den Block gespannt und an den Beinen mit Klößen beschwert, worauf dem Regenten gemeldet ward, daß diese Personen sich ihres Glaubens wegen verunreinigt hätten.

Der Regent befahl, den Christen freizulassen, den Juden aber zu züchtigen und ihm außerdem noch eine Geldstrafe aufzuerlegen zum warnenden Beispiel, damit die andern hinfort nicht wagen sollten, jemals mit Getauften zu hadern.

Seit jener Zeit war es mit der nachbarlichen Eintracht, die vorher zwischen Theodors und Abrahams Vätern geherrscht, vorbei. Unmut war an Stelle der freundschaftlichen Beziehungen getreten, und keiner der beiden konnte den andern anschauen ohne Zorn. Damit es aber in Zukunft nicht mehr zu einem solchen Handgemenge kommen könnte, richteten sie hohe Steinmauern auf, so daß keiner in das Grundstück des Nachbarn zu schauen vermochte. Und so verstrickt in Zwietracht alterten die beiden vormals guten Nachbarn und starben schließlich hinweg.

Allein die Zeit schritt weiter, wie Gott es ihr gewiesen, und Theodor und Abraham wuchsen heran, beendeten ihre Lehrjahre und begannen selber Handel zu treiben. Beide setzten die Geschäfte fort, die ihre Väter begründet hatten.

Theodor trieb Handel mit überseeischen Städten, während Abraham goldene und silberne Geräte verfertigte. Beide hatten ihr gutes Auskommen, sahen sich jedoch, obwohl sie in der Kindheit so nahe befreundet gewesen, jetzt niemals mehr, bis sich eines Tages ein eigenartiger Vorfall zufrug.

Es war Feiertag, und Theodor erging sich außerhalb der Stadt in den Hainen, die über der Bucht lagen, da sah er plötzlich, wie einige Männer, mit denen er gemeinsam in der gleichen Schule Unterricht genossen, über Abraham herfielen, ihm mehrere goldene Ringe abnahmen und ihm zudem noch schlugen, wobei sie sagten: „Da hast du es, Jude, weil du unsern Feiertag nicht ehrst und auf daß du dich hinfort nicht unterstehst, an einem solchen Tage zu arbeiten und ihm dadurch Mißachtung zu erweisen.“

Da mußte Theodor der Kindheit gedenken und fühlte Mitleid mit Abraham: warum kränkten sie ihn? Theodor mischte sich ein.

„Warum kränkt ihr ihn?“ fragte er. „Was Böses hat er euch angetan?“

Jene aber entgegneten: „Er hat unsern Glauben mißachtet.“

„Wodurch hat er das getan?“

„Obwohl wir den Tag heiligen, trägt er seine Arbeiten aus und hat ferner, als er am Tor vorbeikam, auf welches ein Heiligenbild gemalt ist, sein Haupt nicht entblößt.“

Allein Theodor kannte nicht nur das Evangelium, sondern auch die Sagen hebräischer Frömmigkeit, und erwiderte hierauf: „Ihr habt unrecht, so zu handeln. Arbeiten wird nie als Sünde angesehen. Es steht geschrieben: wenn dir ein Lamm in die Grube fällt, wirst du es nicht dennoch, obwohl es Feiertag ist, herausziehen? Und daß er das Haupt nicht entblößt, auch das freidet ihr ihm vergebens an: dies war keine Kränkung, denn obwohl wir nach unserem Brauch das Haupt vor einem Heiligtum entblößen, ist bei jenen genau das Gegenteil gebräuchlich: es ist bei ihnen Sitte, vor einem Heiligtum mit bedecktem Haupte zu verweilen, das Haupt davor zu entblößen, würde bedeuten, daß man ihm Mißachtung erweise.“

Es war in der Tat so, wie Theodor gesagt, aber jene glaubten ihm nicht und brachen los: „Das lügst du: wie kann man vor einem Heiligtum mit bedecktem Haupte verweilen? Das hast du dir ausgedacht!“

Theodor aber entgegnete: „Nein, ich weiß es gewiß und spreche die Wahrheit.“

„Wie kommt es dann, daß dir eine solche Wahrheit bekannt ist, uns dagegen unbekannt blieb? Sind wir doch alle in der gleichen Schule unterrichtet worden.“

Allein Theodor erwiderte: „Bevor ich zur Schule kam, habe ich zu Hause in Büchern von jenem Glauben gelesen.“

„So so . . . Nun,“ riefen jene, „dann bist du wohl am Ende selber gar ein heimlicher Jude.“

Von allen Seiten drängten Leute herbei, die sich am Feiertag zu ergehen pflegten, und begannen zu fragen: „Was für ein Lärm und worum der Streit?“

Die ersten riefen ihnen schnell schnatternd zu, sie hätten einen Juden bei Respektlosigkeit ertappt, Theodor aber sei, obwohl ein Getaufter, für den jüdischen Glauben eingetreten und habe gleichzeitig den eigenen herabgesetzt.

Da drangen alsbald die Leute, ohne sich erst genauer zu erkundigen, auf Theodor ein: „Du bist schuld!“

„Wodurch? . . . Ich habe niemandem Böses getan.“

„Wie?“ riefen jene, „nicht Böses getan! Bist du etwa nicht für den Juden eingetreten?“

Theodor mochte nicht lügen und wollte erzählen, was der Anlaß des Ganzen gewesen und weswegen er sich für Abraham eingesezt, jene aber unterbrachen ihn und schrien wie ein Mann: „Das ist alles gleichviel: wenn du die jüdischen Gewohnheiten rechtfertigst und den eignen gleichsetzest, so ist es dasselbe, als wolltest du den jüdischen Glauben preisen. Empfanget denn die gleiche Belohnung.“

Und alsbald begannen alle auf die beiden los-

zudreschen — auf Abraham sowohl als auch auf Theodor.

Und schlugen die beiden zu Boden und ließen sie im Hain liegen an einem dunkeln Platz.

9

Dort lagen Theodor und Abraham bewußtlos lange Zeit, als aber die Nacht mitsamt ihrer Kühle gekommen war, erlangten die beiden nach und nach das Bewußtsein und schickten sich an, aufeinander gestützt nach Hause zu hinken. Und da sie endlich kurz vor der Dämmerung zu Hause angekommen waren, sprach Abraham zu Theodor: „Freund Theodor, du hast mir Gnade und Barmherzigkeit erwiesen. Ich bin dein Schuldner fürs ganze Leben, noch mehr wert jedoch ist mir, daß du ein gerechter Mann bist und Gott mehr fürchtest als die Menschen.“

Theodor entgegnete: „Freund Abraham, so und nicht anders sollte es auch sein: denn dies hat Jesus Christus uns gelehrt, und ich will würdig sein, mich Seinen Schüler heißen zu dürfen.“

Abraham erwiderte: „Ja, doch fassen längst nicht alle Schüler deines Lehrers Seine Lehre so auf wie du.“

„Was tun?“ versetzte Theodor. „Bei den Hebräern ist es ja das gleiche: die menschlichen Triebe verdunkeln die göttlichen Gebote für die meisten.“

„Das ist richtig,“ meinte Abraham und fügte mit einem Seufzer hinzu: „ob wohl irgendwann

einmal alle Menschen die Wahrheit erkennen werden, daß der Schöpfer keinerlei Spaltung will?“

„Alle werden es begreifen, freilich nicht um die gleiche Zeit.“

„O Herr, o rücke diese Zeit näher heran!“

Theodor lächelte. „Schau,“ sagte er, „wir liebten einander, da wir Kinder waren, Abraham, und spielten mitsammen und haben auch gemeinsam unter einem Busch geschlafen, danach aber zwangen uns die Menschen, getrennt zu leben. Ich meine aber, du hast nicht wahrgenommen, was soeben geschehen ist: wir haben soeben gemeinsam ein Gebet an Gott gerichtet! . . .“

Abraham erwiderte: „Möge in euch allen der Geist eures Lehrers leben und nicht der Geist anderer, die wohl Seinen Namen kennen, jedoch Seines Geistes ermangeln.“

Hierauf wurden sie aufs neue zu Freunden wie vormals und fanden nach alter Kindergewöhnheit großes Vergnügen daran, nach den täglichen Mühen des Tages beieinander zu stehen und zu plaudern.

Ihre Häuser betraten sie gegenseitig freilich nicht, fürchteten sie doch, hierdurch das Gerücht noch mehr zu nähren, das ohnehin über sie in Umlauf war. Denn von Theodor sprachen die Seinen, er hätte sich nur darum für den Juden eingesetzt, weil er sich selber insgeheim dem Judentum ergeben und sogar nach jüdischem Brauch beim Gebet hüpfte; von Abraham aber erzählten die Juden, er hätte ein Schweinsohr verzehrt und Mosis Gesetz verleugnet,

um insgeheim dem Christentum anzuhängen und dadurch die Gunst der Obrigkeit zu erlangen. So kam es denn, daß die beiden sowohl von ihren Verwandten als auch von den andern Personen ihrer Kreise mancherlei ärgerliche Vorwürfe zu erleiden hatten.

In der That war freilich nichts dergleichen geschehen. Theodor und Abraham waren beide im gleichen Glauben verblieben, in welchem sie geboren worden waren. Doch vermieden sie genau so, wie sie in der Kindheit niemals darüber gestritten, wessen Glauben besser oder gottgefälliger sei, auch jetzt jeden Streit über Glaubensfragen. Im Gegenteil, es schien fast, als wäre ein jeder jetzt noch fester davon überzeugt, daß sowohl der eine wie auch der andere Glaube es in jeder Beziehung ermögliche, daß ein Mensch seiner selbst Herr würde, wenn man nur den Glauben recht auffasse und keinerlei hinterlistige Absichten besitze und auch keine solchen Gewohnheiten, die dem Frieden schädlich werden konnten.

Da sie sich darüber klar geworden, nahm jedesmal wenn die Rede darauf kam das Gespräch einen stillen und freundschaftlichen Charakter an.

Theodor sprach eines Tages zu Abraham: „Es ist jammervoll, mitanzusehen zu müssen, wie viel Zwietracht unter den Menschen durch Streitigkeiten über den Glauben entstanden ist.“

Und Abraham entgegnete: „So muß es auch sein. Da schon unsere Augen so eingerichtet sind, daß sie nicht gleich weit und gleich hoch zu schauen

vermögen, wieviel mehr muß es dem Verstande unmöglich sein, alles gleich gut zu erkennen, und daher rühren die Verschiedenheiten. Wenn Gott es anders gewünscht hätte, alle Menschen würden gleich gut sehen und gleich tief erkennen; allein Gott hat es nicht so erschaffen, sondern Er erschuf die Verschiedenheit der Erkenntnisse. Daher denn auch die verschiedenen Glauben.“

Theodor stimmte mit ihm überein.

„So ist es,“ sagte er, „trotzdem jedoch ist mir die Zwietracht, die hierdurch entsteht, qualvoll und bedrückt meine Seele.“

„Die Zwietracht“, entgegnete Abraham, „rührt daher, daß man nicht verstehen will, daß jeder Glauben zum gleichen einzigen Gotte führt. Der kluge Gottesfürchtige wird, welchem Glauben er auch angehöre, stets den Wunsch haben, die Wahrheit in jedem Glauben zu verehren.“

Und aufs neue stimmte Theodor mit ihm überein.

„Ja,“ sagte er, „und darum bin ich längst der Ansicht, daß deine Glaubensgenossen vergeblich auf Christus zürnen. Denn sie begreifen nicht, daß es Sein einziges Ziel war, allen Menschen das Gute zu bringen, und daß Er dafür von der Wut der Unverständigen getötet wurde.“

Abraham war hiemit einverstanden.

„Du hast recht, kein Wort weiter,“ sagte er. „Der Galiläer, von Dem du sprichst, wahr ehrenhaft, heilig und überaus weise, jedoch es verstehen Ihn nicht nur die schlechten Schüler Mosi nicht,

welche glauben, mit ihrem Haß ein gottgefälliges Werk zu vollbringen, sondern es verstehen Ihn auch viele deiner eigenen Glaubensgenossen nicht, und dies ist um so trauriger, als sie ihn sogar für einen Gott halten und dennoch Seine gute und heilige Lehre nicht befolgen. Beklage das mit mir, Theodor mein Freund, denn hiedurch vermöget ihr nicht, Jesus in der ganzen Kraft Seines sieghaften Testaments vielen nahe zu bringen, und stoßet manch einen sogar vor den Kopf und zwinget ihn, an der Wahrheit eures Glaubens zu zweifeln.“

Da seufzte Theodor und sprach: „Abraham, du bezwingst mich!“

Jedoch Abraham entgegnete: „Auch du bezwingst mich! Man soll nicht über Gott streiten, sondern soll sich bemühen in Frieden zu leben.“

Abraham drückte seine Daumen in seine Augen und sang getragen, wie die Juden es tun: „Amein!“ das heißt Amen, oder wie wir es sagen, wahrlich so sei es.

Da umfing ihn Theodor von ganzem Herzen, preßte ihn an sich und flüsterte: „Er ist jetzt mitten unter uns.“

Abraham erwiderte: „Nun, und was denn? Weile unter uns, Galiläer!“

Theodor war von Rührung tief ergriffen und brach in Tränen aus. „Weile!“ betete er. „Verweile! Wir wollen Dir eine Hütte bauen.“

„Und wiederum sang Abraham: „Amein!“

So geschah es, daß Gespräche über den Glauben

zwischen Abraham und Theodor die Eintracht niemals störten. Täglich gingen sie in ihre abgegrenzten Gärten und stellten sich dort auf die Bänke, um über die Mauer hin miteinander plaudern zu können, allein dies währte nicht lange.

Für Glaube, Liebe und Hoffnung nahte eine schwere Prüfung.

Theodor und Abraham waren voll des Friedens, ringsum aber atmete alles bereits anderen Geist, und was immer auch geschah, es wurde benutzt, um Unruhe zu stiften.

10

Theodor wurde von mehreren aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen getroffen. Es war fast so, als zöge jeder Schicksalsschlag einen weiteren alsbald nach sich. Es begann damit, daß Theodor von einer Krankheit befallen wurde, die ihn auf lange Zeit ans Bett fesselte, seine Kinder erkrankten am gleichen Übel und starben eins nach dem anderen weg und schließlich wurde ihm auch seine junge Gattin, die er zärtlich geliebt hatte und die ihm in seinem Hauswesen eine große Hilfe gewesen war, vom Tode genommen.

Theodors seelische Kraft ließ in diesen Kümmernissen nach und er wurde unordentlich in der Führung seiner Geschäfte, die Mietlinge aber, deren er sich bediente, spielten ihm, obwohl sie Getaufte waren, übel mit und benutzten sein Unglück, ihm vieles zu rauben. Dazu kam noch, daß ein Schuldner, dem Theodor wie einem Bruder vertraut hatte, ihn grau-

sam betrog und einen Eid leistete, daß er die Schuld längst zurückgezahlt hätte. Theodors Vermögen erlitt hiedurch eine sehr erhebliche Einbuße, und er verfiel in Trübsinn. Die Menschen aber begannen über ihn zu schwätzen, und von allen Seiten bekam er zu hören: „Geh in dich: weswegen bestraft dich Gott wohl so? Gewiß ist dir dies alles nur deswegen geschickt worden, weil du mit einem Juden, einem Feinde des Christenglaubens, Freundschaft hältst.“

Theodor glaubte solchen Einflüsterungen nicht und wollte von diesen Dingen nichts hören, sondern entgegnete: „Das ist kein Trost, den ihr mir gebt, sondern ihr bereitet mir nur Ärger. Ihr wißt selber nicht, was ihr da sprecht; Christus hat uns nicht nur geboten, keinen Menschen zu hassen, sondern befohlen, alle zu lieben.“

„Mit Ausnahme der Juden,“ ward ihm zur Antwort.

Theodor aber sagte: „Davon steht kein Wort im Evangelium.“

„Der Jude ist der Feind unseres Glaubens.“

„Er ist nur dann Feind, wenn er nicht begreift, was unser Glaube lehrt, sondern ihn nach uns beurteilt. Daran sind wir allein schuld, denn wir sind immer noch böse und wollen uns nicht bessern und nicht nach Christi Geboten leben. Mein Nachbar Abraham hat sich nie unterfangen, meinen Glauben zu schmähen, und spricht von Christi Lehre sogar mit großer Achtung; doch wenn er auch ein Feind

wäre, ich als Christ bin dennoch verpflichtet, ihn, den Feind, mit Barmherzigkeit zu behandeln, um hiedurch Christi Willen zu erfüllen. Oder habt ihr vergessen, daß Christus noch am Kreuz für Seine Feinde bat?“

Da entgegnete man ihm: „Wir können uns nicht mit Christus vergleichen — Er ist ein Gott, wir sind nur Menschen. Du treibst Gotteslästerung.“

„Nein, es ist nicht Gotteslästerung,“ sprach Theodor, „ich sage nur, daß man Christus nachfolgen muß, denn wenn die anderen Menschen einst gewahr werden, wie gütig wir sind, könnte es geschehen, daß sie in Bälde unsern Glauben lieb gewinnen. Güte allein macht es uns möglich, Christus der ganzen Welt zu offenbaren, damit diese ihn verehere.“

Da erzürnten sich die Menschen noch mehr über ihn, in ihrer Schar aber gab es einen gewissen Nikodemus, den Chrysambereiter, welcher Chrysam verkaufte, — und dieser hub an zu allen zu sprechen, daß es Sünde sei Theodor zuzuhören, denn Theodor wäre als Freund der Juden bereits verdammt, und er, Nikodemus, habe im Schlaf ein Gesicht gehabt, daß Theodor nichts hinfort glücken, sondern daß ihm noch größeres Ungemach zustoßen würde, und daß jenen, die mit Theodor Umgang pflegen wollten, ebenfalls nichts als Ungemach bevorstünde.

Allein Theodor hörte nicht darauf und grämte sich nicht darüber, daß alle ihn verlassen hatten, sondern blieb bei seiner Überzeugung, daß es keine böse That sein könnte, daß er mit Abraham die alte

Kinderfreundschaft wieder aufgenommen; war doch dieser ein ehrenhafter Mann, der fest an seinem eigenen Glauben hing und keinen fremden Glauben herabsetzte, sondern sogar den Mut hatte, das Gute daran als gut zu bezeichnen.

II

Eines Tages kam Abraham zu Theodor und sprach zu diesem ohne Zorn: „Theodor, mein Freund, mir ist zu Ohren gekommen, daß deine Glaubensgenossen unzufrieden mit dir sind, weil du soviel Zuneigung für mich bekundest. Allein gib Obacht, daß nichts Schlimmes daraus entsteht.“

Theodor entgegnete ihm: „Freund Abraham, ich liebe dich und vermag nicht anders zu handeln. Da wir noch Knaben waren, gelang es den Menschen, uns zu veruneinigen, jetzt aber, da wir erwachsen sind, werden wir dergleichen nicht mehr zulassen. Freilich wird meine Seele krank durch die gewaltigen Mißgeschicke, die mir zugestoßen. Sollte es in der That Wahrheit sein, daß Gott mich verlassen?“

„Glück und Unglück wechseln im Leben miteinander ab“, versetzte Abraham. „Gott, der die Christen, Hebräer und auch die dunkeln Heiden erschaffen, hat keinen die Geheimnisse ihrer Lose enthüllt. Es ist allzu dreist von den Menschen, wenn sie in Gottes Geheimnisse einzudringen versuchen und auf ihre Weise auslegen, aus welchen Gründen dem einen Menschen Glück und dem andern Unheil gesandt wird. Sowohl unser als auch euer Glaube sagt aus,

daß es keineswegs Menschenwerk ist, dies zu enthüllen und auszulegen. Unser Menschenwerk ist: helfen, so gut wir können, dem andern helfen; unserer Freundschaft droht jetzt ein großer Stein des Anstoßes, denn es wird sowohl schwierig für dich als auch schrecklich für mich sein, wenn dich noch ein neues Unheil treffen sollte. Darum bitte ich dich, laß dich nicht durch deine freundschaftlichen Gefühle für mich behindern, sondern zeige allen, daß du mich gering achtest, ich aber werde dir in meinem Innern deswegen nicht zürnen.“

Diese Worte bewirkten, daß Theodor das Herz weh tat.

„Nein“, sagte er, „Abraham, du bist mein Freund von Kindesbeinen auf und hast mich niemals und durch nichts gekränkt, so will denn auch ich dich nicht durch eine solche Behandlung kränken.“

„Tu, was du für recht hältst“, antwortete Abraham, umarmte Theodor und fügte tränenerstickt hinzu: „Gott allein weiß, wozu diese Prüfungen gut sind; wir aber wollen einander treu bleiben, dann wird auch Gott unsere Treue nicht demütigen wollen.“

Diese Worte wechselten die Freunde am hellen Tage miteinander, des Nachts aber sammelten sich über ihrer Stadt Wolken und es fiel der Blitz vom Himmel und verzehrte in einem Augenblick Theodors ganzes Haus und all seine Speicher und Kammern, in denen die Waren lagen, die er gerade gekauft hatte, sie übers Meer zu senden.

Nachdem ihm dieses letzte Unheil widerfahren, wichen alle Menschen Theodor aus, als wäre er verseucht, und begannen in Wahrheit zu glauben, daß man ihn nicht kennen dürfe, denn nun sei es gewiß, daß Gott seinen Zorn auf ihn geworfen.

Trübselig stand Theodor auf der Brandstätte und dachte: „mir wird wohl von keiner Seite Hilfe kommen.“ Da rief ihn eine bekannte Stimme vom Zaun heran. Theodor richtete den Kopf auf und erblickte Abrahams Gesicht.

„Was sorgst du dich?“ fragte Abraham. „Ist man in Not geraten, muß man schnell zusehen, sie zu beseitigen.“

Allein Theodor erwiderte ihm: „Ich habe nichts, die Not zu beseitigen; ich habe alles was ich besaß verloren, und weiß wahrlich nicht, was ich jetzt beginnen soll.“

„So will ich dir Geld leihen, damit du deine Lage verbessern kannst.“

„Du spottest meiner, Abraham!“

„Nein, ich spotte nicht.“

„Um meine Lage zu verbessern, müßte ich jetzt mindestens tausend Litras Goldes haben.“

„Und was würdest du damit beginnen?“

„Ich würde aufs neue Waren aus Zargrad kaufen und mit denen nach Alexandria fahren, wo ich sie für den dreifachen Preis veräußern kann; so könnte ich dir die Schuld zurückzahlen und hätte selber Gewinn.“

„Das scheint mir recht wohl eronnen, — Komm denn zu mir und hole dir bei mir tausend Litras Goldes, ich will sie dir leihen.“

„Wen aber könnte ich dir als Bürgen stellen, daß ich dich nicht betrügen und dir die Schuld zurückzahlen werde?“

„Ich brauche keinen Bürgen. Mag unsere Kinderfreundschaft Bürge sein.“

Da rief Theodor: „So wahr ich Jesus Christus liebe, versichere ich dir, daß ich dich nicht betrügen will.“

Und Abraham entgegnete: „Ich weiß es, wie sehr du Ihn ehrst und glaube dir daher noch mehr. Du wirst Seinen Namen nicht eitel nennen. Komm denn und hole das Geld.“

„Wie aber, wenn mich das Mißgeschick verfolgen sollte, wirst du nicht am Ende denken, daß ich Christi Namen fälschlich gebraucht?“

„Nein, ich weiß, daß du ein getreuer Mensch bist. Komm zu mir, hole dir schnell die tausend Goldstücke, rüste ein Schiff aus und schwimme mit deiner Ware nach Alexandria.“

Theodor schrieb Abraham einen Schuldschein und unterzeichnete ihn, Abraham aber zählte Theodor die tausend Goldstücke auf, und alsbald kaufte dieser die für Alexandria bestimmten Zargrader Waren, belud ein Schiff mit ihnen, nahm Abschied und begab sich nach Ägypten.

Alle Leute waren voller Verwunderung darüber, woher Theodor so viel Geld hätte, und tuschelten

unter einander: ‚Er hat das Geld gewiß in der Erde vergraben gehabt.‘ Allein als die Zeit für Theodor gekommen war, ins Meer zu stechen, begab er sich noch einmal zu Abraham, von diesem Abschied zu nehmen, dankte ihm wieder und sprach: „Glaube mir, Freund Abraham, ich werde dich nicht betrügen und Christi Namen nicht entheiligen.“

Abraham erwiderte: „Ich zweifle nicht daran. Ein guter Mensch kann nicht den in Schande bringen, den er als seinen Meister liebt und achtet. Geh hin mit Gott, was immer auch geschehe, ich werde dir mein Vertrauen nicht entziehen.“

Und doch war es Abrahams Vertrauen vorausbestimmt, noch viele Prüfungen zu überstehen.

13

Wohlbehalten langte Theodor mit seinen Zargrader Waren in Alexandria an und trieb dort einträgliehen Handel. Er gewann so viel Geld, daß er nicht nur imstande gewesen wäre, Abraham die ganze Schuld leicht zurückzuzahlen, sondern auch noch genug für sich selber behalten hätte. Jedoch als er sich auf dem Rückweg nach Konstantinopel befand, zerschlug ein schwerer Sturm sein Schiff; mit Mühe und Not gelang es Theodor sich an ein Brett geklammert zu retten, sein ganzes Gold aber war verloren.

Vorüberfahrende Schiffe zogen Theodor aus dem Wasser, brachten ihn nach Konstantinopel zurück und setzten ihn dort als einen Bettler an Land.

Theodor wartete verborgen die dunkle Nacht ab und schlich erst in später Stunde gebückt und in Fetzen unschicklicher Kleidung gehüllt, welche man ihm auf dem Schiff gegeben, zu seiner verwüsteten Brandstätte hin, kroch dort in eine Kellerhöhle und brach in Tränen aus.

Er schämte sich, Abraham ins Gesicht blicken zu müssen, schämte sich, ihm erzählen zu müssen, welche eine schlimme Wendung der Handel genommen und was mit dem Gelde geschehen. Abraham aber hatte dazwischen die Nachricht von Theodors Rückkehr vernommen und stöberte ihn alsbald in der Höhle auf, kroch hinein und sprach zu ihm: „Laß' ab, Theodor, weswegen schämst du dich? Ein Unglück kann jedem zustoßen. Deswegen brauchst du nicht zu verzweifeln. Ich glaube dir und erinnere mich, daß du einen Namen zum Zeugen angerufen, der dir heilig ist. Du wirst Christus nicht betrügen, ich aber habe dir hier tausend weitere Goldstücke mitgebracht. Nimm die und beginne dein Werk von neuem.“

Theodor wollte seinen Ohren und seinen Augen nicht trauen.

„Das kann ich nicht annehmen“, sagte er.

„Warum?“

„Du siehst es ja: mich verfolgen entsetzliche Mißgeschicke.“

„Je nun, da ist es doppelt an dir, dich zu ermannen, und an deinen Freunden, dir zu helfen. Komm und hülle dich in mein anderes Gewand, nimm die tausend Goldstücke und mach dich alsbald ans Werk.“

Theodor erwiderte: „Ich fürchte, daß ich mit meinem Schicksal auch dich zugrunde richten könnte.“

„Laß das!“ meinte Abraham. „Warum über das Schicksal streiten? Das Schicksal ist niemand bekannt; daß du jedoch von den Deinigen meinerwegen geschlagen wurdest, das ist mir wohl bekannt, und darum will ich dich nicht im Unglück im Stich lassen, auf daß nicht mißachtet werde der Jude, der Diener Jehovas, welcher Himmel und Erde erschaffen. Da du für mich gelitten hast, sollte ich etwa nicht imstande sein, das gleiche für dich zu tun? Nimm das Geld und zieh aufs neue aus, das Glück zu suchen.“

Abraham gab dem Theodor sein anderes Gewand; der vorige Schuldschein wurde von einem Tausend auf zwei umgeschrieben, und Theodor ging hin, seine Reisevorbereitungen zu treffen.

14

Dieses Mal kaufte Theodor in Zargrad aromatisches Harz und belud damit ein ganzes Schiff. Er schaffte das Harz nach Alexandria und tauschte es mit großem Gewinn bei den dortigen Kaufleuten gegen Zinn um, mit welchem letzterem er sich nach Ephesus begab. In Ephesus bestand um diese Zeit eine lebhafteste Nachfrage nach Zinn, welches sie dort sehr nötig brauchten. Man bewilligte Theodor für sein Zinn den gleichen Preis wie für das gleiche Gewicht roten Kupfers. Durch diesen glücklichen

Umstand wurde Theodor plötzlich reich und begab sich auf die Rückreise nach Konstantinopel, hocherfreut darüber, daß er nun endlich mit Abraham abrechnen könnte und selber in Ehren zu leben vermöchte.

Alein auch dieses Mal kam alles höchst jämmerlich: aufs neue scheiterte Theodors Schiff, und wiederum ging sein ganzer Reichtum unter. Von der ganzen Besatzung gelang es nur ihm, sich zu retten, und aufs neue war ihm nichts geblieben, als nackt, wie er aus dem Mutterleibe gekommen, sich nach Hause zurückzugeben; so schleppte er sich denn zu seinem Aschenhaufen in Zargrad, drückte sich in eine Ecke der dunkelsten Kellerhöhle und weinte wiederum. Aber wiederum kam zu ihm der gleiche Abraham und sprach: „Nun hör einmal, Theodor! Wir haben hübsch viel Geld vertan, zweitausend Goldstücke und alles umsonst: die muß man zurückgewinnen.“

Theodor erwiderte ihm: „Wie denn zurückgewinnen? Das Unheil verfolgt mich. Was mich jedoch am meisten bedrückt, das ist, daß du vielleicht glauben könntest, ich hätte dein Geld vergraben und spielte jetzt nur den Bettler.“

„Nein,“ erwiderte Abraham, der Jude, „du warst immer schon ein ehrenhafter Mensch und hast nicht umsonst Jesu Namen ausgesprochen. Ich weiß, daß du Jesus aufrichtig ehrst und niemals Seinen Namen zu einer Lüge mißbrauchen wirst.“

„Gott tröste dich, Abraham, weil du so von mir denkst! Du hast recht: ich werde den Namen Jesu Christi niemals mit einer Lüge verbinden, und wenn auch noch viel größere Verfolgungen über mich hereinbrechen sollten, — und ich freue mich, daß du mir glaubst, wie sehr ich Jhn verehere.“

„Was brauchen wir deswegen lange zu schwätzen! Da hast du deinen alten Schuldschein über zweitausend Goldstücke. Vernichte ihn und schreibe einen neuen über dreitausend und zieh zum drittenmal in die Welt.“

Da mußte Theodor staunen.

„Ich danke dir“, sagte er, „für so viel Tugend, allein ich mag das Geld nicht mehr nehmen. Ich habe gewiß irgendeine besondere Sünde begangen, oder es mag in der That so sein, daß Menschen verschiedenen Glaubens einander nicht helfen sollen.“

„Deswegen gerade sollst du es annehmen,“ sprach Abraham, „denn ich will nicht, daß du solches denkst. Gott ist einzig im Weltall, Seine Schickungen zu beurteilen ist nicht unsere Sache, dagegen ist unsere Pflicht einander zu helfen. Schreibe denn den dritten Schuldschein über dreitausend Litras Goldes und begib dich zum drittenmal auf die Fahrt.“

Weil Abraham darauf bestand, nahm Theodor die tausend Goldstücke, bestieg ein Schiff und reiste nach Calvaria. Und wieder fiel ihm der allerglück-

lichste Erfolg zu. In Galbaria kaufte er Weizen, wobei er für den Scheffel einen Silberling bezahlte, damit begab er sich nach Gundala, in Gundala aber verkaufte er seinen ganzen Weizen zu einem Goldstück für den Scheffel. Nun hatte er sehr viel Geld, allein Theodor blieb dabei nicht stehen: er kaufte in Gundala trefflichen Traubenwein, wobei er einen Silberling für das Maß bezahlte, und fuhr mit dem Wein nach Antiochia. Unterwegs aber machte der Wein eine Gärung durch, wurde noch besser, und Theodor konnte in Antiochia seinen Wein zu einem Goldstück für das Maß losschlagen, das ihn doch selber nur einen Silberling gekostet.

Nun hatte Theodor so viel Geld, daß er nicht mehr wußte, wohin damit. Freilich war ihm bewußt, daß er auch schon zuvor mit Abrahams Beistand so leichten Gewinn erzielt und ihn dennoch niemals nach Hause zu bringen vermocht hatte.

Wie, wenn nun das dritte Mal das gleiche geschähe?

So kam Theodor auf den Gedanken, es wäre besser das Geld nicht selber zurückzuschaffen, sondern es durch irgendwelche freigelassenen Schiffe zu senden, allerdings durften diese nicht wissen, welche Ware sie führten.

Theodor wandelte durch die Stadt und kaufte für Abraham Geschenke — einen Mantel aus Antiochia und einen Reitsattel für einen Esel und eine feste Schatulle. Aus diesen dreien stellte er ein Bündel her, die Schatulle aber tat er in die Mitte dieses

Bündels, nachdem er vorher viertausend Goldstücke hineingelegt: dreitausend als Rückzahlung seiner Schuld, das vierte Tausend jedoch als Zins und Zinseszins. Er verpackte das ganze so gut, daß die Schatulle nicht zu sehen war, und übergab das Paket den nach Zargrad reisenden Schiffern, damit sie es dort Abraham, dem Juden übergäben. Kurze Zeit danach reiste er ihnen selber nach.

Die freigelassenen Schiffer ahnten nicht, daß in dieser Sendung Gold enthalten war, und überbrachten, kaum daß sie in Zargrad angekommen, alsbald Abraham, dem Juden, das für ihn bestimmte Paket.

16

Abraham war ein vorsichtiger Mann: nicht sah er in Gegenwart der Schiffer nach, was ihm Theodor geschickt hatte, sondern trug das Bündel nach Hause, schloß sich dort ein und rollte Mantel und Sattel auseinander, worauf er alsbald die festvermietete Schatulle fand, in der Schatulle aber das Geld — wohlbehalten die Viertausend Goldes: drei als Rückzahlung der Schuld, das vierte Tausend als Zins und Zinseszins.

Abraham zählte das Geld, schloß es ein und schwieg darüber; zu keinem Menschen sprach er auch nur ein Sterbenswörtchen davon.

Bald darauf gelang es Theodor heimzukehren, worauf er sich ungesäumt mit großen Geschenken beladen zu Abraham begab: er breitete vor diesem kostbare Gewebe aus und Steine und Gold.

„Nimm das von mir,“ sagte er, „denn ich verdanke dir alles. Ohne dich wäre ich verloren gewesen.“

Jedoch Abraham erwiderte: „Ich danke dir für die Geschenke und nehme sie an, allein es wird Zeit, Theodor, daß du mir deine Schuld zurückerstattest.“

Theodor geriet in heftige Verwirrung, doch entgegnete er seinem Freunde: „Es ist wahr, Abraham. Deswegen bin ich ja auch gekommen, um dir zunächst aus Dankbarkeit meine Geschenke darzubringen, nunmehr aber laß uns auf mein Schiff gehen, und alles, was ich besitze, zusammenzählen, auf daß wir es in zwei gleiche Teile teilen: die eine Hälfte dir, die andere Hälfte mir.“

Da lächelte Abraham und sprach: „Nein, Theodor, es war nur ein Scherz, mit dem ich dich prüfen wollte, ob du nicht alsbald zornig auf mich würdest und mir Vorwürfe wegen jüdischer Handlungsweise machen wolltest. Allein ich sehe, daß du in Wahrheit sanft bist wie dein Lehrer, Jesus aus Galiläa. Ich habe von den Schiffern deine ganze Schuld samt den Zinsen erhalten und habe mithin von dir nichts mehr zu bekommen. Da nimm deinen Schuldschein. Aber sage mir nur, wie es kam, daß du mir eine so bedeutende Summe ohne jede Benachrichtigung zukommen ließest.“

„Siehst du,“ erklärte Theodor, „ich entsetzte mich vor dem Unglück, das mir immer auf dem Rückwege zugestoßen, und wollte lieber zweimal die Schuld zurückzahlen, als noch einmal, trotz der Bürgschaft

des Namens meines Heilandes als säumiger Schuldner dastehen.“

Da umfing Abraham den Theodor und küßte ihn.

„Ja, du liebst ihn wahrhaftig,“ sagte er, „und preisest ihn in der That. Oh, wollte Gott, daß es mehr Leute auf der Welt gäbe, dir gleich und ähnlich.“

„Ja, wollte Gott, daß es auch mehr solcher gäbe wie du, Abraham!“ erwiderte Theodor und sagte darauf, er wolle aus seinem Reichthum ein Haus bauen, das allen armen Kindern aller Glaubenslehren ohne Unterschied Obdach und Speisung gewähren solle, damit sie von Kindheit auf sich aneinander gewöhnten und nicht der Spaltung anheimfielen.

Abraham freute sich darüber sehr.

„Gut,“ sagte er, „so will auch ich den Zins nicht annehmen, sondern ihn für das Haus hergeben. Mögen die Kinder darin leben, wie ich mit dir in unserer Kindheit gelebt, und mag das in unserm Alter für uns eine Erinnerung an unsere Freundschaft sein.“

So geschah es denn auch: sie bauten das Haus und benannten es ‚Die Wohnung der Nächsten‘. Und waren, wenn sie dorthin kamen, von gleicher Sorge um das Wohl des Nächsten in ihrem einträchtigen Dienst, den sie Gott, der alles erschaffen hat, darbrachten.

Diese Erzählung ist keine Fabel, in müßiger Laune erfunden vom Verfasser. Dies ist eine wahrhafte

Geschichte, die sich in ferner Zeit wahrlich so zugetragen, und die in vergangenen Jahren von der Hand eines Gottesdieners und Menschenfreundes aufgezeichnet ward. Sie wurde alten Schriften entnommen und wird nun in neuer Fassung den Freunden des Friedens und der Menschenliebe dargeboten, die beleidigt sind vom unerträglichen Atem des Bruderhasses und der Rachsucht.

Nikolai Semjonowitsch Lesskow
Sein Leben und Wirken
Dargestellt von Erich Müller

1

2

N. S. Lesskows Großvater war der Pope des Dorfes Lessok im Kreis Kromy, Gouvernement Orjol. Der Vater des Dichters diente zuerst als Beamter eines Kameralhofes im Kaukasus. Von 1832—1839 war er als Beisitzer am Kriminalgericht in Orjol tätig. Semjon Dmitrijewitsch, den Lesskow, einen sehr klugen, vielbelesenen Mann und Kenner der Theologie' nennt, erfreute sich einer guten Gesundheit und lebte nach seiner Entlassung zurückgezogen im Dorfe Panino, Kreis Kromy, wo er, immerzu Bücher las und als Sonderling galt.

Lesskows Mutter, Marja Petrowna, entstammte der altadeligen Großgrundbesitzersfamilie Alferjew. Lesskow hat im Gegensatz zu der tiefen Verbundenheit mit seinen Vorfahren väterlicherseits stets eine gewisse Zurückhaltung gegenüber seinen aristokratischen Verwandten gezeigt, die auch in seinem Verhältnis zur Mutter zum Ausdruck kam. Der Dichter schildert sie als gottesfürchtig und andächtig, macht jedoch kein Hehl aus ihrem raschen und ungeduldigen Charakter.

Nikolai Semjonowitsch Lesskow, der erstgeborene Sohn, kam am 4. Februar 1831 in dem Dorfe Gorochowo, Gouvernement Orjol, zur Welt. 1832 erfolgte die Übersiedelung der Familie nach Orjol. 1839, nach der Entlassung, erwarb der Vater die aus zwanzig Seelen bestehende Herrschaft Panino im Kreise Kromy, und die Familie vertauschte ‚das große Stadthaus mit einem neuen, sehr behaglichen, aber kleinen Landhaus‘.

Auf dem Dorfe verlief das Leben ebenso ruhig und gleichförmig wie in Orjol. Hauslehrer unterrichteten den Knaben und bereiteten ihn zum Eintritt in das Gymnasium vor. Wichtiger als alle formale Bildung wurden für den Knaben jedoch von Anfang an das bunte, ereignisreiche Leben, das um ihn spielte, und die Menschen, die ihn umgaben. Vor allem trug das leibeigene Gesinde auf dem väterlichen Anwesen dazu bei, Verständnis für die Art des Volkes und seines Erlebens in dem Knaben zu erwecken. Die einzige Verwandte mütterlicherseits, die auf Lesskows Werden nachhaltigen und großen Einfluß ausgeübt hat, war seine Großmutter Alexandra Wassiljewna. Sie entstammte der Moskauer Kaufmannsfamilie Kolobow und behielt auch inmitten der neuen, adeligen Sippe ihre schlichte, volkstümliche Art bei. Die regelmäßigen Pilgerfahrten, an denen der Enkel teilnahm, bildeten eine reiche Quelle des Vergnügens für ihn und ein Mittel, die vielgestaltige, wechselvolle Welt der Mönche und Klöster kennen zu lernen. Einen unmittelbaren Einfluß auf das geistige Wesen des Knaben übte jedoch die Kirche als unbedingte Wahrerin des christlichen Dogmas nicht aus. Für sein inneres Wesen bestimmend wurden vielfach Menschen, die ihrer Herkunft, Art und Gesinnung nach die geistige Haltung der Staatskirche weit überragten, oder zumindest solche, deren Kraft und gläubige Lauterkeit dem machtvollen Gefüge erst Inhalt zu verleihen wußten.

Zu ihnen gehörte der Pope G. A. Dstromyslenski

in Orjol, bei dem Lesskow den ersten Religionsunterricht erhielt. Der Dichter nennt ihn ‚einen zu seiner Zeit berühmten und außerordentlich guten Religionslehrer‘ und erkannte seinen Unterricht allezeit dankbar an. Mit großer Herzlichkeit gedachte Lesskow auch sein Leben lang eines anderen seiner Lehrer, eines Deutschen mit dem Beinamen Rosa (Ziege). Der lange, hagere Deutsche war Hauslehrer auf dem Gute des reichen Onkels, wo Lesskow vor dem Eintritt ins Gymnasium unterrichtet wurde. ‚Rosa‘ war ein guter, friedliebender Mensch, der stets nach seiner Überzeugung handelte, die Widersprüche zwischen dem Geist der christlichen Lehre und dem Leben ihrer Bekenner enthüllte und sich nicht scheute, seine Arbeitgeber mit scharfen Worten auf dieses Mißverhältnis in ihrem Dasein hinzuweisen. Auf Lesskow machte das Wesen dieses mutigen, ehrlichen, sich selbst verleugnenden Christen einen unverlöschlichen Eindruck.

Noch stärker wirkte die Schwester seines Vaters, die Fürstin Pelageja Dmitrijewna, unter den Verwandten allgemein ‚Tante Polly‘ geheißen, auf ihn ein. Lesskows Erinnerung an die kluge, gebildete und energische Verwandte, die all ihr Wissen in den Dienst am Nächsten stellte, verknüpfte sich mit dem furchtbarsten Erlebnis des Knaben, der Hungersnot im Winter 1840. Lesskow, der damals nach seinen Worten ‚in dem Alter war, wo Kinder Eindrücke sammeln‘, war von dem grauenhaften Elend, den tierischen Äußerungen einer vor Hunger rasenden Bauern-

schaft und dem Massensterben der verseuchten Menschen aufs tiefste erschüttert. Tante Polly und deren Freundin Hildegarda, eine englische Quäkerin, die umsichtig und gütigen Herzens die Versorgung und Heilung der Kranken auf sich nahmen, wirkten auf den Knaben, dessen Umgebung sich gegenüber den Nöten des Volkes gleichgültig oder gar höhnisch betrug, wie zwei lichte Engel. Unvergeßlich wurde dem Knaben jener Augenblick, als Tante Polly und ihre Freundin nach getanem Liebeswerk am Abend einen jener schlichten, evangelischen Choräle anstimmten, dessen Wohlklang und stille Schönheit Zeugnis gab von ihrer innigen, fast persönlichen Verbundenheit mit Christus. ‚Welch eine Minute war das!‘ heißt es in der Erzählung ‚Das Thal der Tränen‘. ‚Ich vergrub mein Gesicht in der weichen Rückenlehne des Sessels und vergoß zum ersten Male Tränen eines mir bis dahin unbekanntes Glückes, und geriet dadurch in einen solchen Zustand der Entzückung, daß mir schien, es fülle sich das Zimmer mit einem wunderbaren stillen Licht, und als ströme dieses Licht von den Sternen her, glitte durch das Fenster, an dem die beiden bejahrten Frauen sangen, und erleuchte darauf mein Herz bis in sein Innerstes. . . . Dieser Abend ist für mein ganzes Leben von Bedeutung gewesen.‘

Ein Jahr später kam Lesskow auf das Gymnasium nach Orjol. Die Schule war nicht schlechter und nicht besser als die übrigen Erziehungsanstalten des unter der despotischen Willkür Nikolaus' I. schmach-

tenden Rußland. Mehr als dieser Schule verdankte Lestkow den eigenen Bemühungen Bildung und Wissen. Er pflegte sich häufig im Hause von A. N. Sinowjewa aufzuhalten, einer Nichte des bekannten Schriftstellers Fürsten Massalskij, Autors zahlreicher historischer Romane, bekannt als einer der ersten russischen Übersetzer des Don Quichote. Frau Sinowjewa besaß eine umfangreiche Bibliothek, die sich vornehmlich aus belletristischen Werken zusammensetzte. Die Bücherei stand Lestkow zur Verfügung, und der wißbegierige Gymnasiast machte von dieser günstigen Gelegenheit eifrigsten Gebrauch. Romane und Erzählungen russischer und ausländischer Autoren, vor allem Scott's und Dickens', historische Werke und Reisebeschreibungen bildeten seine Hauptlektüre.

Eine reichhaltigere und wichtigere Belehrungsquelle wurde jedoch für den Knaben das Leben und Treiben in der mittellrussischen Gouvernementsstadt. Er kam mit zwei völlig voneinander verschiedenen Kreisen der Drjoler Gesellschaft in nahe Berührung. Wegen seines aus dem geistlichen Stande stammenden Vaters verkehrte er bei einigen Drjoler Geistlichen und bekam hin und wieder Zutritt zu der Klostersiedelung. Bei den Verwandten mütterlicherseits, die der besten Gesellschaft des Gouvernements angehörten, lernte er die Spitzen der Kirche und Verwaltung kennen, ohne sich jedoch von ihrer äußeren Macht blenden zu lassen. Sein Verhältnis zur Adelsgesellschaft blieb äußerlich und konventionell.

Weit stärker fühlte sich Lestkow zu den einfachen

Leuten hingezogen. Er verkehrte viel in der Familie eines Polizeioffiziers, die sich durch besondere Güte, Barmherzigkeit und Wohltätigkeit auszeichnete. Hier fanden alle Angehörigen der niederen Geistlichkeit, die ins Kloster zitiert wurden, ein Obdach. Die Kenntnis der Lebens- und Denkweise dieser Dorfgeistlichen trug dem Dichter später reiche Frucht, und das starke Interesse, mit dem der Gymnasiast den Kampf des Gouverneurs Trubezkoi mit dem Erzbischof Smaragd Kryshanowskij verfolgte — der Erzbischof hatte die Einmischung des Gouverneurs in kirchliche Angelegenheiten scharf zurückgewiesen —, verdichtete sich später zu grundlegenden Erwägungen über das Verhältnis von Staat und Kirche.

Die Lehrzeit auf dem Gymnasium erlitt einen jähen Abschluß. Nachdem bereits durch die anfangs der vierziger Jahre grassierenden Feuersbrünste in Orjol das väterliche Anwesen ein Raub der Flammen geworden war, erlitt die Familie einen neuen, schweren Verlust durch den Tod des Vaters, der 1846 an der Cholera starb. Da er völlig mittellos war, mußte sich Lesskow über seine Zukunft schlüssig werden. „Ich mußte damals nicht, wofür ich mich entscheiden sollte“, schildert er seine Lage. „Bald hatte ich Lust, mich den Wissenschaften zu widmen, bald der Malerei. Meine Angehörigen wünschten jedoch, daß ich Beamter werden sollte. Ihrer Meinung nach war dies am aussichtsreichsten. Ich hatte zu dieser Laufbahn Lust und auch wieder nicht. Ich mußte, daß es ein Beamter gut hat, machte mir

jedoch bereits allerhand Gedanken über das Leben. . . . Meinem Charakter behagte eine lebendige Thätigkeit besser. Ich erzählte dies meiner Tante, und sie übermittelte meine Wünsche ihrem Mann.'

Dieser in Lesskows Leben eine bedeutsame Rolle spielende Onkel war der Engländer Alexander Jakowlewitsch Scott. Er hatte eine Tante Lesskows geheiratet, von seinem Vater James Scott die Verwaltung der riesigen, im östlichen Teile Rußlands gelegenen Besitzungen des Grafen Perowskij übernommen und sich im Dorfe Rajskoje, Gouvernement Pensa, sesshaft gemacht. Scott, der als großer Praktiker galt — er errichtete die erste Dampfmühle im Gouvernement Pensa — riet dem jungen Lesskow, nicht in den Staatsdienst einzutreten, sondern sich der Verwaltungstätigkeit zu widmen. Trotz seiner Neigung für diesen Beruf ließ sich Lesskow jedoch von seinen übrigen Verwandten überreden, Beamter zu werden.

Während sein jüngerer Bruder weiterhin das Gynnasium besuchte, um später ein angesehenes Arzt zu werden, verließ Lesskow die Anstalt in der vierten Klasse und trat in den Dienst der Gouvernementsbehörde ein. Nach zweijähriger Thätigkeit in Orjol wurde Lesskow 1849 an den Kameralhof zu Kiew versetzt, wo er als Gehilfe des Tischvorstehers in der Rekrutierungsabteilung fungierte. 1853 wurde er zum Kollegienregistrator und 1856 zum Gouvernementssekretär befördert.

Die für Lesskows Entwicklung hochbedeutsame

Kiewer Zeit von 1849—1856 gilt als der Höhepunkt des nikolaitischen Regimes. Die europäischen Ereignisse des Jahres 1848 hatten überall, besonders jedoch in dem ohnehin von überzeugten Reaktionären geleiteten Rußland, Maßnahmen hervorgerufen, die jede freiheitliche Regelung unterdrückten. Der positive Gewinn, den Lesskow dieser Periode verdankte, bestand darin, daß er einerseits als Beamter den Regierungsapparat mit allen seinen Vorzügen und Nachteilen genau kennen lernte, und daß andererseits seine Persönlichkeit im Kampf gegen die nivellierenden Tendenzen des Systems immer stärker wurde. Den größten Vorteil zog der Heranreisende jedoch abermals aus den Menschen und dem allgemeinen Leben in Kiew, und vor allem aus dem freundschaftlichen Verkehr mit einer Reihe geistig hochstehender Männer.

Durch Vermittelung seines Onkels, des ordentlichen Professors an der medizinischen Fakultät der Universität Kiew, Sergej Petrowitsch Alferjew, in dessen Hause Lesskow mit seinem Bruder eine Zeitlang wohnte, ohne jedoch sonderlich liebenswürdig behandelt zu werden, kam er nach eigenem Zeugnis mit sämtlichen jungen Professoren der Universität zusammen und genoß trotz seiner Jugend die Geneigtheit und sogar das Vertrauen einiger von ihnen. Zu ihnen gehörten der junge, begabte Jurist Nikolai Iwanowitsch Piljankewitsch, der sich durch seine ‚Geschichte der Rechtsphilosophie‘ einen Namen gemacht hat, der Professor für Staatsrecht Iwan

Martynowitsch Wigura, Bruder des alten Sonderlings ‚Figura‘, und der Professor für Land- und Forstwirtschaft Ignatij Siodorowitsch Jakubowski. Die Dozenten, Studenten und jungen Beamten, zu denen sich auch Lesskows guter Freund Andrej Swanowitsch Druckart, nachmals Bizegouverneur von Sedlez, gesellte, pflegten viel Geselligkeit, bildeten einen literarischen Zirkel und veranstalteten Liebhaberauführungen. Lesskow las damals mit Eifer Strauß, Feuerbach, Büchner, Baboeuf und griff nach dem Neuen, wie jeder Russe es tut, ‚nicht ganz aufrichtig, aber entflammt, mit Affektation und Übermaß‘. Ganze Nächte lang debattierte er mit seinen Freunden in den Alleen des Kiwer Stadtparkes auf der Höhe des Dnieprufers.

Hochbedeutsam wurde für den Dichter die Freundschaft mit dem Kiwer Professor Dmitrij Petrowitsch Schurawskij. Schurawskij war wissenschaftlicher Sekretär der statistischen Abteilung an der Universität Kiew. Durch seine volkswirtschaftlichen Untersuchungen und seinen leidenschaftlichen Kampf für die Bauernbefreiung erwarb er sich den Ruf des ersten russischen Abolitionisten. Seine Ideen, die eine Besserung der Lage der Bauernschaft erstrebten, versuchte er zum Teil auf den Gütern des Grafen Perowskij zu verwirklichen. Schurawskijs Ansichten, abstrakte Ideen der Wirklichkeit und den Bedingungen der Zeit anzupassen, entsprachen Lesskows eigener Gesinnung und Erfahrung. Lesskow sah durch Schurawskij sein eigenes Bestreben bestätigt, das Ideal

mit den realen Zuständen in Einklang zu bringen und die Tat vor die Betrachtung zu setzen. Schurawskij gab ihm die Kraft zu dem Kampfe, den der Dichter ein Leben lang gegen alle geführt hat, die abstrakte Begriffe und Doktrinen ohne Welt- und Menschenkenntnis in die Wirklichkeit umsetzen wollten.

Lesskow erschienen von Unbeginn an Probleme wie die Überbrückung der sozialen Kluft innerhalb der Geistlichkeit oder die Lösung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wichtiger als die Revolutionierung der Geister. Er fühlte sich demgemäß den Männern näher, die ihm durch ihre Anschauungen und Tätigkeit Vorbilder und Lehrer werden konnten. Nächst Schurawskij ist in diesem Zusammenhang vor allem der Professor an der Kiower Geistlichenakademie S. A. Lernowskij zu nennen. Er wurde von allen, die ihn näher kannten, wegen seiner hohen sittlichen Eigenschaften verehrt und geliebt, von den zünftigen Theologen jedoch wegen seiner selbständigen, allem Konventionellen sich widersetzenden Denkart gehaßt. Lernowskij, der stets den Geist über die Formel, die Tat über das Wort stellte und deswegen auch seine Professur verlor, war mit Lesskow eng befreundet und blieb bis zum Tode in innigem Kontakt mit seinem Schüler.

Es nimmt nicht wunder, daß der dem Realen zugewandte Sinn des Jünglings in der Beamten-tätigkeit keine Befriedigung mehr fand, als nach dem Ende des Krimkrieges und damit der nikolai-

tischen Epoche ganz Rußland in fieberhafter Aufregung nach Neuem strebte und allenthalben reformierend sich zu betätigen suchte. „Viele junge Leute verließen damals den Dienst und suchten bei privaten Geschäften, deren sich plötzlich ziemlich viele entwickelten, Betätigung. Von dieser Bewegung wurde auch ich ergriffen“, schreibt Lesskow. Das Beispiel seines Kiower Bekannten und späteren Mitkämpfers Stepan Stepanowitsch Gromeka, der den Staatsdienst aufgegeben hatte und in die Russische Handels- und Dampfschiffahrtsgesellschaft eingetreten war, bestärkte Lesskows Entschluß, ebenfalls den Beruf zu wechseln. Am 30. Oktober 1857 wurde Lesskow auf sein Ansuchen aus dem Staatsdienst entlassen. Er nahm Anstellung bei einem englischen Handelshaus, für das er die drei folgenden Jahre unaufhörlich durch Rußland reiste, wobei er zuweilen bis in die finstersten Winkel des Reiches gelangte. Er lernte bei diesen Fahrten alle Gegenden Rußlands gründlich kennen, sammelte Eindrücke und vermehrte sein Wissen vom wirklichen russischen Leben. Als ihn kurz vor seinem Tode ein Schriftsteller fragte, woher er das Material für seine Schöpfungen genommen habe, deutete Lesskow auf seine Stirn und sagte: „Aus diesem Kasten hier. Hier bewahre ich die Eindrücke aus den Jahren meiner kaufmännischen Thätigkeit, wo ich in Geschäften durch Rußland pilgerte. Es war die schönste Zeit meines Lebens, da ich ungeheuer viel sah.“ Die Erlebnisse und Erfahrungen, die er auf seinen Reisen sammelte, legte

Lesskow in einer Reihe von Briefen an seinen Onkel A. J. Scott nieder. Dieser zeigte die auffällig flüssig geschriebenen und packenden Schilderungen seinem Gutsnachbar im Gouvernement Pensa, dem Titularrat Ilja Wassiljewitsch Selivanow, der sich durch seine freimütigen Schilderungen aus dem Gutsherrnleben einen guten Namen gemacht hatte. Selivanow fand Lesskows Schilderungen sehr beachtlich, hielt sie sogar für druckreif und sagte dem jungen Verfasser schriftstellerische Erfolge voraus.

Durch das Lob dieses verehrten, geistig hochstehenden Mannes angespornt, begann Lesskow bewußt zu schreiben. Seine erste Arbeit, die im Druck erschien, war ein Bericht über den Verkauf eines Evangeliums in russischer Sprache unter dem Titel: ‚Warum sind in Kiew die Bücher teuer?‘ Durch diesen Bericht waren die Professoren an der medizinischen Fakultät der Universität Kiew, A. P. Walter und N. J. Koslow, der an Senkowskij's ‚Biblioteka dlja tschenija‘ mitarbeitete und später die ersten medizinischen Frauenkurse ins Leben rief, auf Lesskows Talent aufmerksam geworden. Sie veranlaßten ihn zur Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeit. Lesskow schrieb daraufhin für die ‚Zeitgenössische Medizin‘ des Dr. Chan, mit dem der Dichter auch späterhin befreundet blieb, unter dem Decknamen ‚Dr. Freischütz‘ eine Reihe von Aufsätzen über die Arbeiterklasse, das Mieten von Arbeitern, die Beseitigung der Trunksucht, die Evakuierung von Bauern, über Polizeiarzte, Ärzte der

Aushebungskommissionen, Volksgesundheit, d. h. durchweg über Fragen, für die er Vorschläge zu Verbesserungen machen konnte. Von der gleichen Tendenz waren die ebenfalls 1860 im ‚Wegweiser für den Handel‘ erschienenen Aufsätze: ‚Über stellungsuchende Kaufleute in Rußland‘ und ‚Einige Worte über die Schankstätten von Branntwein, Bier und Meth‘.

Im nächsten Jahre, 1861, siedelte Lesskow nach Petersburg über. Damit begann seine literarische Laufbahn.

2

Der am 18. Februar 1855 erfolgte Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. bedeutete einen Systemwechsel. Das nikolaitische Polizeiregiment hatte infolge des Fiaskos des Krimkrieges seinen Todesstoß erhalten. Die seit langem gewaltsam niedergehaltene russische Intelligenz sah sich über Nacht vor Aufgaben gestellt, bei deren Lösung sich alsbald die Überschwenglichen von den Sachlichen, die Schreier und Himmelsstürmer von den Besonnenen und Erdgebundenen schieden. Die Regierung wurde von der allgemeinen Strömung mitgerissen und entschloß sich zu einschneidenden Reformen, deren Krönung die am 19. Februar 1861 verkündete Bauernbefreiung war.

Es hätte nicht der Bekanntschaft mit St. St. Gromeksa, dem Mitarbeiter der ‚Djetschestw. Sapiskij‘ und der unter Krajewskijs Leitung stehenden ‚SPb.

Wjedomostij', bedurft, um Lesskow zum Eintritt in die Front der neuen Jugend zu veranlassen. Er gehörte nach Gesinnung und Veranlagung seit jeher dorthin, wo Kritik am Veralteten und Verrotteten geübt wurde. Seine literarischen Fähigkeiten wurden bald von den Redakteuren Stepan Semjonowitsch Dudyschkin, Leiter der ‚Djjetstschestw. Sapiskij‘, Leo Loginowitsch Kambecq, Herausgeber der literarischen Beilage zu den ‚Sb. Wjedomostij‘, und dem Besitzer beider Journale Krajewskij geschätzt und eröffneten Lesskow den Zutritt zu diesen Zeitschriften. Alle seine Veröffentlichungen aus dem Jahre 1861 zeugen von seiner Sympathie mit den liberalen Bestrebungen und sind von dem ehrlichen Willen getragen, an der Reformtätigkeit Anteil zu nehmen.

Unbefriedigt von den Reformen Alexanders II. drängte die Jugend nach radikalen und umwälzenden Maßnahmen. Der von Hegel und dem französischen Sozialismus ausgegangene Herzen wurde von Tschernyschewskij und Pisarew verdrängt. Dieser machte sich in seiner Zeitschrift ‚Rußkoje Slowo‘ zum Wortführer der unter dem Einfluß der deutschen Sozialisten Marx und Engels stehenden Jugend. Ebenso wie alle anderen von dem reformatorischen Liberalismus der fünfziger Jahre ausgegangen, hatten diese Extremisten das Vergebliche jeder bürgerlichen Reformtätigkeit erkannt und sich dafür entschieden, alles Bestehende radikal zu negieren. Sie waren zu Nihilisten geworden. Daß sich unter diesen Verneinern um jeden Preis ein Großteil Flachköpfe,

Kindische Phantasten und zweifelhafte Existenzen befand, war bei dem Radikalismus der Bewegung unvermeidlich. Untragbar für alle Ehrlichen und Besonnenen wurde der Zustand erst in dem Augenblick, als die Phraseure in der radikalen Bewegung die Oberhand gewannen und statt der verheißenen Taten nichts als Worte fanden. Keiner hat dies so bitter empfunden wie Artur Benni. Da er für Lesskows Entwicklung von großer Bedeutung ist, möge über den seltsamen Menschen einiges gesagt sein.

Lesskow war bereits Mitarbeiter an der ‚Gewernaja Ptschela‘, als Benni nach langer Irrfahrt in der gleichen Redaktion Aufnahme und in Lesskow und den übrigen Mitgliedern der Schriftleitung gleichgesinnte Kameraden fand. Artur Benni, der Sohn eines lutherischen Pastors jüdischer Abstammung und einer Engländerin, vereinigte in seltenem Maße Schärfe des Intellekts mit humaner Gesinnung. Er war schon frühzeitig von den sozialen Unterschieden innerhalb der ihn umgebenden Gesellschaft erschüttert worden und hatte als Student Anschluß an den Londoner Kreis Herzens gesucht und gefunden. Da ihn das unfruchtbare Reden und Debattieren der Londoner Revolutionäre abstieß, beschloß er, nach Rußland zu gehen, wo er in der Institution des ‚Mir‘ seine Träume vom Gemeinschaftsleben realisiert sah, und in persönlichem Kontakt mit den russischen Kämpfern für die Revolution zu arbeiten. Benni erlitt eine grimmige

Enttäuschung. Er traf keine Kämpfer, sondern Maulhelden, keine Idealisten, sondern Egoisten, keine sachlichen Arbeiter, sondern verschrobene Phantasten an. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, sein ideales Streben mit der russischen Wirklichkeit in Einklang zu bringen, kehrte Benni Rußland den Rücken. Das Beispiel seines Freundes, dessen scharfer Verstand und gütiges reines Wesen auf alle Mitglieder der ‚Gewernaja Ptschela‘ vorbildlich gewirkt hatte, festigte Lesskows Entschluß, die Utopien der Radikalen abzulehnen.

Noch bestimmender als die Enttäuschung des Idealisten Benni wirkte die starke Persönlichkeit Grigorjew's auf Lesskow, dessen erste belletristische Arbeiten im Jahre 1862 entstanden. Grigorjew erkannte als erster die dichterischen Fähigkeiten Lesskows, unterstützte ihn und spornte ihn an.

Apollon Alexandrowitsch Grigorjew (1822 bis 1864), ‚der stürmische Humanist‘, wie er sich selbst nannte, wurde erst in seinen letzten Lebensjahren für die Entwicklung des geistigen Rußlands bedeutsam. Er bildete neben den Slawophilen und Westlern das dritte, synthetische Moment und suchte die zwei Lager, in die Rußland gespalten war, auf einen Nenner zu bringen. Seine Kritik, die er in den Zeitschriften der Brüder Dostojewskij zum Ausdruck brachte, war weder lau noch negierend, sondern schöpferisch. Er stand auf dem Boden der Wirklichkeit, lehnte das Abstrakte und rein Theoretische ebenso konsequent ab wie einen sich selbst genü-

genden Ästhetizismus, und suchte das Neue niemals dem andersgearteten Alten aufzuzwingen, sondern organisch damit zu verbinden. Indem Grigorjew jedes Analysieren um seiner selbst willen verwarf und nach positivem Ideal strebend in Kunst und Leben die schöpferische Tat forderte, kam er zur Ablehnung Tschernyschewskijs und des Nihilismus. Lesskows künstlerisches Schaffen und seine Stellungnahme gegen die nihilistische Bewegung der sechziger Jahre sind von Grigorjew aufs stärkste beeinflusst.

Man muß auf diese Tatsache und ihre praktischen Folgerungen um so nachdrücklicher hinweisen, als Lesskows kämpferische Einstellung gegen die Radikalen Jahrzehnte hindurch von einer böswilligen Kritik von einem an sich harmlosen Vorfall abgeleitet wurde, der den jungen Schriftsteller plötzlich in den Mittelpunkt des Petersburger Lebens schob.

Den Herd der Unzufriedenheit mit den vollzogenen Reformen bildete die studierende Jugend, unter der sich infolge Aufhebung der Beschränkung der Zahl der Studierenden zahlreiche Söhne von Popen, niederen Beamten und Kleinbürgern befanden. Der Wortführer dieses studentischen Proletariats war Tschernyschewskij, dessen „Sowremennik“ die öffentliche Meinung beherrschte. Die Regierung, die das Vergebliche ihrer liberalen Bemühungen schließlich eingesehen hatte, setzte dem radikalen Treiben energischen Widerstand entgegen und griff bald zu

Maßnahmen, die sich denen des Kaisers Nikolaus bedenklich näherten. Doch der einmal entfesselte Strom ließ sich nicht wieder eindämmen.

Als die Reaktionspartei den liberalen Unterrichtsminister Kowalewskij stürzte und der neueingesetzte, mit den Verhältnissen völlig unvertraute Unterrichtsminister Graf Putjatin die in den letzten Jahren errungene akademische Freiheit beseitigen wollte, rebellierten die Studenten, und es kam im Herbst 1861 an den Universitäten Moskau und Petersburg zu förmlichen Aufständen. Die relegierten Studenten, die sich endgültig zum radikalen Vorgehen entschlossen hatten, wirkten in den allenthalben entstehenden geheimen Klubs und Bünden als revolutionäre Agitatoren. Den Höhepunkt erreichte die allgemeine Unruhe und Nervosität, in die Petersburg durch die revolutionären Umtriebe gebracht worden war, als im Mai 1862 die Stadt von schweren Brandstiftungen heimgesucht wurde, die von der Öffentlichkeit in ursächlichen Zusammenhang mit der revolutionären Bewegung gebracht wurden. Daß Bakunin von London aus die Brandstifter verteidigte, mochte diese Meinung ebenso bestärken wie die Proklamation, die während der Feuersbrünste überall in Petersburg verbreitet wurde. In diesem Aufruf, der den Namen ‚Junges Rußland‘ trug, wurde das Kommen einer neuen Ordnung verkündet, die auf der Zerstörung der Religion, des Eigentums, der Macht, der Familie und der Teilung aller Habe gegründet sei. Wer sich der Ein-

führung dieser neuen Ordnung widersehe, würde niedergemeßelt werden.

Als die Brände ihre größte Ausdehnung angenommen hatten und bereits eine ganze Reihe privater und staatlicher Gebäude, darunter das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, in Flammen aufgegangen waren, erschien in der ‚Sewernaja Ptschela‘ (Nr. 143 vom 30. Mai 1862) ein Artikel Lesskows, in dem der Verdacht ausgesprochen wurde, daß die Brände von den Revolutionären gelegt seien, und die Behörden gebeten wurden, sich bei der Bekämpfung des verbrecherischen Unwesens der Mithilfe der Allgemeinheit zu versichern.

Es ist nur aus der fieberhaften Erregung, in der sich Petersburg damals befand, zu verstehen, daß dieser Aufsatz einen Sturm der Entrüstung und Wut erregen konnte, der sich bis zu Tätlichkeiten gegen Lesskow steigerte und ihm eine Flut von Verdächtigungen und Schimpfworten eintrug. Lesskows Verhalten wurde als Verrat an der demokratischen Bewegung empfunden und ihm nie vergessen. Seine Entschuldigung, daß er die Demokratie von dem Odium verbrecherischer Tätigkeit habe befreien wollen, damit man nicht rufen könne: ‚Hilfe, Polizei! Die Anarchisten liefern Europa in die Hand der Gendarmen!‘, wurde ihm nicht geglaubt, er hat den Vorwurf der Heuchelei und Zwiespältigkeit, mit dem ihn seine Gegner fortan verfolgten, nicht mehr entkräften können.

Lesskows Stellungnahme gegen die radikalen Er-

neuerer um Tschernyschewskij war jedoch nicht das Produkt einer von den Tagesereignissen hervorgerufenen Stimmung und trug nicht den Charakter jähren Gesinnungswandels, sondern bedeutete den durch die Entwicklung des Dichters vorbereiteten und durch Erfahrungen befestigten Ausdruck seiner Anschauung, daß Rußland nicht durch revolutionäre Utopisten gerettet werden könnte. Mit dieser Einstellung war Lesskow nicht allein. Liberale Kämpfer wie Gromekä, der nunmehr gegen Tschernyschewskij zu Felde zog, und Herzen selbst entschieden sich endgültig gegen die junge, nihilistische Generation, ohne damit einen Mangel an revolutionärem Elan zu beweisen. Sie waren infolge ihres ungetrübten Blickes für die russische Wirklichkeit der festen Überzeugung, daß die Lösung des russischen Gesellschaftsproblems nicht die von den städtischen Intellektuellen gewünschte gewaltsame Umwälzung zur Voraussetzung habe, sondern nur durch friedliche, geistige Entwicklung vollzogen werden könne.

Diese Überzeugung lebte auch in Lesskows erster größeren belletristischen Arbeit, der Erzählung ‚Schafochs‘. Sie wurde am 28. November 1862 in Paris vollendet, wo Lesskow bis zum Frühjahr 1863 weilte. In der Erzählung ‚Schafochs‘, für deren Helden Lesskow der originelle, urwüchsige Dichter P. J. Jakuschkin und der reine, aber komische Hauslehrer Kosa als Vorbilder vorgeschwebt haben mögen, ist eine Gestalt jenes wurzellosen geistigen Proletariats dargestellt, das die Gesellschaft nicht befruchtete,

sondern zerfetzte. Der vagabundierende Popensohn ‚Schafochs‘, der mit P. J. Jakuschkin nicht nur den grotesken Haarschopf gemeinsam hat, sondern auch in dem sanftmütigen Wesen mit ihm übereinstimmt und ebenfalls ein gutes, gläubiges und naives Kind genannt werden kann, ist das künstlerische Gleichnis der jungen Generation, die sich von ihrem Wurzelboden losriß und einem imaginären Ziel nachjagte. Statt sich im Angestammten zu entfalten und Frucht zu tragen, ging sie enttäuscht und verbittert oder verkommen und schlecht geworden zugrunde.

Lesskow hatte das Fazit seiner Erfahrungen gezogen: die Idee dem Leben nicht mit dilettantischen Mitteln aufzuzwingen, sondern das Leben zuerst kennen und meistern zu lernen und dann der Idee anzufügen. Wirklichkeitsinn galt ihm als erstes Erfordernis für jeden russischen Reformator. Die belletristischen Arbeiten des Jahres 1863, die durchweg in Bobornykins ‚Biblioteka dlja tschenija‘ erschienen und sich mit heimatlichen Erlebnissen und Erfahrungen befaßten, sind sämtlich auf diesen Ton gestimmt. Den wichtigsten Beitrag zur Erkenntnis seiner Stellung gegenüber den Ideen und Zuständen seiner Zeit lieferte Lesskow jedoch in seiner mit dem Pseudonym Nikolai Gorochow gezeichneten kritischen Besprechung von Tschernyschewskijs Roman ‚Was tun‘.

Tschernyschewskij, der als Nachfolger Nekrassows das Organ der revolutionären Fortschrittler, den ‚Sowremennik‘ leitete und der Jugend als erbittertster

Feind der Autokratie galt, war 1862 von der Regierung unter sehr fadenscheiniger Begründung eingekerkert worden. Das brutale Vorgehen gegen den lautereren, geistig und sittlich hochstehenden Führer wurde von der Jugend als Herausforderung betrachtet und vergrößerte die Wirkung des von Tschernyschewskij im Gefängnis geschriebenen Romans, 'Was tun'. Der Materialist und Nihilist Tschernyschewskij gibt in diesem Werke eine programmatische Darstellung seiner Weltanschauung. Um eine dünne, willkürliche Handlung gruppiert sich eine Reihe von Personen, die Tschernyschewskijs abstrakte Prinzipien verdeutlichen. Die sozialen Einrichtungen und politischen Verhältnisse der neuen Gemeinschaft werden nur unklar geschildert und nebensächlich behandelt. Das Hauptinteresse des individualistischen Verfassers konzentriert sich auf die Herausstellung einzelner Idealgestalten, die durch ihr gegenseitiges Verhältnis Tschernyschewskijs ethische Theorie eines utilitarischen Egoismus verkörpern. Sämtliche Gestalten des Romans sind von dem Streben erfüllt, sich der neuen Gesellschaft anzufügen, um ihre vervollkommnung sich zu bemühen und wahrhaft neue Menschen zu werden. In der Hauptgestalt des Romans Rachmetow ist dieses Ziel erreicht. Er ist so vollendet, daß er auch für die neuen Menschen ein Ideal bleibt.

Die russische Jugend, die sich an dieser Idealgestalt berauschte, merkte nicht, wie lebensfern und übertrieben Rachmetow war, und wie wenig ihr

eigenes Leben mit der gepriesenen Utopie im Einklang stand. Für Lesskow war es der Kardinalpunkt der ganzen Frage, und er setzte folgerichtig an dieser Stelle mit seiner Kritik ein.

Ohne sich mit Tschernyschewskijs Theorien auseinanderzusetzen glaubte sich Lesskow, der über dem fernem Ziel nie die Schwierigkeiten des ersten Schrittes vergaß, verpflichtet, auf den Widerspruch zwischen der nihilistischen Theorie und Praxis hinzuweisen und zu allererst eine sittliche Lauterkeit und Unantastbarkeit der nihilistischen Kämpfer zu fordern. Seine Zweifel an der reinen Gesinnung vieler nihilistischer Mitläufer und seine Befürchtungen, daß sich die Unständigen und Idealisten eines Tages enttäuscht und ohne Ausweg sehen würden, erhielten durch die Wirklichkeit ihre Bestätigung.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Lesskows Skepsis gegen die Nihilisten zum Teil in den Erfahrungen seines Freundes Artur Benni begründet war. Die ferneren Erlebnisse dieses unentwegten Kämpfers für eine soziale Umgestaltung erschütterten Lesskow so stark, daß sie ihm zur Handlung seines ersten großen künstlerischen Manifestes gegen die Nihilisten wurden.

Nach den Maiabränden des Jahres 1862 widmete sich Benni der praktischen Lösung der damals aktuellen Frauenfrage. Seine Versuche scheiterten jedoch und kosteten ihm sein Vermögen. Um die gleiche Zeit taten sich unter Leitung und auf Veranlassung des Schriftstellers W. A. Glezkow einige

junge Damen und Herren in Petersburg zu einem gemeinsamen Leben zusammen. Unter den Frauen befand sich ein Mädchen aus guter Moskauer Familie, das nach Petersburg gekommen war, um dort von seiner Hände Arbeit zu leben. Sie lernte Artur Benni kennen. Ihr tiefer, aufrichtiger Glaube an das, was sie begeisterte, entzückte ihn, und er verliebte sich in sie.

Damals überredeten ihn einige junge Leute, seine Wohnung zu einer Männerkommune zu machen. Benni ging auf den Plan ein. Die Genossen erwiesen sich als Schmarozer, die ihm seine letzte Habe wegnahmen. Benni kam zur Einsicht, daß mit solchen Menschen keine Erneuerung Rußlands herbeigeführt werden konnte. Er wurde schließlich aus Rußland ausgewiesen und heiratete in der Schweiz das geliebte Mädchen aus Glepkows Kommune. Während Garibaldi's Aufstand schloß er sich den Empörern als Korrespondent an, erlitt eine Verwundung an der Hand und starb im Hospital zu Rom, noch nicht 28 Jahre alt.

Das traurige Geschick des an der russischen Wirklichkeit und seinem an Unwürdige verschwendenen Vertrauen gescheiterten Freundes wurde Lesskow zu einem so eindringlichen Erlebnis, daß er ihm in seinem Roman ‚Ohne Ausweg‘ Gestalt gab.

Dieses Werk, dessen ideeller Mittelpunkt der unter dem Namen Rainer eingeführte Benni ist, und dessen Handlung im wesentlichen mit Bennis Erlebnissen übereinstimmt, gewährt einen interessanten Einblick

in die Anfänge der russischen revolutionären Bewegung und zeigt mit dem Untergang aller ehrlich sich einsetzenden und opfernden Gestalten die Unmöglichkeit, der russischen Verrottung mit ideologischen Mitteln Herr zu werden. Einem unboreingenommenen Betrachter ergibt sich klar, daß Lesskow keinen Roman gegen den Nihilismus, sondern einzig und allein gegen gewisse Nihilisten geschrieben hat. Der Dichter spricht den ‚neuen Menschen‘ nicht das reine Streben nach Ehrlichkeit und Läuterung ab, bezweifelt jedoch ihre Fähigkeit, Narren und Schelme, die lediglich eine Mode mitmachten, von sich fernzuhalten. Die anständig Gesinnten ‚vergaßen, daß ein Don Quichote die ganze Idee des Rittertums zerschlagen kann‘, und luden eine Schuld auf sich, weil sie sich nicht von den Dummköpfen und unsaubereren Elementen freimachten. Doch über diese geringe Menschenkenntnis darf man nach Lesskows Meinung nicht die größere Schuld vergessen: die Planlosigkeit der besten Vertreter der Jungen. Sie wünschten naiv und ehrlich das Gute und brannten vor Ungeduld, das ganze Leben damit zu erfüllen, aber ihre Wünsche erhielten keine Gestalt, weil sie nicht von einem großen, einheitlichen Willen getragen waren. Diesen Vertretern der nihilistischen Bewegung stehen die wenigen Menschen gegenüber, die nicht reden, sondern handeln, die sich nicht an Phrasen berauschen, sondern still und anspruchslos wirken, die nicht im entscheidenden Moment ihrer Überzeugung untreu werden,

versagen und ihre Kameraden ins Unglück stürzen, sondern deren Denken und Handeln im Einklang steht und sich in praktischer Arbeit und gegenseitiger Hilfe erfüllt. Diese Nihilisten betrachtet Lesskow ohne Zweifel als die positiven und zukunftsreichen Typen seines Romans.

Der in Bobornykins ‚Biblioteka dlja tschenija‘ erschienene Roman löste von Fortsetzung zu Fortsetzung, besonders durch die immer krasser werdenden Schilderungen des nihilistischen Sumpfes, wachsende Wut und Empörung aus. Die vielen Leute, die sich allzudeutlich dargestellt fanden — und fast jede Figur hatte ihr Vorbild in der Petersburger nihilistischen Gesellschaft —, betrachteten Lesskows Veröffentlichung als eine Infamie. Pisarew, der bekannte Wortführer der jungen Generation schrieb: ‚Mich interessieren zwei Fragen: 1. Findet sich augenblicklich in Rußland außer dem ‚Russkij Westnik‘ auch nur eine Zeitschrift, die es wagen kann, irgend etwas abzudrucken, was von Stebnizkij (Lesskows Pseudonym) stammt oder mit seinem Namen unterzeichnet ist? 2. Findet sich in Rußland auch nur ein ehrenwerter Schriftsteller, der so wenig Achtung vor seinem Stand hat, daß er einwilligt, an einer Zeitschrift mitzuarbeiten, welche die Romane und Erzählungen Stebnizkij's abdruckt?‘

Diese Äußerung, die jede sachliche Beurteilung des Romans verschmähte, gab die Meinung der gesamten liberalen Gesellschaft wieder. Man sah in Lesskow einen Verräter an der Sache der Freiheit.

Sein vermeintlicher Umfall erschien um so schlimmer und ehrloser, weil die Reaktion täglich stärker wurde und die Allgemeinheit mit Recht befürchtete, mühsam erworbene Freiheiten wieder zu verlieren. In dieser Situation wurde jede, auch noch so berechtigte Kritik an der fortschrittlichen Partei als Verrat angesehen.

Lesskow ließ sich durch die gesellschaftliche und literarische Achtung nicht entmutigen. Er arbeitete weiter und schuf in dieser Zeit nicht nur eines seiner reifsten künstlerischen Werke des Jahrzehnts, die ‚Lady Macbeth von Mzensk‘, sondern erbrachte auch in praktischer Tätigkeit den Beweis, daß er den Grundsatz ‚Nicht reden, sondern handeln‘ zuerst auf sich selbst anwandte.

Trotz seiner angestregten literarischen Beschäftigung hatte er sich in den Jahren 1862—1864 unablässig der praktischen Lösung des Rascolnikenproblems gewidmet. (Rascolniken = Abtrünnige war die offizielle Bezeichnung für alle durch das Kirchenkonzil von 1667 exkommunizierten Orthodoxen, die die Reformen des Patriarchen Nikon nicht anerkennen wollten. Die Rascolniken, die sich selbst Altgläubige oder Rechtgläubige nannten, erkannten ihrerseits die orthodoxe Staatskirche nicht an, was auf die Dauer zu schweren Differenzen in der russischen Volksgemeinschaft führte.) Lesskow, der von Jugend an für das religiöse Leben des einfachen russischen Volkes starkes Interesse bewies, hatte in Kiew Gelegenheit gehabt, sich in persönlichem Ver-

kehr mit Altgläubigen von den Werten ihrer tiefen Gläubigkeit zu überzeugen. Er hatte erfahren, daß den Altgläubigen das Dogma nicht als leerer Begriff, sondern als lebendiger Bestandteil ihres Wesens galt, und war zu der Ansicht gelangt, daß die Überbrückung der Kluft zwischen Rascol (Schisma) und Staatskirche einer geistigen und sozialen Erneuerung Rußlands ungeahnte Kraft zuführen würde. Neue Bereicherung seines Wissens und Anlaß zur Vertiefung seines Studiums gewann Lesskow während seiner Redaktionstätigkeit an der ‚Gewernaja Ptschela‘, wo er in seinem Kollegen Melnikow (Petscherstij) den besten Rascolkenner seiner Zeit antraf. Außer Melnikows Anregungen verdankte Lesskow jedoch vor allem persönlichen Erfahrungen, daß sein Interesse für den Rascol dauernd wach blieb. Lesskow verkehrte in Petersburg viel in Rascolnikerkreisen, und es gelang ihm, das Vertrauen der von der Staatskirche verfolgten und deshalb sehr scheuen und verschlossenen Menschen zu gewinnen.

Eines Tages erzählte ein von Riga kommender Altgläubiger von den geheimen Rascolnikenschulen in dieser Stadt und bat Lesskow, bei dem Minister für Volksaufklärung A. W. Golownin vorstellig zu werden, damit man Lesskow zum Studium der Schulen nach Riga sende. Lesskow würde man alles zeigen, denn man habe Vertrauen zu ihm. Der Minister schickte ihn in der Tat mit einem Empfehlungsschreiben an den Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland, Baron Lieven, ab und

Lesskow erhielt auch von den Petersburger Altgläubigen einen Ausweis, der ihm den Zutritt zur Rigaer Gemeinde erleichterte.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei den Altgläubigen am Peipussee langte Lesskow im Sommer 1862 in Riga an und gewann bald dank seinen Empfehlungen und seiner Kenntnis des Problems genaue Einblicke in die Verhältnisse. Ehe er seine Reise nach dem Westen fortsetzte, legte er seine Beobachtungen und Ansichten in einem Bericht ‚Über die Altgläubigen der Stadt Riga, vornehmlich in Bezug auf die Schulen‘ nieder, der jedoch nur in wenigen Exemplaren für die höheren Regierungsmitglieder gedruckt wurde und bald danach vollkommen von der Bildfläche verschwand. Das gleiche Schicksal widerfuhr einer Broschüre ‚Unter Leuten des alten Glaubens‘, die Lesskow nach einem zweiten Aufenthalt in Riga 1864 erscheinen ließ. Sie wurde sofort aufgekauft und später zu einer bibliographischen Seltenheit.

Merkwürdigerweise liegt in deutscher Sprache ein ziemlich ausführlicher Auszug aus Lesskows Bericht vom Jahre 1862 vor. Er befindet sich in dem 1870 erschienenen Buche des bekannten Dorpater Professors Julius Eckardt: ‚Bürgertum und Bürokratie‘. Aus der deutschen Wiedergabe ist zu ersehen, daß Lesskow ohne Scheu auf die wahren Ursachen des sittlichen und geistigen Verfalls der Rigaer Altgläubigen hinwies und ehrlich entrüstet die Unduldsamkeit der russischen Behörden und der orthodoxen

Geistlichkeit geißelte. Der Bericht schloß mit dem Verlangen, jeder, auch der kleinsten Sektierergemeinde in Livland das Recht zu erteilen, auf eigene Kosten Schulen zu errichten, sowie mit einer Reihe von Forderungen, die Eckardt (er kannte Lesskow nicht, denn an anderer Stelle fällt er über den Schriftsteller ‚Stebniżkij‘ ein sehr schiefes und unsachliches Urteil) zu der Ansicht bewogen, daß Lesskow ‚ein Mann von edler und aufgeklärter Gesinnung, tüchtiger Bildung, festem und entschiedenem Charakter‘ sein müsse. ‚Die Unparteilichkeit und Würde, mit welcher er die Sache der Rigaer Altgläubigen vertritt und Schritt für Schritt den Beweis führt, daß die Verkommenheit der russischen Bürger Rigas das eigenste Werk einer verkehrten und inhumanen Regierungspolitik war, wird jeden unbefangenen Leser zum Freunde des Ehrenmannes machen, dem wir diese Aufzeichnungen verdanken.‘

Lesskow hat auf diese Äußerung des Dorpater Professors immer wieder hingewiesen, denn sie bedeutete für den des Verrats an der liberalen Sache Bezichtigten nicht nur Rehabilitation, sondern sie anerkannte auch seine Tätigkeit in Riga; im Gegensatz zur russischen Regierung, die Lesskows Bericht totschwieg und durch die Ernennung des völlig unorientierten A. W. Livanow zum Rascholsachverständigen Lesskows (und damit auch Melnikows) Ansichten offiziell ablehnte.

Nach dem zweiten Aufenthalt in Riga scheint Lesskow abermals nach dem Westen gereist zu sein,

denn in Paris schrieb er 1865 seinen zweiten Roman: ‚Die Übergangenen‘. Unter ‚Übergangenen‘ verstand Lesskow alle jene, von denen die Literatur der sechziger Jahre im Gegensatz zu der genialisch sich gebärdenden, im Grunde jedoch lächerlichen Jugend kein Aufhebens gemacht hatte. Nicht auf der Suche nach neuem Stoff, sondern aus der tiefen Überzeugung, daß in jenen übergangenen ‚ganz kleinen Leuten‘ viel mehr Kraft und Zukunft stecke als in den nihilistischen Phrasen, schrieb Lesskow die Geschichte der im Kampf ums Dasein sich Vollendenden und tragisch Unterliegenden.

Die Sympathie für den freien, schaffenden Bürger des Westens ist allen russischen Praktikern gemeinsam. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Lesskow auf der Suche nach dem alle philiströse Beengtheit und Dumpfheit überwindenden Bürger der Zukunft in seinem nächsten, 1866 erschienenen Roman: ‚Die Inselbewohner‘ eine deutsche Handwerkerfamilie auf Wassilij Dstrow als Vorbild nahm. Lesskow bedeutete jedoch darüber hinaus das vorbildliche Bürgertum der Noriks nicht das Ziel, sondern lediglich die Voraussetzung für eine sittlich hochstehende bürgerliche Gemeinschaft. Ihrer Verwirklichung stellt sich der in jedem schlummernde Egoismus in den Weg. Bei Manja und Istomin, den beiden Hauptgestalten des Romans, führt er zum tragischen Konflikt, bei dem geschäftstüchtigen und rührigen deutschen Schwiegersohn der Familie zur Verflachung und Lächerlichkeit. Mit diesem Emporkömmling, der bestgezeichneten Figur

des Romans, geißelt Lesskow ein verlogenes, heuchlerisches und moralisch minderwertiges Kleinbürgertum, das mit der als Ideal der Bürgertugend hingestellten Jda, Manjas Schwester, nichts gemein hat.

Die künstlerische Gestaltung seiner nicht mehr neuen Idee ist Lesskow völlig mißlungen. Die lebendige Schilderung einzelner Charaktere und Geschehnisse, denen persönliche Erlebnisse Lesskows zugrunde liegen, kann nicht über die fast dilettantische Unfertigkeit des Ganzen hinwegtäuschen. Der Grund für Lesskows künstlerisches Versagen ist vor allem in der Isolation zu suchen, in der er den Kampf gegen seine Zeit führte und sein von niemandem verstandenes Ideal aufzeigte. Ganz auf sich allein gestellt, aber von der Wichtigkeit seiner Mission tief überzeugt, hatte Lesskow in den ‚Übergangenen‘ und den ‚Inselbewohnern‘ das zu sagen versucht, was man in ‚Ohne Ausweg‘ nicht beachtet hatte. Der Mißerfolg seiner Bemühungen machte ihn immer gereizter und bewirkte schließlich, daß die Auseinandersetzung mit den Widersachern das Dichterische ganz und gar in ihm erstickte.

Das traurigste Zeugnis dieses künstlerischen Niedergangs ist Lesskows umfangreichstes, seinen eigenen Worten nach schlechtestes und mißlungenstes Werk, der Roman ‚Bis aufs Messer‘. Er ist 1870/71 in der Zeitschrift des Reaktionärs Katkow ‚Russkij Westnik‘ erschienen und will mit Hilfe einer verworrenen Handlung, in der Mord, Hinterlist, Feigheit, Korruption und Gemeinheiten aller Art einen gräßlichen

Wechsel vollführen, die Verrottung der in nihilistischen Denkweise herangewachsenen Jugend dartun. Die Hauptgestalt des Romans, Gordanow, verquickt die Idee des Sozialismus mit dem darwinistischen Prinzip des Kampfes ums Dasein und kommt zu der Ansicht, daß die Gesellschaft nicht mehr mit rein ideellen Waffen zu bekämpfen sei (wie es Basarow und die alten Nihilisten wollten), sondern mit den bürgerlichen Mitteln Lug und Trug. Er lehnt deshalb die alten Nihilisten scharf ab, predigt die neue Lehre des Jesuitismus und vertritt den Grundsatz, daß man die Gesellschaft vor der Vernichtung zuerst ausplündern müsse. Daraus muß natürlich bei dem Fehlen jedes anderen frischen und positiven Ideals nur eine neue, die vollkommenste Negation hervorgehen: die Negation der Ideale und die ‚Negation der Negation‘. Die neuen Sozialisten, die mit der Gesellschaft in einem Kampf ‚bis aufs Messer‘ stehen, glauben sich berechtigt, jedes Erfolg versprechende Mittel benützen zu dürfen. Ihrer Anschauung, die sich in der Praxis als eine Reihe von Greuelthaten auswirkt, liegt kein anderes Motiv als krassester und brutalster Egoismus zugrunde, und ihr Kampf gegen die Gesellschaft erscheint um so widerwärtiger, als er unter der Flagge des Altruismus geführt wird.

Lesskows Schilderung der nihilistischen Jugend vom Ende der sechziger Jahre würde selbst dann unglaublich wirken, wenn sie der Wirklichkeit entspräche. In dem von Eugene Sue und vor allem

W. W. Krestowskijs ‚Petersburger Spelunken‘ (1864 bis 1867) offensichtlich beeinflussten Schauerroman Lesskows ist alles übertrieben und zu stark aufgetragen. Die Personen dieses Teufelsstückes sind keine typischen Charaktere, sondern schlecht gekonnte Karikaturen einzelner Persönlichkeiten. Die Handlung wird nach einem guten, schnell abrollenden Beginn sehr bald langweilig. Eine sinnlose Anhäufung von Gemeinheiten und grauenhaften Geschehnissen, die durch das Hineinspielen okkulten Vorgänge an Reiz gewinnen sollen, erzeugen keine Spannung, sondern Abscheu. Das unechte bürgerliche Pathos wirkt ebenso lächerlich, wie die Darstellung der nihilistischen Exzentriks verlerzt.

‚Bis aufs Messer‘ war Lesskows letzter Roman, in dem er gegen die Verkommenheit der nihilistischen Jugend zu Felde zog. Viermal hatte er versucht, seine Situation zwischen der revolutionären und bürgerlichen Front künstlerisch zu gestalten und den ihm selbst klaren und eindeutigen Ausweg zu verkünden, doch ebensooft hatte er sich in der Wahl des Mittels vergriffen. Nur ein einziges Mal kleidete er seine russische Auseinandersetzung mit den Ideen des Westens in die gemäße literarische Form und gestaltete die Tragödie seiner Zeit im Drama. Während seine Romane nur noch historische Bedeutung haben, ist das Drama ‚Der Verschwender‘ (1867) unverändert wirksam geblieben, weil sich das Erlebnis des Dichters in der beseelten Form mitteilt. Dies erklärt auch den Erfolg, den Lesskows Drama

in der Aufführung durch das 1. Studio des Moskauer Akademischen Künstlertheaters während der Spielzeit 1924/25 hatte.

Zwei Welten stehen sich gegenüber. Der Kaufmann Kniasew verkörperte das alte, konservative Rußland. Seine Grausamkeit, Verschlagenheit, Sinnlichkeit und Brutalität sind Eigenschaften einer Kaste, die jeden Fortschritt ablehnt, der ihr keinen Gewinn bringt. Wegen ihrer fast elementaren Raffgier und ihrer peinlichen Wahrung längst überholter Formeln bildet sie das zäheste, aber aufreizendste Element in der russischen Gesellschaft. Der Kampf gegen diese Schicht der Alten, die das neue Gesetz schmähen, es jedoch benützen, um ihre eigene Unmoral damit zu decken und den idealistischen Gläubigen des neuen Gesetzes zu vernichten, scheint aussichtslos zu sein und einem Selbstmord gleichzukommen. Auf diese Weise endet Kniasews Gegenspieler, der junge Idealist Moltchanow, auch. Nachdem er als einziger Uneigennütziger und Strebender unter niedrigen Raffern für irrsinnig erklärt worden ist, handelt er demgemäß und steckt seine Besizung in Brand. Während die Flammen über ihm und dem besseren Rußland zusammenschlagen, feiert Kniasew einen billigen Triumph, ohne zu ahnen, daß sich an eben dieser Feuersbrunst der große Brand entzünden wird, der das alte Rußland vernichten muß.

Außer diesem Drama hat Lesskow noch zweimal versucht, sich mit den geistigen Strömungen und den Zuständen der sechziger Jahre auseinanderzu-

setzen. Beides glückte ihm, weil er in klarer Erkenntnis seiner früheren Mißgriffe auf die Romanform verzichtete und seine Meinung einmal als sachliche Beschreibung faßte, das andere Mal in die Form der Satire kleidete.

Die unter dem Titel ‚Schertz und Ernst‘ zusammengefaßten satirischen Skizzen erschienen 1871 in ‚Sowremennaja Ijetopis‘, der Beilage, die Katkow jede Woche seiner Zeitschrift ‚Rußkij Westnik‘ beigab. An Gogol und Saltykow-Schtschedrin geschult zieht Lesskow in selbständiger Weise gegen alle Mißstände seiner Zeit zu Felde. Mit filmartiger Schnelligkeit wechseln die Bilder und enthüllen dem entsetzten Betrachter einen Abgrund von Bosheit, Heuchelei, Dummheit und verbrecherischer Verschwendung des nationalen Wertes. Lesskows Satire ist zu einer seiner schärfsten Anklagen gegen das verlogene, heuchlerische, pseudoliberalen, intellektuelle Rußland geworden. So klar wie kaum ein zweiter sieht Lesskow das Grundübel des sich beherrschenden liberalen und konservativen Bürgertums in beider Schwachhaftigkeit und mangelnden Ehrfurcht vor den eigentlichen russischen Problemen. Dies aber zeitigt nichts als Theoretiker und leichtfertige Intellektuelle und muß schließlich zum Zerfall der Volksgemeinschaft führen. Die Rettung erhofft sich Lesskow von zwei anderen Elementen des Russentums, dem bäuerlichen und dem aktivistischen, von dem Muschik und dem Mann der Tat. Der atheistiche Dogmatiker westlicher Herkunft wird und

muß durch den mit keiner abstrakten Formulierung zu charakterisierenden Gläubigen im Verein mit dem schöpferischen Menschen überwunden werden, der aus der gläubigen Masse erwachsend sie beherrscht und führt. Erst das Zusammenwirken jener beiden Elemente, von denen das letztere zu wecken und zu verkünden Lesskow unermüdlich tätig war, wird den russischen Staat ergeben, dessen Bürger eine unteilbare, kulturell aufstrebende und aufbauende Gemeinschaft bilden.

Von dem gleichen Geiste wie ‚Scherz und Ernst‘ ist Lesskows ebenfalls 1871 erschienene Lebensbeschreibung seines Freundes Artur Benni: ‚Ein rätselhafter Mensch.‘ In der durch einen Brief Turgenjews eingeleiteten Monographie zieht Lesskow mit einem Rückblick auf das vergangene Jahrzehnt und mit der Schilderung der Schicksale des zu früh gescheiterten Benni das Fazit seiner Tätigkeit. Ohne sich noch einmal in grundsätzliche Auseinandersetzungen einzulassen, konstatiert er die Übereinstimmung seiner Voraussagen mit der inzwischen erfolgten Entwicklung und kommt wie in ‚Scherz und Ernst‘ zu dem Ergebnis, die sechziger Jahre ‚eine komische Zeit‘ zu nennen.

Zehn Jahre mußte Lesskow mit den Dämonen der Niederung streiten, ehe er beim Eintritt in das vierte Jahrzehnt seines Lebens das seltsame Gewoge um sich gleichsam mit neuen Blicken betrachtete und von der Mannigfaltigkeit des russischen Lebens künstlerisch gepackt wurde. Begeistert rief er aus: ‚Alle

nehmen an, daß in Rußland das Leben wegen seiner Gleichförmigkeit langweilig sei, und man fährt von hier ins Ausland, um sich zu zerstreuen, während ich behaupte — und ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu beweisen —, daß das Leben nirgend so stolz reich ist an höchst überraschenden Mannigfaltigkeiten wie in Rußland. Wenigstens reise ich nur deshalb von hier ins Ausland, um mich von der kaleidoskopartigen Buntheit des russischen Lebens auszuruhen.'

Mit diesem Bekenntnis vom Jahre 1871, das wie die programmatistische Einleitung zu der folgenden großen Zeit des Gestaltens klingt, hatte Lesskow zu seinem Ursprung zurückgefunden, dessen er sich im Eifer des Streitens nur zeitweilig bewußt gewesen war. Diese wenigen Male aber hatten Ergebnisse gezeitigt, die alle Fehler, Mißgriffe und Übereilungen des Polemikers überwogen.

Zu ihnen gehört vor allem die 1864 erschienene Geschichte einer ‚Lady Macbeth aus dem Kreise Mzensk.‘ Die Leidenschaft der Shakespeareschen Frauen spricht aus ihr, die Lesskow dem dialektischen, aber unschöpferischen ‚Hamlet aus dem Kreise Stschigrow‘ Turgenjews bewußt entgegensetzt. Der Intellektualismus des Turgenjewschen Helden ist bei Lesskows Kaufmannsfrau Katerina Lwowna Ismailowa in elementare Triebhaftigkeit und erdhafte sinnliche Kraft gewandelt. Das tragische Verhängnis, daß auch diese starke Kraft zur Unfruchtbarkeit und zur Zerstörung verdammt ist, weil sie

nicht in das richtige Bett geleitet wird, macht Lesskows Erzählung mit großer Eindringlichkeit verständlich und anschaulich.

Lesskow hat in den sechziger Jahren nur noch einmal eine so lebenswahre Gestalt wie Katerina Lwowna geschaffen: die Seidenhändlerin und Kuppelerin Domna Platonowna. Sie ist der Mittelpunkt einer Reihe von anekdotischen Begebenheiten, die Lesskow unter dem Titel: ‚Die Kampfnatur‘ zusammengefaßt hat (1866). Lesskow schuf mit dieser bedeutenden Erzählung mehr als die amüsante Beschreibung einer originellen Person. Er gestaltete in der ‚Kampfnatur‘ den Zusammenstoß zwischen bäuerlicher und bürgerlicher Welt, ein Vorgang, der für Rußland schicksalhafte Bedeutung besaß. Daß Lesskow, der an flacheren Themen gescheitert war, diesen gewaltigen Stoff in wenige Geschehnisse zusammenfassen und in dem Schicksal Domna Platonownas lebendig machen konnte, beweist seine Einsicht, seine Gestaltungskraft und sein großes, nur von wenigen geteiltes Talent, nicht nur unmittelbar an die Dinge heranzugehen, sondern mehr: sie zu durchdringen und ihrer Essenz literarische Form zu geben.

3

Das Bekenntnis zur orthodoxen Staatskirche und die grundsätzliche Einstellung gegen den materialistischen Nihilismus wären für einen oberflächlichen Betrachter Grund genug gewesen, Lesskow den konservativen Slavophilen zuzuzählen, auch wenn der

von der liberalen Presse Boykottierte nicht nach außen hin den Anschluß an den rührigen konservativen Journalisten und Herausgeber M. N. Katkow vollzogen hätte. Anfang der siebziger Jahre galt Lesskow allgemein als enger Verbündeter des Katkowschen Kreises, dem vor allem A. P. Miljukow, Maikow, Danilewskij, Krestowskij und Dostojewskij angehörten.

Während der Abfassung des Romans ‚Bis aufs Messer‘ scheint Katkows Einwirkung auf Lesskow am stärksten gewesen zu sein. Es war vorauszusehen, daß dieser eine solche Bevormundung und offenkundige Irreleitung nicht lange ertragen würde. Lesskow war zu kritisch und selbständig, um nicht auf die Dauer zu erkennen, daß die unzweifelhaft einzigartige journalistische Begabung Katkows kein Äquivalent für seine menschliche und politische Charakter- und Systemlosigkeit war. Zehn Jahre Polemik hatten Lesskow den Streit um Tagesmeinungen verabscheuenswert gemacht und den Drang zur Vertiefung und Verinnerlichung immer mächtiger in ihm werden lassen. Das um diese Zeit einsetzende Studium Chomjakows war die unmittelbare Folge. Ohne sich den religionsphilosophischen Ideen des bedeutenden Slavophilen zu ergeben, zeigt sich Lesskows literarische Produktion der nächsten Jahre dennoch stark von Chomjakow beeinflusst, der den Ackerbau als Schutz gegen den Individualismus pries, im Ackerbau den Hort des wahren Konservatismus und Liberalismus sah und die russische Aristokratie als eine demokratische Ari-

stokratie bezeichnete, die mit der Bauernschaft in christlicher Liebe verbunden sei.

Diese Lehre, die mit der Demagogie des Reaktionsärs Katkow nichts gemein hatte, mußte auf Lesskow um so größere Wirkung üben, weil sie die von Herzen, Bakunin und Tschernyschewskij ausgehende Bewegung des ‚Narodnischestwo‘ nicht sozialistisch, sondern völkisch interpretierte. Der Bauer, der Adlige, der Geistliche bildeten für Lesskow den wesensgleichen, nur formverschiedenen Ausdruck Rußlands, dessen ‚Kaleidoskopartige Buntheit‘ dem Dichter stetig neuen Stoff und neue Kraft zuführte, so daß sich in seinem vollkommenen Werk die Einheit russischen Geistes widerspiegelte.

Nur ein einziges Mal, im ‚Loupetkünstler‘, hat Lesskow die soziale Lage der Bauernschaft zum Ausgangspunkt einer Erzählung und zur Ursache des tragischen Konfliktes gewählt. Obwohl Stoff und Vorgang reichlichen Anlaß zur Agitation gegeben hätten, ist der ‚Loupetkünstler‘ eine der stillsten, aber ergreifendsten Geschichten, die Lesskow erzählt hat. Ein Schicksal, das zum Symbol des tragischen Erlebens des Kollektiviums sich weitete, hat Lesskow nicht wieder beschrieben. Die Leiden und Erlösungen seiner übrigen Helden erwachsen nicht aus sozialen Untergründen, sondern sind das Ergebnis persönlicher Haltung. Sie sind Einzelfälle, ja Ausnahmefälle, im tiefsten Wesensgrunde natürlich mit der Masse verbunden, an Wuchs sie jedoch überragend und deshalb imstande, sie zu überblicken. Als Einzelne sind

sie nur Ausschnitte, aber ihre Summe ergibt das Wesen des Ganzen und deutet sie zugleich als Typ des kommenden, geläuterten Muschiks.

Das erste dieser bäuerlichen Vorbilder ist der reine Tor Konstantin Pisonskij, die Hauptgestalt der Erzählung ‚Kotin der Nährer und Platonida‘ (1873). Kotins (verstümmelte Form von Konstantin) Güte ist nicht das Ergebnis verstandsmäßiger Erwägungen, sondern etwas Elementares. Wie die lindernde Kraft der Natur Geschlagenes heilt und ihre unerschöpfliche Fülle alles Wesen erhält und neu erstehen läßt, so schenkt Pisonskij allen Lebenden seine Güte und vollbringt das Wunder, Totes lebendig zu machen. Pisonskij ist die Verkörperung der naturhaften Güte. Er trägt mythische Züge, denn er ist das Symbol der nährenden Erde, die jedem sein Teil zukommen läßt, dem Guten wie dem Bösen, dem Reichen und dem Bettler, dem Bescheidenen und auch dem Diebe. Das Symbol erscheint seltsam. Die gewohnte Vorstellung, das fruchtbare Weib als Sinnbild der ewig sich erneuernden Erde, als Quell alles Neuen zu sehen, wird durch Lesskows Gestalt beseitigt. Pisonskij ist Mann und Frau zugleich. Gleichnishaft vorge- deutet durch den Umstand, daß ihn seine Mutter die ersten zwölf Lebensjahre als Mädchen aufwachsen läßt, kommt Pisonskijs frauenhaftes Wesen zur fruchtbaren Reife, als er selbst zum Manne erwachsen ist. In ihm paart sich das Edelste beider Geschlechter und erzeugt neues Leben. Er ist ein fruchtbarer Asket, nimmt dem Trieb seinen zerstö-

renden Sinn und wird zu dem männlichen Nährer, dessen Güte nicht der Liebe, sondern der Kraft entspringt. Seine Zweigeschlechtlichkeit und ihre Auswirkung in der erlösenden Tat wird zum Symbol des Gottmenschen, des leiblichen Gottes, der dem Russen als heilender, Wunder vollbringender Gott sehr nahe ist und von greifbarer Realität erscheint. Christus ist der Erlöser des Materialisierten und Führer zum Immateriellen. Er wird als lebhaft Wandelnder geglaubt, der alles sieht, begreift, verzeiht und erlöst. Der grenzenlos liebende, erdhafte Bauer Pisonskij ist Christi Ebenbild. Wenn er betet: „Vermehre und laß wachsen, Herr, Deine Gaben auf dieser Erde, damit ein jeder sein Teil erhalte, der Wünschende, der Bittende, der Fordernde und der Undankbare!“, dann wird es verständlich, daß dieses Gebet dem Zweifelnden neue Gewißheit gibt und ihn zu dem Rufe veranlaßt: „Mir ist ein solches Gebet in keinem gedruckten Buche vorgekommen. Gott, mein Gott! Dieser alte Mann gedenkt auch des dem Diebe zukommenden Teiles und betet für ihn. Oh, du mein weichherziges Rußland, wie bist du schön!“

Die Verknüpfung des Menschlichen mit dem Göttlichen, die anthropomorphische Auffassung des Gottessohnes geht auf Origenes zurück, der auch den Ausdruck Gottmensch zum ersten Male gebraucht hat. Die Annahme, daß Pisonskij die künstlerische Gestaltung des Gottmenschen ist, wird durch den Umstand bestärkt, daß sich Lesskow in dieser Zeit

sehr eingehend mit Origenes beschäftigt hat. Er plante sogar, gemeinsam mit seinem Freunde N. M. Zubnow (nachmals Professor an der Universität Kiew) Origenes' Hauptwerk, *Περὶ ἀρχῶν* (De principiis) zu übersetzen und herauszugeben. Der Einfluß der aus Christentum und Platonismus zusammengesetzten Religionsphilosophie des Origenes auf Lesskow ist im ‚Verzauberten Pilger‘ am stärksten wahrzunehmen.

Nach Origenes' Interpretation des Dogmas gehören die Menschenseelen zur Welt der Geister. Sie sind geistige Geschöpfe, aber als Geschöpfe wandelbar und unbeharrlich. Waren sie von Natur aus auch nicht wesentlich gut wie die Gottheit selbst, so stand es ihnen doch frei, sich für das Gute zu entscheiden. Sie taten es nicht, sondern fielen vom Guten ab. Ihr Fall gab den Anlaß zur Erschaffung der sichtbaren, sinnlichen Welt. Den Schöpfungsakt bezeichnet Origenes deshalb als *Dejectio*, als ein Niederwerfen. Die sichtbare Welt ist der Läuterungsort der von Gott hinabgeschleuderten Geister. Die Leiblichkeit der Menschenseele ist ein Fluch, von dem nur die Aneignung des von Christus erworbenen Heiles erlösen kann. Mit Hilfe des Glaubens muß sich die Seele allmählich wieder zu der Höhe hinaufarbeiten, aus der sie hinabstürzte. Die Strafen, die auf diesem Wege zu dulden sind, dienen als Läuterung, und alle Leiden werden leicht für den, der den Gottmenschen vor sich herschreiten sieht und ihm zum wahren Leben, zur Verklärung folgt.

Für den Russen hat diese Auslegung etwas Bestechendes. Er erblickt mit dem ihm eigentümlichen Drang, Metaphysisches zu versinnlichen und Transzendentes materiell zu fassen, in der Verklärung eine Entzauberung. Deshalb ist der Tod kein Unglück, sondern ein Glück, denn mit ihm beginnt das wahre Sein. Die Welt an sich ist nur ein Schein, eine Verzauberung. Erst der aus der Welt Scheidende wird ein Seiender, wird entzaubert. Solange er hier auf Erden pilgert, ist er verzaubert und verworfen. Den Ausweg aus dem ‚Tal der Tränen‘ weist Gott durch seinen Sohn, der allen, die an ihn glauben, sichtbar ist und sie anführt.

Auf dieser volkstümlich russischen Ausdeutung der theologischen Spekulationen des Origenes beruht die Erzählung ‚Der verzauberte Pilger‘ (1873). Reiseerlebnisse und ein längerer Aufenthalt im Gouvernement Pensa, wo Lesskow die Baschkiren studierte, sowie ein mehrfacher Besuch des Klosters Walaam während der Jahre 1872—1874 gaben dem Dichter die Möglichkeit, mit der Schilderung der Abenteuer des bäuerlichen Gottsuchers Iwan Sewerjanowitsch die Mannigfaltigkeit des russischen Lebens zu verdeutlichen und den kindhaften Recken Iwan zum Gleichnis des verzauberten russischen Menschen zu machen.

Iwan trägt das Bewußtsein von Gott und dessen Widersacher lebendig in sich. Sein Leben ist ununterbrochene Flucht vor dem Bösen in sich und natürliches Streben nach Erlösung. Das Böse ist

der Zauber, mit dem die Seele an den Leib gebannt ist. Der Zauber aber wird überwunden, indem man dem Rufe Gottes, seinem Gewissen, Folge leistet. Darin liegt der Sinn aller Erlebnisse Iwan und der Erscheinungen seiner Opfer, den Manifestationen seines Gewissens, beschlossen. Iwan ist der vollendete Ausdruck östlicher Religiosität, seine Gläubigkeit ist naturhaft, sein Glaube lebendig wie der eines Kindes, dessen das Himmelreich ist. Wenn Iwan dieses Gottverhältnis, diese Einstellung zur sinnlichen Welt auch mit allen Menschen seiner Art und seines Wesens gemeinsam hat, so unterscheidet er sich doch grundlegend in einem wichtigen Punkte, der ihn über die übliche russische Religiosität weit hinaushebt: Iwan Sewerjanowitsch glaubt nicht an eine Erlösung im Diesseits. Er verwirft die klösterliche Askese, die ihm als eine bewußte Erstarrung des Lebendigen erscheint, und sieht den Sinn seines Daseins im Kampf. Iwan ist kein passiver, sondern ein aktiver Mensch. Damit erhebt ihn Lesskow, der gläubige Streiter, zum Sinnbild des zukünftigen bäuerlichen Russen, dessen Welt vom Logos, Gottes Ruf, erfüllt zur Gemeinschaft aller Geläuterten und zu einem Reiche Gottes, des Friedens und der Erlösung auf Erden wird.

Von dem gleichen Aktivismus, der Iwan Sewerjanowitsch über die Masse emporhob, ist auch Pawlin beseelt, der Held der 1875 erschienenen Erzählung gleichen Namens. Pawlin ist der lebendige Ausdruck bäuerlichen Pflichtbewußtseins. Obwohl er

kein unsteter Wanderer und abenteuerlicher Sucher, sondern ein konservativer, seßhafter Mensch ist, muß er dennoch um seiner irdischen Unzulänglichkeit willen das ganze Grauen dieser Erde erfahren, ehe ihm Gott das Wissen um die alles verzeihende Liebe gibt und ihm damit den Weg zur Erlösung weist.

Mit Pawlin endet die Reihe der Bauerngestalten, die Lesskow unter Katkows Einfluß in der ersten Hälfte der siebziger Jahre geschaffen hat. Da sie als Einzelne das Ganze charakterisieren und die Möglichkeiten des Kollektivums versinnbildlichen, werden sie in jeder Beziehung neue Gestalten.

Beim Adel, nach dem slawophilen Programm das andere Element russischer Kraft, ist die endgültige Gestalt bereits entwickelt. Lesskow verfällt deshalb nicht der irrigen Meinung Katkows, daß der Adel in seiner reinen Form existiere, sondern Lesskow hält den Adel für etwas Vergangenes und Überwundenes. Seine Widersacher haben ihm vorgeworfen, daß er den Adel glorifiziert und den Blick auf Fernliegendes gelenkt habe, um die Erbärmlichkeit seiner Zeit zu vertuschen. Bei einer Betrachtung der Lesskowschen Adelsgestalten erweist sich diese Behauptung als böswillige Erfindung. Lesskow ging aus innerer Notwendigkeit an den Stoff heran. Es zwang ihn, die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart zu schlagen, um auf die vergessene Kraft des Alten hinzuweisen, damit sie dem kommenden Rußland Anlaß zur Besinnung und zu neuer Tat werde.

Die von Lesskow verwandte chronikalische Darstellung hat ihre schönste und klarste Form in G. L. Alfsakows 1856 erschienener ‚Familienchronik‘ gefunden. Ohne Alfsakows Chronik sind Lesskows Schilderungen einer vergangenen Epoche nicht denkbar, und Marfa Andrejewna, die Hauptperson der ersten Chronik adeligen Lebens, der 1873 erschienenen ‚Alten Zeiten von Plodomassowo‘ ist das weibliche Gegenstück zum alten Großvater Stepan Michailowitsch Bagrow aus Alfsakows Familienchronik geworden. Schlicht und ehrlich, eigensinnig und gütig, hart gegen sich selbst und gegen ihre Untergebenen, zu jedem Opfer bereit, das ihre überragende Stellung verlangt, ist Marfa Andrejewna die selbstverständliche Führerin der ihr gehörigen Masse. Sie ist eine Edelfrau, weil sie nichts anderes sein kann, ohne sich selbst zu verleugnen. Am reinsten offenbart sich ihre Bestimmung in dem Verhältnis zu ihren Untergebenen. Der aus der ‚Klerisei‘ übernommene dritte Teil der Chronik handelt von ihren Zwergen. Die innige Ergebenheit, die der fluge Zwerg Nikolai Affanasjewitsch seiner Herrin bis übers Grab hinaus darbringt, zeigt, wie große Ehrfurcht und Liebe sich die Bojarin erworben hat. Güte und Gerechtigkeit, Bescheidenheit und vorbildliche Haltung haben zwischen Herrin und Diener eine Bindung geschaffen, die unter strenger Wahrung der sozialen Unterschiede eine Brücke von Herz zu Herz schlägt und ein Zeugnis natürlicher Humanität bildet.

„Die alten Zeiten von Plodomassowo“ können als Vorarbeit zu der großangelegten, umfangreichen Familienchronik der Fürsten Protosanow: „Ein absterbendes Geschlecht“ gelten, in deren Mittelpunkt die Großmutter Warwara Nikanorowna steht. Ihre Art und ihr Wesen sind mit der Charakteristik Marfa Andrejewnas gekennzeichnet. Wie diese ist auch sie über ihre adelige Form hinaus eine einfache, gütige Frau. Ihre Frömmigkeit, die tiefster Ehrfurcht vor allem Lebendigen entspringt, ist nicht kirchlich und fanatisch, sondern die natürliche Gabe ihres reinen und guten Herzens, die zur Überwindung jedes erstarrten Gefüges führt.

Die Tatsache, daß Lesskow die Treue und die Ergebenheit pries, die der Fürstin von ihren Dienern entgegengebracht wurden, forderte die junge Generation zu lautem Widerspruch heraus. Der Kritiker N. K. Michailowskij verhöhnte Lesskow in einer an „Iwan Kammerdiener“ gerichteten Kritik in einer geradezu schamlosen Weise. Lesskows Isolierung wird durch diese Beurteilung erschreckend deutlich. Die liebevolle, von jeder slawophilen Schwärmerei freie Darstellung des guten Verhältnisses zwischen Herrin und Dienern machte den radikalen Kritiker so blind, daß er die Idee der Chronik gar nicht spürte und den Lehrer Tschertwew, den Verkündiger der Zeit und Tradition überwindenden christlichen Liebe, überhaupt nicht erwähnte. Andererseits fügte sich dieser erste Vertreter des später von Lesskow scharf formulierten Typs eines russischen „Gerechten“

und die von ihm verkündigte Idee der tätigen Nächstenliebe ebensowenig in das konservative Programm. Lesskow ahnte die beginnende Auseinandersetzung mit der gesamten russischen Geistigkeit und wußte, daß er bei keiner Gruppe oder Partei Rückhalt finden würde. Völlig auf sich selbst gestellt besann er sich abermals seines Ursprungs und suchte rückschauend sich zu sammeln und zu festigen.

Diese Rückschau, die Chronik seiner eigenen Jugend, vollzog er in der 1874 entstandenen Geschichte Praozkows: ‚Irrlichter‘. Der Wert dieser Aufzeichnungen liegt weniger im Autobiographischen, als in dem Sinn, dessen Formulierung lautet: entfremde dich nicht dem Leben, auf daß du es meistern und mit deinem errungenen Ideal in Einklang bringen kannst. Die Güte und Selbstentsagung, die jedes ideale Wirken voraussetzt, lernt der Jüngling Praozkow an seiner Mutter und der Tochter seines väterlichen Freundes kennen, die beide um des Liebsten willen, das sie auf Erden besitzen, auf das Leben freiwillig verzichten. Das heroische Beispiel der Mutter veranlaßt den Sohn, die Privilegien und Rechte seiner Beamtenstellung aufzugeben und auf dem Wege eigener Vervollkommnung und Entwicklung seinem Ideal, der Kunst, zuzustreben, deren Sinn in einer Vereinigung und erhebenden Deutung des Lebens besteht.

Dieses Bekenntnis ist um so wichtiger, als es Lesskows Auseinandersetzung mit seiner eigenen Situation um die Mitte der siebziger Jahre abschloß.

Im Januar 1874 erhielt er durch Vermittelung B. M. Markewitschs, eines Schriftstellers aus dem Karkowschen Kreise, der durch seine antinihilistischen Romane bekannt geworden war, gemeinsam mit W. Ursejensko die Stelle eines Mitgliedes der besonderen Abteilung des wissenschaftlichen Komitees im Ministerium für Volksaufklärung. Minister war der wegen seiner nationalistischen und rechtgläubigen Gesinnung bekannte Graf Dmitrij Tolstoj, der von Karkow und seinen Helfern auf den Schild gehobene Nachfolger des liberalen Golownin.

Lesskow hatte die Aufgabe, die Bücher, die für die Volkslektüre herausgegeben wurden, durchzusehen und zu bearbeiten. War dieser Posten auch eine Sicherung der äußeren Verhältnisse, so bedeutete er doch zugleich eine starke Behinderung der literarischen Tätigkeit. Als Teil des herrschenden Systems war Lesskow zur Bejahung der offiziellen Anschauungen gezwungen. Er entzog sich dieser Fessel, indem er sein Amt nicht politisch, sondern kulturell auffaßte.

Seine Tätigkeit mußte sich so lange segensreich auswirken, als sie mit seinem Ideal vom wahren Christen in Einklang zu bringen war. Die Gestalten aus kirchlich geistlichem Milieu, die Lesskow damals schuf, dienten seiner Absicht der Erfüllung starrer Form mit lebendigem Geiste. In dem Augenblick, wo der Dichter die Unmöglichkeit seiner Absicht einsah, zog er die Konsequenz und versuchte auf anderem Wege sein Ziel zu erreichen. In den ‚Irrlichtern‘ entschied

er sich, und die folgenden Jahre bis 1880 waren nichts als eine Vorbereitung für die danach erfolgende Auseinandersetzung.

Die beiden Werke, die vor den ‚Irrlichtern‘ liegen, sind von dem Bestreben erfüllt, die Form der orthodoxen Kirche zu verlebendigen. Sie wurzeln in dem Bekenntnis zur Staatskirche und weisen deutlich Katkows Einfluß auf. Das erste der beiden, zu Lesskows bedeutendsten künstlerischen Schöpfungen gehörenden Werke, die ‚Klerisei‘, erschien 1872 in Katkows ‚Russkij Westnik‘, nachdem einige Teile unter besonderem Titel bereits früher veröffentlicht worden waren. Lesskows Kampf gegen die Dogmatik, Wortmacher und Unlebendigen wird hier innerhalb der als Wesensbestandteil des russischen Volkes anerkannten orthodoxen Kirche geführt. Der Ausfechter dieses Kampfes ist der Propst Tuberosow. Da er unterliegt, gesteht Lesskow selbst ein, daß ihm die Verwirklichung seiner Absicht nicht gelungen ist. Statt dessen schuf er die Tragödie eines Menschen, der um seiner Gerechtigkeit willen leidet und sich selbst vernichtet, weil er ein System bekämpft, von dem er selbst ein lebendiges Teil ist. Bei der Schilderung dieses Menschenschicksals entstand zugleich ein anderes: das Abbild des Lebens, Denkens und Fühlens der russischen niederen Geistlichkeit. Damit lenkte Lesskow das Interesse der russischen Literatur auf ein Milieu, das bis dahin, von mangelhaften Ausnahmen abgesehen, niemals künstlerisch gesehen und behandelt worden war. In Lesskow vereinigten

sich die Überzeugung vom Wert der Kirche, unvoreingenommener Blick für die Nöte der niederen Geistlichkeit, Familienerinnerungen und zahlreiche Erfahrungen und Erlebnisse, um ihn zum Dichter des russischen Popen zu machen. Die bedrückte Lage der Geistlichen gehörte zu den größten sozialen Ungerechtigkeiten Rußlands. Von der Gnade der Bauern abhängig, ohne ausreichenden Gehalt und Bildungsgang, waren diese Menschen durch die äußeren Umstände gezwungen, ihre seelsorgerische Tätigkeit zu vernachlässigen. Sie beschränkten sich auf die Wahrung von Formalitäten und blieben ohne seelische Fühlung mit den ihrer geistigen Obhut anvertrauten Bauern, obwohl sie infolge ihres unmittelbaren Verkehrs mit dem Volke berufen waren, es sittlich zu beeinflussen und zu leiten. Lesskow hatte schon von früher Jugend an erfahren, daß unter diesen Umständen die besten Kräfte nutzlos verkamen, die kraftvollsten und reinsten Persönlichkeiten zugrunde gingen und alle Möglichkeiten zur sittlichen Erhebung der Masse vertan wurden. In den ‚Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben‘ berichtet Lesskow seine mannigfachen Erlebnisse mit Geistlichen. ‚Die enge Bekanntschaft mit Leuten aus geistlichem Stande‘, heißt es dort, ‚brachte mir reichen Gewinn. Nur ihr verdanke ich es, daß ich von Kindheit an die verächtlichen Ansichten der Leute von ‚Kultur‘ in bezug auf die arme Dorfgeistlichkeit nicht teilte. Dank der Orjoler Klostersiedlung mußte ich, daß die dulddende und erniedrigte Geistlichkeit der russischen Kirche

nicht aus lauter Pfennigfuchsern und Sportelnehmern bestand, wie viele erzählen, und ich wagte es, die ‚Klerisei‘ zu schreiben.

Was Lesskow in den Jahren zuvor in breitausgesponnenen, künstlerisch minderwertigen Romanen zu widerlegen suchte, wird in der Chronik der Stargoroder Geistlichkeit gestaltet. Das sogenannte neue Rußland, die neuen Leute werden nicht um ihrer selbst willen behandelt, und ebenso nicht, um ihnen das ‚schöne Märchen‘ des alten Rußland entgegenzustellen, sondern sie bilden lediglich den Kontrast zu dem Streiter für die geistige Durchdringung einer erstorbenen Welt. Tuberosow ist der Mann der That, der lebendig Wirkende. Als Leute solcher Art erweisen sich auch seine Anhänger: seine Frau, deren Leben in dem ihres Mannes seine Erfüllung findet, die (gesondert geschilderte) Bojarin von Plodomassowo und der Diakon Achilla, das Kind mit der Stärke des Gottes, Symbol des neuen Rußland.

Der Propst Tuberosow war nach Stargorod gesandt worden, um die zahlreichen Altgläubigen dieser Stadt der rechtmäßigen Kirche wieder zuzuführen. Tuberosow hatte bald eingesehen, daß ‚der Kampf gegen den Raskol nach den konsistorialen Vorschriften wenig Wert hatte‘. Nach seiner Ansicht konnten die Altgläubigen nur durch das Beispiel einer sittlich und geistig hochstehenden orthodoxen Priesterschaft der Staatskirche zurückgewonnen werden. Das Schicksal des Propstes hatte gezeigt, daß dieses Ziel nicht erreichbar war. Es blieb nur noch ein

einziges Mittel zur Überbrückung des Schisma: das Wunder.

In seiner nächsten, 1873 im ‚Russkij Westnik‘ erschienenen Erzählung: ‚Der versiegelte Engel‘ hat Lesskow dieses Wunder der Bekehrung Altgläubiger dargestellt. Ihre Überzeugung, von Gott selbst zu der neuen Vereinigung geleitet zu sein, kann nicht erschüttert werden, als sich das Wunder auf natürliche und harmlose Weise erklärt. ‚Uns ist es gleich, auf welchem Wege Gott die Menschen sucht und aus welchem Gefäß er sie aus Seinem Borne trinken läßt; Er wird sie schon zu finden wissen und ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Vaterlande stillen‘, deutet der bekehrte Altgläubige, den Lesskow die Geschichte erzählen läßt, ihren Sinn. In dieser ‚Entsiegelung der Herzen‘, in diesem Bekenntnis zu einer neuen, christlichen Gemeinschaft gipfelt Lesskows Erzählung.

Die vermeintliche Glorifizierung der orthodoxen Kirche brachte Lesskow die ungeteilte Anerkennung seiner Vorgesetzten im Kultusministerium, besonders des Staatskontrolleurs Lertij Iwanowitsch Filippow, ein, und die meisterhafte Gestaltung des Stoffes befestigte Lesskows Ruf als vollendeter Darsteller des Volkslebens auch bei jenen, die ihn prinzipiell ablehnten. Dieser Ruf wurde durch die Werke der folgenden Jahre, die bereits besprochenen Adelschroniken und ‚Pawlin‘, bestätigt. Neben dem starken Bekenntnis zum Alten zeigten jedoch diese Erzählungen zugleich Lesskows Anerkennung des Neuen und sein Bemühen,

das ‚alte Märchen‘ mit der neuen Zeit in Einklang zu bringen, was vor allem in dem Bestreben der Helden zum Ausdruck kam, das ihnen innewohnende religiöse Gefühl als den Grund zu betrachten, auf dem eine sittliche Vervollkommnung zu erfolgen habe. Zu dieser ethischen Tendenz mußte Lesskow gelangen, weil er, der unbedingte Bejager alles Lebendigen, die Form der orthodoxen Kirche mehr und mehr als erstarrt und erneuerungsbedürftig empfand. Die Zeit stellte der Kirche neue Aufgaben. Die einzelnen Glieder der Kirche konnten diese Aufgaben jedoch nicht erfüllen, weil sie durch das System ihrer theokratischen Institution an dem Erwerb der notwendigen Bildungsgrundlagen wie an der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit gehindert waren. Der Drang, aus einem Wahrer des Glaubens zum Führer zu sittlicher Vervollkommnung zu werden, war bereits Lebensinhalt des Propstes Luberosow gewesen. Er war an der kirchlichen wie weltlichen Bürokratie gescheitert.

Der Kampf des Lebendigen gegen das Abgestorbene, gegen die Redner ohne Tat, gegen die heuchlerischen Dogmatiker — heuchlerisch, weil ihr Bekenntnis zum Dogma nur Mittel zum Zweck war —, der Kampf gegen all diese verkommenen Elemente für ein wahres lebendiges Christentum bildete abermals das Thema der 1875 erschienenen Erzählung ‚Am Ende der Welt‘.

Die Idee, daß der ‚Christus unterm Brusttuch‘, der von den Bauern als lebendiger Gottesvertreter gedachte Christus alles, der Christus der theologischen

Sätze und Schlüsse jedoch nichts, ein totes Abstraktum ist, wird durch die Geschichte eines im hohen Norden missionierenden Bischofs anschaulich gemacht. Von besonderem Reiz ist es, daß ein hervorragendes Mitglied der oberen Geistlichkeit sich überzeugen muß, daß seine theologischen Lehrmeinungen vor der Wahrhaftigkeit und dem natürlichen Edelmut eines einfachen Menschen in nichts zusammenfallen müssen. Lesskow wollte ein hohes Lied auf die nationale russische Religiosität schreiben. Den Antrieb gab ihm sein Wille zur Erneuerung des steril gewordenen Körpers der russischen Kirche. Auf die Gestaltung des Themas hatte jedoch noch ein anderer Umstand wichtigen Einfluß. Lesskow weist auf ihn hin, wenn er am Schlusse der Erzählung sagt, daß ‚der schlichte Kirial Christus sicherlich nicht schlechter verstand als die zugereisten Prediger, die wie eine tönende Schelle in unseren Salons und Wintergärten klimpern‘.

Mit dieser Bemerkung spielte Lesskow auf den Lord Redstock an, einen früheren Offizier der britischen Armee, der durch seine protestantisch-metho- distische Auslegung des Evangeliums zum Mode- prediger der vornehmen Petersburger Gesellschaft und zum Ersatz für den bis dahin modern gewesenen Spiritismus geworden war. Die Heuchelei, die sich in dem Mißverhältnis zwischen äußerer Lebenshaltung und religiöser Schwärmerei ausdrückte, nahm Lesskow zum Anlaß, gegen die Redstockisten zu Felde zu ziehen. Er legte seine Ansicht in den Aufsatz ‚Raskol der großen Welt‘ nieder (Pravoslavnoje Dvostrenije 1876;

als selbständige Broschüre mit dem Untertitel ‚Lord Redstock und seine Anhänger‘ und der Beilage ‚Sentimentale Frömmigkeit‘ 1877 (Pb. erschienen). Wie er früher die Altgläubigen ‚Buchstabenfresser‘ gescholten hatte, galt auch jetzt seine Fehde einer sich in Äußerlichkeiten erschöpfenden Mode für religiöse Dinge.

Lesskows Frontstellung gegen die Redstockisten wie gegen die unantastbare Form der Kirche zeitigte sehr bald Rückwirkungen. Katkow und seine Clique, die mit den Jahren ebenso chauvinistisch wurden wie Lesskow zu einer alles Parteimäßige überwindenden nationalen Gesinnung kam, rückten seit dieser Zeit merklich von ihm ab. Wenn er in ‚Am Ende der Welt‘ sagt: ‚Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mehr als alle Vorstellungen von der Gottheit diesen unsern russischen Gott liebe, der sich seine Wohnung unterm Brusttuch schafft. Was uns die Herren Griechen auch vorschwätzen und wie sehr sie uns auch beweisen mögen, daß wir ihnen die Bekanntschaft mit Gott verdanken, — sie haben Ihn uns doch nicht enthüllt; wir haben Ihn nicht in ihrem byzantinischen Prunk gefunden‘, dann wird Lesskow sogar zum offenen Widersacher und Antithetiker des Ultranationalisten Konstantin Nikolajewitsch Leontjew. Dieser erkannte nur die griechische Kirchlichkeit als maßgebend für die russische Kirche an und machte den Byzantinismus zur Grundlage seiner russischen Weltanschauung. Für Leontjew spielten Gott und Christus überhaupt keine unmittelbare Rolle. Da-

gegen forderte er die Suprematie der Kirche, deren Gebräuche, Dogmen und Lehren vor allem zu lieben seien, und verband damit das Verlangen nach unumschränkter Autokratie, denn er betrachtete den Zaren lediglich als Exekutivorgan des strafenden Gottes. Da für Leontjew die Religion nur in der Furcht vor Gott bestand, konnte er sich Gott nur als strafenden vorstellen.

Dieser finsterste, aber ehrlichste und zugleich klügste Reaktionär Rußlands wurde in seiner Ansicht beeinflusst und bestärkt durch L. J. Filippow, Lesskows Vorgesetzten im Ministerium für Volksaufklärung. Es ist verständlich, daß Lesskow als leidenschaftlicher Gegner des Byzantinismus in Konflikt mit seinem Vorgesetzten geraten mußte, und Lesskow sagt dann auch selbst, daß L. J. Filippow als einer der ersten seine literarische Tätigkeit als nicht wünschenswert und mit seiner amtlichen Stellung nicht vereinbar bezeichnet habe.

In dieser Zeit wurde Lesskow mit dem Minister für Staatsdomänen, Grafen P. A. Walujew persönlich bekannt. Walujew, ein gemäßigter, jeder Reaktion abholder Mann, war wegen seiner liberalen Anschauungen, die er als Minister des Inneren bis zu seinem 1868 erzwungenen Abschiede gezeigt hatte, von dem chauvinistischen Kreis um Katkow leidenschaftlich bekämpft worden. Daß Lesskow sich an diesen Mann angeschlossen, ist ein Symptom für seine Entfremdung von Katkow. Die Bekanntschaft mit Walujew erfolgte durch einen Zufall. Im Jahre

1877 las die Kaiserin Maria Alexandrowna die ‚Klerisei‘ und äußerte sich zum Grafen Walujew sehr lobend über Lesskows Werk. Am selben Tage, dem 3. Juli 1877 erhielt Lesskow die Vergünstigung, als Beamter dem Ministerium für Staatsdomänen zugezählt zu werden. Mit der Stellung, die seine Tätigkeit im Ministerium für Volksaufklärung nicht behinderte, war ein Gehalt von tausend Rubeln verbunden.

Bevor Lesskow diese Ernennung erhielt, hatte er ein Pendant zur Erzählung ‚Am Ende der Welt‘ erscheinen lassen, das geeignet war, seine gegensätzliche Stellung zu seinem Vorgesetzten im Ministerium für Volksaufklärung noch zu verstärken. Es war die Erzählung ‚Des Erzbischofs Urteilspruch‘, die 1877 in der Zeitschrift ‚Strannik‘ erschien. Um zu beweisen, daß die Anschauung des Bischofs Nil nicht vereinzelt dastehe, erzählt Lesskow ein Erlebnis aus seiner Kiewer Beamtentätigkeit, das bei der gleichen Problemstellung den Vorzug protokollarischer Genauigkeit besitzt. Die Rolle des Heiden wird hier von einem durch unpsychologische und grausame Gesetzesanwendung schikanierten Juden dargestellt, während der Bischof Nil durch den gütigen, von Lesskow hochverehrten Erzbischof Silaret von Kiew, ‚den Engel in Menschengestalt‘, vertreten ist. Mit der Erzählung ‚Des Erzbischofs Urteilspruch‘ hat Lesskow seinen Standpunkt gegenüber der von einem unlebendigen Byzantinismus beherrschten orthodoxen Kirche gefunden. Die beiden letzten in den siebziger Jahren

erschienenen Erzählungen aus geistlichem Milieu bilden nur einen Ausbau der Position. Die Heiterkeit, ja der fast übermütige Humor, womit nunmehr der bisher so ernsthaft vorgeführte Unterschied zwischen lebendigem und erstarrtem Dogma demonstriert wird, sind der Beweis, daß es für Lesskow keine Diskussion mit seinen Gegnern mehr gab.

Den Anlaß zu der im Jahre 1877 erschienenen Erzählung ‚Der ungetaufte Pöpe‘ gab das im gleichen Jahre in Moskau veröffentlichte Buch F. Limanows: ‚Das Leben eines Dorfgeistlichen‘, das der Wirklichkeit nicht entsprach und eine völlig unrichtige Schilderung der tatsächlichen Lage der Dorfgeistlichkeit bot. Lesskow, der wegen seiner Kenntnis der Materie Limanows byzantinische Utopie ablehnen mußte, wandte sich in einer scharfen Kritik gegen ihn. Sie erschien unter dem Titel ‚Ein karikiertes Ideal‘ 1877 in der Zeitschrift ‚Strannik‘ und machte Limanow den Vorwurf, wider besseres Wissen und völlig einseitig geurteilt zu haben. Um seine gegensätzliche Meinung noch eindrucksvoller zu gestalten, schuf Lesskow gleichzeitig in der alle Polemik vermeidenden Geschichte des ‚ungetauften Pöpen‘ die Idealgestalt eines Dorfgeistlichen. In dem Bischof (man erkennt unschwer Filaret von Kiew wieder), der sich über alle Formalitäten und Paragraphen hinwegsetzt, wie in dem Bauernpriester, der die vom Bischof gegen ihn geübte Liebe und Güte durch geistliches Wirken an seine Bauern weiterleitet, stellte Lesskow die von ihm gewünschte und erstrebte Geistlichkeit dar, deren

letztes wie höchstes Glied der eine Wille zu einem organischen Ganzen macht: in Christi Sinne dem Nächsten zu helfen.

In den noch im gleichen Jahre 1877 entstandenen ‚Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben‘ vertiefte Lesskow seine reformatorischen Bestrebungen für die lebendige Kirche dahin, daß er nicht nur eine geistige Erneuerung der Kirche selbst, sondern vor allem eine Neugestaltung des Verhältnisses der Gesellschaft zur Kirche forderte.

Lesskows künstlerisch wie weltanschaulich gleich bedeutsamer Hinweis auf die katastrophale Lage der ihrem Volke entfremdeten Geistlichkeit beschloß in den siebziger Jahren die Reihe der Erzählungen aus kirchlich-religiösem Gebiet. Das Ergebnis war die völlige Ablehnung der konservativen Anschauung von der theokratischen Stellung der Kirche. Bei voller Anerkennung der Priesterschaft, insbesondere der niederen als wertvollen Teil der Gesellschaft, forderte Lesskow dagegen die Einfügung der Kirche in den Staat. Sein Verlangen beruhte auf der Überzeugung, daß die Kirche ein erstarrtes, unfruchtbares Gebilde würde, wenn sie nicht den Anschluß an die der Zeit entsprechende Form der Gesellschaft fände. Von einer lebendigen Kirche aber erheische die Gesellschaft nicht ausschließliche Erfüllung toter Formen, sondern vor allem die ethische Durchdringung dieser Formen. Die ungeistig gewordene Kirche müsse mit neuem Geist erfüllt werden. Der lebendige Glaube des Volkes sei der Quell, aus dem die Kirche die

Kraft zu neuem Wirken holen könne, das sich nicht im Bekenntnis erschöpfen dürfe, sondern christliche Bildungsarbeit leisten solle.

Seine Wandlung vom orthodoxen Bekenner zum christlichen Ethiker kam voll zum Ausdruck in dem ‚Leitfaden durch das Neue Testament‘, den Lesskow 1879 drucken ließ. Dieser auf ethischen Grundsätzen aufgebaute Leitfaden vereinigte verschiedene Kapitel der Evangelisten unter zusammenfassenden Titeln wie ‚Die Reue‘, ‚Barmherzigkeit gegen seinen Nächsten‘, ‚Vergebung von Beleidigungen‘, ‚Das Verdammen‘, ‚Die Heuchelei‘ u. ä. In einem Bericht im wissenschaftlichen Komitee des Ministeriums für Volksaufklärung ging Lesskow im gleichen Jahre sogar so weit, für die Erteilung des Religionsunterrichtes in den Volksschulen die Zulassung weltlicher Lehrer zu fordern. Bei der gegensätzlichen Einstellung seiner Vorgesetzten, besonders des Staatskontrolleurs Filipow wurde dieser Vorschlag natürlich abgelehnt. Obwohl Lesskow im Jahre 1879 zum Kollegiensekretär befördert wurde, war er sich klar, daß seine Tätigkeit im Ministerium dem Ende zuging.

Die innere Spannung, in der sich Lesskow um jene Zeit befand, mag den Menschen zuweilen aufs tiefste bedrückt haben, dem Dichter gab sie immer neue Kraft und steten Anreiz zum Schaffen.

In jener Krisis entstand die Geschichte ‚Der stählerne Floh‘ (1881). Den Stoff erhielt Lesskow von einem alten Arbeiter der Gewehrfabrik Gestronezsk, wo sich der Dichter als Gast der Gebrüder Bubnow

während des Sommers 1878 aufhielt. Lesskows Absicht, dem Anbruch der neuen, mechanistischen Epoche, wie sie in dem Industriebezirk von Gestronezß vor allem fühlbar war, die Vergangenheit mit ihrer Betonung persönlichen Könnens entgegenzusetzen, ist ihm restlos gelungen. ‚Der stählerne Floh‘ ist ein Preislied auf den Wert handwerklicher Kunst, deren Vertreter bereits zur Mythe geworden sind.

Die zweite dieser Erzählungen, die blitzartig den Anfang und das Ende der russischen Seele beleuchten, ist die 1881 erschienene Erzählung ‚Die Teufelsaustreibung‘. Man wird dieser meisterhaften Schilderung des Moskauer Kaufmanns Ilja Fedosejewitsch, der sein einfaches, solides Leben mit einer ungeheuerlichen Orgie unterbricht, um tags danach wieder friedlich seiner Beschäftigung nachzugehen und um Pfennige zu feilschen, nicht gerecht, wenn man sein Tun nur physiologisch erklärt. Der Drang, sich des Übermaßes von Kraft in einem Gewaltakt zu entledigen, die wütende Lust, Bestehendes zu zerstören, also primitive erotische Momente vereinigen sich mit der Sucht, das eigene Gefüge zu zersprengen. Die Form dieser Vereinigung ist wegen des erotischen Antriebes elementar, steigert sich aber ins Orgiastische, weil die hemmende Vernunft bewußt ausgeschaltet wird. Das Bestreben, sich ohne Schranken, ungehemmt und frei zu fühlen, das höchste Lust gewährende Empfinden, als Teil des Elementes Eines und Alles zugleich zu sein, deutet jedoch diese eigenartige russische Zeremonie nicht

ganz. Der überall gleiche Drang, sich zu berauschen, der ihr als psychologischer Anlaß zugrunde liegt, bekommt im Russischen seine besondere, charakteristische Note durch das religiöse Moment. Für den Russen wird die Sucht nach dem Sichausleben zum Drang nach einem Außer-sich-leben, zur Sehnsucht nach einer neuen göttlichen Gestalt. Die Vermessenheit, die in diesem Begreifen Gottes liegt, wird zugleich Anlaß zur Reue, Demut, Zerknirschung. Der Wille, Gott auf sinnliche Weise, durch einen körperlichen Erzeß, mit der Faust begreifen zu wollen, ist das Merkmal des Primitiven. Lesskow hat diesen Willen im russischen Menschen gespürt und überall zur Darstellung gebracht, wo er den Russen als ungebändigte — von der Kirche oder Sittlichkeit nicht gebändigte — Kraft schildert.

Die Sehnsucht nach Erlösung äußert sich beim Primitiven als Rebellion gegen die Verzauberung, in deren Bann er sich wähnt. Der eigentliche Verlauf dieser Rebellion ist jedoch in der Natur des russischen Menschen begründet. Er entspricht genau der russischen Vorstellung, daß Gut und Böse die einander entgegengesetzten Pole eines Kreises sind. Vom Pol des Bösen zum Pol des Guten zu gelangen ist auf zweifache Art möglich. Wer sich vom Pol des Guten entfernt hat, kann entweder auf dem gleichen Wege durch Demut und Güte allmählich zurückkehren oder er kann vom Pol des Bösen aus weiter-schreiten und durch alle Steigerungen des Bösen endlich — dem Zwang des Kreises folgend — zum

Guten gelangen. Der Russe, der für ‚Umkehr — Befebrung — Verwandlung — Kreislauf‘ bezeichnenderweise das gleiche Wort hat (obratschenie), bevorzugt diesen Weg, wenn er einmal am Pol des Bösen angelangt ist. In der ‚Lady Macbeth‘ heißt es: ‚Wen der Gedanke an den Tod nicht tröstet, sondern schreckt, muß versuchen, die heulenden Stimmen in sich mit einem noch größeren Geheul zu übertönen. Der einfache Mensch begreift das sehr gut; er gibt dann seiner ganzen tierischen Primitivität die Zügel frei, verliert alle Vernunft und beginnt sich über sich selbst, über die Menschen und über das Gefühl lustig zu machen. Auch ohnehin nicht besonders zart, wird er doppelt böse.‘ Der beste Beweis für diese russische Eigenschaft ist der Trompeter Rabenschrei aus dem ‚Absterbenden Geschlecht‘. Als er das Maß seiner Sünden übergelassen gemacht hat, begibt er sich vor Kummer auf den Jahrmarkt und gebärdet sich dort wie ein Toller. Er nimmt in der Kirche das Licht, das vor dem Heiligenbilde brennt, und beginnt, in aller Beisein, während der Messe seine Pfeife daran anzuzünden. Dieser Drang, das Böse durch sich selbst zu vernichten und zu überwinden, möglichst tief zu fallen, um erhöht zu werden, trägt fast einen sinnlichen Charakter, und es ist bezeichnend, daß das beliebteste Vergnügen des russischen Volkes das Schaukeln bildet, das wollüstige Vergnügen des Fallens.

Damit ist die Erklärung für die Teufelsausreibung gegeben. Die Zeremonie basiert auf der

Annahme, verzaubert zu sein, den Teufel im Leib zu haben. Das Mittel, den Teufel durch Belzebub auszutreiben, ist nicht nur vergnüglich, sondern führt auch mit Gewißheit zum Siege. Der Mensch, die Brücke zwischen Gott und Erde, muß sich fallen lassen und büßen, um erhöht zu werden. Die Zeremonie erreicht deshalb nicht mit der allgemeinen Orgie ihr Ende, sondern sie findet ihre Fortsetzung in der Reinigung und Buße des Einzelnen. Lesskow stellt dies ganz bildhaft dar, indem er den alten Kaufmann in der Kirche sich winden und kämpfen läßt. „Sein Geist brennt nach dem Himmel, aber mit den Beinen da wühlt er noch in der Hölle herum!“ erklärt die erfahrene Klosterfrau. Ihr Glaube an die Errettung des Kaufmanns wird bestätigt. Eine starke, unsichtbare Hand packt den Alten an den Haaren und stellt ihn wieder auf die Beine. Damit ist der Kreislauf vollendet; Ilja Fedosejewitsch ist einmal um sich selbst gekehrt, seine wollüstige Passion durch die Tiefe ist zu Ende; er hat die Hölle durchstürzt und ist wieder bei Gott.

So stellt sich dem alten Kaufmann der Sinn seiner Zeremonie dar, denn sein primitives religiöses Gefühl verläuft in einem engen Kreise. Lesskow hat deshalb die Geschichte „für die wirklichen Kenner und Liebhaber des Ernstes und Großartigen im nationalen Geschmacke“ geschrieben, und es ist ihm gelungen, das innere und äußere Leben des urwüchsigen Russen mit einzigartiger Vollkommenheit darzustellen. Obwohl sich Lesskow jeder Deutung der

Begebnisse enthält, kommt seine eigene Ansicht klar zum Ausdruck. Für ihn ist Ilija Fedosejewitsch nicht auf zwangsläufigem Wege bei Gott angelangt, sondern in die eigenmächtig durchbrochene Form, die von Gott den Menschen auferlegte Verzauberung zurückgekehrt. Für Lesskow ist der reiche Kaufmann trotz seiner großmächtigen Stellung in Moskau nur der Vertreter des einfachen russischen Menschen, die ins Großartige gesteigerte Form jenes pfiffig schlauen Muschiks aus den ‚Irrlichtern‘, der zu Gott schwört, keinen Schnaps mehr zu trinken. Er hatte jedoch mit Bedacht nur von Wodka reinsten, weißer Farbe gesprochen, aber keinerlei andere Schnäpse erwähnt, und darum konnte er sich mit gutem Gewissen an allen anderen Getränken betauschen.

Ilija Fedosejewitsch ist zwar eine lebendige Kraft, aber sein Aufbegehren gegen seine Form ist ohne Vernunft. Seine Errettung ist daher nur scheinbar, aber nicht wirklich wie die des verzauberten Pilgers. Während Ilija Fedosejewitsch wie ein wildes Tier im Käfig hockt und seine überschüssige Stärke zu gewaltsamem Ausbruch benützt, bändigt der Pilger seine Kraft durch die Vernunft, und sein Streben nach der Freiheit ist erfolgreich. Der Kaufmann kennt keine ratio, für ihn existiert nur die religio. In der Freiheit, im Zustande des Außersichseins, ist er wie ein Fisch auf dem trockenen Boden, ganz und völlig der Vernunft Gottes anheimgestellt. Deshalb bleibt er allezeit der unselbständige, nur

durch die ‚Faust aus der Kirchenkuppel‘ errettbare Mensch, während der Pilger durch die Vereinigung von religio und ratio (um deretwillen Gott seinen Sohn auf die Erde sandte) die Fähigkeit erwirbt, seine eigene, erdhafte Kraft zur Erhebung zu benutzen. Die gebändigte und die ungebändigte Kraft des Muschiks sind die beiden Punkte, von denen das Werk Lesskows in den siebziger Jahren ausging und seine Themen empfing. Daß Lesskow nach der durch den ‚Verzauberten Pilger‘ vollzogenen Formulierung des Ziels noch einmal am Schlusse dieser Periode zu der wilden Kraft des ungebändigten Muschiks, zu seinem und aller anderen russischen Pilger Ursprung zurückkehrte, gibt die tröstliche Gewißheit, daß er seine Krisis — die Überwindung der orthodoxen Kirche als Hüterin der religio und ihre Verlebendigung durch Einfügung der ratio in ihren sterilen Körper — überstehen wird.

4

Am 13. Dezember 1880 wurde Lesskow infolge einer Intrige aus dem Ministerium für Staatsdomänen entlassen. Den Posten im Ministerium für Volksaufklärung behielt er bei. Im Frühling desselben Jahres war Graf Tolstoj, der Protektor der Ratkowpartei, auf Veranlassung Loris-Melikows, des nach dem sechsten Attentat auf Alexander II. zum militärischen Diktator mit unbegrenzten Vollmachten ernannten früheren Generalgouverneurs von

Kiew, entlassen worden. Sein Nachfolger wurde der freisinnige, gebildete Saburow, ein Schwiegersohn des Dichters Grafen Esologub. Gemäß den Intentionen Loris-Melikows, der alles daran setzte, einen Ausgleich zwischen der Regierung und der immer radikaler werdenden sozialistischen Jugend herbeizuführen, zog auch in das muffige Ministerium für Volksaufklärung ein neuer Geist. Obwohl Lefskow seine Stellung ‚zwischen Beamten, die an der Literatur kein Interesse hatten‘, als Ausnahmestellung betrachtete, bewog ihn der Wechsel in der Leitung des Ministeriums für Volksaufklärung zur Weiterarbeit an diesem Institut. Die von liberalem Geist erfüllte Epoche war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Lawine rollte bereits. Am 13. März 1881 unterzeichnete der Zar eine von Loris-Melikow verfaßte Regierungserklärung, in der die Berufung eines Parlaments angekündigt wurde. Einige Stunden später fiel er der Bombe des Studenten Grinewitzkij zum Opfer.

Zu einer der ersten Taten des Nachfolgers, Alexanders III., gehörte die Ernennung seines Lehrers, des Professors für Zivilrecht an der Universität Moskau, Konstantin Pobedonoszew zum Oberprokureur des Heiligen Synods. Der aus dem Popenstand hervorgegangene Pobedonoszew war ein fanatischer Slawophile. Sein Einfluß auf den Kaiser war ungewöhnlich stark. Alexander III., der völlig im Banne des orthodoxen Lehrers stand, entschied sich gegen den von Loris-Melikow eingeschlagenen Weg.

Pobedonoszew wurde der eigentliche Herrscher von Rußland. Eine Reihe von Ministern und hohen Staatsbeamten, darunter auch der Minister für Volksaufklärung Saburow machten Anhängern des neuen Regimes Platz. Lesskows neuer Vorgesetzter, der Baron Nikolai, ein bis dahin ganz unbekannter Mann, stand vollkommen unter dem Einfluß Pobedonoszew's. Der starke und unbeugsame Wille des Oberprokureurs konzentrierte sich auf die Erhaltung und den Triumph der Orthodoxie. Byzantinismus als Weltanschauung war Pflicht.

Lesskow war dieses System des politischen und geistigen Byzantinismus aufs tiefste verhaßt. Der neue Kurs reizte ihn zum Widerstand. Das Gewissen des nach lebendiger Erfüllung alles Geistlosen strebenden Staatsbürgers und Christen empörte sich. Trotz seinem amtlichen Posten scheute sich Lesskow nicht, zu allen Tagesfragen, die ihm Schicksalsfragen zu sein schienen, publizistisch Stellung zu nehmen. Eine lange Reihe von Aufsätzen erschien. Sie wurden zumeist in dem neutralen, gemäßigt-liberalen „Istoritscheskij Westnik“ veröffentlicht, dessen Herausgeber G. N. Schubinskij mit Lesskow bis zum Tode eng verbunden blieb, und vereinigten in halb belletristischer, halb wissenschaftlich nüchterner Form die Vorzüge des glänzenden Erzählers mit dem Mute des Bekenners. Alle diese Aufsätze waren auf Anklage eingestellt. Und diese Anklagen verstärkten sich mit der Zeit, nahmen schärfere Formen an und argumentierten mit immer krasserem Beispielen die

Notwendigkeit einer gründlichen Reform des Staat und Kirche beherrschenden Systems.

Da Lesskow mit dieser Gesinnung schon längst nicht mehr in das reaktionäre System Pobedonoszews und seiner Gehilfen hineinpaßte, war es nur noch eine Frage der Zeit, wann der Dichter den Dienst quittierte. Die Gelegenheit zu seiner Verabschiedung ergab sich eher, als er dachte. Im Februarheft des ‚Istoritscheskij Westnik‘ schilderte er nach aktenmäßigen Quellen einen Vorfall, der sich 1727 in Moskau zugetragen hatte. Er bestand darin, daß Klerus wie Gemeinde stark berauscht am Altar Bockspringen geübt hatten. Dieser Verwilderung der von der herrschenden Partei so hochgeschätzten Kirche stellte Lesskow die Forderung einer sittlichen Erneuerung des einzelnen Mitgliedes gegenüber und erwähnte in diesem Zusammenhang auch den Namen Leo Tolstojs. Obwohl dieser Aufsatz lediglich von dem Bemühen erfüllt war, die Kirche von Schäden zu heilen, gab er Lesskows Vorgesetzten Grund, den unbequemen Tadler und Dränger zu erledigen. Am 9. Februar 1883 wurde er aus dem Ministerium für Volksaufklärung entlassen.

Nach dem Bruch mit der Katkowpartei schloß sich Lesskow eng an den Schriftsteller Sergej Nikolajewitsch Terpigorew an, der als Künstler und Mensch vieles mit Lesskow gemeinsam hatte und in seinen kurz zuvor erschienenen ‚Skizzen und Bemerkungen eines Lambower Gutsbesitzers‘ scharfen Blick für Wirklichkeit und für unverfälschtes rus-

sisches Wesen gezeigt hatte, sowie an Alexej Alexejewitsch Gakuf, der u. a. die nach ihm benannte Zeitung ‚Gakufs Zeitung‘ herausgab. Gakuf, der, wie Lesskow in einem Brief an Schubinskij bemerkt, ‚in Geschäften einfach wie ein braver Bursche und ein selten anständiger Mensch sich benimmt; der statt Antworten Geld schickt . . . und menschlich handelt‘, unterstützte Lesskow nach Kräften, als er — nach der Entlassung ohne feste Bezüge — allein auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeit angewiesen war. Gakuf nahm jeden Beitrag an, den ihm Lesskow schickte und honorierte ihn anständig. In Gakufs Zeitung erschien u. a. der unvollendete Roman ‚Der Falkenstrich‘, der als eine Fortsetzung zu ‚Ohne Ausweg‘ gedacht war und zeigen sollte, ‚von wo die führenden russischen Leute sich erhoben und wo sie sich niedergelassen hatten‘. Neben diesem Roman, dem eine judenfreundliche Tendenz nachgesagt wird, zeugt eine Reihe von Erzählungen für Lesskows tolerante Einstellung zum Judentum. Hierher gehören vor allem die Erzählungen ‚Die purzelbaumschlagenden Juden‘ (1882) und ‚Der kneifende Elementarlehrer‘ (1879).

Damals erschien auch eine Broschüre mit dem Titel ‚Die Juden in Rußland‘, die für die russischen Juden politische und religiöse Gleichberechtigung forderte und ebenfalls von Lesskow stammte, obwohl ein anderer als Autor zeichnete. In Lesskows Exemplar befand sich die Bemerkung: ‚Dieses Buch — mit Erlaubnis des Außenministers Grafen D.

U. Tolstoj gedruckt — verfaßte ich, Nikolai Lesskow. Ein gewisser Pjotr Lwowitsch Rosenberg, der auch als fiktiver Autor hingestellt wird, machte es druckfertig.'

So objektiv und sogar amüßant die belletristischen und publizistischen Beiträge Lesskows zu den Erscheinungen seiner Zeit sein mögen, eines ist ihnen allen gemeinsam: die Hervorhebung des Negativen und die Kritik eines Zustandes, den Lesskow zwar nicht prinzipiell, aber in seinen extremen Erscheinungen ablehnte. Lesskows bäuerlicher Art und Gesinnung würde es jedoch nicht entsprochen haben, wenn er sich im Negativen erschöpft hätte. Lesskow mußte bauen, schaffen, fördern. Das Analysieren und Kritisieren lag ihm nicht. Lesskow zwang es, mehr zu tun. Er wollte zeigen, wie der neue russische Mensch aussieht, wie er sich der Gesamtheit einfügt und sie zu sich emporzieht. Er hat diese, seine eigenste Aufgabe in vollem Umfange gelöst. In einer Reihe von Beispielen schuf er die lebendigen Priester einer neuen russischen Menschheit. So verschieden an Herkommen, Stand und Rang sie untereinander auch sind, bilden sie doch durch ihr Christentum und die dadurch bedingte Einstellung zum Nebenmenschen und zum Staat eine vollkommene Gemeinschaft, die Zelle eines lautereren und größeren Rußland. Lesskow hat seine ‚neuen Leute‘ unter dem Namen ‚Gerechte‘ zusammengefaßt.

Der Wille zum praktischen Handeln ist das entscheidende Merkmal der Moralphilosophie aller ‚Ge-

rechten', und dieser Wille, der weder an Zeit noch Ort noch Herkunft seines Trägers gebunden im Kleinen wie im Großen wirksam sein kann, trennt die ‚Gerechten‘ scharf von den Idealisten wie ‚Schafsochs‘ und Rainer, deren Streben ohne Erfolg blieb, weil sie mit dem Leben keinen Kontakt hatten. Das Gegenstück zu ‚Schafsochs‘, dessen romantische Schwärmerei mit seinem eigenen Untergang enden mußte, ist ‚Cher amour‘, der Verkörperer desselben bäuerlichen unbeholfenen Typs, dem die Zivilisation als der große Feind seines Daseins erscheint. Das Fehlen jeder durch den Trieb bedingten Problematik ist das besondere, allen Gerechten eignende Merkmal. Es ist die selbstverständliche Voraussetzung ihres neuen Daseins. Ob diese Voraussetzung eine natürliche Gegebenheit ist wie bei dem überhaupt nicht geschlechtsreif erscheinenden kindlichen ‚Cher amour‘ oder eine von der Vernunft bestimmte Folge wie bei dem ‚Unsterblichen Soloman‘ (1880), ist ohne Belang. Der keusche Soloman begründet denn auch sein reines, uneigennütziges Verhältnis zu der bei ihm lebenden Frau eines Trunkenboldes, um dessentwillen er nach der irrigen Meinung der Menschen auf jedes Glück verzichtet, mit den einfachen Worten: ‚Es gibt ein frommes und ein sündiges Glück. Das fromme Glück schreitet über niemand hinweg, das sündige über alle.‘ Da Soloman das erste mehr als das andere liebt, erringt er sich die Basis, von der aus er als Gerechter wirken kann. Er lebt als einsamer, aufgeklärter Mensch unter dem abergläubischen Volk,

hilft aus unendlicher Nächstenliebe allen Nothleidenden und bringt sich selbst zum Opfer. Den unter dem Banne des Bösen stehenden Menschen muß der starke Träger dieser Idee als Zauberer, als ‚Unsterblicher‘ erscheinen. In Wahrheit ist Golowan der einzige Freie unter Unfreien, der Entzauberte unter Gebannten. Das Ziel, nach dem der verzauberte Pilger ein Leben lang strebte, hat Golowan erreicht. Er ist ein Gerechter, wirkend, lehrend und von Gottes Kraft und Güte zeugend.

Wie im ‚Unsterblichen Golowan‘ geht Lesskow auch in den Erzählungen ‚Das Schreckgespenst‘ und ‚Das Tier‘ auf eigene Jugenderlebnisse zurück. Die Wärme, die lebendige Darstellung und künstlerische Vollendung dieser drei schönsten aller Geschichten von den ‚Gerechten‘ sind durch das persönliche Erleben Lesskows begründet. Die Helden der beiden letzten Erzählungen sind nicht wie Golowan Heroen einer Stadt, sondern ihr Wirken erstreckt sich auf Kleinstes. Der Bauer Selivan, das ‚Schreckgespenst‘, leidet unter der Verkennung seiner boshafteu und abergläubischen Mitmenschen, weil er sein Leben der von allen verlassenen und geächteten Waise eines Henkers widmet. Noch versöhnender als die späte Anerkennung seines opfervollen Dienstes am Nächsten wirkt die Erhöhung eines anderen Gerechten, des Tierwärters Chrapon aus der Erzählung ‚Das Tier‘ (1883). Sein Liebesdienst vollzieht sich sogar nicht einmal an einem Menschen, sondern nur an einem Tier, dem Bären Sganarel, denn alle Geschöpfe

sind Gottes, und Gott bedient sich eines jeden, um die Schöpfung mit seinem Geist zu erfüllen, nicht dem Geist erzwungener Furcht, sondern des Friedens und der tätigen Hilfe.

Neben diesen drei, auf persönlicher Kenntniss der dargestellten ‚Gerechten‘ beruhenden Erzählungen können die übrigen, in diesen Jahren beschriebenen ‚Gestalten‘ künstlerisch kaum bestehen, obwohl sie sich durch schöne Einzelheiten und starke Charaktere auszeichnen. In der Erzählung ‚Der Gleichgesinnte‘ (1880) wird das Leben und Wirken eines einfachen Mannes aus dem Volke dargestellt, der sein höchstes Vergnügen in der Erfüllung seiner Pflicht als Polizeimeister einer kleinen Stadt findet, sich aber nebenher mit philosophischen Fragen beschäftigt und die Bibel zum Fundament seiner Lebensanschauung macht. Sein in die That umgesetztes Christentum trägt reiche Frucht. Ähnlich verhält sich der Petersburger Polizeibeamte G., der Held der Erzählung ‚Der Pygmäe‘ (1880), der unter Hintansetzung seiner eigenen Interessen einem bedrängten Menschen aus lauterer Güte hilft und Taten der Großmut vollbringt. Lesskow nennt den ‚Pygmäen‘ ‚erfüllt von Frieden und Heiligkeit und dabei besser als den Demokraten‘. In dieser letzteren Erzählung — ‚Ein russischer Demokrat in Polen‘ — führt Lesskow einen russischen Beamten vor, dessen Klugheit, Unbestechlichkeit und Einsicht unter seinen Kollegen nicht ihresgleichen haben, und der deswegen auch den Abschied nehmen muß. In der preußisch

anmutenden Auffassung seiner Amtspflichten und seiner Wichtigkeit als Erzieher, Förderer und Helfer der Gemeinschaft (nicht der Gehalts- und Pensionsempfänger allein) wird der Staatsrat Samburskij noch von den Männern übertroffen, die Lesskow in der Erzählung ‚Das Kadettenkloster‘ geschildert hat. Das erhaltende Moment jeder Gemeinschaft, Pflicht als freiwilligen Dienst an der Idee zu betrachten, ist in den drei Berechten dieser Musteranstalt Fleisch und Blut geworden. Sie fördern es bewußt und teilen es auf kluge und eindringliche Weise ihren Schülern mit. Auf diese Weise bewirken sie den Zusammenschluß der von ihnen erzogenen Menschen zu einem beseelten, lebendigen Kollektivum, das lebt, wächst und Frucht trägt.

Mit den Erzählungen von den russischen Berechten hatte Lesskow das positive Ziel seines Programmes illustriert: eine Erneuerung altgewordener Formen und Institutionen durch ihre Erfüllung mit christlichem Geiste. Nie war in Rußland die Forderung nach ethischer Durchdringung des staatlichen und kirchlichen Gefüges so laut und eindringlich verkündet worden. Aber Lesskows Stimme verhallte. Obwohl er von der Richtigkeit seiner Absichten tief überzeugt war, blieb alles Bemühen trotz persönlichen Opfern ohne Erfolg, weil es an dem Stumpfsinn und an der Verbohrtheit der Gegner scheiterte. Das erste Mal, nach dem Streitjahrzehnt mit den Nihilisten, hatte Lesskow die Situation verhältnismäßig rasch überwunden. Diesmal traf es ihn schwer.

Eine Depression kam über den starken, trotzigem Kämpfer, die um ihres reinen Anlasses willen voll tiefer Tragik ist.

Besserung in Lesskows seelischem Empfinden brachte die im Sommer 1884 erfolgte Reise nach Marienbad und daran anschließend durch Deutschland und Frankreich. Diese Reise gab dem Verzagten neuen Mut. Nach der Rückkehr nahm Lesskow den Kampf gegen alles Veraltete mit neuen Kräften auf. Das körperlich und seelisch bedrückende Gefühl, ein unnützes und schädliches Glied der Gesellschaft zu sein, war gewichen. Lesskow sprach ehrlicher und schärfer denn je. Sein Kampf gegen die reaktionären wie radikalen Dogmatiker war nicht ohne Zynismus, hielt sich jedoch von unsachlichen Anwürfen und übertriebenen Beschuldigungen frei. Auch wo er satirisch wurde, wie in der Erzählung ‚Platzhalter‘ (1885), nahm die lebenswürdige und humoristische Behandlung des Details dem Ganzen das Verletzende. Infolge seiner immer vollkommener werdenden, an Maupassant erinnernden Erzählungskunst durfte es Lesskow wagen, der Wahrheit auch durch heikle Mittel zum Siege zu verhelfen und in pikanten Situationen kleinbürgerliche Verkommenheit zu zeigen. Während er noch in den ‚Platzhaltern‘ von den Bürgern gesagt hatte: ‚Diese Brut ist nicht auszurotten‘, sah er die Situation in der Erzählung ‚Der Schamlose‘ um vieles einfacher und klarer an. In dieser meisterhaften Satire auf die bürgerliche Korruption kommt der satirische Humor

Lesskows voll zum Durchbruch, ja hier wird der Synismus zur Weltanschauung erhoben.

Die Skepsis und der Pessimismus, worin Lesskows Depression ausklang, kam auch in seiner von neuem einsetzenden publizistischen Beschäftigung mit allgemeinen Mißständen zur Geltung. Seinem überscharfen Blick, aus dem alle Liebe gewichen war, entging nichts. Unläßlich den Bemühungen des Pastors Dalton, das Prostituiertenwesen in Petersburg auszurotten, enthüllte Lesskow die über Riga vor sich gehende Versorgung Rußlands mit Prostituierten und wies in ‚Исторический Westnik‘ auf das Vergebliche der Bemühungen Daltons hin, solange ‚es in Rußland nicht für eine Schande gehalten würde, wenn der Staat Pacht von den Büfetts in den Bordells erhielte‘, und solange nicht der Prostituiertenhandel über Riga unterbunden würde.

In dem Aufsatz ‚Die kirchlich eingeseignete Ehe‘ lehnte es Lesskow ab, die freien, nicht von der Staatskirche bestätigten Ehen der Altgläubigen als ‚Hundehochzeiten‘ oder ‚Buhlerei‘ zu bezeichnen, und wies nach, daß sich die Ehen der Altgläubigen gegenüber den verlogenen, heuchlerischen bürgerlichen Ehen durch größere Reinheit und Ehrlichkeit auszeichneten und deshalb den von Leo Tolstoj in ‚Worin besteht mein Glaube?‘ niedergelegten Forderungen nahe kämen.

Kurz vor seiner Entlassung nahm Lesskow trotz seiner erbitterten Kampfthätigkeit Gelegenheit, eine Rückschau auf die bunteste und reizvollste Periode

seines Lebens zu halten, auf die Kiewer Jugendzeit. Von seinem Freunde F. G. Lebedinzew, Herausgeber der Zeitschrift ‚Kiewskaja Starina‘ aufgefordert, einen Beitrag zu liefern, versprach Lesskow ‚etwas Lustiges mit historischem Bezug auf Kiew‘ zu schreiben. Das Ergebnis war eine Reihe von Anekdoten von Kiewer Sonderlingen unter dem Titel ‚Klosteroriginale‘ (Kiewskaja Starina 1883). Obwohl Lesskow, wie er ausdrücklich erklärt, nicht Kritik üben, sondern sich und andere durch Erinnerungen unterhalten will, verbindet sich doch mit der humorvollen und realistischen Darstellung des unter der Botmäßigkeit des berüchtigten Generalgouverneurs Bibikow stehenden Kiew die Absicht, ‚dem Volke auch die Menschlichkeit seiner Hirten zum Bewußtsein zu bringen‘. Nach den starken Angriffen, die Lesskow gegen kirchliche Mißstände gerichtet hatte, war es ihm Bedürfnis, auf die Ehrenhaftigkeit und den Opfermut der niederen Geistlichkeit hinzuweisen. Seine Bemerkung, ‚daß der uneigennützigste Mensch, den er je sah, ein Pope war‘, ist eine Zurückweisung aller, die die Popen einer besonderen Raffgier beschuldigten.

Noch stärker tritt Lesskows Kampf gegen das mechanistische oder — wie sich der Menschenbeobachter bezeichnenderweise physiognomisch ausdrückt — stereotype Zeitalter und seine Freude an einer kraftvollen, lebendigen, wenn auch seltsamen und eigenwilligen Persönlichkeit in den ‚Geschichten vom Pan Wischnowskij und seiner Sippe‘ (1885) hervor.

Diese erste Erzählung aus einem geplanten Zyklus ‚Psychopathen von ehedem‘ nennt Lesskow eine ‚Epopöe‘, weil sie eine — von ihm nur übermittelte — vom Volke geschaffene Folge von Legenden und Anekdoten über eine historische Persönlichkeit darstellt. Wie im ‚Stählernen Floh‘ gelingt es ihm, aus einer vom Volke kolportierten Begebenheit eine künstlerisch vollkommene, in sich gerundete Erzählung zu schaffen und durch seine Darstellung, die an Plodomassow erinnernde Gestalt des kleinrussischen Bojaren Stepan Iwanowitsch Wischnewskij in all seiner schier unfaßbaren Kraft, Wildheit, Absonderlichkeit und seiner pathologischen Verkennung des Realen zum Leben zu erwecken. Infolge der scharfen Charakterzeichnung dieses ‚verwilderten Europäers‘, dieser nur in Rußland gedeihenden Mischung von asiatischer Wildheit und christlicher Demut, und infolge der rasch aufeinanderfolgenden Begebenheiten und Heldentaten dieses Barbaren gehört der Pan Wischnewskij zu jenen Lesskowschen Gestalten, die so elementar und naturhaft wirken, daß sie ihren zusammenfassenden Schöpfer vergessen lassen und wieder zu dem Mythos werden, aus dem die dichterische Phantasie des Volkes sie erstehen ließ.

5

In dem gleichen Jahrzehnt, in dem Lesskow den Kampf gegen die Allmacht erstarrter Formen und westlicher Formeln aufgenommen hatte und schließ-

lich zur Einsicht gekommen war, daß er unterlegen war, hatte sein Zeitgenosse Leo Nikolajewitsch Tolstoj den gleichen Feldzug gegen Staat und Kirche begonnen. Es war vorauszusehen, daß sich die beiden Männer, die der gleiche Trieb nach einer sittlich religiösen Erneuerung des christlichen Lebens zur Auflehnung gegen die herrschenden Gewalten gebracht hatte, eines Tages zusammenfinden würden. Tolstoj's Bruch mit der orthodoxen Kirche war am Ende der siebziger Jahre erfolgt. 'Meine Beichte', Tolstoj's 1879 erschienene Abrechnung mit der bürgerlichen russischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts und erster leidenschaftlicher Befreiungsversuch, noch mehr aber die ruhigere und besinnlichere 'Kritik der dogmatischen Theologie' verhießen Lesskow, daß ihm in Tolstoj ein hilfreicher Führer entstanden war, und ermutigten ihn in seinem zur gleichen Zeit beginnenden Kampf gegen die orthodoxe Kirche.

In Tolstoj's Appell an das lebendige Christentum fand Lesskow die Richtung seines Wesens bestätigt. Eine sofortige Annäherung an Tolstoj verhinderte nur der eine Umstand, daß Tolstoj zwar eine Lesskow schon längst bewußte Erkenntnis bestimmt und endgültig formuliert, aber noch nicht die Anwendung gezogen und die Richtlinien für die Übertragung der Erkenntnis auf das Leben gegeben hatte. Lesskow bewunderte ihn im stillen, aber er folgte ihm nicht. In dem gleichen Augenblick jedoch, wo Tolstoj aus seiner aristokratischen Reserve heraustrat und Volksmann wurde, dessen Lehre zur Tat

sich erhob, sah Lesskow den Schöpfer in ihm und diente ihm nach seinem Können mit Worten und Werken.

Das erste Mal trat dieser Fall ein, als Tolstoj die Ergebnisse seiner inneren Kämpfe in allgemein faßlicher Form dem Volke zugänglich machte. Dies geschah mit dem Werke ‚Zusammenstellung und Übertragung der vier Evangelisten‘, einer kühnen Deutung und Kommentierung der vier Evangelien. Tolstoj faßte die im Jahre 1881 vollendete Arbeit einige Zeit später neu, indem er unter Verzicht auf die Kommentierung die vier Evangelientexte in zwölf Kapitel teilte und mit einem Vor- und Nachwort versehen. Die ‚Kurze Zusammenfassung des Neuen Testaments‘ wurde in zahllosen Abschriften von Hand zu Hand gereicht und vom Volke als ‚Tolstojs Evangelium‘ eifrig gelesen. Tolstojs wahrhaft evangelische Tat löste Lesskows spontanen Beifall aus.

Es bedurfte nur des praktischen Anlasses, um die beiden gleichgesinnten Männer zu einer Zusammenarbeit zu führen. Die Gelegenheit ergab sich bald. Bereits im Anfang der achtziger Jahre hatte Tolstoj oftmals beklagt, daß die breite Masse des russischen Volkes ausschließlich mit Schund- und Kolportageliteratur versorgt würde. In der Meinung, daß auf diesem Gebiete fruchtbare kulturpolitische Arbeit geleistet werden könne, hatte Tolstoj seinem Freunde W. G. Tschertkow den Plan unterbreitet, eine sittlich religiöse Erziehung der Masse durch Herausgabe guter volkstümlicher Literatur herbeizuführen. Ohne

sich auf ein literarisches Programm festzulegen, forderte Tolstoj nichts als die Durchdringung volksmäßiger und allgemein beliebter Stoffe mit der ethisch-religiösen Idee und eine leichtfaßliche, ungekünstelte Darstellung. Nachdem eine Anzahl der besten Vertreter volkstümlicher Belletristik ihre Mitwirkung an dem Unternehmen zugesagt und um der guten Sache willen auf jedes Honorar verzichtet hatte, ging man an die Ausführung und gründete Anfang des Jahres 1885 den Verlag ‚Posrednik‘ (d. h. Vermittler), dessen geschäftliche Leitung J. D. Sytin übernahm. Der Erfolg des Unternehmens war so groß, daß der Verlag bereits am 25. Juli 1885 ein eigenes Büchermagazin in Petersburg eröffnen mußte.

Leſſkows Mitarbeit am ‚Posrednik‘ wurde die unmittelbare Ursache für die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Tolstoj. Als dieser den ‚Posrednik‘ ins Leben rief, dachte er sogleich an Leſſkow, den er als Schriftsteller seit langem kannte und dessen kämpferische Einstellung gegen das zeitgenössische Rußland er schätzte. Tolstoj hatte Leſſkows wahre Bedeutung schon längst erkannt. ‚Er war in den sechziger Jahren der erste Idealist des christlichen Typs‘, sagte Tolstoj im Jahre 1898 zu Faresow, ‚und der erste Schriftsteller, der (in ‚Ohne Ausweg‘) auf die Unzulänglichkeit des materiellen Fortschritts hingewiesen hat, die der Freiheit und den Idealen von lasterhaften Menschen drohen. Er hatte sich schon damals von der Vorstellung freigemacht, daß

die materialistische Lehre von den Wohltaten des staatlichen Fortschrittes durchdringen würde, solange die Menschen schlecht und verworfen bleiben. Sein Roman ‚Ohne Ausweg‘ beweist dies. Er ließ seine Helden mit den sozialistischen Überzeugungen ein Gemeinschaftsleben führen, und diese Helden kompromittierten ihr Gemeinschaftsleben. Es genügt nicht, einem Menschen eine fremde Kultur aufzudrängen, sondern man muß ihn erziehen und auf sie vorbereiten. Wenn die Menschen alles Übel in den äußeren Bedingungen unseres Lebens sehen, aber nicht in sich selbst, dann wird sie ein Versuch bald vom Gegenteil überzeugen. Ohne diese Versuche zerbrechen sie die idealsten Formen des Lebens und versperren künftigen Geschlechtern den Weg zu ihnen. . . . In den sechziger Jahren standen die staatlichen Aufgaben im Vordergrund, während sich der sittliche Fortschritt von selbst verstand. . . . Einzig der Autor von ‚Ohne Ausweg‘ forderte ihn vor allem andern und wies auf das Fehlen seiner Prinzipien im Leben sogar der besten Menschen dieser Zeit hin.‘

Mit der ethisch-religiösen Eignung Lesskows verband sich seine schriftstellerische Begabung, die für Tolstojs Zwecke wie geschaffen schien. Was Tolstoj als Form der Volkserzählung vorschwebte, die Verbindung von Legende und Novelle, und was er selbst mit immer heiferem Bemühen anstrebte, hatte Lesskow bereits geschaffen. Den ‚Ungetauften Priester‘ hatte er selbst eine Geschichte genannt, ‚die fast schon den Charakter einer unterhaltsamen Legende

aus neuerer Zeit hat'. Lesskows übrige Erzählungen aus dieser Zeit hatten stets das Charakteristische gehabt, daß sie erzieherische Tendenzen in unterhaltsamer Art vortrugen. Geradezu vorbildlich für den ‚Postrednik‘ wurde Lesskows 1881 in Petersburg erschienene Geschichte ‚Christus als Gast beim Bauern‘. Lesskow legte seiner Erzählung eine Legende aus Affanasjews großer russischer Legendensammlung zugrunde und gab mit dem Stoffhinweis wie mit der Form der Bearbeitung des literarischen Volksgutes Tolstoj und den übrigen Mitarbeitern am ‚Postrednik‘ ein Beispiel, dessen Nachahmung die moderne russische Belletristik überraschend bereichern sollte. Tolstoj im Anfang der achtziger Jahre entstandene Volkserzählungen, vor allem ‚Wovon die Menschen leben‘, sind ohne Lesskows Vorarbeit nicht denkbar, womit sich der Vorwurf erledigt, daß Lesskow auch literarisch ein blinder Nachahmer Tolstoj gewesen sei. Tolstoj erkannte die praktische Bedeutung der Lesskowschen Erzählung sofort und nahm sie neben seinen eigenen Erzählungen ‚Wovon die Menschen leben‘, ‚Der kaukasische Gefangene‘, ‚Gott sieht die Wahrheit, sagt sie jedoch nicht gleich‘ in die erste Reihe der vom ‚Postrednik‘ verlegten Volksbücher auf.

Die durch diese Zusammenarbeit veranlaßte Annäherung war nur eine vorübergehende. Die nächsten Jahre ließen den bestehenden Gegensatz wieder voll hervortreten. Das Leben, das Tolstoj immer mehr zum ideologischen Objekt wurde, behielt für Lesskow

den realen Sinn. Er empfand sich als Teil des Lebens und spürte seinen Willen als Aufforderung, das Dasein und damit sich selbst zu läutern. Tolstoj hingegen negierte das Dasein in seiner staatlichen, kirchlichen und kulturellen Form mit der einzigen Absicht, sich selbst zu vollenden, und er verwandte seinen Willen folgerichtig im negativen Sinn: nicht als Mittel zum Bau des Ganzen, sondern zur Abwehr des Ganzen. Der endgültige Durchbruch des Sinnes von Matth. 5, 39: ‚Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel . . .‘ in ‚Worin besteht mein Glaube‘, und stärker noch in dem nächsten Werk ‚Was sollen wir denn tun?‘ (1884—1886) bedeutete die völlige Abkehr von dem bestehenden russischen Zustand und die Gründung eines neuen Reiches Gottes (dessen einziger Bürger Tolstoj war und — blieb). Da der in leidenschaftlichem Bemühen innerhalb der Volksgemeinschaft arbeitende Lesskow nicht imstande war, Tolstoj in das seiner Meinung nach spekulative Reich zu folgen, mußte er sich von ihm trennen. Tolstojs These vom Nichtwiderstreben dem Bösen war Lesskows bäuerlicher Natur so zuwider, daß er sogar in aller Öffentlichkeit das Wort gegen Tolstoj ergriff. Der Praktiker und Volksmann mußte Tolstojs passiven Aktivismus nur als paradox oder als intellektuellen Radikalismus betrachten und deshalb ablehnen. Lesskows Skepsis, das heißt sein bäuerliches Mißtrauen bewog ihn, den Denker Tolstoj als Irrlehrer anzuschauen, weil seine Lehre nicht

im Einklang mit dem Leben stand, das nach Lesskows Meinung nach Besserung schrie und Männer der Tat brauchte. Es bedurfte des persönlichen Kontaktes mit Tolstoj, bis Lesskow Tolstojs wahre Bedeutung erkannte.

Die persönliche Bekanntschaft Lesskows mit Tolstoj erfolgte im April 1887, einen Monat nach dem Erscheinen des bereits ganz von Tolstojs Geiste erfüllten ‚Gaukler Pamphalon‘. Als Tolstoj von Jassnaja zu einem kurzen Aufenthalt nach Moskau gekommen war, machte ihm Lesskow, der sich ebenfalls vorübergehend in Moskau befand, einen Besuch. In dieser Stunde vollzog sich eine Wandlung in Lesskow. Was er nie hatte glauben und begreifen wollen, erfaßte er plötzlich instinktiv. Er spürte das Einmalige in der Erscheinung Tolstojs und erkannte die Ursache in dem nie erhofften Erlebnis einer bereits auf Erden geläuterten Persönlichkeit und folgte ihr fortan. Vor Tolstoj wurde sich Lesskow plötzlich der tiefsten Ursache seiner Leiden und Mißerfolge bewußt. Er hatte den Westen in seiner nihilistischen wie in seiner panslawistischen Auswirkung als etwas Fremdes abgelehnt. Dennoch fühlte er, daß auch sein eigener Wille zum christlichen Ethos nur ein Produkt der westlichen Aufklärung und deshalb auf den russischen Menschen nicht übertragbar war. Von dieser unerträglichen Diskrepanz wurde Lesskow durch Tolstoj erlöst. Was seiner Lehre nie gelungen wäre, erreichte der reine, von seiner russischen Mission erfüllte Pro-

phet von Angesicht zu Angesicht. Lesskow wußte sofort, daß in diesem Menschen kein westlicher Moralist vor ihm stand, sondern die von Christi Idee erfüllte Gestalt des vorbyzantinischen, unbefleckten Russen. Wie ein beseligender Strom floß Tolstoj's Kraft und Glaube auf Lesskow über, der in dem Menschen Tolstoj entschieden und vollendet sah, woran er gezweifelt und wonach er sich verzehrt hatte.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Lesskow und Tolstoj, das mit der persönlichen Bekanntschaft anhub, war durch Lesskows leidenschaftliche Verehrung für Tolstoj gekennzeichnet. Lesskow sah zu Tolstoj wie zu seinem Meister und Retter auf. Seine Verehrung für Tolstoj ging so weit, daß er sich eine lobende Bemerkung über ihn mit den Worten verbat: ‚Er ist doch kein Zigeunerpferd, daß man ihn anpreisen muß!‘ In einem Brief an die Schriftstellerin L. J. Wesselitskaja heißt es: ‚Tolstoj ist mein Heiligtum auf Erden! — der mit Wahrheit ausgestattete Priester des lebendigen Gottes. Er erleuchtete mich, und ich bin ihm zu mehr verpflichtet als zu einem geruhigen irdischen Leben. Die Wohltat seines erstaunlichen Verstandes hat mir den Weg ins Leben ohne Ende enthüllt, einen Weg, auf dem ich mich nicht zurecht fand, und auf dem ich mich unbedingt verirrt hätte. . . . Doch seine Begriffe sind mir verständlich, und ich . . . fand nur in diesen Begriffen Vernunft und Sinn, und ich wurde ruhig durch sie und stellte mein

Laterndien beiseite. . . . Ich brauche es jetzt nicht mehr: ich sehe ein helles Zeichen vor mir und weiß, woran ich mich zu halten habe. Wenn ich die Richtung verfehle, so liegt es nicht an der Unzulänglichkeit des Lichtes, sondern an der Ohnmacht meiner Augen und Hände.'

Soldy reiner Begeisterung konnte sich Tolstoj nicht auf die Dauer entziehen. Er kam mit den Jahren Lesskow auch menschlich näher, wechselte Briefe mit ihm und unterhielt sich mit ihm über sein künstlerisches Schaffen. Ein Besuch Lesskows in Jassnaja Poljana vertiefte noch die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern. Anfang des Jahres 1893 sandte Tolstoj sein neuestes Werk ‚Das Reich Gottes ist in euch‘ im Manuskript an Lesskow. Jeder Satz dieses Appells an das mit Vernunft und Liebe begabte Wesen, das Christentum nicht als Gesetzgebung, sondern als neue Lebensauffassung und als prophetische Lehre zu betrachten, mutete Lesskow wie eine Offenbarung an. ‚Die Vernichtung und Zertrümmerung der Lehre, die heimlich an die Stelle von Christi Lehre getreten war, ging mit der furchtbaren Gewalt eines Blitzes vor sich, der den Nachthimmel zerreißt‘, sagte Lesskow im Anschluß an die Lektüre des ‚Reiches Gottes‘. ‚Es bleibt nur eines von beiden: entweder dem Autor die Hand reichen oder zu einem der alten Altäre gehen und ihn schluchzend bitten, er möge sich und die Menschheit vor diesem Zerstörer beschützen, dessen Kraft und Entschlossenheit unvergleichlich sind.‘ Lesskow hatte

sich endgültig für Tolstoj entschieden. Seine früheren Bemühungen um eine Reformation der Kirche betrachtete er nur noch mit Hohn und Selbstverspottung. Die ‚Klerisei‘ lehnte er völlig ab. Am 2. J. Wesselitskaja schrieb er am 27. Januar 1893: ‚Die ‚Klerisei‘ würde ich jetzt unter keinen Umständen mehr schreiben, aber gerne würde ich ‚Die Aufzeichnungen eines Entweihten‘ schreiben und vielleicht tue ich es auch. . . . Von Eiden lossprechen, Bajonette einsegnen, Ehen auflösen, Geheimnisse preisgeben, Beleidigungen verzeihen, die einem andern zugefügt sind, die Leute beim Schöpfer protegieren usw. das ist es, was ich den Menschen zeigen möchte.‘ An anderer Stelle sagte er: ‚Ich brauche Verkündiger und Deuter, keine Geheimnisräumer und Wundertäter.‘

Tolstoj's Einfluß auf Lesskow drückte sich in der geistigen Vollkommenheit der meisten Werke aus, die nach seiner Bekanntschaft mit Tolstoj entstanden. Durch Lesskow fand Tolstoj seinen russischen Ausdruck. Was dem Volke an Tolstoj's Lehre wegen der komplizierten Diktion unverständlich bleiben mußte, verkündete Lesskow, indem er in eindeutiger Sprache Tolstoj's Thesen durch Beispiele belebte. Bei aller weltanschaulichen Abhängigkeit von Tolstoj blieb Lesskow jedoch als Darsteller und Gestalter stets sich selbst getreu, und in künstlerischer Beziehung ist es eher am Platze, von einem Einfluß Lesskows auf Tolstoj zu sprechen. Wie Lesskow in seinen letzten Volkserzählungen eine Vollendung und Form

erreichte, die Tolstoj erst ein Jahrzehnt später gelang, so war er auch bei der Wahl der Legenden als geeignete Mitteilungsform für die neue, ethisch religiöse Idee nicht von Tolstoj abhängig gewesen. Lesskow verdankte seine Kenntnis des Stoffes seiner Beschäftigung mit der mittelalterlichen russischen Literatur. Die Bearbeitung und Neugestaltung dieses Stoffes, die mit den Erzählungen vom ‚Christen Theodor und seinem Freunde, dem Juden Abraham‘ und dem ‚Gaukler Pampalon‘ eingesetzt hatten, bekamen durch die Bekanntschaft mit Tolstoj nur den belebenden Antrieb. Die stattliche Anzahl Legenden, die Lesskow nach 1887 schrieb, entnahm er zum größten Teil dem ‚Prolog‘ (Martyrologium), der im 12. Jahrhundert aus dem Griechischen übersetzt, nach Tagen und Monaten geordneten Sammlung von kurzen Heiligenleben. Durch Lesskows Bearbeitung, die vor allem in einer psychologischen Vertiefung der einzelnen Charaktere und einer modernen Fassung der Geschehnisse bestand, verloren die Legenden ihre mittelalterliche Unbeholfenheit und Naivität, die ihren Reiz ausmacht, so daß sie, wie Wolynskij sagt, rein ästhetisch betrachtet mitunter ‚eine quälende, dürre Lektüre bilden und keinen erquickenden Eindruck machen‘. Der Zweck, für den die Erzählungen geschrieben waren, und das Programm, nach dem der Stoff umgestaltet wurde, ließen in der Tat trotz oder vielleicht wegen Lesskows Bemühungen um Sprache und Stil keine künstlerische Geschlossenheit zu. Ausnahmen wie ‚Der

Bösewicht von Askalon' oder ‚Die schöne Ufa‘ vermögen an diesem Gesamteindruck nichts zu ändern. Den praktischen Zweck erreichten die Legenden jedoch durchaus. Mit fast agitatorischer Eindringlichkeit machte Lesskow die wichtigsten Sätze der Tolstojischen Lehre lebendig. In der 1888 für den ‚Postrednik‘ geschriebenen Legende ‚Vom gewissenhaften Daniel‘ zeigt er, daß nur die Liebe imstande ist das Böse zu überwinden. Daß diese Liebe auch in einer Verworfenen leben und durch sie wirken kann, findet in der 1892 verfaßten Auswahl aller auf Frauen bezüglichen Stücke des ‚Prolog‘ mit dem Titel ‚Legendäre Charaktere‘, vor allem aber in der Geschichte der ägyptischen Dirne Ufa ergreifenden Ausdruck. Das Thema der Erzählungen ‚Der Löwe des Einsiedlers Gerassim‘ und ‚Der Bösewicht von Askalon‘ bildet die Überzeugung, daß man sich nichts Überflüssiges auf Kosten anderer Menschen aneignen dürfe, und daß das Anhäufen von Reichtümern zum Zweck späterer Verteilung ein sophistisches und unnützes Beginnen sei. Den Triumph des schlichten, kindlich gläubigen und deshalb von Gott erhörten Menschen verkündigen die ‚Erzählung vom gottgefälligen Holzhauer‘ sowie die großangelegte Novelle ‚Der Berg‘. In letzterer wird der Satz der christlichen Kirche: ‚Zwinge die Heiden zu deinem Glauben, damit die Kirche triumphiere‘ durch das entgegengesetzte Handeln eines demütigen Gerechten widerlegt. Die im ‚Berg‘ glücklich durchgeführte Absicht, die sinnliche Liebe einer Verführerin

zu vergeistigen und sie damit des Glaubens teilhaftig zu machen, ist dagegen in der Legende vom ‚Unschuldigen Prudentius‘ völlig mißlungen. Das Predigen sexueller Askese entsprach nicht Lesskows Natur, und es ist bezeichnend, daß alle jene Stellen, wo die sinnliche Liebe geschildert wird, die einzigen sind, die sich in dieser schwächsten aller Legenden zu künstlerischer Bedeutung erheben.

In den neben den Legenden entstandenen profanen Erzählungen konnte Lesskow — von Vorlagen unbehindert — seinem Fabuliertalent freien Lauf gewähren und seine Idee in sinnvoll lebendigen Gestalten deuten. Der Dichter brauchte nur die Erzählungen von den ‚Gerechten‘ fortzusetzen, die er bereits in den Jahren vor der Bekanntschaft mit Tolstoj geschrieben hatte. Als die erste Schilderung dieser zu realen Figuren gewordenen ‚legendären Charaktere‘ und vom Geiste Tolstoj's erfüllten Gestalten kann man ‚Die uneigennütigen Ingenieure‘ (1887) betrachten. Die in Form eines sachlichen Berichtes vorgetragene Erzählung stellt das auch von Alexander Herzen in den ‚Memoiren des Doktor Krupow‘ beschriebene Leben Nikolai Fermors dar, dessen tragisches Ende viel von sich reden machte. Lesskow erzählt die Geschichte mit einer Sachlichkeit, die das tragische Schicksal des unglücklichen Streikers doppelt fühlbar macht und vertieft die Darstellung des historischen Begebnisses so, daß Fermor zum Märtyrer unter den ‚Gerechten‘ und seine Tragödie zur Tragödie Rußlands wird.

In die Zeit der für die Wirkung seiner Ausnahmemenschen so günstigen nikolaitischen Epoche führt auch die nächste weltliche Legende zurück, die 1887 erschienene Erzählung ‚Der hilfreiche Wachtposten‘. Der Held dieser Geschichte, ein einfacher Soldat, der seinen Posten verläßt, um einen Ertrinkenden zu retten, erweist sich bei der schicksalsschweren Entscheidung zwischen Dienstpflicht und Menschenliebe als größerer Mensch und Christ als die hoffärtigen Vertreter des Gesetzes, die den ‚demütigen Dulder‘ nach dem Buchstaben richten. Lesskows Worte: ‚Ich halte mich an das Irdische . . . ich denke an jene Sterblichen, die das Gute einfach um des Guten selbst willen lieben und — wo es auch sei — gar keine Belohnung dafür erwarten‘, ist auch das Motto jenes alten Kiemer Sonderlings, dessen Spitznamen ‚Figura‘ Lesskow als Titel der 1888 erschienenen Erzählung gewählt hat. Unter Berufung auf das Sprüchwort des Volkes ‚Der Geschlagene ist wertvoller als der Nichtgeschlagene‘ gibt Lesskow mit der Geschichte dieses menschlichsten und heitersten aller Gerechten der Tolstojischen These vom Nichtwiderstreben dem Bösen lebendige Gestalt.

Die Erinnerung an den Ausgangspunkt seines Wirkens gab dem todesnahen Dichter außer ‚Figura‘ den Stoff zu zwei seiner reifsten Schöpfungen ‚Das Tal der Tränen‘ und ‚Das Sehnen des Geistes‘. Die erste dieser beiden Erzählungen, die sich durch Intensität der Rückbesinnung ebenso sehr wie durch

Geschlossenheit der Handlung und Verlebendigung der Idee auszeichnen, entstand auf Veranlassung Tolstoj's gelegentlich der verheerenden Hungersnot, die im Sommer 1891 Südrußland heimsuchte. Die Erinnerung an die Hungerkatastrophe lieferte dem Dichter auch den Stoff zu der 1893 erschienenen Volkserzählung ‚Die Tagediebe‘, worin Tolstoj's Forderung ‚Helfet immer, nicht erst in der Not!‘ sich mit Lesskows tiefster Einsicht in das Wesen des christlichen Menschen zu einem Gleichnis des ersehnten Rußlands verbindet. Christi Worte: ‚Mögen alle wissen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr nur Liebe untereinander habt!‘ ist das Leitmotiv dieses künstlerischen Testaments, in dem Sinnliches und Über-sinnliches unmerklich ineinander fließen, da der Tod bereits die Hand des Schöpfers führte. Von der gleichen Abgeklärtheit und Milde, aus denen schon das Wissen um die letzten Dinge und den Sinn allen Wesens steht, ist auch ‚Das Sehnen des Geistes‘ erfüllt. Der Held dieser Kindheitserinnerung ist der deutsche Hauslehrer Iwan Jakowlewitsch, der durch das Beispiel seiner Standhaftigkeit in allen Gewissensfragen und durch seine wahre christliche Demut den Kindern die erste Ahnung von geistigem Wesen gibt und die Sehnsucht nach geistiger Erfüllung in ihnen weckt. Auch hier wächst reales Geschehen ohne Willen des Autors, der zwischen Gott und sich keine Grenze mehr sieht, ins Überirdische und Symbolische hinaus. Mit dieser Erzählung, neben der sich die angewandte Legende ‚Der kleine Narr‘ (1893), die

Geschichte des Waisenknaben Panjka, der mit ver-
schmitzter Bauernlogik einem Tatarenchan zum christ-
lichen Heil verhilft, nicht messen kann, schließt die
Reihe der Verkündigung Tolstoj'scher Wahrheit.
Einen kraftvolleren und selbständigeren Prediger
als Lesskow hat Tolstoj nie wieder gefunden.

6

Tolstoj und Lesskow waren sich des zwischen ihnen
bestehenden Unterschiedes ebenso bewußt wie die
Zeitgenossen ihr gegenseitiges Verhältnis verkannten.
Als man Lesskow vorwarf, er sei ein Nachahmer
Tolstoj's, konnte er deshalb mit vollem Recht er-
widern: „Mitnichten! Als Tolstoj die ‚Anna Ka-
renina‘ schrieb, war ich schon nahe bei dem, was
ich heute sage, und schrieb die ‚Klerisei‘ und den
‚Versiegelten Engel‘. Ich hatte bereits den Haufen
gegraben, den Tolstoj erst zu graben begann. Der
einzige Unterschied zwischen uns ist, daß sein Licht
heller ist; ich ging deshalb mit meiner Lampe hinter
ihm her. Er hat eine gewaltige Fackel, während in mei-
ner Hand nur eine kleine Lampe schwelt.“ Mit dem
gleichen Verständnis für die Art seines Streitge-
nossen sagte Tolstoj: „Seine Anhänglichkeit ist rüh-
rend und kommt in allem zum Ausdruck, was sich
auf mich bezieht. Wenn man jedoch sagt, daß Lesskow
mein blinder Gefolgsmann sei, so ist dies nicht
richtig. Er ist ein Gefolgsmann, aber kein blinder . . .
nicht aus Nachahmung. Er schritt schon lange in
der gleichen Richtung, in der auch ich jetzt gehe.“

Wir trafen uns, und mich rührt seine Übereinstimmung mit all meinen Ansichten.'

Der Unterschied des persönlichen und geistigen Formats, den Lesskow bereitwilligst anerkannte, hinderte ihn nicht, in allen praktischen Fragen seine eigene Meinung zu behalten und zu vertreten. Die spöttische Ablehnung der radikalen Schlüsse Tolstojs entsprang seinem unbeirrbareren Wirklichkeitsinn, der sein Handeln bestimmte. Da er im Einklang mit dem Fühlen der russischen Masse war, mußte Lesskow jeden Vorschlag bekämpfen, der nur Kopf, nicht auch ‚Hand und Fuß‘ hatte.

Lesskows Vorliebe für den Einzelmenschen, sei er nun Psychopath oder Gerechter, entsprang seinem natürlichen Verhältnis zum Ganzen. Er war — wie jeder andere Russe — so untrennbar mit dem Kollektivum verbunden, daß er das Ganze im Einzelnen betrachten und deuten konnte. ‚Nicht die Welt, sondern der Mensch gilt mir etwas‘, sagte er ähnlich wie Gorkij. Dieses freundnachbarliche, echt bäuerliche Verhältnis zum Individuum, das sich der Westen nur als Individualismus und in seiner soziologischen Auswirkung als Anarchismus vorstellen kann, bestimmte Lesskows soziales Wirken. Aus den gleichen Bedingungen seiner kollektiven Form mußte er auch zu einer grundsätzlichen Verwerfung des Marxismus der ‚neuen Leute‘ gelangen. Während diese die Gesellschaft als Basis für die Gerechten reformieren wollten, begann Lesskow bei der Besserung des Einzelnen und betrachtete das Resultat einer

geläuterten Menschheit lediglich als Rückwirkung dieses Bemühens. Lesskow sah instinktiv, daß die russischen Marxisten eine ihnen nicht gemäße Lehre sich aneigneten, daß sie ihre Schlüsse auf eine Gesellschaft anwenden wollten, die mit der von Marx betrachteten westlichen überhaupt nichts gemein hatte.

Lesskow wußte, daß alle Russen, die sich in westliches Denken hineinzuleben bemühten, verlorene Menschen waren, weder dem Westen noch Rußland angehören und nichts als schwächen würden. Aus dieser Erkenntnis heraus hatte er ehemals gegen die Nihilisten Front gemacht, aus dem gleichen Grunde wandte er sich gegen die Kommunen der Tolstojaner, die ihm nicht Neubau auf erstorbenem Grund, sondern Absplitterung vom Lebendigen bedeuteten. Mit der ihm eigenen bissigen Ironie machte er sich über die nach Tolstojs Lehre lebenden Siedlungen lustig und bezeichnete ihr Tun als eine betrübliche Verirrung und Verkennung der Wirklichkeit. Er verspottete die weltfremden Phantasten, die plötzlich urchristliche Bauern spielen wollten, und warnte sie sarkastisch, ihren Pferden beim Pflügen die Fesseln zu zerschneiden. So sehr er jeden einzelnen der jungen Ideologen schätzte und, wie bezeugt wird, freundlich bei sich empfing, so scharf geißelte er die tolstojanische Bewegung als solche. Sie bedeutete ihm Kraftvergeudung und Gefahr für die Lehre des Meisters.

Der Zweifel an dem praktischen Können der gebildeten Tolstojaner, der sich bis zum Argwohn an ihrer Aufrichtigkeit steigern konnte, war eine typisch

bäuerliche Eigenschaft Lesskows. Jeder Bauer ist mißtrauisch. Alles Überspannte, Gefünstelte lehnt er ab. Lesskows Mißtrauen blieb ihm auch in den Zeiten der völligen Hingabe an die Person Tolstoj und gab ihm das richtige Urteil über alle Erscheinungen des politischen und kulturellen Lebens. Wer wider die Art des Ganzen handelte, wurde verworfen. Die Betroffenen fühlten sich persönlich verunglimpft und verkannten, daß Lesskow von seinem christlichen Gewissen zu seinem Werk gezwungen wurde. Keiner wußte, wie tief sie der alte, von allen wegen seiner Schärfe verlassene Dichter liebte, diese aus der russischen Bahn geschleuderten wertvollen jungen Kräfte! Sein Mißtrauen, seinen skeptischen Blick für alles Neue sah jeder und hielt ihn für Lesskows beherrschende Eigenschaft; seine Sehnsucht und seinen ungeheuren Drang nach dem wahrhaft Neuen, dem vollkommeneren russischen Menschen beachteten nur wenige. Und dennoch bekannte sich Lesskow rücksichtslos zu jedem, der Licht in die russische Mitternacht zu tragen bemüht war, sei es nun Tolstoj oder sein großer Antipode Wladimir G. Solowjow, dessen gegen Tolstoj gerichtete Aufsätze: ‚Ideale und Idole‘, ‚Die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft‘ usw. Lesskow ‚mit Vergnügen‘ las. Masaryks zutreffende Bemerkung, daß Tolstoj das böse Gewissen Solowjows und Solowjows Polemik gegen Tolstoj Selbstpolemik war, findet in Lesskows Verhalten zu den beiden großen Zeitgenossen seine Bestätigung. Sein unverbildeter russischer Instinkt ließ ihn die

Ergebnisse der intellektuellen Tätigkeit Solowjows durchaus nicht als endgültig, nicht einmal als sehr wichtig hinnehmen, sondern vor allem die Tatsache seines Ringens um russische Geistesprobleme betrachten. Für Lesskow waren Tolstoj wie Solowjow der gleiche Ausdruck bäuerlichen Willens zum Fortschritt, und deshalb las er — zumal er die Spekulationen des späteren Solowjow nicht mehr erlebte — jene Aufsätze gegen Tolstoj ‚mit Vergnügen‘, deshalb äußerte er harmlos: ‚Es ist sehr angenehm, diesen und jenen über ein und dieselben Fragen zu lesen. Man kann bei jedem lernen, wie man dem Geist leben kann.‘

Lesskows Skeptizismus als seine Weltanschauung zu erklären, heißt ihn völlig verkennen oder zumindest einseitig betrachten. In seiner Sorge um die geistige Förderung des Ganzen war ihm der Skeptizismus nur Waffe, Mittel zum Zweck. ‚Er sei wegen der allgemeinen Dumpfheit im russischen Geistesleben notwendig‘, erklärte Lesskow kurz vor seinem Tode dem Journalisten G. Gussow ‚und müsse die toten Götzen zerstören, denn was heute Skeptizismus sei, würde morgen Unzufriedenheit heißen‘.

Mit scharfem Blick beobachtete Lesskow, was um ihn in Rußland geschah. Mißtrauisch prüfte er alle Erscheinungen des russischen Lebens und bekämpfte sie, indem er sie bloßstellte. Alle seine Alterswerke, in denen er nicht Tolstoj's Lehre belebte, sind von der leidenschaftlichen Liebe zu Rußland getragen und von dem fanatischen Willen erfüllt, den Einklang

zwischen russischer Art und russischem Wesen wiederherzustellen, alle Bestrebungen eines unzeitgemäßen Konservatismus wie eines nicht artgemäßen Radikalismus zu bekämpfen. Tolstoj war Lesskows Leitstern, aber er konnte den Blick nicht von dem wenden, was um ihn vorging. Er war von Tolstoj's Idee besessen, doch um so klarer sah er die Verkommenheit der russischen Masse. Weil er vielleicht im tiefsten Grunde seiner Seele über den geringen Erfolg der Tolstoj'schen Lehre enttäuscht war, erhob der russische Eckard seine warnende Stimme noch einmal zu nie gehörter Stärke. Tolstoj's Asketentum erschien ihm als verwerfliches Beispiel, und er bekämpfte es. Der fatalen Lösung sexueller Probleme, wie sie Tolstoj in der ‚Kreuzersonate‘ versucht hatte, stellte er seine durch Einsicht in das Weltgetriebe erworbene Weisheit in der Novelle ‚Gelegentlich der Kreuzersonate‘ gegenüber. Lesskow, der den gefühlsmäßigen Anstoß zu dieser Novelle durch den Roman seiner Freundin L. J. Wesselitskaja ‚Mimis Badereise‘ erhielt, vertiefte deren Bekenntnis zu kleinbürgerlicher Moral, indem er die Tragik des Falls nicht als Folge der verletzten Moral oder der nach Tolstoj widersinnigen sexuellen Verbindung darstellte. Die stille Lösung des Ehekonfliktes durch die schmerzliche Läuterung der Sünderin, die Überwindung des Triebes durch Opfertat hatte Lesskow bereits in der ‚Lady Macbeth‘ angedeutet. Diese Lösung des Triebproblems schien ihm nicht nur mit der Wirklichkeit in Einklang zu

stehen, sondern auch ethisch bedeutungsvoller zu sein als Tolstojs unpraktische Negation des Triebes durch asketische Abtötung. (Die Ausführung des von Wolynskij mitgeteilten Entwurfs ‚Die ruhelose Popenfrau‘ ist leider unterblieben. Die Popenfrau, die nach erfolglosem Bemühen, ihren auf einen anderen Mann gerichteten Trieb zu unterdrücken, schließlich aus tiefem Mitleid mit ihrem Gatten während der Pfingstmesse die Kirche verläßt, ‚still davongeht, geht und geht, ohne je wieder zurückzukehren‘, wäre wohl die reinste Gestaltung dieses Lesskowschen Themas geworden.)

Wenn sich Lesskow bei der Diskussion über das Eheproblem mit Rücksicht auf Tolstoj immerhin zurückgehalten hatte, so tobte sich seine Wut um so kräftiger aus, wenn er gegen die russischen Schwäger und Indolenten zu Felde zog. Mit zynischer Schärfe, die ihm selbst Lust zu bereiten schien, zeichnete er das verrottete Kleinbürgertum und enthüllte den Sumpf, um die junge Generation zur reformierenden Tat zu begeistern. Was der alte Eiferer sagte, klang böse, kam stoßweise über seine Lippen. Er ahnte, daß ihm keine Zeit mehr beschieden war, seinen Worten den kunstvollen Schwung zu geben. Er mußte sprechen, warnen, die Wahrheit sagen. Auf das Was, nicht auf das Wie kam es ihm an. Deshalb sind seine Alterserzählungen formlos, hastig, ungefeilt, in seitenlange Dialoge aufgelöst, dramatisch, nicht episch, aber voll hinreißendem Eifer, sprühend, dabei von klarer Sachlichkeit. Mit Ausnahme der

„Teufelspuppen“, dem novellistischen Gerüst für das Programm der letzten künstlerischen Werke. In dieser Geschichte wird ein Maler dargestellt, der um das Wohl des Volkes willen auf den Ruhm verzichtet. Anstatt Schlachten oder schöne Frauen zu malen, beschäftigt er sich mit sozialen Fragen und gibt seinen Motiven eine Tendenz. Er verzichtet darauf, ein großes Werk für die gute Gesellschaft zu malen, und bleibt bei seinen kleinen Genrebildern, wenn sie auch nur in Tavernen hängen und dort beliebt sind. Die Absicht dieser Geschichte, die Torso blieb, ist so ungeschickt gestaltet, daß sie völlig verhallt. Wegen der billigen Allegorie, die noch obendrein pseudo-romantisch aufgebauscht ist, gehört die Novelle zu Lesskows fatalsten Veröffentlichungen und liefert von neuem den Beweis, daß er sofort unecht und plump wird, wenn er ein ihm nicht gemäßes Milieu erfindet und sich Abstraktionen und Konstruktionen hingibt.

Was Lesskow in so schlechter Form versprochen hatte, machte er durch die Tat gut. Seine „Genrebilder“ sind meisterhafte naturalistische Schilderungen von eindeutiger Tendenz. In dem literarischen Vermächtnis „Der Pferch“ (1894) steigert sich sein Blick auf Rußland zur Vision. Der „Pferch“ ist das unaufgeklärte und ungebildete Rußland, in dem der Bauer den neuen Pflug ablehnt und bei dem unrationellen, aber gewohnten Hackenpflug bleibt; in dem die Bauern, denen ein philanthropischer Gutsherr Steinhäuser erbaut, sich weigern sie zu be-

ziehen, sich daneben Holzhütten bauen und die Steinhäuser viehisch beschmuhen. Mit der Bitte an Gott, Rußland statt des Aberglaubens einen aufklärenden Glauben zu senden, klingt die Schilderung der Bauern von Schmerezk (,Die Improvisatoren' 1892) aus, die nicht an die medizinische Wissenschaft glauben und sich während einer Choleraepidemie so schauerliche Legenden von dem Vernichtungskampf der Ärzte gegen die geplagte Menschheit erzählen und sich jeder Heilung so energisch widersetzen, daß schließlich Militär einschreiten muß. Dieselbe Vertiertheit und dumpfe Starre der Bauermasse zeichnet Lesskow in der Erzählung ,Das Naturprodukt', einer Erinnerung aus jener Zeit, wo er noch im Dienste seines Onkels Scott Bauern in neugegründete Dörfer zwangsweise transportierte. Das Da-Sein ist dieser Masse Vergangenheit und Gegenwart. Der Einsichtige und Feinfühlige sieht jedoch auch die Zukunft. Eines Tages wird das schlafende Vieh von Volk erwachen und seinen Herrn zerreißen. Lesskow sieht diesen Akt als unvermeidlich an. Die Grausamkeit der erwachenden Masse möglichst zu mildern, ist einer der Beweggründe seines Strebens, den Einzelnen sittlich zu heben. Und im tiefsten Herzen weiß der Dichter, daß das Volk empfänglich für läuternde Tat und fähig zu sittlicher Erhebung ist. Andere Rückblicke auf die eigene Vergangenheit, auf Gestalten wie die einfache, zu einem gütigen gottseligen Menschen sich wandelnde Wäscherin Prascha aus der Erzählung ,Die Dame und das Frauenzimmer' (1894) be-

weisen es ihm. Die Widerstände gegen solche Wandlung erwachsen immer wieder aus den gleichen Eigenschaften: Sinnlichkeit, Faulheit, Dummheit, Geschwätzigkeit. Sie sind die Merkmale des Kleinbürgertums, des Milieus der ‚Kampfnatur‘, und der verkommenen Sinaida Pawlowna aus ‚Die Dame und das Frauenzimmer‘. In der Novelle ‚Gespräche um Mitternacht‘ (1891) stellt es Lesskow noch einmal meisterhaft dar. Mit einer fast zynischen Offenheit läßt er die Kleinbürgerin Manja Martynowa, die ihrem Typ nach genau der ‚Kampfnatur‘ entspricht, ihre intimsten Erlebnisse erzählen und ihre erotischen Wünsche kundtun. Diese Welt stumpfen Trieblebens hat auch das Schicksal ihrer Gesprächspartnerin, der Kaufmannstochter Klaudia, bestimmt. Sie wächst inmitten von Lastern und sittlicher Verkommenheit auf, bis sie das Ideal des vollkommenen Christen entdeckt und Christi Lehre gemäß lebt. Die daraus entstehenden Konflikte überwindet sie dank ihrem starken Glauben und Willen, den sie selbst auf ihre Angehörigen zu übertragen weiß. Klaudia fühlt die Ungerechtigkeit ihres Reichtums und das bittere Los der Armen. Sie will leben wie Christus, der selbst ein Bettler war. Klaudia ist die Fortsetzung des ‚Verschwenders‘. Sie hat das Ziel gefunden, die Synthese zwischen Leben und Idee, nach der sich der ‚Verschwender‘ sehnte und um derenwillen er zugrunde ging. Die Erzählung, die an sprachlicher Eigenwilligkeit kaum zu übertreffen ist, findet ihr Gegenstück in dem 1894 erschienenen ‚Wintertag‘. In diesen lose aneinander

gereihten Szenen aus kleinbürgerlichem Milieu stehen das Dienstmädchen Theodora, eine Tolstojanerin, die sich durch ihre doktrinaire Verbohrtheit lächerlich macht, und die wegen ihrer ethischen Lebensauffassung von allen verhöhnte und mißverständene Medizinstudierende Lydia als Vertreterinnen sittlicher Weltanschauung einer wahren Hölle von bürgerlicher Gemeinheit gegenüber. Das Fehlen jedes ‚Gerechten‘, des versöhnenden Ausblicks, macht die ganz in Dialogform gehaltene Erzählung, die völlig in Ansätzen und Andeutungen, ja in Zweideutigkeiten stecken bleibt, zu einem trostlos wahren Abbild des Lebens. Lesskow hat dies bewußt getan. ‚Meine letzten Werke über die russische Gesellschaft sind sehr unbarmherzig‘, sagte er selbst. ‚Der Pferch, Wintertag, Dame und Frauenzimmer... diese Sachen gefallen dem Publikum nicht wegen ihres Zynismus und ihrer Gradlinigkeit. Ich will auch nicht dem Publikum gefallen. Wenn es nur beim Lesen meiner Erzählungen bedrückt wird. Ich weiß, womit man das Gefallen des Publikums erwerben kann, aber ich will nicht mehr gefallen. Ich will es geißeln und quälen. Der Roman soll eine Anklage gegen das Leben sein. So ist Zolas ‚Lourdes‘, diese Psychologie der unwissenden Masse...‘

Neben diesen leidenschaftlichen künstlerischen Äußerungen seines sozialen Gewissens schrieb Lesskow noch eine Reihe von Aufsätzen über gesellschaftliche Fragen, die ihm einer Erörterung wert schienen. So behandelte er das Dienstbotenproblem (‚Das Hausgesinde‘ 1894) mit einem Ernst, der bei dem schein-

bar unwesentlichen Anlaß fast ein wenig komisch wirkt, und ging in den ‚Sibirischen Bildern‘ (1893) dem Problem der Trennung von Kirche und Staat noch einmal mit der Sachlichkeit des Historikers zu Leibe.

Der Kampf gegen Willkür und Finsternis, den Lesskow ohne Ansehen der Personen und Parteien ausschließlich für das Interesse der Gesellschaft geführt hatte, hatte ihm so viel Feindschaft und Mißgunst eingetragen, daß er am Schlusse seines Lebens völlig verlassen dastand. Lesskow empfand diesen Zustand schmerzlich und verwünschte oftmals seine Hitzigkeit, die ihn mit aller Welt auseinander gebracht hatte. Mit seinen Angehörigen stand Lesskow nur in loser Verbindung. (Lesskows Sohn Andrej Nikolajewitsch war in Petersburg verheiratet. Von Lesskows Frau ist mir nichts bekannt geworden. Selbst der 1926 verstorbene A. L. Wolynskij war nicht imstande, über diese Frage Auskunft zu geben. Verschiedene Äußerungen des alten Dichters lassen darauf schließen, daß er üble Erfahrungen mit seiner Frau gemacht hatte. In den letzten Jahren ward er jedenfalls von einer Haushälterin betreut, ‚einer höflichen Deutschen, die nur gebrochen russisch sprach, bescheiden, liebenswürdig, sehr sauber und sehr hübsch war‘. Neben dieser Bedienten hatte Lesskow stets die von ihm adoptierte Waise Wara Dolina um sich, die er abgöttisch liebte.)

Der überraschend schnelle Verkauf der ersten zehnbändigen Ausgabe seiner gesammelten Werke im

Jahre 1889 sicherte den Dichter für den Rest seines Lebens vor Not. Er verbrachte die Winter in seiner Petersburger Stadtwohnung, während er sich im Sommer teils in Merekül an der Ostsee, teils an der finnischen Grenze aufhielt, wo er ein Landhaus gepachtet hatte, das auf einem Hügel am See prächtig gelegen war. Von der Glasveranda hatte man einen weiten Blick über den breiten See und die sich bis zu den fernen finnischen Wäldern hinziehenden Parke, Wiesen, Gärten und Wälder. Das gesicherte Einkommen sowie die erworbene seelische Ruhe hätten den Lebensabend des alten Kämpfers mit stiller Beschaulichkeit erfüllt, wenn nicht die immer wiederkehrenden schweren Anfälle seine Ruhe zerrissen hätten. Lesskow litt an chronischer Brustbräune und stand in den letzten Jahren stets an der Schwelle des Grabes. Mißverstanden, vereinsamt und siech, zeigte er sich gegenüber seinen Hausgenossen oft in verbitterter, griesgrämiger und überreizter Stimmung, war jedoch rührend dankbar, wenn man sein Benehmen mit Güte vergalt.

Unter den wenigen, die mit Lesskow befreundet waren und um seine Bedeutung wußten, stand in erster Linie die Schriftstellerin Lydia Iwanowna Wesselitskaja (Pseudonym W. Mikulitsch). Die an geistigen und menschlichen Vorzügen reiche Frau lernte Lesskow im Januar 1892 kennen. Lesskows Briefe an L. J. Wesselitskaja, die bei aller Eigenwilligkeit voll Liebe und Milde sind, bezeugen die innige seelische Verbindung des Greises mit der

fünfunddreißigjährigen Frau, deren Wert und Wesen er mit dem Ausspruch charakterisierte: ‚Die Wahrheit enthüllte sich mir in der Person Tolstoj's, die Güte in Gestalt einer Frau, die viel größer, reiner und Gott geöffneter ist als ich.‘ L. J. Wesselitskaja blieb bis zu Lesskows Ende seine treueste Gefährtin. Das Ende des Dichters schilderte sie wie folgt: ‚Als ich Lesskow das leßtemal sah, erzählte er mir halb im Scherz, halb im Ernst, daß er sich mit L. J. Filippow (der, wie erinnerlich, Lesskows Entlassung aus dem Staatsdienst veranlaßt hatte) und mit noch jemand, ich glaube mit der Schriftstellerin Winißkaja, wieder ausgesöhnt habe. ‚Zwei Versöhnungen in einer Woche‘, sagte er. Ich dachte daran, daß Versöhnungen meist stattfinden, wenn der Tod nahe ist, und obwohl Lesskow nicht schlechter aussah als gewöhnlich, ergriff mich doch ein Bangen um ihn. Wir sprachen über den ‚Gewernij Westnik‘ und verabschiedeten uns dann. In der nächsten Nacht... weckte man mich und teilte mir mit, daß Lesskow gestorben sei. W. P. Portijkinskij kam eben von ihm und sagte, daß man den Leichnam sofort photographieren werde. Ich eilte zu Lesskow und sah ihn in einem Zimmer, das ich nie zuvor erblickt hatte, tot auf dem Divan liegen. Zu seinen Häupten hing ein Bildnis von Tolstoj und neben ihm lag das Evangelium, worin er vor seinem Tode gelesen hatte. Sein Sohn und seine Schwiegertochter berichteten mir von seinen letzten Augenblicken. Dann begann die Totenmesse.‘

Dies geschah in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1895. Lesskows Ende war wie das des unsterblichen Soloman: ‚Still und ohne Qual, ein echt bäuerliches Ende.‘ Seine letzte Bitte, die man unter den Papieren des Verstorbenen fand, endigte mit den Worten: ‚Ich bitte alle um Verzeihung, die ich beleidigt, gekränkt und unfreundlich behandelt habe, und verzeihe selbst von ganzer Seele allen, die gegen mich unfreundlich waren, weil sie mich nicht liebten oder nicht überzeugt genug waren, daß meine Hinweise auf Schädliches und Übles nur im Dienste Gottes geschahen, an Den ich glaube und Dem im Geist und in der Wahrheit zu dienen ich mich stets bemüht habe, indem ich die Furcht vor den Menschen in mir bekämpfte und die Liebe zu ihnen im Sinne meines Herrn Jesus Christus mit Liebe immer stärker machte.‘

7

Lesskow war ein Sohn des Grenzgebietes zwischen Großrußland und der Ukraine und vereinigte das Wesen beider Landschaften in sich. Er besaß den typisch kleinrussischen Witz, der mit unergründlicher Phantastik verbunden sich bis zum Hang für das Groteske und Karikaturistische steigern konnte, das fast südliche Temperament, das seine stete Angriffs-lust und seinen unentwegten Kampfesmut begründete, und die freudig bewegte Sinnlichkeit des Menschen der südrussischen Landschaft, wo die rauhe Einförmigkeit des Nordens von einem tiefblauen Himmel,

dem über das weite Land wogenden Gold der blühenden Sonnenblumen und dem strahlenden Weiß der Gehöfte abgelöst wird. Alles, was an Lesskow unausgeglichen, nervös, feuilletonistisch, überschäumendes Temperament war, ist südliches Merkmal. Das Spritzige, Prickelnde seines Erzählens, der völlige Mangel an kompositorischem Können, wie er in seinen Romanen sichtbar ist, die keine durchgeführten epischen Gestaltungen, sondern Bildfolgen, Reven von Menschlichkeiten sind, vor allem aber seine Sprache sind deutliche Zeichen seines Herkommens. Lesskows Sprache ist ein unerhörtes Gebilde aus spielerischen Übertreibungen und bäuerlicher Diktion, aber immer echt und selbst in der phantastischen Verzerrung bildhaft und gesprochen, nie geschrieben. Für Lesskow ist die Sprache ein lebendiger Stoff. Er redet wie der Mann aus dem Volke und bildet aus Begrifflichem Gegenständliches. Wegen der spielerischen Übertreibungen, die er sich bei diesem Verfahren zuschulden kommen ließ, ist er von der gesamten russischen Kritik, nicht zuletzt von Tolstoj, aufs heftigste getadelt worden.

Mit diesen kleinrussischen Zügen, die zusammen mit einer unerschöpflichen Freude am Fabulieren den Stil des Erzählers bedingten, vermengen sich in eigenartiger Weise großrussischer Ernst, nördliche Gründlichkeit und Schwere, die ihn zur gewissenhaften Durchdenkung jeden Problems zwingen, ihn aus jedem Schluß radikal die Konsequenz ziehen und mit wütender Verbissenheit das Erkannte ver-

teidigen lassen. Die großrussische Schwermut und Verneinung alles Irdischen legte sich immer wieder wie ein schwarzer Schatten über die ihm von Natur aus eignende und zum Dasein notwendige frohe Bejahung alles Lebendigen und schuf jene Skepsis, mit der er alles, auch sich selbst betrachtete. Lesskows hat diese landschaftlichen Gegensätze deutlich gespürt, als er die beiden sich widersprechenden Elemente seines Wirkens als schöpferischen Idealismus und schonungslosen Kritizismus bezeichnete. Diese Formulierung erscheint als restlose Enthüllung der Natur Lesskows, der sich stets von der idealen Seite einer neuen Bewegung fangen ließ, mit Begeisterung sich anschloß, aber sehr bald schon ihre Schwächen erkannte und gegen sie anging. In Wirklichkeit ist sie nur eine Definition seines äußerlichen Gehabens, der landschaftlichen Herkunft, die Form und Stil bestimmte. Das Wesen Lesskows und seines künstlerischen Werks ist damit nicht gedeutet. Es wurzelt in einem geistigen Raum, auf den die Begriffe westlichen Denkens nicht anwendbar sind.

Während in der russischen Intelligenz des 19. Jahrhunderts der fortschreitende Individualisierungsprozeß des Westens, das heißt der Todeskampf einer zerfallenden Gemeinschaft lärmenden Widerhall fand, während diese Entwurzelten sich wie Neger mit Zylinderhüten schmückten und sich die Sprache des ihnen im Grunde unverständlichen westlichen Denkens aneigneten, behielt Lesskows stets den Blick für das Lächerliche und zugleich Schmerzliche der Si-

uation, denn er war ein Glied der Gemeinschaft, die jene Verblendeten so leichtsinnig verließen. Für den Nichtrussen nur vorstellbar, für den Russen jedoch begreifbar und deutbar wird der Urrusse Lesskow erst in der Erfassung seines geistigen Ursprungs. Lesskow war ein Stück des großen, lebenden Organons Rußland, Teil des russischen Kollektivums, das Ganze verkörpernd und vom Ganzen durchblutet, auf Gedeih und Verderben mit ihm verbunden. Was er schuf war Ausdruck des Kollektivums, durch ihn verkündet. In seinem unbewußten Gestalten bekannte er sich zu Gut und Böse gleichermaßen, wenn es nur lebendig und seines Geistes war. Was er darstellte, war er selbst und das Ganze zugleich; die Personen seiner Schöpfungen waren nicht Individuen, sondern Variationen der gleichen, tausendfach in sich verschiedenen, von Gott bis zu Satan reichenden russischen Einheit. Wie er es darstellte, war höchste Form russischer Bauernkunst, die er im ‚Versiegelten Engel‘ und im ‚Stählernen Floh‘ gekennzeichnet hat: Vorliebe für Ornament und Detail, Aneinanderreihen leuchtender Steine. Ihn deshalb in eine der nach westlicher Schablone zugestutzten russischen literarischen Richtungen einzuzwängen, ist sinnlos. Lesskow war so groß wie der Prophet Gogol, so beredt wie der Volksänger Gorbunow, so bissig wie der Aufwiegler Saltykow-Stschedrin, so naiv, so verschmizt, einsichtig und gläubig wie der erste und letzte seiner Bauernschaft. Von der Masse unterschied ihn allein sein Instinkt

für alles Fremde, das seinem und seiner Schicksalsgenossen Wesen zu nahe kam, und seine Geschicklichkeit, das Unwesentliche abzuwehren. Lesskow war der sichtigste Bauer seiner Gemeinschaft. Mit seiner verzweifelten Wehr gegen alle Äußerungen westlichen Denkens, wie sie in den Begriffen Dogmatismus, Aufklärung und Individualismus auf ihn eindrangen, leitete er jenen Läuterungsprozeß ein, der sich vor unsern Augen vollzieht und noch nicht abgeschlossen ist. So sehr Lesskow diesen Prozeß förderte, so sehr grauste ihm auch vor der Form, in der die erwachenden Bauern das fremde Joch abschütteln würden. Er kannte und fürchtete das Tier in sich. Sein ihm von Tolstoj eingegebener Widerstand gegen dieses Tier war Lesskows letzte und besondere Tat. Während Tolstoj immer einsamere Höhen erklimmte, wuchs Lesskow in die Breite und suchte nach der Erfüllung seiner Erkenntnis, daß nationale Schicksalsgemeinschaft Hemmung, Menschheitsgemeinschaft Ziel und Erlösung sei. Durch seine Auflehnung gegen die bedingte Gemeinschaft und sein Bekenntnis zur unbedingten Gemeinschaft fand er als erster das Wort für die uralte russische Sehnsucht, sich aus einem Glied des nationalen Kollektivums zu einem Teil der von Gott erfüllten Menschheitsgemeinde zu wandeln.

Nikolaj Semenowitsch Ljesskow kam in einem der rückständigsten Gouvernemente des Moskauer Distriktes zur Welt: in Orjol. Bis zum heutigen Tag trifft man in seiner Heimat sogenannte »rauchende Bauernhütten« an, das heisst Behausungen ohne Rauchfang, so dass beim Feuern der ganze Rauch in der Hütte bleibt, der seinen Bewohnern die Augen beisst, Wände und Decke aber mit einer dicken Rußschicht belegt. Diese Urbehausungen waren der Orlow'schen Bevölkerung sehr lieb und sie hingen mächtig an ihren rauchenden Hütten.

Ljesskow's Grossvater war Priester, seine Grossmutter Kaufmannsfrau, sein Vater Beamter und seine Mutter entstammte dem Adel. Solcherart vereinigte der Schriftsteller vier Gesellschaftsschichten in sich, doch darf man behaupten, dass ein der fünften Schicht angehöriger Mensch den wesentlichsten Einfluss auf ihn ausgeübt hatte. Es war die Soldatenfrau, seine Amme. Sie war Leibeigene, und ihre Erzählungen, wie er es selber sagte, waren ihm »bald süsse Sattheit für den säuerlichen Kissel (rote Grütze) seines Lebens, und bald nützlicher Senf zur Verdauung dessen fetter Schweinerei«.

Seit seiner frühen Kindheit kannte er das Volk. Mit dreissig Jahren hatte er bereits ganz Grossrussland bereist; er hatte sich in den Steppengouvernemenen aufgehalten und längere Zeit in der Ukraine gelebt. In einem fremden Lande leben bedeutet dasselbe, wie

sich selbst mit fremden Augen betrachten. An die schriftstellerische Tätigkeit ging er erst als reifer Mensch heran, ausgerüstet mit der echten Kenntnis des Volkslebens, welche er nicht aus Büchern geschöpft hatte. Er empfand vortrefflich das Unfassbare der Volksseele.

Die literarische Tätigkeit begann für Ljesskow mit einem für ihn sehr schwerwiegenden Drama. Dieses Drama hätte vermieden werden können, wenn die russische Intelligenz, die Gebildeten Russlands, einander aufmerksamer und behutsamer begegnet wären, was auch heute noch dringend nottut, wegen der geringen Anzahl intellektueller Kräfte unseres Landes. Nun, die russischen Menschen kranken von altersher daran, sich nach allen Seiten zu zerstreuen, und schon während des ersten Jahres seiner Arbeit in Petersburg erhielt Ljesskow einen Schlag mitten ins Herz, den er wirklich nicht verdient hatte.

Im Sommer des Jahres 1862 brachen in Petersburg des öfteren verdächtige Brände aus. Irgend jemand verbreitete das Gerücht, diese Brandstiftungen wären von Studenten angezettelt worden. Ljesskow forderte in einem Zeitungsartikel die Regierung auf, entweder klare Beweise für die Teilnahme von Studenten an diesen Brandstiftungen zu erbringen, oder diese unverzüglich und entschieden von diesem Verdachte freizusprechen. Leichtsinnige Leute deuteten den Aufsatz dahin, dass Ljesskow die Brandstiftungen der ungestümen Studentenschaft in die Schuhe schiebe. Ljesskow hatte verschiedentlich versucht, dieses böswillige Missverständnis von sich zu weisen, doch man glaubte

ihm nicht. Denn es ist ja immer leichter und gleichsam angenehmer, seinen Nächsten zu verurteilen, als ihn in Schutz zu nehmen. Bei uns, im heiligen Russland verurteilt man den Nächsten mit einer Art selbstgefälligem Genuss, so dass man annehmen könnte, der Stammvater der Russen wäre der in den Evangelien beschriebene Pharisäer gewesen.

Von dieser läppischen Beschuldigung umgeworfen, ohne Freunde und Beschützer, brachte es Ljesskow nicht fertig, sich selber zu verteidigen. Da er ausserdem in der literarischen Welt fremd und ein Neuling war, verliess er Petersburg und begab sich nach Prag und später nach Paris, wo er bitter unter der ihm zugefügten Beleidigung litt. Seinem Rachegefühl nachgebend, schrieb er leider den Roman »Nirgendhin«, eine Art wütender Chronik, in der die Intelligenz der sechziger Jahre recht boshaft geschildert wurde. Das Buch ist vor allem schlecht geschrieben, seine Aufgabe besteht in der Aufdeckung des »Nihilismus«, wie man die Geisteshaltung der Jugend jener Epoche nannte. Der Beweggrund zum Nihilismus war der jugendlich-tolldreiste Wunsch, auf einmal und mit einem Hieb alle Fäden, die das Land mit der Vergangenheit verknüpften, zu zerreißen. Handelte es sich doch darum, ein Land, das sich soeben erst von der jahrhundertelangen Sklaverei befreit hatte, von allen Schichten der kirchlichen und politischen Bedrückung zu säubern, die besonders unerträglich und sinnlos in den Jahren der Regierungszeit von Nikolai I. gewesen war.

In dem heroischen Drange der Jugend, mit einem Satz aus dem verfaulten und verrotteten Teiche des

Lebens herauszuspringen, wurzelte ein gesundes Beginnen; das hatte Ljesskow nicht verstanden, zumindest hatte er die Bedeutung dieses Ungestüms zu gering eingeschätzt. Doch sein dem Zweifel zugänglicher, nüchterner Verstand erfasste recht gut, dass das Vergangene unser aller Grab ist, dass der Mensch sich nur kraft der kontinuierlichen, jedoch behutsamen geistigen Anstrengung aufzurichten vermag. Er begriff auch allzu gut, dass es in Russland nur wenige Menschen gibt, die allein dank ihrer Willenskraft fähig sind, die schwere Bürde der Geschichte von ihren Schultern abzuwerfen. Gerade weil er in den »neuen Menschen« alles sah, was sie aus der Vergangenheit in sich trugen, erschaute er in ihnen auch das Wertvolle für die Zukunft. Im Roman »Nirgendhin« aber sind fast alle Menschen böse oder lächerliche Missgeburten. Von der Wirklichkeit abgerissen, sind sie kraftlos, schwatzhaft, prahlsüchtig, und deshalb können sie auch »nirgendhin« gehen.

Doch ganz besonders wichtig für Ljesskow ist der Umstand, der ihn in diesem Buche unter den armseligen und unehrlichen Menschen einen seiner Seele entsprechenden Helden finden liess. Es ist Rainer, ein Idealist, wunderlich und in gewisser Beziehung Rachmetow verwandt, der im berühmten Roman von Tschernyschewski »Was ist zu tun?« geschildert wird. Dieser Rainer nennt sich Sozialist. Offen führt er die revolutionäre Propaganda in Russland, und als ein Held im Kampfe findet er seinen Tod im polnischen Aufstand des Jahres 1863. Ljesskow hatte Rainer mit dem Glorienschein von Edelmut umgeben. Trotzdem

erweckte der Roman »Nirgendhin« die allgemeine Ent-rüstung, er wurde als Denunziation der Revolutionäre aufgefasst und einmütig beschimpft. Es kam so weit, dass ein bekannter Kritiker namens Pissarew in einem seiner Aufsätze die Frage aufwarf: »Findet sich auch nur ein anständiger Schriftsteller, der willig wäre, mit Ljesskow an derselben Zeitschrift zu arbeiten?«

Das war schon beinahe Mord. Bis zur Raserei erbit-tert, schrieb Ljesskow darauf in Eile einen langen und in jeder Beziehung schlechten Roman »Auf des Messers Schneide«. Hier treten die Nihilisten noch hässlicher zu Tage als in »Nirgendhin«. Sie werden bis zur Lächerlichkeit als finstere, unkluge, ohnmäch-tige Gesellen geschildert, als habe Ljesskow beweisen wollen, dass die Wut manchmal noch armseliger und bemitleidenswerter sein kann als die Dummheit. In dieses Buch böser Verzweiflung und persönlicher Rache, dessen Helden Erpresser, Diebe und Mörder sind, führte Ljesskow eine seltsame Figur ein. Es ist Anna Skokow, eine Revolutionärin. Sie wirkte äusser-lich komisch, war stets durcheinander, verschluckte sich beim Reden, und wenn sie sich vorstellte, ver-drehte sie ihren Namen in Wanskok. Dieses Mädchen ist ein Typus, der meisterlich von der Hand eines Künstlers dem Leben entnommen und erstaunlich ge-schickt, lebensgetreu gestaltet wurde; erzeugte doch die russische revolutionäre Bewegung solcher Wan-skoks zu Dutzenden. Ihre Wesensart ist nicht weit her; beinahe etwas dumm, ist Wanskok selbst eine Heilige, unermüdlich und von Selbstverleugnung er-füllt, stets bereit alles zu tun, was die Menschen, an

die sie »heilig«, unumstösslich glaubt, sie zu tun veranlassen. Wenn man sie zu töten schickt, so wird sie töten, und im Gefängnis sitzend, wird dieselbe Wanskok liebevoll ein schmutziges Hemd ihres bösesten Parteifeindes flicken. Ohne sich zu überwinden, vermag sie demjenigen eine Wunde zu verbinden, der sie erst vor kurzem geschlagen hatte. Monatelang kann sie sich im stickigen Kellergewölbe einer geheimen Druckerei aufhalten und an ihrer Brust geladene Bomben und quecksilbergefüllte Kapseln verbergen. Sie lächelt, wenn man sie quält, sie ist sogar imstande, ihre Plagegeister für die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen zu bemitleiden. Sie ist jeden Augenblick bereit »für ihre Freunde« zu sterben.

Ein solcher Mensch ist ein Werkzeug und zugleich auch ein Heiliger. Lächerlich, jedoch herrlich, gleicht er einer guten Märchenfee, und ist von einer unauslöschlichen bebenden Liebe zu den Menschen entflammt, einer heiligen Liebe, mag sie auch an die blinde Anhänglichkeit eines Hundes erinnern.

Diese geringen, grossen Menschen, fröhliche Märtyrer um ihrer Liebe willen, sind die besten Menschen unseres Landes, das von »Rittern für eine Stunde« strotzt, aber schändlich arm ist an Helden fürs ganze Leben. Vielleicht mag es traurig erscheinen, auf solche Leute stolz zu sein, doch immerhin sind es Menschen, von denen man sagen kann: sie haben das Tier in sich getötet. Das grösste Verdienst Ljesskows besteht darin, dass er solche Menschen vortrefflich empfand und sie prachtvoll zu schildern verstand.

Nach dem bösen Roman »Auf des Messers Schneide«

wird das literarische Schaffen Ljesskows mit einem Schlage zur leuchtenden Malerei oder, noch besser gesagt, zur Ikonenmalerei. Er beginnt für Russland die Bilder seiner Heiligen und Gerechten zu gestalten. Es ist, als habe er sich zum Ziel gesetzt, das von der Sklaverei zerquälte, sein Leben versäumende, zerlauste, schmutzige, diebische und besoffene, dumme und grausame Land, wo Menschen aller Klassen und Schichten in der gleichen Weise unglücklich sein können, zu ermuntern und zu beseelen. Dieses verfluchte Land muss man lieben. Und aus irgend einem Grunde muss man es so lieben, dass das Herz jeden Tag und jede Stunde blutige Tränen vergießt von der Pein solcher Liebe, die so sehr der Folter eines Unschuldigen durch seinen wollüstigen Peiniger gleicht.

Wie keiner vor ihm verstand es Ljesskow, dass der Mensch ein Recht darauf hat, getröstet und liebkost zu werden. Der Mensch muss liebkosen und trösten können. Er beschrieb das Leben der heiligen russischen Einfältigen, deren Helden oft Leute von zweifelhafter Heiligkeit sind, denn sie haben nie Zeit an ihre eigene Rettung zu denken. Ununterbrochen sorgen sie sich lediglich um die Rettung und Tröstung ihrer Nächsten. Sie verlassen nicht die Welt für die Wüste, für dunkle Wälder, für Höhlen und Einsiedeleien, um Gott in der Einsamkeit anzuflehen, Er möchte sie des reinen, erleuchteten, paradiesischen Lebens teilhaftig werden lassen. Unvernünftig verkriechen sie sich in den dichtesten Dreck des Erdendaseins, dorthin, wo der beschmutzte Mensch beinahe an seinem Blute erstickt, wild klagend vor Neid und Habsucht, und von

Eifersucht erfüllt auf die Wut und Grausamkeit des Teufels.

Solche Menschen erreichen nichts oder ebenso wenig wie jene kirchlichen oder weltlichen Einsiedler und Wüstenbewohner, die, in ihrem Streben nach der Gotteserkenntnis, den Menschen vergessen. Indem sie die menschliche Ohnmacht mit ihrer eigenen geringen Weisheit rechtfertigen, die unfähig ist das menschliche Leben weniger tierisch und erbarmungslos zu gestalten, verurteilen sie den Menschen.

Ljesskow's Verstand ist nüchtern und misstrauisch. Er zweifelt an allem. Russland zu rechtfertigen, liebe Ikonen seiner Gerechten zur Freude der Sündigen zu malen, diese Aufgabe stellte ihm nicht sein Verstand, sondern sein Herz. Daher sind seine Wanskok, Rainer und alle übrigen von der Liebe zum Leben und zu den Menschen verzauberten Wanderer dieser Welt so herrlich lebendig und dem Herzen eines vorurteilslosen und sinnbegabten Lesers geradezu physisch spürbar.

Nachdem Ljesskow in den siebziger Jahren sein wundervolles Werk »Die Klerisei« beendet hatte, begann er, eine nach der anderen seiner schalkhaften Erzählungen herauszugeben. Zu jener Zeit war wohl der einzige Held der russischen Literatur der Bauer. Dieses Loblied auf den Verstand und das Herz des Volkes wurde damals beinahe von allen Schriftstellern und Journalisten einmütig im Chor gesungen. Die Intelligenz erwartete, dass das von den Ketten der physischen Sklaverei befreite Volk seine mächtigen Flügel ausbreiten und sich gleich einem Adler zur bürgerlichen und geistigen Freiheit erheben werde. Die Ge-

bildeten jener Zeitepoche wurden von der dummen Regierung grausam verdächtigt. Die Intelligenz aber wollte nicht, ja sie wünschte es auch nicht und hätte es kaum vermocht, sich der Macht der Regierung zu bedienen. Sie fand keinen Platz für sich in der Welt des Handels und des Gewerbes, in jener unentwickelten und unkultivierten Atmosphäre. Sie träumte davon, die seelenlose und unbegabte Monarchie werde durch die Konstitution abgelöst werden, und war felsenfest davon überzeugt, dass der Bauer, der noch gestern Sklave war, ein Gemeinschaftswesen, ein Weltbürger sei, der die Vorteile der Volksvertretung in der Regierung vorzüglich begreife. Man glaubte ehrlich daran, dass das Dorf nach Wissen dürste, die besten Gedanken und Gefühle wurden ihm gebetartig zugebracht, wie alles, was in Eile aus Büchern gesogen wurde. Zu Dutzenden ging die Jugend »ins Volk«. Journalisten und Schriftsteller begleiteten die Weggehenden »ohne Angst und Zweifel, siegesbewusst der heldenmütigen Tat« mit feurigen Ratschlägen in Dichtung und Prosa.

In ihrer grossen Mehrzahl sind gläubige Leute in eben demselben Masse unduldsam — und daher doppelt schädlich — wie die Ungläubigen für die Geschäfte des Lebens völlig ungeeignet sind. Die russischen Menschen aber leben von altersher vorzüglich durch das Gefühl des Glaubens. Sogar unsere Nihilisten waren vor allem fanatische Gläubige ihres eigenen Dogmas. Diese Menschen, die an Glaubensüberfluss litten, aber ungenügende Liebe und Achtung für einander aufbrachten, begriffen Ljesskow schlecht. Als

Skeptiker und wenig Gläubiger besass Ljesskow in höchster Vollkommenheit die Gabe der einführenden und scharfsichtigen Liebe und die Fähigkeit, das menschliche Leid mit allen seinen Varianten und seinem ganzen Ueberfluss tief zu empfinden. Er liebte Russland, so wie es ist, mit all den Abgeschmacktheiten seiner althergebrachten Sitten. Er liebte das von seinen Beamten verschupfte, halbverhungerte, halbbesoffene Volk und hielt es »jeder guten Tat fähig«; doch seine Liebe trübte seinen klaren Blick nicht. Solch eine quälende Liebe erfordert die ganze Herzenskraft, bietet aber dem Herzen nichts zum Tausch. In der Seele dieses Menschen hatten sich Gewissheit und Zweifel auf der einen und Idealismus und Skeptizismus auf der anderen Seite in einer seltsamen Vereinigung zusammengefunden.

Als nun inmitten der festlichen und gewissermassen idolatrischen Liturgie zu Ehren des Bauern die ketzerische Stimme eines Andersdenkenden ertönte, erweckte sie allgemein Bedenken und Unglauben. Aus Müssiggang wurde in Russland wohl viel, jedoch nicht besonders geschickt und aufmerksam gelesen. Wie immer, so wurde auch in den siebziger Jahren nur ein solches Buch als gut anerkannt, das sich völlig mit den gewohnten Gedanken, mit dem Geschmack und überhaupt mit dem Konservativismus des Lesers deckte. In den Erzählungen Ljesskow's spürten alle etwas Neues, etwas Feindliches gegenüber den Geboten jener Zeit mit ihrem Kanon des »Insvolkgehens«. Den einen erschien dieses Neue als der Spott eines Schwätzers, den anderen als die Wut eines Vertreters der Leib-

eigenschaft und eines Reaktionärs, auch die Form seiner Erzählungen gefiel beinahe niemandem. Ljesskow hatte es fertiggebracht, niemandem zu gefallen. Die Jugend vermochte durch ihn nicht die ihr gewohnten »Stöße ins Volk« zu erleben. Im Gegenteil, in seiner traurigen Erzählung »Der Schafbock« spürte man die Warnung: »Wenn du die Furt nicht kennst, dann geh' nicht ins Wasser«! Reife Leute fanden bei ihm auch nicht die »bürgerlichen Ideen«, welche er zwar grell genug zu beleuchten verstand. Doch hatte die revolutionäre Intelligenz seine beiden Romane »Nirgendhin« und »Auf des Messers Scheide« noch nicht vergessen. Der Schriftsteller, der in jeder Gesellschaftsschicht und in allen ihren Gruppen einen Gerechten entdeckt hatte, gefiel niemandem. Er wurde seitwärts liegen gelassen, mehr als das: er wurde verdächtigt. Konservative, Liberale, Radikale: alle hielten ihn einmütig als politisch verdächtig. Diese Tatsache ist noch ein Beweis mehr dafür, dass die wahre Freiheit irgendwo ausserhalb der Parteien lebt.

Das verneinende Verhalten gegen sich bestärkte Ljesskow dadurch, dass er seine Helden veranlasste, über das Volk unerhörte, beleidigende, ja mitunter sogar allzu bittere Worte auszusprechen. »Ach, ihr slawischer Kehricht, ach, ihr heimatlicher Dreck!« ruft eine seiner nüchternen Gestalten an die Adresse der Orlow'schen Bauern. Oefters begegnet man Urteilen, wie: »Das Volk ist dumm und böse«, oder »hoffnungslos verstockt, aber es ärgert sich gar nicht darüber, sondern es prahlt noch damit«.

Der Dichter Heine, einer der besten Demokraten

Deutschlands, sagte auch: »Wer das Volk liebt, sollte es ins Bad führen«. Doch einem Heine wurden solch boshafte Scherze verziehen, Ljesskow aber wurden bittere Bemerkungen, die von Herzen kamen, auf das Konto des Konservativismus gebucht.

Man wollte unbedingt an die Freidenkerei des Bauern glauben, an seinen Durst nach der sozialen Wahrheit. Ljesskow aber gab da eine Erzählung zum besten »Der Schafbock«, in der ein Seminarist den Bauern klar zu machen versucht, dass jeder Holzhändler ihr Feind sei. Die Bauern sind mit dem Propagandisten einverstanden, sie sagen: »Das ist völlig richtig«, um den Seminaristen gleich darauf beim Kaufmann zu denunzieren: »Schau nur, der ist nicht ganz richtig«, worauf sich der arme Propagandist in der Ueberzeugung, dass »ein Kaufmann nicht übersprungen werden kann«, erhängte. Er hängt nun am Baume, während das ihn hütende Bäuerlein »mit seinem süsslichen und einschmeichelnden Stimmchen« zu dem Kaufmann, der gekommen ist, sich den Erhängten anzusehen, sagt: »Ihm ist es beschieden zu verfaulen, Ihnen aber zu leben, Leksandr Iwanytsch!«

Wie konnte so etwas Leuten gefallen, die an den Bauern glaubten? In der Erzählung »Der Schamlose« erteilt ein Intendant, der während des Krieges in Sebastopol erfolgreich viel Geld gestohlen hatte, kriegsverletzten Offizieren, die ihn deswegen zur Verantwortung ziehen, folgende Antwort: »Euch hat man zum Kämpfen angestellt, was ihr auch bestens erfüllt habt. Ihr kämpftet und starbt als Helden. In ganz Europa habt ihr euch ausgezeichnet. Wir aber waren

bei einem Geschäft, wo man stehlen konnte. So haben wir uns eben darin ausgezeichnet. Wir haben so tüchtig gestohlen, dass wir weit und breit dafür bekannt wurden. Wenn aber zum Beispiel ein Befehl gekommen wäre, dass wir die Plätze vertauschen sollten, wir in die Schützengräben, ihr aber zur Verproviantierung, dann hätten wir, die Diebe, gekämpft, ihr aber hättet gestohlen.« Die Person, welche vom »Schamlosen« erzählt, fügt noch von sich aus hinzu: »Mag sein, vielleicht hatte der Schamlose auch Recht!« Wem hätten nun derartige Erzählungen gefallen können?

So lebte denn auch dieser grosse Schriftsteller abseits des Publikums und der Literaten, einsam und unverstanden beinahe bis ans Ende seiner Tage. Erst jetzt beginnt man ihn etwas aufmerksamer zu betrachten. Gerade zur rechten Zeit, denn heute tut es Not über das russische Volk ernsthaft nachzudenken. Wir müssen zur Aufgabe zurückkehren, seinen Geist zu erkennen.

Als Künstler des Wortes ist N. S. Ljesskow durchaus würdig, in die Reihen der Schöpfer der russischen Literatur neben L. Tolstoi, Gogol, Turgenjew, Gontscharow gestellt zu werden. An Kraft und Stärke seines Talentes erreicht Ljesskow beinahe jeden beliebigen der genannten Schöpfer der heiligen Schrift von der russischen Erde; an Breite und Umfang der Lebenserscheinungen aber, an Verständnistiefe ihrer Lebensart und deren Rätsel, an verfeinerter Kenntnis der grossrussischen Sprache, überflügelt er oft seine Vorgänger und seine Zeitgenossen. Ljesskow unterscheidet sich von den Riesen unserer Literatur nur da-

durch, dass jene plastisch schrieben. Ihre Worte sind wie Lehm, aus dem sie der Wirklichkeit täuschend ähnliche Figuren und das menschliche Antlitz kneteten. Das geht so weit, dass es dir beim Lesen ihrer Bücher so vorkommt, als ob dich alle dargestellten Helden, von der Zauberkraft des Wortes beseelt, tatsächlich umgeben, dich gleichsam körperlich berühren. Schmerzlich scharf spürst du ihre Leiden, du lachst und weinst mit ihnen, du hassest und liebst sie, du hörst ihre Stimmen, du siehst den Freudenglanz und den Schleier des Kammers in ihren Augen; du lebst ihr Leben freundschaftlich mitleidend oder du stössest sie feindselig von dir, und dies alles ist, in seiner Pein, ebenso wohltätig, wie das Leben selbst, nur dass es begreiflicher und schöner ist als das wirkliche Leben.

Ljesskow ist auch ein Zauberer des Wortes, doch schrieb er nicht plastisch, sondern er erzählte. Und in dieser Kunst gibt es keinen, der ihm gleichkäme. Seine Erzählung ist ein vergeistigtes Lied. Es sind einfache, rein grossrussische Worte, die voller Einfälle zu Zeilen aneinandergereiht, den Leser bald nachdenklich machen, bald zum Lachen bringen, immer aber erklingt die bebende Liebe zu den Menschen in ihnen. Sie ist zärtlich verdeckt, beinahe weiblich; es ist die wahre Liebe, die sich ihrer selbst schämt. In seinen Erzählungen sprechen die Menschen oft von sich selbst, doch ist ihre Rede so erstaunlich lebendig, so wahrhaftig und überzeugend, dass sie vor dem Leser ebenso geheimnisvoll spürbar erstehen, körperlich greifbar, wie die Menschen in den Büchern L. Tolstoi's

oder anderer. Mit anderen Worten: Ljesskow erreicht dasselbe Resultat, nur mit anderen Mitteln seiner Meisterschaft.

Man fühlt die Person Turgenjew's, Gontscharow's und anderer beinahe nicht in ihren Werken, weil sie es nicht haben wollen, dass ihre persönliche Anteilnahme am Leben der von ihnen dargestellten Figuren durch den Leser bemerkt werde. Ljesskow befindet sich aber fast immer irgendwo neben dem Leser. Er ist ganz in seiner Nähe, doch seine Stimme stört den Leser nicht, seinen seltsamen Geschichten zu lauschen, die Märchen und Begebenheiten miteinander vermengen. Es ist ihm, als erzähle eine alte, weise Amme mit der Kunst und der Kraft eines Homer oder des alles wissenden Herodot, jedoch ohne jene ermüdende Festlichkeit der alten Dichter und ohne das naive Vertrauen in den »Vater der Geschichte«. Sowohl Tolstoi als auch Turgenjew liebten es, ihren Gestalten jenen Hintergrund zu geben, der ihre Helden vorteilhaft belebte. Weitgehend benutzten sie Landschaften. Sie schilderten die Gedankengänge und das Spiel der Gefühle des Menschen. Ljesskow hingegen vermied das beinahe immer, erreichte aber das gleiche Ergebnis mit der kunstvollen Verflechtung und dem feinnervigen Schmuck der gesprochenen Rede.

Strenge Leute — man nennt sie auch Puristen, deshalb sind sie weder besser, noch freundlicher — also strenge Kritiker, welche die Geheimnisse und die Launen der sprachlichen Schöpfung tiefgründiger und klarer begreifen als die Schöpfer selbst, machten es Ljesskow oft zum Vorwurf, dass er manchmal gewisse

Worte verdrehte. Weshalb sollte man auch nicht mitunter scherzen dürfen, wenn auch nicht immer erfolgreich. Nicht gelungene Spässe waren sogar Göttern eigen!

Ausserdem schrieb Ljesskow gerade zu jener Zeit, als eine grosse Welle von Fremdwörtern aus Uebersetzungen und populär-wissenschaftlichen Werken die russische Rede überflutete. Worte wie »Garantie«, »Subsidien«, »Konzessionen« und andere, hinter denen sich recht hässliche Begriffe und Geschäfte verbargen, mussten einen Ljesskow ärgern, der durch und durch Russe, die russische Sprache bis in ihre verborgensten Winkel kannte und in ihre Schönheit verliebt war.

Unter den russischen Schriftstellern steht Ljesskow einzigartig da. Er hat sich von aussen in keiner Weise beeinflussen lassen. Wenn man seine Bücher liest, fühlt man wirklich Russland mit all seinem »Gut und Böse.« Man sieht deutlicher den verworrenen russischen Menschen, der, wenn er sogar aufrichtig an Schönheit und Wahrheit glaubt, es mit List fertigbringt, zum Sklaven seines eigenen Glaubens und zum Bedrücker seines Nächsten zu werden.

1923.